This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

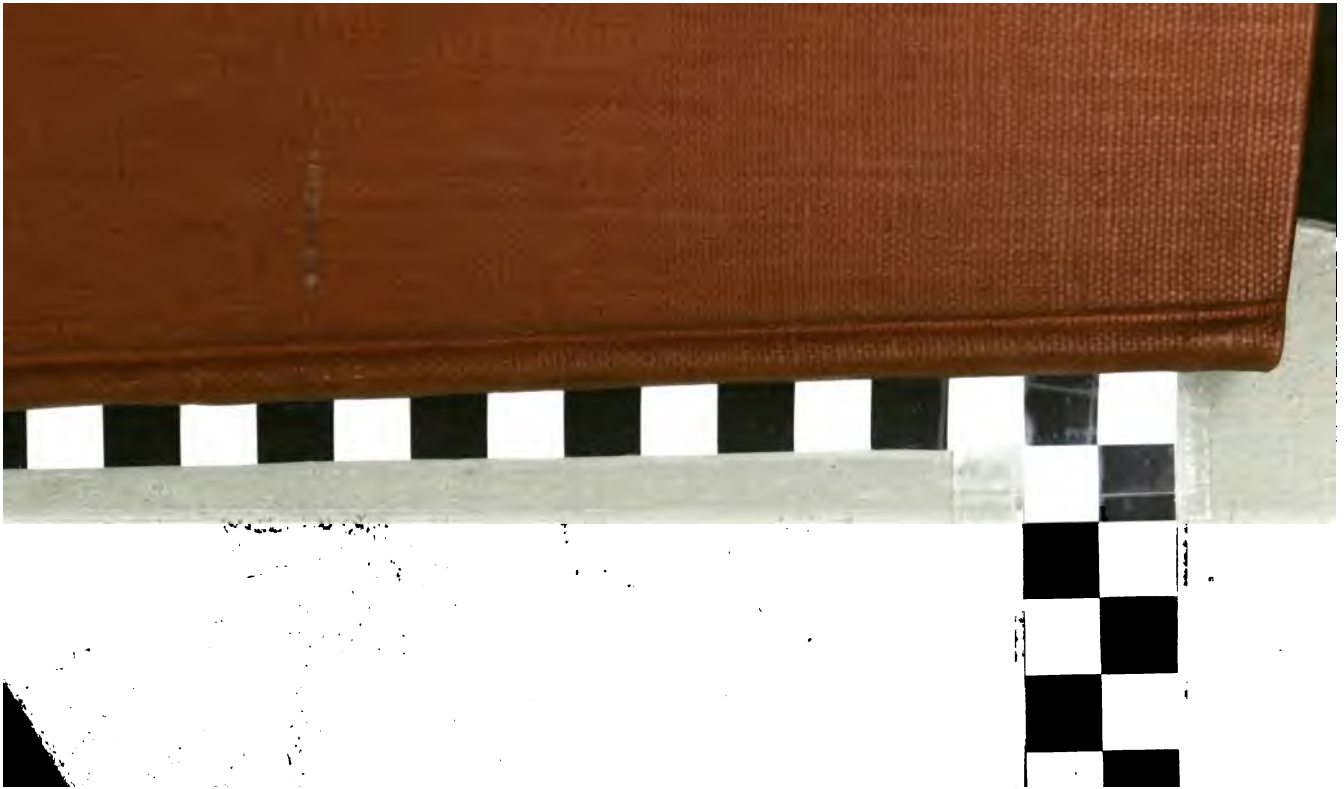
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

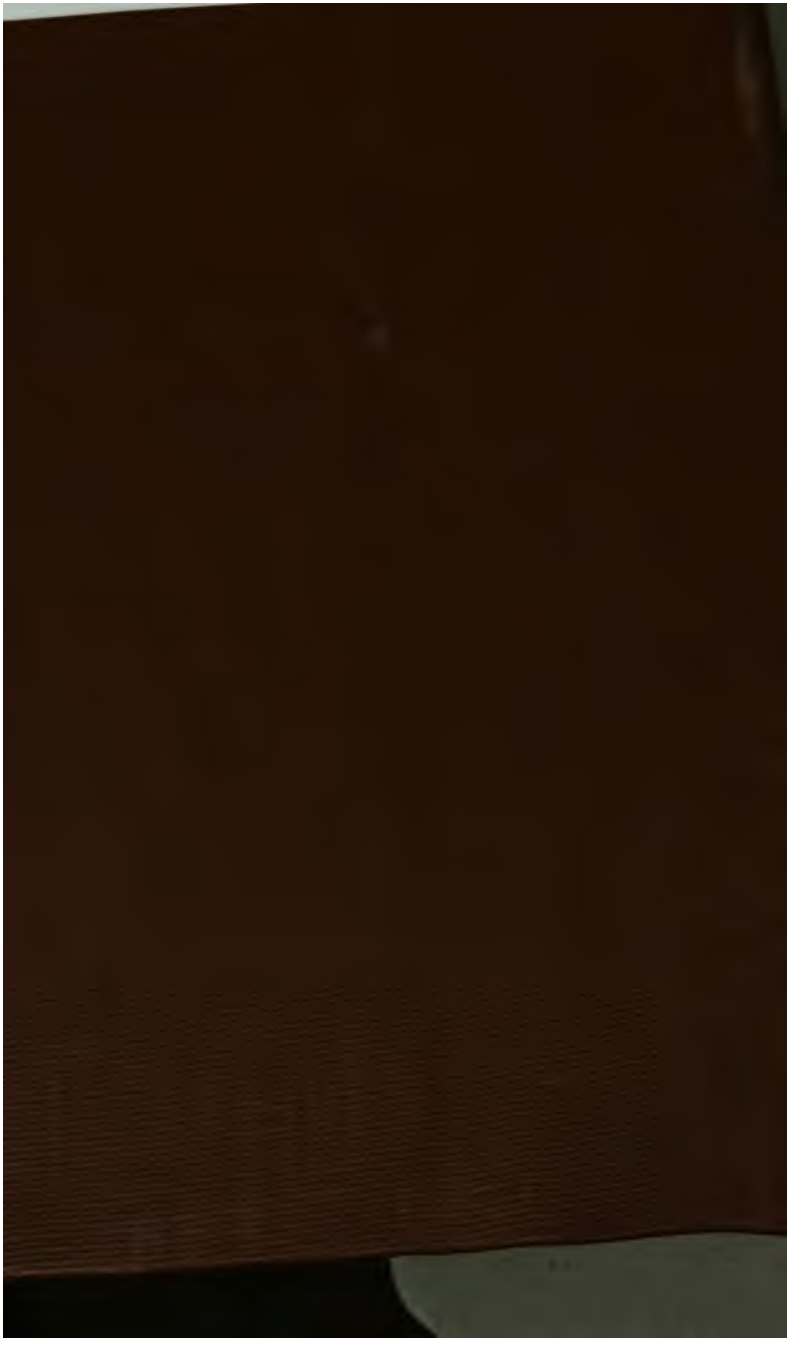
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

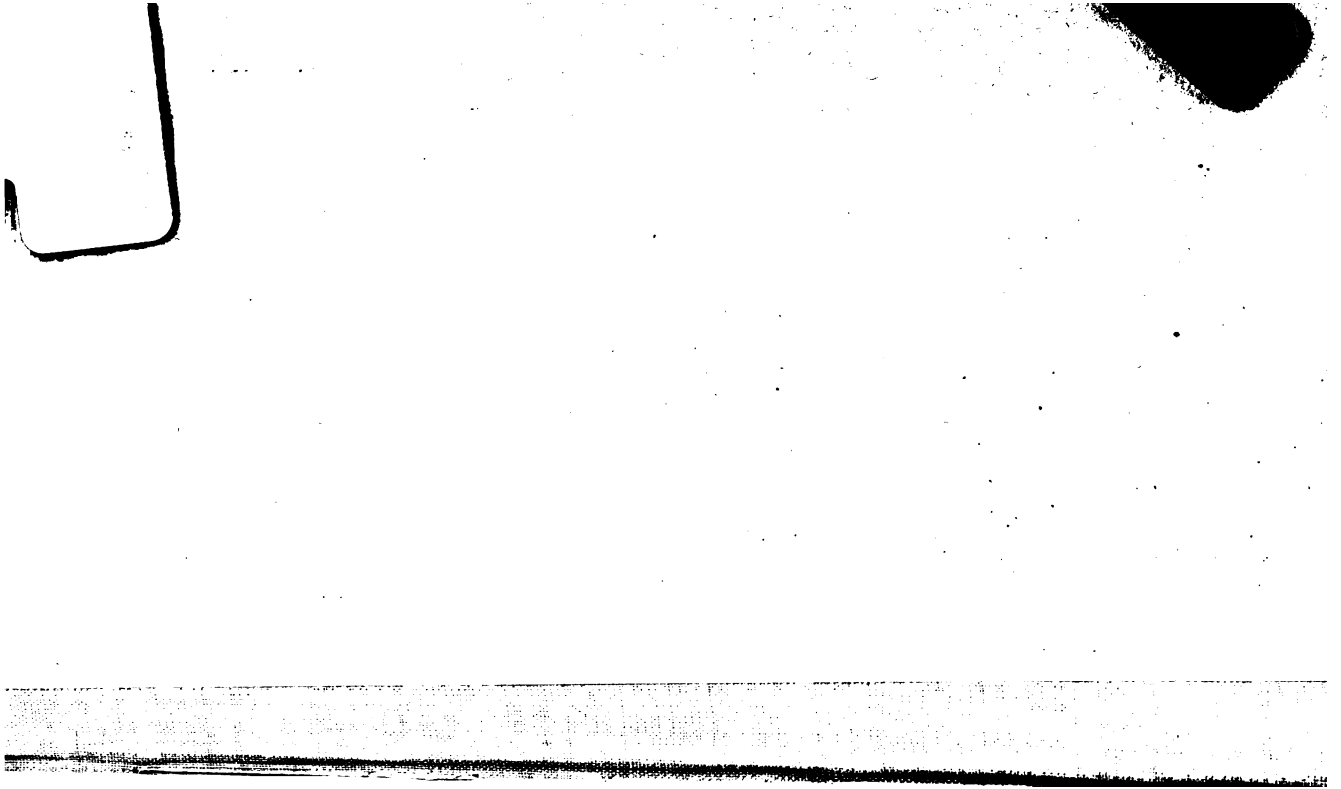
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







GDN

Die
Thaten und Sitten
der
Eidgenossen.

Ein Handbuch
der
Schweizergeschichte
von
Melchior Schuler.

Erster Band.

Der dritten, neu bearbeiteten und vermehrten Auflage
zweite Ausgabe.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.

1842.

ПЛЕЧКА
ЛЛВПС
ЛЕЛ АОВК

Die

Thaten und Sitten

der

Eidgenossen

vor der

Reformation.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Nach dem bei der zweiten Auflage angedeuteten Plane hat der Verfasser nun die „Thaten und Sitten der Eidgenossen“ zu einem Handbuch der Schweizergeschichte für den Freund der vaterländischen Geschichte sowohl, als für die reifere, vorgebildete Jugend umgearbeitet, da, nach seinem Dafürhalten, die „vaterländischen Erzählungen“ (Zürich bei Fr. Schultheß 1836) für untere Schulen genügen. Dadurch ist nun die Herausgabe des dritten Theiles, der die Geschichte vom Anfange des XVII. Jahrhunderts bis zum Schluß des Tokenburgerkrieges hinabführen wird, verzögert worden; er ist aber seinem größten Theile nach ausgearbeitet, und wird, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse aufhalten, in kurzer Frist erscheinen. Auch der vierte und letzte Theil ist so weit vorbereitet, daß er nur der letzten Ueberarbeitung und Bereicherung aus neuerdings eröffneten Quellen bedarf.

Die Anordnung, die der Verfasser gewählt hat, findet er in der Natur der Eidgenossenschaft selbst gegründet. Nie war dieselbe ein Bundesstaat mit gemeinsamer Verfassung und Regierung, sondern ein Staaten-

bund. Dieſer Bund änderte nichts in der Verfaſſung, dem eigenthümlichen Hausweſen eines in denſelben tretenden Staates. Er beſtand eben in der Zuſicherung des Schutzes für die Unabhängigkeit und ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit eines jeden und aller Glieder dieſes Staatenvereins. So theilt ſich wohl naturgemäß die Geſchichte der dieſen Bund bildenden Staaten in eine gemeinſame und in eine beſondere oder Hausgeſchichte derſelben. Die Eidgenoſſenſchaft gleicht einer Geſellſchaft, die bald mehr, bald weniger Gemeinſames hat und ſich dafür vereinigt, in der aber jedes Glied eine unabhängige, freie Perſon iſt, die ihre eigene Haushaltung führt; in beiden Beziehungen iſt hier ihre Geſchichte beſchrieben. Blicke man auf die Länder und auf die Städte — auf Bern, Bündert, St. Gallen! In St. Gallen z. B. das Stift in ſeinen allmälig ſich bildenden Verhältniſſen zu der nach Jahrhunderten frei werdenden Stadt, zum bürgerlich frei gewordenen, aber noch lange zinspflichtigen Appenzell, zum halbfreien Tokenburg, zum unmittelbar beherrſchten Stiftlande und zu ſeinen Herrſchaften im Thurgau und Rheinthal unter eidgenöſſiſcher Oberherrlichkeit; dann zu ſeinen IV Schirmorten, zu den zwei Landrechtorten des Tokenburg, zugleich auch Schirmorten, zu den das Thurgau und Rheinthal regierenden Orten und ſelbſt noch zu Kaiſer und Reich und als Kloſter zum Papſt. — Der Bund der VIII alten Orte, der Zürichkrieg und der Burgunderkrieg ſind die Haupttheilpunkte der Geſchichte. Jener Bund bildete die alte Eidgenoſſenſchaft; kurze Zeit vor und nach dem

Zürichkrieg tritt die östliche Schweiz, und durch den Burgunderkrieg der Theil der westlichen Schweiz, der mit dem eidgenössischen Bern früher schon eine besondere Bundesgenossenschaft gebildet hatte, ganz in die eidgenössische Geschichte ein. So bildete sich dann vollends der Staatenbund der Eidgenossenschaft in ihren XIII Orten, den gemeinen Herrschaften und den zugewandten Orten. Die Vorgeschichte eines jeden Staates wird da erzählt, wo er in den Strom der Eidgenossengeschichte eintritt, und so werden die Ursachen, die zur Vereinigung führten, klar. Die italienischen Herrschaften haben ihre Vorgeschichte bei der Darstellung der italienischen Feldzüge, wie Aargau und Thurgau bei ihrer Eroberung. Die Geschichte von Waadt und Neuenburg erzählt der zweite Theil bei dem Zeitpunkte, da sie eidgenössisch wurden. — Die Schwierigkeiten bei der Ausführung dieses neuen Planes anzugeben, ist hier nicht der Ort. Die Uebersicht des Inhalts mag denselben in seinen Theilen rechtfertigen. Die wenigen kurzen Wiederholungen bei den Ortsgeschichten, welche die Deutlichkeit forderte, wird man wohl gerne zu gut halten. Nur dieß sei noch bemerkt: daß mehrere der schweizerischen Gemeinwesen eine noch sehr lückenhafte, wenig bearbeitete Geschichte haben, weil ihre Quellen noch zu wenig geöffnet, oder an sich zu dürftig sind. Gerne opferte übrigens der Verfasser der Wahrheit den Vortheil auf, ein schöner scheinendes Kunstganzes zu gestalten, wo man durch vermittelndes und ergänzendes Raisonnement die Lücken in den Thatsachen verbirgt,

die Erzählung mit Phantasie schmückt, Einheit mach
wo sie fehlt, und vom eben jetzt herrschenden Ze
geiste sich die Farben zum geschichtlichen Gemälde g
ben und mischen läßt. Ohne die geziemende Besch
denheit zu verletzen, darf sich der Verfasser Müller
Wort aneignen: „Diese Geschichte ist nicht sowohl mei
Werk, als die Stimme der verflossenen Geschlechtsalter
hat Privatgefühlen Stillschweigen geboten, um de
Geist der Altvordern allein reden zu lassen.

Inhaltsverzeichniss.

I.

Die allgemeine Geschichte vor dem Eidgenossenbund 1—42.

Vor 500. Die alten Helvetier 1—4. Die Stammväter der Eidgenossen 4—8.

500—1308. Zustand Helvetiens unter Königen und Kaisern 8—27.

882—1308. Die Habsburger: Grafen 27—33. Kaiser Rudolf und Albrecht 33—42.

II.

Geschichte der acht alten Orte bis zum Bernerbund 42—106.

Die erste Eidgenossenschaft: Uri, Schweiz und Unterwalden 42—70.

Bis 1307. Geschichte vor dem Bund. Einsiedeln. Lenzburg und Habsburg 42—48.

1307—1315. Bundesgeschichte. Die ersten Eidgenossen. Tell. Befreiung. Kaiser Albrechts Tod und Folgen 1307 und 1308. Morgarten. Der ewige Bund 1315.

1315—1353. Ereignisse bis zum Bund der acht Orte 68—70.

Vor u. nach 1332. Luzern 70—74. Unter Murbach und Oestreich. Bund 1332. Parteien.

Vor u. nach 1336. Zürich 74—86. Die Stifte. Regiment. Brun. Bund 1351. Tätweil.

Vor u. nach 1299. Glarus 86—89. Seckingen. Oestreich. Bund 1352.

Bis 1352. Zug 89—91. Lenzburg. Habsburg-Oestreich 1352.

1191—1353. Bern 91—106. Erbauung 1191. Aufblühen. Oberland. Kiburg. Laupenkrieg 1339. Bund 1353.

III.

Geschichte der acht alten Orte bis zum Zürichkrieg 106—167.

1353—1436. 1. Bundesgeschichte 106—141.

1353—1375. Beschützung des Bundes gegen Oestreich und den Kaiser 1353—1356. Züge des Couci 1365—1375. 106—109.
1374—1384. Krieg mit Kiburg. Raubadel 110—112.
1386—1389. Sempacher- und Glarnerkrieg: Sempach 1386. Näfels 1388. Rappersweil 113—126.
1393—1412. Gefährdung des Bundes. Sempacherbrief 1393. Friede 1412. 126—128.
1415—1418. Der erste Eroberungskrieg. Das Unter-Aargau. Eroberungen Berns, der sieben Orte 128—136.
1331—1426. Die ersten Mailänderkriege: Um den Gotthardpaß 1403. Livenen. Bellenz. Eschenthal 1422 136—141.
1353—1436. 2. Innere Geschichte der acht alten Orte vom Bund bis zum Zürichkrieg 141—167.
Die Städte: 141—157. Zürich 141—146. Bern 146—153. Luzern 153—157.
Die Länder: 157—167. Uri (Urserн) 158. 159. Schweiz 159. 160. Unterwalden (Engelberg und Gersau) 160. 161. Zug 161—163. Glarus 163—167.

IV.

Geschichte der östlichen Eidgenossenschaft. Kriege mit Zürich und Oestreich bis zum Burgunderkrieg 168—250.

1. Besondere Geschichte der südöstlichen Orte 168—212.
Vor u. nach 1424. Bünden 168—178. Vor den Bündnissen. Gemeinden und Herren. Erste Bündnisse 1396 ff. Die drei Bünde 1424—1436. Der schwarze Bund.
Vor u. nach 1076. St. Gallen: Stift und Stadt 178—191. Blüthezeit: Hartmut, Salomon, Notker; Klosterleben. Verderbniß um 1076. Aufnahme der Stadt bis 1379.
850—1452. Appenzell 191—202. Unter St. Gallen. Befreiung 1403, Kriege: Speicher 1403. Stoß 1405. Goßau 1428. Bund 1452.
1411—1454. Stift und Stadt St. Gallen bis zum Bund 202—205.
Bis 1450. Tokenburg 205—209. Brudermord. Friedrich VI. Die Erben. Das Landrecht.
Bis 1436. Sargans, Gaster und Uznach 209—212.
1436—1446. 2. Der alte Zürichkrieg 212—234. Ursachen. Der erste Krieg 1436—1441. Der zweite Krieg 1442—1446. Freienbach; St. Jakob an der Sihl 1442. Greifensee. Brugg. St. Jakob an der Birs 1444. Ragaz. Friede 1446.
3. Schaffhausen und Thurgau. Kriege mit Oestreich 234—250.

Verhältniß zwischen Oestreich und den Eidgenossen 234. 235.
Bis 1451. Schaffhausen 235—241. Stift. Vor der östreichischen Herrschaft. Unter Oestreich 1331. Bund 1454.
Bis 1460. Thurgau 241—247. Voreidgenössische Zeit. Krieg.
1465—1468. Der Mühlhauser- und Waldshuterkrieg 247—250.

V.

Vom Burgunderkrieg bis zur Reformation 250—480.

1. Geschichte der westlichen Eidgenossenschaft bis zum Burgunderkrieg 250—280.
1178—1452. Freiburg 250—257. Järingen. Kiburg. Oestreich. Savoien.
870—1468. Solothurn 257—262. Stift. Gefahren. Kriegszüge. Gebiet.
806—1474. Basel: Stadt und Bisthum 262—273. Bisthum. Aufblühen. Unglück 1356. Erhebung. Kriege. Hochschule 1460.
563—1474. Wallis 273—280. Bisthum. St. Bernhard 960. Kriege für Unabhängigkeit. Innere Kriege 1375 ff. Bündnisse.
1474—1519. 2. Bundesgeschichte bis zur Reformation 280—355.
1474—1477. Burgunderkrieg 280—298. Ursachen. Granson und Murten 1476. Friede. Frankreich. Theurichtes Leben 1477.
1477—1487. Zwist und Vereinigung der Eidgenossen 298—304. Freiburg und Solothurn in den Bund 1481. Freudentage.
1439—1495. Pensionen und Kriegsdienste 305—314. Mailänder Feldzüge 1478. Reislaufen. Züge in französischen Dienst.
1499. Der Schwabenkrieg 314—322.
1499—1516. Die italienischen Kriege 334—355. Werbungen 1499. 1500. Bellenz 1501—1503. Pensionen 1504—1512. Herzog Sforza 1512. Furno 1508—1511. Novara 1513. Aufruhren. Marignan 1515. Friede mit Frankreich 1516.
1463—1519. 3. Innere Geschichte der eidgenössischen Orte, vom Zürichkrieg bis zur Reformation 356—480.
Zürich 356—375. Im Krieg. Hämmerlin 1454. Aufblühen. Waldmann 1489.
Bern 375—401. Kriege. Bündnisse. Regierung. Gerichtsherrenstreit 1470. Kirche. Sitten. Regenten.
Luzern 401—407. Unruhen. Regierung. Sitten und Bildung.
Die drei Länder: 408. Uri 408. 409.

Schweiz 409—412.
Unterwalden 412—416. Niklaus von Flüe.
Zug 416—418.
Glarus 418—420.
Basel 421—425. Bund 1501.
Freiburg 425—428. Bund 1481. Parteienkampf 1511.
Solothurn 429—431. Bund 1481. Reisläufer.
Schaffhausen 431—435. Bund 1501.
Appenzell 436—439. Bund 1513.
Die gemeinen Herrschaften 439—447. Baden und Freiämter 439—441. Sargans 441. 442. Gaster, Uznach und Gams 442. Rapperswil 442. 443. Thurgau und Rheinthal 443—445. Die bern- freiburgischen Herrschaften: Murten, Orbe und Tscherlitz, Granson, Schwarzenburg 445—447.
St. Gallen, Stift und Stadt 447—460. Abt Ulrich Rösch. Tokenburg 1468. Möttelt. Klosterbruch 1489. Aufruhr.
Bünden 460—465. Allgemeiner Bund 1471. Gebiet. Krieg um Pusclav und Engadin.
Wallis 465—467. Bund 1475. Unterwallis. Schinner und Auf der Flüe 1510 ff.
Biel, Mühlhausen, Rothweil 467—470.
Genf 470—480. Unter dem Bischof. Savoien Berthelier. Burgrecht mit Freiburg 1519.

I.

Die allgemeine Geschichte vor dem Eidgenossenbund.

Bis 1308.

Die alten Helvetier.

Bis zum Jahr 300.

Wie war unser Vaterland beschaffen, was geschah in demselben vor zweitausend Jahren? — Das weiß Niemand: denn weder Einwohner noch Fremder schrieb damals von diesem Land und Volk. In dem letzten Jahrhundert vor Jesus Christus erhalten wir durch Griechen und Römer die ersten Nachrichten von unserm Vaterland; so wie wir überhaupt diesen beiden Völkern die Nachrichten über die Länder und Völker der Vorwelt und besonders die Ueberlieferung der heiligen Schrift des Neuen Testaments verdanken. In dieser Zeit näherte sich den Alpen die Macht des Römervolkes, welches durch Tapferkeit und Geistesbildung die Herrschaft über den größten Theil des damals bekannten Erdbodens errang. Helvetier hießen die Bewohner unseres Landes; sie waren ein Stamm des benachbarten großen Gallliervolkes. Ueber dem Rhein grenzten an die Helvetier die noch halbwilden deutschen Völkerschaften (von den Römern Germanen genannt), die mit ihren Heerden ihr waldiges Land durchzogen. Mit ihren gallischen und germanischen Nachbarn hatten die Helvetier schon manche Kriegszüge in Italien und in das von den Römern eroberte südliche Gallien gethan, um das herrliche Land zu gewinnen. Endlich wurden sie mehr durch die Kriegskunst als durch die Tapferkeit dieses Volkes überwunden und in die Alpen zurückgetrieben, bis zuletzt Julius Cäsar, der römische Feldherr, im Jahre 56 vor Christi Geburt das ganze helvetische Volk besiegte und Roms Herrschaft unterwarf. Bald darauf aber erhob er sich

zum Alleinherrscher über Rom und dessen ganze Weltherrschaft. Dieser Eroberer unsers Vaterlandes ist auch der erste Geschichtschreiber desselben. Von Massilia (Marseille), am Ausfluß der Rhone ins mittelländische Meer gelegen, die eine Pflanzstadt der Griechen war, empfingen in diesen Zeiten die Helvetier Schrift und Schreibekunst, und damit wohl auch manche Kenntnisse und Bildung, wie andere Gallier.

Das helvetische Volk war in vier Gaue (Landschaften) vertheilt, welche durch eine Bundsgenossenschaft vereinigt waren. Es lebte, wie die andern Gallier, in Städten und Dörfern, und trieb Ackerbau und Viehzucht, und war der Herrschaft zweier Stände unterworfen. Der Stand der Priester, Druiden genannt, lehrte den Glauben an die Alles leitenden Götter und ihre Verehrung; an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, der nach dem Tode wieder einen andern Leib beseelen werde; aber auch den schrecklichen Glauben an Versöhnung der zürnenden Götter mit Blut von Thieren und selbst von Menschen, als dem köstlichsten Opfer, zu dem sie gewöhnlich Verbrecher bestimmten. Diese Priester waren zugleich die Lehrer, Gesetzgeber und Richter. Dem Ritter- oder Adelstande folgte das Volk in den Krieg, worin sich die Führer mit Schätzen und Sclaven bereicherten, und endlich den größten Theil ihrer Landsleute selbst zu Sclaven machten.

Orgetorix, der reichste und mächtigste dieses Adels, wollte Herr seines Volkes werden. Er gewann den Adel zu einem Eroberungszug nach Gallien, und beredete dann auch das kriegslustige Volk dazu durch Aufreizung eben der Begierden, die ihn beherrschten. In einer Volksversammlung sprach er: „Ihr, die tapfersten der Gallier, wohnet in einem engen, rauhen Lande. Macht euch auf — das ganze Volk — mit mir, und erobert das nahe, schöne, fruchtbare, reiche Gallien! Kein Volk kann euch widerstehen und ihr werdet Herren über ganz Gallien werden!“ Alles Volk stimmt in seinen Wunsch; einmüthig wird der Auszug beschlossen. Zwei Jahre wollen sie all ihr Feld bauen, Vorrath jeder Art zusammen bringen, und im dritten Jahre dann soll alles Volk, Mann und Weib und Kind, zur Eroberung Galliens ausziehen. Die Ausführung dieses Entschlusses wird Orgetorix aufgetragen.

Auch die Häupter des benachbarten Sequaner- und Aeduerlandes (jetzt Burgund), beredet er, sich gleich ihm zu Herren ihrer Völkerschaften zu machen, im Bunde mit ihm das übrige Gallien zu erobern, und sich dann in dessen Herrschaft zu theilen. Schon glaubt Orgetorix am Ziele zu sein, als die Strafe ihn ereilt. Der Oberkeit werden seine Entwürfe entdeckt; er wird gefangen; in Fesseln soll er, nach Landesgebrauch, sich vor dem Gerichte verantworten, und als Landesverräther droht ihm nach dem Gesetze der Tod durchs Feuer. Aber auf seinen Hülfruf strömen am Gerichtstage seine Freunde, seine Schützlinge, seine Sclaven, deren er 10,000 hatte, zusammen und entziehen ihn dem Landesgerichte mit Gewalt. Nun ergreift aber alles Volk, von der Oberkeit aufgerufen, die Waffen zu des Gerichtes Schutz. Der Verräther sieht sich ohne Rettung; er verzweifelt und nimmt sich selbst das Leben.

Nach dem Tode des Orgetorix bleiben die Helvetier dennoch bei dem schon gefaßten Entschluß, und auch sie sollte dafür schwere Strafe treffen. Als die bestimmte Zeit des Auszugs kam, und sie Lebensmittel für drei Monate, Waffen und alles Nöthige gerüstet hatten, zünden sie ihre 12 Städte, 400 Dörfer und die im Lande zerstreuten Häuser an; ebenso die benachbarten kleinern Völkerschaften am Rheine, die mit ihnen ziehen wollten. Das thaten sie, um jeden Gedanken an Rückkehr ins verlassene Land zu vertilgen, und sich selbst nichts als die Wahl zwischen Sieg oder Tod übrig zu lassen. Auf einen bestimmten Tag sammelt sich alles Volk am Rhonefluß bei Genf: 263,000 Helvetier und 105,000 von den benachbarten kleinen Völkerschaften, worunter 92,000 waffenfähige Männer waren. Ihr Feldherr war der alte Diviko, der einst als Jüngling mit seinem Volke ein mächtiges Römerheer am Lemanersee geschlagen hatte. Hier wehrte ihnen aber der römische Feldherr, Julius Cäsar, den Durchzug, und als sie an einem andern Orte durch den Jura in Gallien eindringen, verfolgt und ereilt er sie. Ungeachtet der großen Ueberzahl und der Tapferkeit der Helvetier besiegt sie Cäsar durch Kriegskunst. Nach einer schrecklichen Schlacht blieben vom helvetischen Volke nur 110,000 übrig; diese ergeben sich und Cäsar schickt sie in die verödete Heimath zurück, sich daselbst wieder anzubauen.

schloß Frieden und Bund mit ihnen. Nicht lange mehr blieben die Helvetier Herren ihres Landes; Kraft und Muth waren ihnen gebrochen. Auch Wallis und Rhätien (jetzt Bündten) mußten sich bald den Römern unterwerfen. Diese schickten Heerhaufen in das Land zum Widerstand gegen die benachbarten wildfreien Deutschen; sie gründeten Pflanzstädte und Festungen, wie Augusta Rauracorum (Augst), Vindonissa (Windisch) u. a. Aventicum aber war die große reiche Hauptstadt des helvetischen Volkes. Zwei Jahrhunderte hindurch genoß Helvetien das Glück des Friedens, das nur einmal durch einen unglücklichen Streit über eine Kaiserwahl unterbrochen ward. Seine Jugend that Kriegsdienste unter den römischen Heeren. In der Hauptstadt Aventicum hielten die Gesandten des Volkes ihre Tagsatzungen. Die Stadtbürgerschaften standen unter zwei Vorstehern (Bürgermeistern) und Räthen. In den Städten erhoben sich prächtige Tempel. Viehzucht, Feldbau und Weinbau, Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst blühten auch in Helvetien und erzeugten mildere Sitten und brachten edlern Lebensgenuß. Aber gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts begannen die Einbrüche der wilden deutschen Völker, die endlich die römische Weltherrschaft stürzten. Die Städte Helvetiens wurden zerstört, das Land verheert, die Einwohner, welche das Schwert verschonte, wurden Sclaven. Im vierten Jahrhundert ward die Verheerung so vollständig, daß das Land nun lange Zeit die helvetische Wüste genannt ward. Nun geht der Pflug in den Feldern, welche den Schutt der zahlreichen Städte und Dörfer der römischen Vorwelt bedecken, und häufig findet man noch in unserer Zeit Denkmale jener schönen untergegangenen Welt in Bauwerken, Bildern, Münzen und Geräthen. Auf dem Grabe dieser alten Menschenwelt blüht eine neue, bis auch sie, wie alles irdische Leben und Schaffen des Menschen, untergeht und sich wieder in eine neue Welt umgestaltet.

Die Stammväter der Eidgenossen.

Bis zur Einwanderung um das Jahr 500.

Nicht die Helvetier, die ältesten bekannten Einwohner unseres Landes, sind unsere Stammväter, sondern die zur Römerzeit

noch wildfreien Deutschen. Auch von ihnen haben wir nur durch die Griechen und vorzüglich durch die Römer Kenntniß. Deutschland — sagen sie — ist ein kaltes und rauhes Land, in dessen Wäldern und Haiden die Bewohner mit ihren Heerden herumziehen. Keine Städte, keine Dörfer sieht man im Lande; nur Hütten bauen diese wandernden Horden an Bächen, in Holz und Feld, die sie dann wieder abbrechen und von einem Weideplatz zum andern führen, wo sie ihr Lager wieder aufschlagen; des Winters aber, um sich vor der Kälte zu schützen, graben sie sich in die Erde. Alles Land ist Allmend, Allen gemein. Die dem Rheinstrom am nächsten schweifenden Völkerschaften heißen Sueven und Alemannen, und leben bald friedlich, bald feindlich mit einander. Jährlich vertheilen die Volkshäupter so viel Feld zum Anbau von Gerste und Hafer als nöthig scheint; andere Früchte werden nicht gepflanzt. Wilde Baumfrüchte, Käse und Fleisch sind außer jenen Feldfrüchten ihre Speise, Milch und Bier ihr Getränk. Die Alten, die Weiber, die Knechte besorgen das Feld und das Vieh. Außerordentlich groß und stark sind ihre Körper, schön ihre Gestalt, blau das Auge, blond das Haar, trotziger Muth blickt aus ihrer Miene. Von Kindheit an sind sie gegen die rauhe Witterung ihres Landes abgehärtet; nur ein Mantel oder ein Thierfell bedeckt den Leib und ihr Bad ist der kalte Strom; darum ertragen sie in hohem Grad Kälte und Hunger, aber nicht Hitze und Durst. Nur zu Jagd und Krieg werden sie als Jünglinge erzogen, und weil sie außerdem keine Arbeit verrichten, so ertragen sie ausdauernde Anstrengung ihrer Kräfte nicht. Im Kriege sind ihre Weiber und Kinder oft in der Nähe des Kampfes, bringen ihnen Speise und Trank, pflegen die Verwundeten und ihr Geschrei feuert sie an, das Aeußerste zu wagen, um ihr Liebstes nicht dem Feinde zum Raube zu lassen. Ihr Anblick trieb mehrmals die Weichenden wieder in den Kampf zurück und zum endlichen Sieg. Alles, was eine Völkerschaft oder Stamm angeht, wird auf einer Landsgemeinde unter der Leitung des Königs und der Priester verhandelt. Hier wird Krieg oder Friede beschlossen; Verbrecher werden bestraft; Richter werden erwählt, die durch das Land gehen und öffentlich Gericht halten oder Streitigkeiten freundlich beilegen. Da wer-

den die Jünglinge zu Kriegern und Männern erklärt und ihnen vor allem Volk durch das Oberhaupt Schild und Lanze überreicht, worauf jeder Jüngling sich einen Führer wählt, mit dem er in den Krieg zieht, und den er nun, auch in Noth und Tod, nicht mehr verlassen darf, sonst wird er ehrlos erklärt. Auf diesen Landtagen setzt sich das Volk auch zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten zusammen und spricht dabei von Allem, was vor die Gemeinde kommen soll; aber erst am folgenden Tage, bei nüchternem Sinn, faßt es Beschlüsse; es werden da Feindschaften versöhnt und Ehen geschlossen. Aber oft brechen auch zaumlos die Leidenschaften des rohen wilden Volkes aus. Tag und Nacht durch wird getrunken; man schämt sich des Rausches nicht; es erheben sich Streit und Zorn und das Gelage endet dann mit Schlägerei, bis zu Blut, Wunden und Mord. Die Spielsucht treibt Manche so weit, daß sie nicht nur alle Habe, sondern selbst auch ihre Freiheit aufs Spiel setzen und, wenn sie verlieren, sich dann ohne Weigerung zu Sclaven machen und sich verkaufen lassen. Zu Hause arbeitet der Mann und der Jüngling nichts; Weiber, Kinder, Knechte müssen Alles besorgen. Um den Feuerheerd liegt das ganze Hausvolk; Herr und Knecht sind nicht zu unterscheiden; halbnackt liegen sie beisammen, und neben den Hausgenossen auch das Vieh, das mit ihnen in der gleichen Hütte lebt. Wenn ein Jüngling heirathet, so bringt er zu seiner Braut ein Gespann Ochsen, ein aufgezäumtes Pferd, Schild und Speer und Schwert, und auch von ihr empfängt er Waffen. Sie reiten die Pferde ohne Sattel. Ihre Schiffe sind ausgehöhlte Baumstämme. Ihr Handel ist nur Waarentausch, da sie kein Geld haben, und Gold und Silber nur die von Adel als Schmuck tragen. Das Volk kennt die Schriftsprache nicht und sein Gesetz ist alte Sitte und Herkommen. Wie Kinder, Geschwister oder nächste Verwandte die Habe des Verstorbenen erben, so erben sie auch Freundschaft und Feindschaft der Ihrigen, bis jene durch Beleidigung aufgehoben, diese durch Genugthuung versöhnt wird. Gastfreiheit ist ihnen heilige Pflicht. Jeder Fremde, bekannt oder unbekannt, findet bei ihnen Sicherheit und Schutz; Niemand darf ihn beleidigen; jedes Haus steht ihm offen; an jedem Heerde ist er willkommener Gast und überall findet er Pflege in Krankheit

und Noth. Die Gottheit ehren sie in der Sonne, dem Monde, dem Feuer, der Erde. Heilige, den Gottheiten geweihte Haine, sind ihre Tempel, besonders aber halten sie die Eiche für einen heiligen Baum. Wie die Gallier, bringen sie den Göttern Opfer: Pferde, Ochsen, Früchte, ja in Zeiten der Noth selbst Menschen, als das Köstlichste, um ihren Zorn zu versöhnen. Auch an ein Leben nach dem Tode glauben sie, und Sänger preisen die abgeschiedenen Helden in Liedern, die sie zur Harfe singen.

Vor der Besiegung der Helvetier durch die Römer machten diese deutschen Völker schon Heerzüge nach Gallien und Italien, und selbst Rom zitterte mehrmals vor ihnen; oft siegten sie, oft wurden sie besiegt; mit Beute beladen kehrten sie meist aus dem reichen in ihr wildes, armes Land zurück. Als die Römer dann Gallien nebst Helvetien erobert hatten, führten sie fast unaufhörlichen Krieg mit ihnen. Oft gelang es den Römern, die deutschen Völker unter sich selbst zu entzweien; doch nie wurden sie ganz bezwungen; dagegen diese, nachdem sie die römische Kriegskunst erlernt, das Reich der Römer stürzten.

Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts begann die Völkerwanderung. Völker aus dem Norden Asiens und Europa's trieben die benachbarten deutschen Völker aus ihren Ländern und nahmen diese in Besitz. Die aus ihrer Heimath verstoßenen Völker suchten dann eine andere. Die Alemannen eroberten den Theil Helvetiens, wo nun deutsch gesprochen wird, und besaßen das ganze Rheinland von den Alpen bis zum Lande der Franken in den Niederlanden. Sie zerstörten die Städte und machten ihren Theil von Helvetien zum Hirtenlande. Die Burgunder kamen aus Polen an den Rhein, bekriegten zuerst die Alemannen, dann nahmen sie das westliche Helvetien und das südliche Gallien in Besitz. Sie unterschieden sich von den übrigen Deutschen dadurch, daß sie in Dörfern zusammen wohnten; auch waren sie gesitteter als die Alemannen und zerstörten die Städte und Dörfer, die sie einnahmen, nicht; aber die alten Einwohner mußten ihnen zwei Drittheile ihres Landbesitzes abtreten. Bald blühte in ihrem Lande der Ackerbau wieder auf. Nach ihnen kamen die Hunnen aus Nordasien, das wildeste und häßlichste aller Völker, die wie das Vieh lebten, rohes Fleisch fraßen und das Blut der Feinde tranken; sie brachen

wie ein verheerender Strom unter ihrem schrecklichen König Attila über Europa ein; der letzte große römische Feldherr Aetius schlug sie, und nach Attila's Tode verschwand ihre Macht. Die Ostgothen, das gesittetste der deutschen Völker, welche Italien erobert hatte, nahmen auch Rhätien und die tessinischen Landschaften in Besitz. Nach dem Untergang ihres Reiches beherrschten die Longobarden diese Thäler von Lauis und Luggarus bis an den Gotthard hinauf und bauten in denselben viele Burgen. Aus den Niederlanden erhoben sich die Franken, auch ein deutsches Volk, nach Gallien, wo ihr König, Chlodwig, das Frankenreich gründete, dann die Alemannen und Burgunder bekriegte, und seinem Hause ein Reich gründete, das sich über Frankreich, Helvetien und Deutschland verbreitete. Jedes Volk aber behielt seine alten eigenthümlichen Rechte und Gesetze.

Helvetien unter Königen und Kaisern bis zum Eidgenossenbund.

500 bis 1308.

Dritthalb Jahrhunderte herrschten des Frankenkönigs Chlodwig Nachkommen über das durch ihn eroberte große Reich. Das westliche Helvetien stand unter dem burgundischen, das östliche unter dem alemannischen Statthalter des Königs. Trägheit, Laster, Bruderkriege raubten diesen Königen mit der Zeit die Achtung und Liebe des Volks, das sie mit sich selbst unglücklich machten. Der oberste Hofbeamtete, Pipin, entsetzte im Jahr 751 seinen König und ließ sich vom Volk an dessen Statt wählen und vom Papst bestätigen. Sein Sohn, Karl der Große, erweiterte das große Reich durch Eroberungen so sehr, daß es die europäischen Länder vom atlantischen Meere bis nach Ungarn und Polen umfaßte. Er ließ sich im Jahr 800 vom Papst zum Kaiser des Abendlandes krönen. Seine Weisheit war so groß als seine Macht; er wollte seine Völker durch Gesetze und Schulen veredeln. Seine Nachkommen erbten wohl sein Reich, nicht aber seine Geisteskraft; sein guter, frommer Sohn, Ludwig, ward von den eigenen Söhnen bekriegt, die

ihnen die Herrschaft entrissen, dann aber die Waffen gegen sich selbst kehrten. Und wie sie ihrem Vater thaten, so thaten ihnen die mächtigen Herren des Reichs und herrschten nach ihrem Gefallen. Karls Stamm sank, wie Chlodwigs Stamm, durch gleiche Thorheit und Laster in einem Jahrhundert stufenweise von der größten Macht und Herrlichkeit so tief hinab, daß er endlich in Armuth und Verachtung unterging. Karls des Großen Enkel hatte in den letzten Lebenstagen nicht einmal Brot genug!

Nach dem Untergang der Karolinger kam das Kaiserthum an deutsche Fürstengeschlechter; Frankreich erhielt ein eigenes Königshaus aus inländischem Fürstenstamm. Alemannien, wozu Helvetien zwischen der Reuß und dem Rhein und Schwaben gehörte, blieb unter der Oberherrschaft des Kaisers und ward von einem Herzog regiert. Die burgundischen Herren aber wählten im J. 888 den Grafen Rudolf, Sohn eines deutschen Fürsten, der Graf im Land zwischen dem Jura, der Aare und den Alpen geworden war, zum König. Er und sein Sohn, Rudolf II., eroberten auch das alemannische Helvetien. Jener war ein Freund des Rechts, so daß die Richter seines Landes in seinen Streitsachen ohne Furcht auch wider ihn sprachen. Des Sohnes Gemahlin, Bertha, versöhnte ihren Vater, den Herzog Burkard von Schwaben, und ihren Gemahl, die Krieg geführt hatten, so daß Helvetien langen Frieden genoß, und war das Muster einer guten Haus- und Landesmutter zugleich: sie spann selbst zu des Königs Kleid und leitete die Wirthschaft auf den Höfen der königlichen Güter, stiftete Kirchen, Klöster und Spenden für die Armen. Zu ihrer Zeit blühten mit der Abtei die Stadt Peterlingen, auch Morsee, Orbe und andere waatländische Städte auf. Ihre Zeit ward noch lange mit dem Worte: „Da Bertha spann," als eine Glückszeit bezeichnet und ihr Siegel stellte die königliche Hausmutter auf dem Throne spinnend dar. Konrad, Rudolfs und der Bertha Sohn, hatte im Anfang seiner Regierung zwei furchtbare Feinde zu bekämpfen. Zur gleichen Zeit zog von Abend her ein Heer Araber, die Spanien und Südfrankreich erobert hatten, und von Morgen her ein Heer Ungarn über den

Rhein gegen sein Reich. Klug wußte er beide feindliche Heere zum Kampf unter sich selbst zu bringen, ehe er angegriffen ward: dann schlug er beide Feinde, als sie sich geschwächt hatten, rettete so sein Land vor Verheerung, und regierte dann weise und wohlthätig noch 47 Jahre lang (bis 993) in ungestörtem Frieden. Ihm folgte sein Sohn, Rudolf, III., ein schwacher, träger und doch trotziger Mann. Als er einem der Landesherren sein Erbgut entreißen wollte, entstand Aufruhr; sein Heer ward geschlagen und seine Macht so beschränkt, daß ihm weder viel Gewalt noch Einkommen blieb. Nun machte er, da er keine Kinder hatte, Kaiser Heinrich II. ohne Wissen und Willen der Reichsstände zum Reichserben, dessen Macht sie dann zur Anerkennung zwang (1020). Burgund blieb, nachdem es anderthalb Jahrhunderte eigene Könige gehabt, mit dem deutschen Kaiserthum vereinigt, und ganz Helvetien stand neuerdings unter der gleichen Oberherrschaft.

Unbeschreibliche Verwirrung und Unglück verbreitete durch Helvetien, wie durch ganz Deutschland, der zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. um 1075 begonnene Kampf zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Macht. Der Kaiser behauptete: der Papst und die Geistlichkeit stehen, wie von je her, in weltlichen Dingen unter ihm, als dem Oberhaupt des Staats und der weltlichen Regierung. Der Papst behauptete dagegen: unter ihm, der, als das Haupt der Kirche, der Statthalter Gottes auf Erden sei, stehe die Geistlichkeit, als ihrem Herrn, auch in weltlichen Dingen, er sei auch darin, wie im Geistlichen, über alle irdische Macht erhaben, wie die Sonne über den Mond, ja er sei selbst des Kaisers oberster Richter. Der Kaiser entsetzte den Papst, der Papst den Kaiser. Der mächtigste Herr in Helvetien, Graf Rudolf von Rheinfelden, ergriff des Papstes Partei, der ihn zum Gegenkaiser Heinrichs IV. machte, so wie dieser auch einen Gegenpapst ernannte.

Die Regierung des burgundischen und des größten Theils des alemannischen Helvetiens kam 1097, unter kaiserlicher Oberherrschaft, an das Haus der Herzoge von Zäringen. Vom hohen Adel wurden sie als Fremde gehaßt; vom niedern Adel hingegen, der bei ihnen Schutz gegen den Druck jener fand, geliebt

und unterstützt. Zum Zügel für die mächtigen Landesherren machten sie Flecken, wie Burgdorf, Milden u. a. zu Städten, und erbauten die Hauptstädte, Freiburg und Bern. Beim Aussterben dieses Hauses gingen dessen helvetische Besitzungen erst an das Haus Kiburg, und von diesem an das Haus Habsburg über. In eben dem Jahr, in welchem Bechthold V., der letzte Zäringer, starb (1218), ward Rudolf von Habsburg, der Stifter des habsburg-österreichischen Kaiserhauses, geboren, der als Kaiser Deutschland und Helvetien aus der Verwirrung und dem Elend rettete, worein es seit Kaiser Friedrichs II. Tode durch jenen fast 200jährigen Kampf zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Macht so versunken war, daß alle kaiserliche gesetzgebende und oberrichterliche Gewalt aufgehört hatte, und jeder große und kleine Zwingherr that, was ihm gefiel, so daß keine Sicherheit für Leib und Gut mehr war. Die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und die Bündnisse der Städte brachten die Rettung. Der Mißbrauch der Kaisermacht aber unter seinem Sohne Albrecht verursachte den Eidgenossenbund.

Helvetien war bis auf den Eidgenossenbund:

1. Ein unabhängiges Volk bis zur Herrschaft der Römer — 53 Jahre vor Christus.
2. Unter römischer Herrschaft bis ums J. 300 nach Chr.
3. Unter Alemannen und Burgundern bis zur Herrschaft der Frankenkönige, 300—531.
4. Unter den Frankenkönigen aus Chlodwigs Hause, 531—752.
5. Unter dem karolingischen Hause, 752—888.
6. Unter den Königen von Burgund und den Herzogen von Alemannien, 888—1032.
7. Unter den deutschen Kaisern, 1032—1308. (Herzog Rudolf von Rheinfelden und die Herzoge von Zähringen, kaiserliche Statthalter, 1057—1218.)

Zustand von Helvetiens Volk

von 500 bis 1308.

Adel, Landvolk, Bürgerstand.

Als das helvetische Land durch die Deutschen eingenommen ward, theilten die Eroberer das Land sammt den Bewohnern unter sich als Eigenthum. Der König erhielt den größten Antheil und war Oberlehensherr des ganzen Landes. Die Volkshäupter und Führer erhielten jeder auch große Landesbezirke, und jeder freie Krieger bekam ein Gut mit einer Anzahl von Leibeigenen, die seine Hausknechte, oder später, als man ihnen besondere Güter zu bebauen gab, Güterknechte wurden. Der König und die Vornehmen gaben dann ihre Güter wieder als Lehen an Freie, gegen jährlichen Lehenzins und die Verpflichtung, mit dem Lehnsherrn in den Krieg zu ziehen. Es war im Lande ein herrschendes und ein dienendes Volk. Der König, das Haupt des herrschenden freien Volkes, berief dasselbe jährlich im März oder Mai auf die Reichsversammlung, wo die Angelegenheiten des Reichs behandelt, Gesetze gegeben, Krieg beschlossen ward. Herzoge regierten im Namen des Königs eine ganze Provinz. Unter ihnen verwalteten die Grafen die Gaue dieser Provinz. Jeder Graf eines Gaues hielt an öffentlicher Stätte, meist an der Straße unter Linden, Gericht mit zwölf Richtern, die vom freien Volk aus seiner Mitte erwählt wurden, und allen Freien war geboten, auf einem solchen Gerichtstag zu erscheinen. Ueber noch kleinere Landesbezirke von etwa hundert Höfen waren Zentenare gesetzt, welche mit andern Richtern über kleinere Streitigkeiten urtheilten. Die Gesetze bestraften alle Verbrechen, wie: Tödtung, Verwundung, Diebstahl, Schädigung an Haus und Gut, mit einer bestimmten Geldbuße. Auch die Leibeigenen, die keine Waffen tragen durften, wurden dadurch gesichert, und für das weibliche schwache Geschlecht mußte doppelte Buße geleistet werden. Der niedere Adel, oder die Freien, waren auch meistens Dienstleute des hohen Adels oder der geistlichen Stifte, d. h. sie hatten neben ihrem Freigute noch ein Lehengut von jenen. Sie hießen auch Edel-

Knechte oder Junkern, und lebten von dem Ertrag ihrer von den Leibeigenen bebauten Güter. Doch führten auch Adelige selbst etwa den Pflug, wie der Freie von Hegnau, den (1280), nebst seinem Sohne, ein Herzog von Oesterreich mit ausgezeichnet schönen Pferden den Pflug führen sah, und als er ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, die Antwort erhielt: „Herr, nach der Kriegspflicht halte ich es für des Edelmanns würdigstes Geschäft, sein Feld selbst zu bauen; das lehr' ich auch meinen Sohn!" Mit freudigem Beifall erzählte dieß der Herzog seinem Adel. Leibeigene wurden bisweilen aus Frömmigkeit, aus Herzensgüte, aus Dankbarkeit, aus Werthschätzung ihrer Geschicklichkeit, oder auch gegen Auskauf, von der Knechtschaft befreit. So entließ eine Nonne, Engeltrud, ihren leibeigenen Knecht Sigemar zu Ofiringen bei Zofingen, damit er zum Priester geweiht werden könne, „weil ihn seine guten Sitten dessen würdig machen." Der Stammvater des berühmten Geschlechtes Tschudi in Glarus ward im J. 909 vom König selbst frei gesprochen. Solche Freigelassene erhielten Lehengüter; durch Tapferkeit kamen sie in den Ritterstand, und stiegen so in den Adelstand auf. Die Adelsgeschlechter, welche sich in der Eidgenossenschaft bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben, — stammen von solchen Freigelassenen, oder vom niedern Adel jener Freien ab.

Nach Karls des Großen Tod wurden Lehen und Aemter erblich. Erst machten sich die Herzoge, Grafen, Bischöfe und Aebte mit ihren großen Lehensländereien unabhängig von schwachen Königen und Kaisern; ihnen ahmten dann, in den unruhigen Zeiten voll Parteiung, die niedern Lehensherren nach, — bis es endlich so weit kam, daß jeder große und kleine Herr nach Willkür handelte, und sich keinem Oberherrn und Richter mehr unterwarf. Da kam die Zeit des Faustrechts, wo nur Gewalt herrschte und alle Streitigkeiten mit dem Schwerte ausgefochten wurden. Der Adel suchte sich durch feste Burgen zu schützen, wohin seine Unterthanen zur Fehdezeit ihre Habe und Gut flüchteten. Die ärmeren Freien und Adeligen hingegen fielen unter die Herrschaft ihrer mächtigen Nachbarn, und wurden wohl gar in Knechtschaft gebracht, wie z. B. die Freien in den sogenannten Freiämtern im

Aargau durch die Habsburger. Anderswo erhielten sich aber die Freien, unter dem Schutze edelgesinnter mächtiger Schutzherren, wie die in den Waldstätten unter den Lenzburger Grafen; oder der Städte, mit denen sie in Burgrecht und Bund traten, oder sich daselbst niederließen. Durch Bündnisse setzten sich Burger und Edelleute der rechtlosen Gewalt entgegen.

Der größte Theil des Volkes aber lag in schmählicher Knechtschaft, und war gerade so ein Eigenthum des Herrn, wie das Vieh. Der Name: Leibeigene drückt dieß vollkommen aus. Diese Leute waren erst ohne Eigenthum, ohne Recht, und wurden mit dem Lande gekauft, verkauft, vertauscht, verschenkt; sie waren der Willkür zu menschlicher oder unmenschlicher Behandlung preisgegeben, denn der Herr ihres Hofes war allein ihr Richter. Der Freie baute auf seinem eigenthümlichen oder seinem Lehnhofe ein Herrenhaus oder eine Burg. Die Leibeigenen mußten sich um den Herrensitz ansiedeln, das Land bauen, das Vieh warten, die Hausdienste verrichten, und überhaupt Alles verfertigen, was die Wirthschaft ihres Herrn an Kleidung, Geräthschaft u. s. w. bedurfte. Der Herr aber versah sie mit allen Lebensbedürfnissen; väterlich oft, wo ein menschliches Herz ihn oder die Frau beseelte; in Elend, rath- und hülflos seufzten sie, wenn Geiz und Zorn das Gefühl für Menschenrecht im Herrn erstickten. So entstanden in dem vorher durch die Eroberungskriege verödeten Lande um die Herrenburgen und Höfe und um die geistlichen Stifte Dörfer und endlich auch Städte. Das Land ward immer besser angebaut; die Bevölkerung mehrte sich. Der Anbau der zum Herrenhofe gehörigen, oft entfernten, Grundstücke machte nöthig, dieselben an Leibeigene gegen Zins zu überlassen. So wurden sie zu Vermehrung des Ertrags durch fleißigen Anbau ermuntert, weil der Ueberschuß ihnen Eigenthum verschaffte. Der Leibeigene mußte sich dann selbst erhalten, kostete den Herrn weniger, die Knechtschaft ward leichter, und Sparsamkeit und Fleiß setzten Viele in den Stand, von dem schwersten Drucke sich loszukaufen, besonders wenn die Herrschaft durch Verschwendung oder Krieg verarmte. So kamen sie zu

Eigenthum, zu Recht, zu meist freiem Gebrauche der Zeit und Kraft und zu häuslicher Freiheit.

Eine Zeit allgemeiner Noth des deutschen Volkes war die Ursache der Entstehung und Befestigung der Städte und der Stiftung des Bürgerstandes. Die Ungarn, ein noch wildes heidnisches Volk, die zu Ende des neunten Jahrhunderts das von ihnen jetzt genannte Land eroberten, brachen wiederholt mit mächtigen Schaaren Alles verheerend, durch Deutschland bis in Helvetien vor und verbrannten da Basel und St. Gallen. Kaiser Heinrich I. erließ nun den Befehl, daß im ganzen Reiche Städte erbaut oder Dörfer mit Mauern und Graben umgeben und zu Städten gemacht werden sollen. Von den Edeln auf dem Land sollte je der Neunte in diese Städte ziehen; der übrige Theil derselben sollte das Land bauen und den dritten Theil der Früchte in die Städte liefern, damit dem Lande immer ein Früchtevorrath gesichert sei. Um den Adel, der ungern hinzog, dazu willig zu machen, gab er den Einwohnern der Städte Vorzüge und Freiheiten. In den Städten sollten der Markt, die Gemeindsversammlung, die obern Gerichte sein. Auch um Burgen herum wurden Städte angebaut; daher der Name der Einwohner Bürger. Es kamen aber auch Handwerker, Freigelassene u. a. dahin. Dadurch kam ein Theil des Volkes zu einem menschenwürdigern, glücklichern Leben, und ward von Knechtschaft frei; das Aufblühen und Freiwerden des Bürgerstandes bereitete in der Folge der Zeiten auch die Befreiung des Bauernstandes vor. Die Stadt war in Kriegszeiten für das umwohnende Volk der Sicherheitsort für Leib und Gut. Der Adel, der sich daselbst anbaute, half die Stadt durch seine Thürme und kleinen Burgen befestigen, und mit den Einkünften von seinen Gütern und deren Verbrauch die Bürger bereichern: dafür gewann er dann Vorzüge in der Stadtregierung, Schutz und ein angenehmeres Leben, und ward so besser und glücklicher. Von dem Lande zogen Handwerker hinein und die Gewerbe wurden immer mehr ausgebildet: es entstanden Zünfte. Das Volk ab dem Lande brachte seine Landeserzeugnisse dahin und nahm dagegen vom Gewerbs- und Handelsmann, was es bedurfte:

es entstand der Kreislauf des Handels, der den Ueberfluß des einen Ortes und Landes dem andern bringt und austauscht; der Reichthum des Landes floß in den Städten zusammen. Die Burgerschaften erhielten immer größere bürgerliche Freiheiten, besonders die Wahl eigener Richter und Räthe; diese regierten nach Gesetzen, welche die Bürger sich selbst gaben. Der Reichthum gab den Kaufleuten und die Wissenschaft den Gelehrten ein Ansehen, das dem des Adels gleich kam, und tapfere Burger wurden in den Ritterstand und damit zum Adel erhoben. Mit dem Wohlstand blühten auch Kenntnisse und Künste auf; in Schulen konnte nun auch der ärmere Bürgerssohn sich bilden. Der Reichthum, das kriegsgeübte Volk und die Befestigung der Städte machten sie zu Schutzwehren des Reichs gegen äußere Feinde, aber auch des Volks gegen tyrannische Gewalt weltlicher und geistlicher Fürsten und der Kaiser selbst. Auch große Kriegsmacht konnte sie, ehe man Geschütz hatte, nur selten erobern. Zürich und Bern vermochte auch der Kaiser mit dem ganzen Reichsheer nie zu bezwingen. Durch den Bürgerstand verlor der Adel an Macht, aber unendlich mehr gewann er dafür an Lebensgenuß im Umgang mit gesitteten Menschen. Bald wohnte in den größern Städten ein Bürger schöner und lebte glücklicher als früher der Graf. Die meisten Städte in Helvetien wurden um die Stifte und Klöster erbaut. Gerne gaben die meisten derselben den Bürgerschaften Freiheiten und Rechte, um die Zahl der Bürger zu mehren, die ihnen durch Gewerb und Handel auch größere Einkünfte verschafften. Im burgundischen Helvetien, wo die alten, aber seltenen Städte nicht zerstört waren, wurden sie von den Zäringern vermehrt. Auch der hohe Adel von Lenzburg, Kiburg, Habsburg, Rapperswil, Toggenburg, Frohburg, Neuenburg gründete viele kleine Städte und begabte sie mit mancherlei Freiheiten und Rechten, damit ihre Bürger nicht in die großen freien Städte wegziehen; denn lange stand das Burgrecht Jedem offen, der mit Wehr und Waffen versehen, gegen kleines Burgrechtgeld es annehmen wollte. Den geldbedürftigen Herren oder geistlichen Stiftungen kauften die Städte in späterer Zeit immer mehr Herrschaften und Güter ab, und überhaupt mußten jene, um sich der Treue ihrer Unterthanen zu versichern, die Leib-

eigenen milder halten. Die allmälige Lösung der Bande der Knechtschaft durch das Verleihen der Güter an ihre Knechte und der verständiger betriebene Feldbau lohnte die Herren mit dem größern Ertrag, den sie von ihren Gütern und Eigenleuten gewannen. Schon fingen manche Herren an, auch Landgemeinden, besonders Flecken, gewisse Rechte und Freiheiten zu ertheilen, ihnen gegen gewisse Bedingungen Allmenden und Wälder zu überlassen. Aber auch viele vom niedern Adel wurden mit der Zeit gemeine Bürger in Städten, und Bauern auf dem Lande, die alle Adelsvorzüge verloren. Noch lebt durch die ganze Schweiz zu Stadt und Land eine große Zahl von Nachkommen solchen Adels am Pflug oder im Dienst des Bauern oder Fabrikherrn, die ihre Abstammung nicht mehr kennen. Im dreizehnten Jahrhundert waren manche Städte zu einem hohen Grade von Macht und Reichthum empor gestiegen und sie verstärkten ihre Macht durch Bündnisse gegen drohende Adels-, Fürsten- oder Kaisermacht. In unmittelbarer Reichsfreiheit hatten sich dann in den Waldstätten, in dem berner Oberland, in Bünden und Wallis u. a. aus uralter Zeit freie Gemeinden erhalten. Aus der Vereinigung solcher freien Gemeinden mit den freien Städten entstand der Eidgenossenbund.

Die christliche Religion und Kirche.

Ein halbes Jahrhundert nachdem Cäsar die Helvetier der Herrschaft Roms unterworfen, zu der Zeit, als Kaiser Augustus, wie ein Gott gefürchtet und verehrt, das römische Weltreich beherrschte, erschien Jesus Christus, mit der heiligen und trostvollen Lehre vom Reiche Gottes unter den Menschen. Er lehrte: „Alle Menschen sind Kinder des himmlischen Vaters. Erkenntniß der Wahrheit, Besserung des Lebens und thätige Menschenliebe sind sein heiliges Gesetz, und darin besteht die wahre Gottesverehrung und das Heil der Menschen. Zur Erlösung der Menschen aus der Finsterniß des Aberglaubens und der verderblichen Macht der Sünde lebte und lehrte, litt und starb, nach Gottes Willen, der Menschenheiland. Wer

seiner Lehre glaubt, seinem Beispiel nachfolgt, sich durch ihn erlösen läßt von der Sünde, und heiligen läßt zu einem sich vollen Leben, der lebt auf Erde schon im Gottesreiche. Der Menschen ist mit seinem Geiste ein unsterbliches Leben verliehen und der gute Mensch geht durch den Tod in einen heiligen und seligern Zustand über." Höchst wahrscheinlich entstanden noch während der römischen Herrschaft christliche Gemeinden in Helvetien, und wurden in den Hauptstädten: Chur, Viviconissa, Augusta, Aventikum, Oktodurus (in Wallis) und Genf Bisthümer errichtet.

Die Burgunder kamen schon als Christen nach Helvetien. Durch Einsiedler wurden im 7ten Jahrhundert in den Wäldern und Schluchten des burgundischen Jura von Genf bis Basel mehrere Klöster gestiftet, die Wildniß um dieselben in Wiesen und Felder verwandelt, und um die Kirchen und Klöster baute sich das Volk in Dörfer an. Die wilden Alemannen hatten mit der Verheerung des Landes und der Ausrottung oder Vertreibung der meisten Einwohner die erste Saat des Christenthums wieder zerstört. Die neue Saat brachten nach diesem Theil Helvetiens, so wie in die nördlichen Länder Europa's, Evangelisten aus den fernen brittischen Inseln. So verknüpft die göttliche Weltregierung alle Zeiten und Völker! Sie stifteten Kirchen, Klöster, Spitäler; lehrten, pflegten und heilten Kranke, und gaben das Muster eines enthaltsamen, arbeitsamen und frommen Lebens. Von da kam Fridolin der Wandler, predigte den Christenglauben, von Seckingen an das Land hinauf bis ins Alpenland. Später kamen eben daher Kolumba und Gall, Männer aus fürstlichem Geschlecht, mit zehn Brüdern durch Frankreich ins alemannische Helvetien. Sie machten zuerst zu Tuggen in der Mark einen durch zu heftigen Eifer mißrathenen Versuch, das Volk von der Anbetung der Götter zur Verehrung des Einen Gottes zu führen. Von da begaben sie sich nach Arbon am Bodensee und fanden daselbst einen christlichen Priester, Willimar aus Rhätien, wo sich das Christenthum seit der Römer Zeit noch erhalten hatte. Dieser empfängt sie mit dem Gruße: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" und sie antworten: „Aus fernen Landen führt uns

der Herr zusammen.“ Er führt sie zuerst ins Bethaus, und dann in seine Wohnung. Sieben Tage lang bewirthet er sie; dann gehen sie nach Bregenz, wo sie drei Jahre lang das Evangelium verkündigen. Ein Theil des Volkes wird dafür gewonnen; ein anderer aber wird dagegen erbittert, und bewirkt bei Gunzo, dem Herzog des Landes, die Vertreibung der Prediger. Siegbert geht nun nach Rhätien und gründet in der Wildniß, unfern der Quellen des Vorder-Rheins, das Kloster Disentis, Kolumba aber mit mehrern Brüdern nach Ober-Italien, wo er auch ein Kloster stiftet, und nach seinem Tode als Heiliger verehrt wird. Es haben sich Proben seiner Lehre in weisen Sprüchen erhalten:

Entwöhnung vom Guten ist Gewöhnung zum Bösen.
Liebe verliert nicht, was sie verschenkt.
Was helfen die Augen dem geistig Blinden?
Der Seufzer des Armen ist ein Vorwurf für den Reichen.
Fester Sinn zeugt edles Leben.
Worte gelten nur so viel, als man sie versteht.
Liebe die Menschen als Brüder, Gott als Vater.
Blicke in dich, wenn du einen Andern tadeln willst.
Schmerz, der Wunden heilt, ist Arznei des Schmerzens.
So wenig als die strömende Welle, kehrt die Zeit zurück.
Immer liebt der Freund, immer dauert seine Treue.
Immer ist der Geizige arm, und hat nicht, was er zu haben sich einbildet.

O Glückseliger du, dem wenig genügt zur Pflege des Leibes, der nicht mehr begehrt, als was die Natur selbst verlangt, und dem nicht die ängstliche Sorge das Herz quält!

Frühling und Sommer und Herbst und Winter — so schlingt sich ein Jahr ins andere; alles kehrt wieder zurück, nur nicht das vergangene Leben des Menschen: das bedenkt der Weise täglich und stündlich aufs Neue.

Gall ging von Bregenz krank mit einem Paar Brüder zu Willimar zurück, der ihn pflegte, bis er genas. Nun wünschte er mit seinen Brüdern in der nahen Wildniß ein Einsiedlerleben zu führen, und fragt bei dem Helfer Willimars, der, als Jäger, sie wohl kannte, nach einem Orte, wo Quellwasser und urbar zu machender Boden sich finde? „Ich kenne einen,“

antwortet dieser, „aber wild und einöd ist er, von Bergen umschlossen; der Wald voll Bären, Wölfe und Wildschweine.“ Gall erwiederte: „Ist Gott für mich, wer ist wider mich? Führ' mich hin!“ Der Helfer führt ihn nun tief in den Bergwald ob Arbon, dem Flüßchen Steinach hinauf folgend. Dort läßt sich nun Gall mit seinen Brüdern nieder, und sie bauen Hütten. Der Wald wird ausgereutet; die wilden Thiere verscheut; der Anbau des Bodens, die Jagd und eine kleine Heerde nähren sie. Das war der Anfang des Klosters St. Gallen. Bald besuchte Johannes, ein Priester aus dem nicht weit entfernten Dorfe Grabs im rhätischen Lande, diese Einsiedler. Gall bildet ihn durch Erklärung der heiligen Schriften zum Prediger. Den Herzog Gunzo, seinen ehemaligen Feind, versöhnt er sich damit, daß er dessen gemüthskrank Tochter heilt, und die Geschenke, die er ihm dafür macht, gibt er den Armen. Gunzo will Gall zum Bischof von Konstanz ernennen, aber dieser schlägt es aus, und empfiehlt seinen Schüler, Johann, dazu, der dann auch vom Herzog, der Geistlichkeit und dem Volke erwählt wird. Gall hielt die Einweihungspredigt, in welcher er dem Volke den Inbegriff der biblischen Geschichte erzählte. „Gottes Güte“, sagte er im Anfang, „schuf Engel und Menschen zu ihrer Verherrlichung und zum seligen Leben. Den seligen Geistern hat er den Wohnplatz über dem Himmel gegeben, für die Menschen bereitete er die Erde. Diese Ursache unserer Schöpfung geziemt uns, christliche Brüder! zu kennen, daß Ihr Euch nicht gering schätzet, und Eure Menschenwürde nicht durch ein thierisches Leben verderbet.“ Die Zuhörer bewunderten den Prediger und sagten: „Gottes Geist hat wahrhaftig zu uns geredet.“ Der König beschenkte Gall und seine Brüder; er gab ihnen die Gegend ihrer Einsiedelei zum Eigenthum, und sandte Arbeiter, welche ihnen beim Bau des Bethauses und der Wohnungen halfen und eine Straße nach Arbon führten. Es kamen von Weitem her Pilger, Gall zu besuchen und ihn predigen zu hören, und die Brüder besuchten auch die Umgegend, das Evangelium zu lehren. Als Gall einst für seinen Freund in Arbon predigte, wurde er krank und starb bei ihm, (640) 95 Jahre alt. Ungefähr ein Jahrhundert lebten die hier angesiedelten Brüder,

ohne genauere Regel, beschäftigt mit Feldbau und Unterricht des Volks, mit Beten, Lesen und Handarbeit.

So war der Ursprung der ersten Klöster. Aus ihnen verbreitete sich die Predigt des Evangeliums in die meisten Gegenden Helvetiens. Aber das von den Klöstern und Bischofsitzen entfernter wohnende Volk hatte auch Christenlehrer und öffentlichen Gottesdienst nöthig; denn es war Gesetz der Kirche: daß jeder Christ, der Knecht wie der Herr, Gottesdienst und Predigt besuchen soll, weil das Evangelium für alle Menschen, und jeder ein Glied der christlichen Kirche und vor Gott gleich sei. Darum erbauten Herren auf ihren Höfen Kirchen für ihre Unterthanen, und vergabten Güter an dieselben, um Pfarrer unterhalten und sonst bestreiten zu können, was der Bau der Kirche und der Gottesdienst erfordern. Zu diesem Ende ward dann auch der Zehnte für die Kirchen eingeführt. Wer außer dem Hofe an dem Gottesdienst und der Seelsorge einer Kirche Theil nehmen wollte, gab Opfer oder machte Vergabungen an dieselbe. Kaiser Karl der Große stiftete Hochschulen und niedere Schulen in Klöstern und Stiften; die Knaben sollten da im Lesen, Gesang, Rechnen und in der Sprachlehre unterrichtet werden; auch gründete er Anstalten zur Bildung von geschicktern Predigern. Die Bibel ließ er ins Deutsche übersetzen, „auf daß sie", sagte er, „von Gelehrten und Ungelehrten gelesen werden könne", und ließ bessere Predigten, als die zu seiner Zeit gewöhnlichen, über biblische Abschnitte zum Gebrauch der Pfarrer bearbeiten.

Alles Christenvolk, Herren und Knechte, auch Fürsten und Könige, waren der Kirchenzucht unterworfen. Der Bischof hatte die Aufsicht über den Gottesdienst und die Religionslehre in seinem Kirchsprengel, und war verpflichtet, jährlich in demselben herumzureisen, die Pfarrer über ihre Amtsverrichtungen und ihr Leben zu prüfen, überall Sittengericht (Send genannt) über die Gemeinden zu halten, und darin den Zustand der Religion und der Sitten des Volkes zu untersuchen. Bei Strafe des Banns, d. i. der Ausschließung von der Christengemeine, mußte Jeder sich einfinden. Sieben der angesehensten Männer in der Pfarrgemeine wurden beeidigt, alles Widerchristliche in derselben anzuzeigen. Sodann wurden die Strafen über die Fehlenden ausgesprochen.

Aber nur zu bald gingen die meisten Bildungsanstalten für die Geistlichen und damit diejenigen für das Volk, sowohl durch verheerende Kriege, als durch das Verderbniß der Bischöfe und der Klöster zu Grunde. Der größte Theil des Volkes lag in Knechtschaft und hatte in der Kindheit und außer der Kirche gar keinen Unterricht; und die Priester waren häufig eben so unwissend als sittenlos. Statt des Evangeliums und der wahren Wunder, welche die Vorsehung zur Pflanzung der christlichen Kirche durch den frommen Eifer, die aufopfernde Liebe und das heilige Leben solcher Männer, wie Gall, Kolumba und ihre Brüder, bei den noch im Götzendienst versunkenen wildrohen Menschen wirkte, predigte man in späterer Zeit fabelhafte Wundergeschichten von Heiligen, z. B. die Schutzheiligen von Zürich haben ihre abgeschlagenen Köpfe aufgelesen und sie dann mit ihrem Leibe ins Grab gelegt; Gebeine der Heiligen haben Kranke geheilt; Bären seien des heiligen Galls Holzträger und Wegweiser gewesen. Auch verfälschte man durch eigennützige Mißdeutung ursprünglich evangelische Kirchenlehren, z. B. daß man durch Vergabungen an Kirchen und Klöster Vergebung der Sünde und den Himmel erkaufen könne, u. dgl. Die Unwissenheit war oft so groß, daß man bei der Visitation Priester fragen mußte, ob sie auch die Evangelien und Episteln lesen, und die Formeln bei der Taufe und dem Abendmahl recht aussprechen können? Gottesdienst und Wissenschaft wurden vernachlässigt und Mönche u. a. Geistliche zogen als Kriegsleute ins Feld und führten großentheils ein wohes ausgelassenes Leben.

So unvollkommen aber auch noch die Anstalt der christlichen Kirche war, so lag doch in derselben das Saatkorn während des Winters der Unwissenheit und der Rohheit für die Zukunft ausgestreut, woraus des Menschen geistige und bürgerliche Freiheit reifen sollte. Es war doch schon Glaubensartikel: Knechte, wie die Herren, sind Glieder der Kirche; sie haben das gleiche göttliche Gesetz, das sie zur Liebe und Gerechtigkeit verbindet; Herren und Knechte sollen mit einander zur Kirche kommen, um Gottes Wort an sie zu hören. Da, in der Kirche, soll aller bürgerliche Unterschied aufhören und Alle wissen, daß sie vor Gott gleich seien.

Wie St. Gallen, so blühten die meisten Hauptstädte in Helvetien um ihre Stifte und Klöster auf. Jedes reiche Adelshaus stiftete mit der Zeit ein mit Gütern und Zierden ausgestattetes Kloster. Solchen Stiftungen, besonders aber den Benediktinerklöstern, verdankt man in den ältern Zeiten: die Verbreitung der Religion, den Anbau der Wildnisse, den verbesserten Feldbau, der durch die Kreuzzüge mit neuen Getreide- und Obstarten u. a. bereichert ward, die Schulen, die Wissenschaften, wofür sie Bücherschätze sammelten und die Weisheit der griechischen und römischen Vorwelt, sammt den Schriften der alten Kirchenlehrer, die sie vor Untergang bewahrten, die Spitäler u. a. Anstalten für Kranke und Arme, die Erleichterung der Leibeigenschaft, die mildern Sitten, die Entstehung und den Flor vieler Städte, Flecken und Dörfer. Ja selbst von Herstellung der Menschen aus dem Zustand der Sclaverei in den des ursprünglichen Menschenrechts sprechen etwa Kloster-Urkunden. So z. B. hatte Propst Heintich von Wädisweil zu Interlacken von seinen Brüdern die Freisprechung seiner Söhne, die er von einer Eigenen hatte, erhalten. In der darüber (1273) ausgestellten Urkunde wird als Beweggrund angeführt: „Weil unser Erlöser und Schöpfer aus Gnaden darum ins Fleisch gekommen, uns aus der Knechtschaft in Freiheit zu versetzen; so geschieht es zum Heil, wenn Menschen, die von Natur anfänglich frei geschaffen, das Völkerrecht aber in Knechtschaft gebracht hat, in die ursprüngliche Freiheit erlassen werden.“ Ein um gleiche Zeit verfertigtes Verzeichniß der Freigelassenen zu Bologna enthält ganz gleiche Ausdrücke.

Die Land-Herren in Helvetien vor dem Eidgenossenbund.

Die kaiserlichen Statthalter und Herzoge über das burgundische und alemannische Helvetien, die Herzoge von Rheinfelden und Zäringen, (1057 — 1218) stammten aus Schwaben; sie besaßen aber auch große Herrschaften und Güter in diesem Lande. Im alemannischen Helvetien

erscheinen am frühesten als mächtige Landesherren die Grafen von Lenzburg, deren Besitzungen an der Aare, Limmat und Reuß bis in die Waldstätte hinauf ausgebreitet lagen; von weiblicher Seite erbten sie große Herrschaften vom Zürichsee an bis in Rhätien hinauf. Sie waren die Grafen von Rore oder dem Unter-Aargau, die Schirmherren der Waldstätte, die sie bei ihren uralten Freiheiten schützten. Treu hielten sie an den deutschen Kaisern und standen bei ihnen in Vertrauen und Ehre. Was die Geschichte von diesem Geschlechte erzählt, zeigt sie als Wohlthäter des Landes, und von keinem seiner Glieder erzählt sie eine That, die ihm Schande gebracht hätte. Den größten Theil des Thurgau's und Zürichgau's besaßen die Grafen von Kiburg, aus dem uralten mächtigen Welfenhause, von welchem noch ein Zweig über Hannover und Braunschweig und über England herrscht. In weniger als 50 Jahren (1172 und 1218) erbte jenes Grafenhaus die großen Herrschaften von Lenzburg und diejenigen, welche die Herzoge von Zäringen in Helvetien besaßen, und herrschten nun vom Rhein und Bodensee bis an die Aare und ins Hochgebirg hinauf; aber auch in weniger als 50 Jahren erstarb ihr Stamm in beiden Linien zu Kiburg und Thun (1263 und 1264) und ging an das Haus Habsburg über, dessen ältere Linie Thurgau, Zürichgau und Unter-Aargau, die jüngere, die Laufenburg und Klekgau besaß, Ober-Aargau und Uechtland erbte. In einem Jahrzehnt ward aus dem Hause des Grafen Rudolf von Habsburg ein Kaiserhaus, und seine kleine Herrschaft, die in zwei Städtchen (Brugg und Aarau) und einigen Dörfern bestand, zu einem Kaiserreich erweitert. Am obern Zürichsee und in dem Gotthard lagen die Herrschaften des uralten Hauses Rapperswil, das sich 1091 Burg und Stadt Neu-Rapperswil zu seinem Sitz erbaute. Die Grafen von Tockenburg besaßen das Thurthal und Utznach. Die Herrschaften und Burgen der Freiherren von Regensberg umgaben Zürich, und zogen sich im Norden des Zürichgaues ins Klekgau hinaus. In Rhätien herrschte neben den Lenzburgern, den Freiherren von Vatz, Räzuns, Sax u. a, das in mehrere Zweige verbreitete Haus der Grafen

von Werdenberg, das auch die Landschaften von der Grenze des jetzigen Bünden auf beiden Seiten des Rheins bis an den Bodensee, und besonders auf der helvetischen Seite Sargans, Werdenberg und Rheinthal besaß. Im burgundischen Helvetien erhob sich nach dem Aussterben der Zäringer die Macht des Hauses Savoyen, die sich über die Waat bis nach Bern und Freiburg hinauf verbreitete und auch Wallis zu erobern suchte, wo die Freiherren von Raron und Thun mächtig waren. Die von Granson herrschten in mehreren Zweigen am Neuenburgersee und zu beiden Seiten des welschen Jura. Die von Weißenburg, Brandis, Greierz im jetzigen berner und freiburger Oberland, die von Rothenburg und Willisau um Luzern, die von Wollhausen im Entlibuch. Das welschneuenburgische Haus besaß in seinen verschiedenen Zweigen viele und große Gebiete am Neuenburger- und Bielersee, an der Aare nordwärts von Bern und im Jura. Die Thierstein waren die größten Landesherren in den Thälern auf der Nordseite des Jura; die Bucheck um Solothurn; die Frohburg auf beiden Seiten des Jura von Solothurn hinab und im Aargau über Zofingen hinauf. — Man zählte 50 Grafen, 150 Freiherren und über 1000 Geschlechter vom niedern Adel, um die Zeit der Entstehung des eidgenössischen Bundes im helvetischen Land.

Eben so groß waren die Herrschaften der Bischöfe, Stifte und Klöster. Es waren sechs Bisthümer: Chur, wozu Bünden und die Landschaften bis an den Boden- und Wallensee hinab gehörten; Konstanz, das ursprüngliche helvetische Bisthum, das 597 von Windisch versetzt worden, und Basel umfaßten den alemannischen Theil, und waren durch die Aare geschieden; Wallis hatte sein eigenes Landesbisthum zu Sitten; der größte Theil des burgundischen Helvetiens gehörte zum Bisthum Lausanne, der kleinere zum Bisthum Genf. Alle diese Bischöfe waren Herren ihrer Bischofsitze und hatten in ihren Bisthümern eigene Herrschaften und Güter. — Durch das ganze Land lag eine Menge, großentheils an Gütern und Einkünften reicher, Klöster zerstreut. Das Kloster St. Gallen hatte fast unzählige Besitzungen im östlichen Helvetien und in Schwaben

und zugleich die Herrschaft über die Stadt und ein großes Gebiet vom Bodensee und Rhein ins Säntisgebirg hinauf. Unter Disentis stand Ursern und ein Theil von Graubünden. Mehrere Klöster besaßen den größten Theil des Thurgau's. Zu Pfeffers gehörte ein Theil der Grafschaft Sargans. Der Abt zu Allerheiligen in Schaffhausen war Herr dieser Stadt. In und um Zürich hatten das Große und Fraumünsterstift viele Herrschaftsrechte, Einkünfte und Landbesitz, und Uri war eine Meierei des Fraumünsters, so wie Glarus des Stiftes Seckingen. Das Stift zu Luzern übte Herrschaftsrechte, bezog viele Zinse u. a. Einkünfte in der Stadt und von einem großen Theil des unterwaldner Landes. Das von den Grafen von Lenzburg gestiftete Beromünster hatte große Güter und Einkünfte im Aargau und im Luzernischen, in Schweiz und Unterwalden. Muri, das habsburgische Kloster, besaß den größten Theil der Freiämter und viele Güter in den Waldstätten. Eine große Zahl zum Theil an Land und Leuten reicher Klöster lag im Lande zwischen der Reuß und Aare zerstreut. Engelberg war Herr des von ihm benannten Unterwaldnerthales; Einsiedeln ebenso seines Bergthales, und weit verbreitet waren seine Güter und Einkünfte im Aargau, Zürichgau und Thurgau. Im berner Oberland hatte der dortige Adel zu Interlacken ein reiches Stift gegründet, das auch Herr eines Theils dieser Thäler war. Das uralte Stift St. Moritz in Wallis besaß das Bagnethal und andere Herrschaften und Güter in Wallis und Waadt. Peterlingen und Romanmünster waren reiche Stifte der burgundischen Könige, und Altenriff bei Freiburg des üchtländischen Adels. Die Klöster in den Jurathälern des Bisthums Basel, wie Münster, S. Ursitz u. a., erhielten mit dem Anbaue dieser Gegenden auch ihre Güter und Einkünfte in denselben. Jedes Stift oder Kloster hatte einen Kastvogt zum Anwalt und Beschützer seiner Rechte, wofür ihm besondere Lehen und Einkünfte bestimmt waren. Der Reichthum des geistlichen Standes hielt dem des Adelstandes das Gleichgewicht. Er mehrte sich durch fortdauernde Vergabungen, besonders aber zur Zeit der Kreuzzüge ins heilige

Land (1096—1250), durch den Ankauf eines großen Theils der Güter und Einkünfte des Adels, der in Scharen in jene Kriege zog und dann größtentheils durch Seuchen und Schlachten umkam. Die Einwohner des Landes und der Städte kamen lieber unter der Herrschaft geistlicher Stifte, denn sie war milder, als die der weltlichen Herren; sie waren in Fehden mit ihrem Gute gesicherter, wurden weniger durch die Jagd und schwere Frohnarbeiten geplagt und hatten weniger neue Belastungen zu fürchten; die Armen fanden mehr Unterstützung; die Güter mit ihren Eigenleuten wurden weniger vertauscht und verkauft. Der niedere Adel selbst sicherte oft seine Güter durch den Lehenschutz der Stifte. Auch gelangten Städte und Landschaften der geistlichen Herren leichter zu Freiheiten und endlicher Unabhängigkeit.

Die Städte, auch die reichsten und mächtigsten, hatten außer ihren Mauern noch keine Herrschaft und in den meisten übten die Stifte noch mehr oder weniger Herrschaftsrechte. Die vorzüglichsten waren Zürich, Basel, Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg, Schaffhausen, St. Gallen, Chur, Lausanne und Genf. Es gab aber auch manche kleinere Städte, die eben so viele bürgerliche Freiheiten und Rechte besaßen, so wie freie Gemeinden in den Waldstätten, Bünden, Wallis, Hasli u. a.

Die Habsburger.

Die alten Herren von Windisch und Altenburg.

882—1020.

In den Urkunden des Klosters St. Gallen findet man den ersten Namen eines Herrn dieser Gegend. Er hieß Landolo, Herr zu Windisch und Altenburg. Dieser hatte seine Jugendjahre, nach der Sitte vieler Fürsten- und Herrensöhne seiner Zeit, in der berühmten Schule zu St. Gallen den Studien gewidmet, und war dann Bischof zu Treviso in Italien geworden. Abt Hartmut war sein Verwandter; auf seinen Reisen nach oder aus Italien besuchte er ihn. Auf einer solchen

Reise starb er in Gegenwart seines Freundes zu Rorschach in St. Gallen 882. Seine Herrschaft, Windisch und Altenburg auch das Land im Eigen genannt, kam dann nach alle Wahrscheinlichkeit durch eine nahe Verwandtin desselben an Guntram, den Landgrafen im Elsaß und Breisgau, den Stammvater des habsburgischen Hauses. Wegen Untreue gegen den Kaiser ward dieser 952 durch gerichtliches Urtheil seiner Herrschaft im Elsaß, Breisgau und Thurgau beraubt. Es blieb Guntram Nichts mehr übrig, als eben die, ihm wahrscheinlich von seiner Gemahlin zugebrachten, Besitzungen im Aargau, das Ländchen im Eigen, wo Windisch und Brugg ist, und Güter in den Freiämtern, die damals im burgundischen Reiche und hiemit nicht unter des deutschen Kaisers Oberherrschaft lagen. Da suchte er nun seine Zuflucht. Er und sein Sohn Lanzelin saßen auf der Altenburg an der Aare bei Brugg. Zu Muri hatten reiche freie Leute einen Hof mit einer Kirche. Es war hier ein freies Reichsland, wo Edle und andere Freie, wie in den Waldstätten, unter der Oberhoheit des Reichs, volle Freiheit ihrer Personen und Güter besaßen. In jener Zeit voll Fehden suchte man gern gegen jährlichen Schutzzins den Schirm eines Mächtigern. Guntram war mit seinen Gütern, die er in dieser Gegend hatte, ihr mächtigster Nachbar, und sie wählten ihn zu ihrem Schutzherrn. Gerne entsprach er, benutzte aber das Schutzrecht über sie so: daß er ihnen nach Willkür große Steuern und Zinse auflegte. Als Guntram starb, vereinigten sich die Unterdrückten, um wieder zur Freiheit zu gelangen, und setzten dessen Sohn, Lanzelin, Gewalt entgegen. Aber Lanzelin unterwarf sie mit Gewalt und vertrieb sie endlich von ihren Gütern, auf denen er nun seine Knechte wohnhaft machte. Vier Söhne beerbten ihn: Radbot, Rudolf, Werner und Lanzelin der jüngere. Die Güter in den Freiämtern blieben eine Zeitlang unvertheilt. Radbot bemächtigte sich dann derselben mit Gewalt, ließ sich huldigen und baute ein Herrenhaus daselbst, und wies die Forderung seines Bruders Rudolf, diese Güter mit den Brüdern zu theilen, ab. Erbittert darüber, bricht dieser mit vielem Volk aus dem Elsaß ins Aargau hinauf, und verheert die Städte Aarau und Brugg und ihre

Umgebung mit Raub und Brand. Radbot aber blieb dennoch im Alleinbesitz des Raubguts in den Freiämtern.

Werner, ein anderer Bruder, war Bischof zu Straßburg. Zur Sicherheit für sich und die Seinigen beschloß er, in der väterlichen Erbherrschaft Windisch auf dem Hügel Wülpelsberg eine feste Burg zu erbauen, und gab seinem Bruder Radbot zu diesem Zweck eine beträchtliche Summe Geldes. Dieser ging eifrig ans Werk, und bald war die Burg erbaut (1019). Stark genug waren zwar die Mauern; aber ihr Eingebäude war unzierlich und nicht wie der Bischof es wünschte, denn Radbot hatte einen Theil des für die Burg bestimmten Geldes dazu verwandt, sich Dienstleute vom Adel zu verschaffen. Als er vernahm, daß der Bischof komme, den neuen Schloßbau zu sehen, bot er den Dienstadel auf, daß er sich in der Nacht nach des Bischofs Ankunft um das Schloß lagere, um ihn dann des Morgens seinem Bruder vorzustellen. Der Bischof war unzufrieden über das Innere der Burg und verlangte Auskunft über die Verwendung der dazu bestimmten Geldsumme. Radbot antwortet: „Herr Bruder, ich will Eurer Würde morgen guten Bescheid hierum geben.“ Des Morgens sieht der Bischof mit Erstaunen die Burg von vielem wohlgerüsteten Volke umgeben, und erschrickt; denn er glaubt Feinde zu sehen. Radbot beruhigt ihn alsbald: „Herr Bruder, seid ohne Furcht; es sind unsere Freunde und Diener, und aus dem für die Burg bestimmten Gute geworben: denn was nützten uns die festen Mauern ohne Freunde und Helfer! Die Mauer ist stark; und das Eingebäude kann wohl noch schöner gemacht werden!“ Jetzt ruft er die Dienstleute in die Festung hinauf, die ehrerbietig dem Bischof und dessen Hause ihre Dienste versichern. Der Bischof, sehr erfreut, dankt ihnen und lobt seines Bruders Vorsicht. Die Burg ward Habsburg genannt und die Herren derselben nannten sich nun Grafen von Habsburg. Der Bischof benutzte alsbald das Anerbieten des Dienstadels. Er machte mit denselben einen siegreichen Feldzug für den Kaiser gegen die Burgunder.

Das Kloster Muri.

1020—1200.

Graf Radbot bestimmte seiner Gemahlin, **Ita von Lothringen**, die Herrschaft in den Freiämtern zum **Heirathsgute**. Die fromme Frau kam zur Kenntniß von der **ungerechten Erwerbung**; sie fühlte durch den Besitz derselben ihr **Gewissen beschwert**, und befürchtete, daß dieser Raub die **göttliche Strafe** über ihr Haus bringen werde. Diesen Kummer entdeckt sie dem Bruder ihres Gemahls, Bischof Werner, und bittet ihn, ihren Gemahl zu bewegen, die geraubten Güter den Erben ihrer frühern Besitzer zu erstatten; gerne wolle sie auf ihr Heirathsgut Verzicht leisten. Der Bischof lobte ihre Gesinnung. „Aber", sagt er ihr, „die Erstattung ist nicht wohl möglich. Häuser und Güter sind seit langer Zeit schon durch mehrere Hände gegangen; viele Nachkommen der frühern Besitzer sind nicht mehr im Lande. Hingegen will ich meinen Bruder zu bewegen suchen, mir diese Güter zu Stiftung eines Klosters zuzustellen, damit Gott um ihrer aller, auch ihres Vaters und Großvaters Missethat und Uebergriff dadurch versöhnt, und Gott daselbst ewiglich gedient und für Beleidiger und Beleidigte gebetet werde." Bei Gottes strengem Gericht ermahnte er nun Radbot zur Einwilligung. Nur mit Mühe vermochten Werners priesterliches Ansehen und das Flehen der frommen Frau dessen rohe und habsüchtige Gemüthsart zu besiegen. Nachdem er eingewilligt, leistete dann Ita Verzicht auf ihr Heirathsgut, und vergabte es zur Stiftung des Klosters **Muri** (1027). Der Bischof und viele vom Adel dieser Gegenden vermehrten dann dieses Stiftungsgut. Die Kastvogtei über das Kloster blieb beim Hause Habsburg. **Werner**, Radbots und der Ita Sohn, beförderte mit allem Eifer das Gedeihen des Stiftes und erhielt dafür von den Mönchen den Beinamen des Frommen; aber eben dieser Fromme hielt den Waisenkindern seiner Schwester, den jungen Grafen von Lenzburg, ihr Muttergut zurück, zu dessen Auslieferung ihn eine Fehde zwingen mußte. Der erste Propst des Klosters sorgte nicht nur für Gottesdienst und Klosterzucht, sondern auch für wissenschaftliche Bildung; er sammelte einen Bücherschatz, bestellte zwei Brüder zum Abschreiben von Büchern

und ordnete eine Schule für Edelknaben an. Nicht lange erhielt sich aber die Klosterzucht. Der Graf berief zu Herstellung derselben Rupert, einen Mönch von St. Blasien, auf dem Schwarzwald. Aber eben dieser vermeintliche Verbesserer kaufte neues Raubgut für das Kloster, das zu Versöhnung frühern Raubguts gestiftet worden. Es wohnte nämlich einst zu Wohlen ein übermächtiger Mann, Namens Guntram, welcher dort und anderswo viele Besitzungen hatte. Einige freie Leute des Ortes gaben gegen Entrichtung eines Schutzzinses ihre Güter in seinen Schirm. Dieß benutzte er auch, wie einst Guntram und Lanzelin zu Muri, zu ihrer Unterjochung. Erst bat er sie um Dienste bei seinem Feldbau, dann zwang er sie dazu wie Eigenleute, und legte Zins auf die Waldnutzung. Zu schwach, Widerstand zu leisten, gehorchten sie. Vergeblich begaben sich die Bedrückten nach Solothurn zum Kaiser Heinrich III., der dort auf eine Zeit als König von Burgund Hof hielt, um Klage zu führen. Der stolze Hofadel wies sie mit Verachtung weg, und das Uebel ward noch schlimmer. Dieser Reiche blieb nun im Besitz, und erbte ihn auf seinen Enkel fort. Von diesem kaufte nun Abt Rupert all sein rechtmäßiges und unrechtmäßiges Gut um 200 Pfund Silber, wofür die köstlichsten Kirchenzierden verwendet wurden. Dafür zog ihn der Bischof zur Verantwortung, und zwang ihn, die Abtei aufzugeben; das Kloster aber behielt das Gut. Es zogen viele Einwohner auf dessen Güter, und es entstanden mehrere Dörfer da, wo früher Wald stand. Die Geschichte von Muri gibt ein Gemälde der alten Landwirthschaft eines Klosters. Die Bauern, welche des Klosters Eigenleute waren, erhielten zu Anfang ihrer Wirthschaft einen Pflug, einen Wagen mit vier Ochsen, ein Schwein mit zwei jährigen Ferkeln, einen Hahn mit zwei Hennen, Werkzeuge, Samen, Haus, Holz und Alles, was dazu nöthig ist. Dafür lieferte der Bauer Fruchtzinse, Tuch, Hühner und Eier, fütterte jährlich einen Ochsen oder eine Kuh, oder gab ein Fuder Heu dafür; that Wache, Frohndienst mit Pflug und Hand; führte Wein und Holz zu; gab dem Meier ein Gewisses an Fleisch, Brod und Bier, und dieser ihm dafür ein Mittagsmahl. Rebgüter wurden von den Schaffnern um die Hälfte des Ertrages bearbeitet. Die Mönche klagen aber: „Be-

sorgen die Bauern die Reben, so vernachlässigen sie das Gut, b
trügen uns, und der Nutzen wird aufgezehrt; besorgen wir sie a
unsere Kosten, so können wir auch nicht bestehen, und es g
viele Arbeit und Sorge.“ In Unterwalden hatte das Klos
viele Alprechte. Um die Mitte des Mai begab sich der Prop
dahin, nahm Zins an Schafen und die Wolle von der Scha
schur; ordnete das Vieh auf die Alpen. Im Herbst kam er wieder
besichtigte das Vieh, das von den Alpen kam, sorgte für die Win
terung, und um Andreastag empfing er den Betrag der Sömme
rung. Ueber das Vieh von zwölf Eigenthümern ward auf de
Alpen ein Meister (Senn) gesetzt. Am ersten Brachmonat kamen
alle Antheilhaber zusammen, und jeder maß seinen Antheil
an Milch, um zu berechnen, wie viel ihm der Senn im Herbst
zu entrichten habe. Viele Fischenzen lieferten dem Kloster das
Bedürfniß an Fischen. Im Kloster selbst wurden von dessen
Leuten alle nöthigen Handwerke getrieben; es war eine Wein-
und Bierschenke daselbst. „Man soll sie, die Knechte des
Klosters, welche Handwerke treiben, in Nahrung und Kleidung
wohl halten, auf daß sie mit gutem Willen, ordentlich und
treu den Brüdern dienen. Der Abt aber soll um ihr Betragen
und ihre Beichte besorgt sein und sie zum Leutpriester schicken,
daß sie zu rechtschaffenem Leben unterrichtet werden, und ihre
Seelen nicht durch unchristliches Leben in große Gefahr kom-
men.“ — So schreibt der fromme und weise Klosterbruder in
der Chronik von Muri.

Die wachsende Macht des habsburgischen Hauses.

1172—1240.

Nach dem Aussterben des lenzburgischen Hauses erhob sich das habsburgische schnell zu größerer Macht. Graf Albrecht, der Urgroßvater des Kaisers Rudolf, erhielt die Grafschaft im Zürichgau und mehrte seines Hauses Gebiet durch Erbe an der Limmat; er erhielt auch die Kastvogtei der Stifte Seckingen und Murbach, unter deren Herrschaft Glarus und Luzern standen. Von Zäringen machte er

zwei Kreuzzüge ins heilige Land und einen Heerzug gegen die aufrührischen Burgunder. Er hat den Ruhm eines tapfern, großherzigen Kriegers, der seine Thüre nie schließen ließ, freundlich gegen Untergebene, wohlthätig gegen Arme und Unglückliche war († 1199). Andern Gemüthes war sein einziger Sohn Rudolf; dieser war ein reicher, gewaltthätiger, trotziger Mann. Er erhielt das Lehen der Grafschaft im Aargau, oder Nore, welches früher das nun ausgestorbene Haus der Grafen von Lenzburg besaß, und die Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg. Mit den Grafen von Kiburg beraubte er das Stift Beromünster, dem er dann wieder Ersatz leisten mußte. Von Kaiser Otto IV. ward er den drei Waldstätten, wo er viel Lehengüter besaß, zum Reichsvogt aufgedrungen. Mit Ungeduld ertrugen sie ihn, der sich anmaßend „Erblicher Vogt und Schirmer der Leute zu Schweiz" nannte, bis Kaiser Heinrich VI. ihm diese Vogtei auf der Länder Bitte abnahm (1232). Rudolfs zwei Söhne theilten die meisten Herrschaften und Güter ihres Hauses. Rudolf, der jüngere Sohn, erhielt die Herrschaft über das Rheinland von Waldshut bis Rheinfelden, das Klettgau, Güter am Waldstättensee u. a., und ward Stammvater der habsburg-laufenburgischen Linie. Albrecht, der ältere Sohn, Kaiser Rudolfs Vater, ward der Stammvater der habsburg-österreichischen Linie und behielt die Stammburg Habsburg mit den umliegenden Gütern und vielen andern im Zürich-, Sund- und Breisgau. Auch Albrecht machte 1239 mit 30 Edelleuten einen Kreuzzug ins heilige Land, empfahl vor seiner Abreise seinem Bruder die Vormundschaft über seine Kinder, ermahnte den Adel zur Treue an seinem Hause, und warnte seinen ältesten Sohn Rudolf vor muthwilligen Fehden. Alles weinte bei seinem Abschied; er war geliebt. Bald nach seiner Ankunft im heiligen Lande starb er (1240).

Graf Rudolf von Habsburg im Jugendalter.

1218 — 1244.

Rudolf wurde in eben dem Jahre geboren, als Berchtold V., der letzte Herzog von Zäringen, starb, und war bei seines Vaters Tod 22 Jahre alt. Der junge Graf sah sein Erbe

durch zwei noch lebende jüngere Brüder beschränkt und einen andern Theil der habsburgischen Herrschaft im Besitz seines väterlichen Oheims, Rudolf, und dessen Söhnen. Die Vergleichung mit dem Reichthum der benachbarten Grafen und Freiherren erregte seine Eifersucht. Der väterlichen Ermahnung uneingedenk suchte er, nach der Sitte seiner Zeit, Ruhm und Glück in Fehden und erhob solche auch um der geringsten Ursache willen. Erst bekriegte er den benachbarten Freiherrn von Teufenstein, und da er dessen Burg mit Gewalt nicht zu erobern vermochte, erkaufte er die Besatzungsknechte zum Verrath, und diese erschlugen ihren Herrn bei einem Ausfall. Hierauf griff er seinen väterlichen Oheim, Graf Rudolf den Alten, zu Laufenburg an, den er beschuldigte, er habe als Vormund ihn und seine Brüder vervortheilt, und machte einen Raubzug in dessen Gebiet. Diesen rächte Gottfried, des Oheims Sohn, und überfiel die Stadt Brugg, die er plünderte und zerstörte. Graf Rudolf hatte zu Führung seiner Fehden eine Kriegsschaar geworben, deren Unterhaltung ihn aber in Schulden vertiefte. „Das brachte ihn, sagt Tschudi, „dahin, daß er manche Sache anfing und that, das er sonst nicht gethan hätte. Er war sonst redlich, aufrichtig und wahrhaft zu halten, was er zusagte.“ Eben diese Schulden verursachten, daß er Ansprachen gegen seinen mütterlichen Oheim, den Grafen Hartmann von Kiburg, den Aeltern, erhob, und von ihm mehr Muttergut forderte. Der Graf läugnete die Schuld, gab ihm aber, um Friedens willen, dennoch die Summe. Als aber Rudolf immer wieder forderte, wies er ihn endlich mit Unwillen ab. Jetzt übte Rudolf Gewalt, eroberte des Grafen Land und trat es ihm nur gegen eine schwere Geldsumme wieder ab. Erzürnt über seinen Neffen, der sein nächster Erbe war, vergabte nun Hartmann alle seine Herrschaften (1244) dem bischöflichen Stifte zu Straßburg. Auch kam Rudolf wegen einer Fehde mit dem Bischof von Basel, worin er ein Kloster vor der Stadt verbrannte, (1254) in den Bann. Jetzt schien Rudolf durch jugendlichen Muthwillen und Unbesonnenheit sein und seiner Nachkommen Glück zerstört zu haben. Noch zeigte er nicht, daß in ihm ein großer edler Mann reifen werde. Endlich gelang es ihm, den Oheim mit sich auszusöhnen, und diesen

reute nun die im Zorn gemachte Vergabung. Beide baten vereint den Bischof um Herausgabe des Schenkungsbriefs, ber vergeblich; darum fehdete Rudolf das Bisthum Straßburg o lange, bis der nachfolgende Bischof die Urkunde auslieferte. So kam er dann (1264) bei dem Tode seines Oheims in den Besitz des vereinten reichen Erbes der Grafen von Lenzburg nd Kiburg. Kurze Zeit hernach kam Graf Eberhard on Habsburg-Laufenburg durch seine Gemahlin, die Erbtochter Graf Hartmanns von Kiburg, des Jüngern, in en Besitz der zäringisch-kiburgischen Herrschaften im Ober-Aargau.

Krieg Rudolfs mit Leuthold von Regensberg.
1266—1268.

Mit Freuden empfing Rudolf eine Botschaft der Zürcher zu Brugg, durch die sie ihn bitten ließen, ihr Kriegshauptmann in der Fehde zu sein, die ihre Stadt mit dem übermüthigen Freiherrn Leuthold von Regensberg habe, denn er stand selbst in Fehde mit ihm. Bald kam Rudolf nach Zürich und wurde freudig und ehrenvoll aufgenommen; beide Theile schwuren einander Treue. Leuthold war nun desto mehr auf die Zürcher erzürnt, daß sie seinen Feind zum Schirmhauptmann gewählt hatten, und bekriegte sie von Stunde an. Die meisten mächtigen Häuser im östlichen Helvetien, die auf Rudolfs großes Erbe von Kiburg eifersüchtig waren, hatte er zu Bundsgenossen. Rudolf, mit den Zürchern, kam wirklich zuerst in Noth. Aber der Krieg zog sich in die Länge; die Helfer und Freunde Leutholds wurden, einer nach dem andern müde, und verglichen sich; Hülfe und Geld nahmen bei ihm ab. Bald hörte Leuthold, Rudolf rüste sich gegen eine gewisse Burg; dann versah er die mit Speise, Mannschaft und Waffen, und bewachte sie, bis er den großen Aufwand am Ende unnütz sah, weil Rudolf gerade diesen Ort nicht angriff; dadurch kam Leuthold in Schulden. In Zeit von zwei Jahren mußte er aus Geldnoth Festungen und Herrschaften verpfänden und verkaufen. Rudolf und die Zürcher eroberten zuerst durch Ueberraschung Leutholds Feste Wulp bei Küsnacht. Dann belagerten sie lange ohne Erfolg die Festung Uzenberg bei

Uznach, welche den Grafen von Toggenburg, Bundesgenossen Leutholds, gehörte, aus welcher die Handelsstraße der Zürcher nach Italien unsicher gemacht wurde. Schon waren sie im Begriff abzuziehen, als die Knechte im Schlosse zum Spaß lebendige Fische herauswarfen. Da sprach Rudolf: „Nun ist die Burg gewonnen!“ Denn er wußte nun, daß heimliche Ausgänge sein müßten, die man nicht verwahre. Er forschte die Landleute aus. Ein Hirte brachte ihn auf die Spur. Als die Burgknechte gewahr wurden, daß man ihre geheimen Gänge entdeckt habe, flohen sie des Nachts, und die Zürcher verbrannten die Burg. Indessen war Rudolf genöthigt, Fehde mit Basel zu führen, und Leuthold plagte nun die Zürcher aus seinen, der Stadt so nahen, Burgen so sehr, daß sie außer den Thoren keine Sicherheit mehr hatten. Rudolf eilte bald wieder zu Hülfe, und trug noch mehr mit klugem Rathe, als mit der Mannschaft, die er zuführte, zur Eroberung der starken Burgen bei, welche bloße Gewalt nicht zu nehmen vermochte. Erst ging es nun gegen die starke Festung Baldern am Albis, von der man die Stadt übersah. Eines Abends ritten 35 Reiter in die Nähe der Burg; jeder hatte einen gerüsteten Mann hinter sich aufgesessen, und diese versteckten sich Nachts in einem kleinen Tobel unter der Burg in dichtes Gesträuch. Des andern Tages kamen die Reiter wieder, schweiften um die Burg herum; dieß lockte die Besatzung heraus, den Reitern nachzujagen. Alsbald eilen die Versteckten der Burg zu, finden das Thor offen, besetzen und zerstören sie. Jetzt war's um die Uetliburg, Leutholds stärkste Festung, zu thun. Auch diese fiel durch List. Die Burgknechte daselbst hatten 12 Schimmel, mit denen sie auf die Jagd oder auf Raub ritten. Nun rüsteten die von Zürich auch 12 Schimmel; mit diesen verbarg sich Graf Rudolf nahe bei der Burg; auch versteckte er Huten in die Nähe. Als die Burgknechte weit genug entfernt waren, erschien Rudolf mit seinen Reitern auf Schimmeln; ihn verfolgten andere Reiter aus Zürich; er floh der Burg zu; die Zürcher ihm nach; die noch übrige Besatzung hält die Reiter auf Schimmeln für die Ihrigen, öffnet das Thor und die Burg wird eingenommen und zerstört. — Hierauf rüsteten die Zürcher zwei Schiffe und füllten sie mit Fässern, worin Knechte versteckt

waren. Es schienen Waarenschiffe nach Basel zu sein. Als sie das regensbergische Städtchen Glanzenberg vorbeigefahren waren, stiegen die Knechte ans Land, ins Gehölz. Rudolf mit einer Schaar hatte sich schon im nahen Eichwald in Hinterhut gelegt. Nun werfen die Schiffleute Kleider und anderes Zeug in die Limmat, und erheben großes Geschrei, als ob sie Schiffbruch litten. Das Volk zu Glanzenberg läuft heraus, um Raub zu haschen; da stößt es auf die gelandeten Krieger und schlägt sich mit ihnen. Während des Kampfes aber dringt Rudolf mit seiner Schaar ins Städtchen und zündet es an. Schreckenvoll sehen die Glanzenberger ihre Wohnungen in Flammen und fliehen; Stadt und Burg werden zerstört.

Einst hatte Rudolf zu gleicher Zeit Fehde mit dem Abt von St. Gallen und dem Bischof von Basel. Da entschloß er sich, bei jenem Friede zu suchen, damit ihn nicht beide in Noth bringen. Mit zwei Begleitern reitet er nach der Stadt Weil, wo der Abt mit seinem Kriegsvolk lag. Am Thor fragt man ihn: Wer er wäre? „Sag' dem Abt," antwortet er dem Thorhüter, „der Graf von Habsburg sei hier." Dem Abt schien unglaublich, daß sein Feind ohne Geleit solches wage. Er läßt öffnen, und mit Verwunderung sieht er Graf Rudolf vor ihn treten: „Herr Abt," spricht Rudolf, „es ist Streit zwischen uns; ich komme, ihn beizulegen; Euern Rath wähl' ich zum Richter; seiner Ehre überlasse ich den Spruch; die verweigerte Lehenshuldigung will ich leisten" — Alles war erfreut. Der Streit ward beigelegt, und der Abt überläßt nun Ritter und Volk seinem versöhnten Feind zum Krieg gegen den Bischof, der ihn durch den Raub von zwei Fässern Elsasser Wein beleidigt hatte.

Graf Rudolf von Habsburg als Kaiser.

1273 — 1291.

Die Städte und freien Länder Helvetiens waren so glücklich, während der rechtlosen Zeit, als kein Kaiser mehr über das deutsche Reich herrschte, in Graf Rudolf, der durch das Erbe des kiburgischen Hauses der mächtigste Landesherr in diesen Gegenden geworden, einen treuen tapfern Schutzherrn zu fin-

den. Mit ihm beschirmten sie ihre alten Freiheiten und Rechte und halfen ihm hinwieder, dankbar dafür, seine Feinde besiegen. Der Ruhm seiner Tapferkeit und Weisheit verbreitete sich auch durch Deutschland und erwarb ihm die Kaiserkrone. Churfürst Ludwig von Pfalz und Baiern ernannte Rudolf im Namen aller Churfürsten zum Kaiser. Er wurde der Stammvater eines neuen Kaiserhauses, welches in der Folge das größte Weltreich beherrschte. Mit ihm kehrten Gesetz und Recht, Sicherheit und Ruhe ins deutsche Land zurück. Die Botschaft, welche ihm die Nachricht von seiner Kaiserwahl brachte, fand ihn vor Basel, das er belagerte, und wo er so eben einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Mit freudiger Verwunderung vernahm er die Nachricht. Sobald die Basler Kunde davon hatten, öffneten sie ihm die Thore; denn er gab ihnen Friede und Versicherung seiner Huld; ehrerbietig danken sie ihm dafür und sagen ihm: „Wer schaden konnte, kann auch einst nützen," und bitten um Erhaltung ihrer Rechte und ihres guten Herkommens. Alle Gefangenen werden freigegeben; allgemeiner Landfriede wird ausgerufen; durchs ganze Land geht die Freude; Städte und Länder schicken ihre Gesandten; ein großes Heer von Adel und Kriegsvolk sammelt sich um ihn, und freudenvoll geht der Zug das Rheinland hinunter nach Aachen, wo er gekrönt wird. Kaiser Rudolf beginnt die Regierung mit der Erklärung an die Reichsstände: „Das Recht will ich schützen, den Frieden bewahren!" Einigen gewaltthätigen Großen schreibt er: „das Land schreit über Euch; die Seufzer der Armen hört des Königs Ohr, daß Ihr den Landfrieden störet, und nach Willkür Zölle und Schatzungen fordert. Alle Macht will ich zum Schutze des Landfriedens verwenden." Die Städte spricht er um Geld an; durch gute Reichsregierung, verheißt er, wolle er es ihnen vergelten. Zürich, Luzern, Aarau und andern Städten bestätigte er nicht nur die alten Freiheiten und Rechte, sondern vermehrte sie; Klein-Basel sprach er von der Leibeigenschaft los; auch kleinere Orte vergaß er nicht; so setzte er z. B. für Biberstein bei Aarau den Bodenzins auf die Hälfte, weil die Aare dort großen Schaden gethan. Der Dank, den seine treuen Landsleute dem Kaiser erwiesen, war eben so groß, als seine Wohlthaten. Als der

mächtige Böhmenkönig Ottokar ihm den Thron streitig machte, und Rudolf in der gefährlichsten Lage war, schlugen sich die Krieger von Zürich, Basel und aus den Ländern durch feindliches Land zu ihm hindurch, und ihnen hatte er vorzüglich den entscheidenden Sieg zu danken, in welchem Ottokar selbst das Leben verlor und Rudolf Herr der österreichischen Lande ward. Die Kriege, welche Rudolf mit Savoyen und Bern führte, wurden durch Vermittlung beigelegt, da seine Waffen Bern nicht zu bezwingen vermochten.

Was Rudolf bei seiner Kaiserkrönung versprochen hatte, das erfüllte er mit der größten Treue und mit unerbittlichem Ernste gegen die vielen adeligen Räuber. Die Kaufleute sagten freudig: Ihre Güter seien nun auf offener Straße sicherer als vorher in ihren Herbergen. Nicht lange vor seinem Tode belagerte der Kaiser ein solches Raubschloß, Weissenburg, unter Schaffhausen. Da die Belagerung sich verzog, weil das Schloß wohl vertheidigt ward, gab man dem Kaiser den Rath, daß er, um die Kosten aufzuheben, einen Sturm befehle. Der menschenfreundliche Herr sagte aber: „Lieber will ich Zeit und Geld opfern, und meine Krieger schonen!“ Das Schloß fiel bald durch Untergrabung, und ward, wie viele andere solche Raubburgen, zerstört.

Nicht Albrecht, seinen ältesten, sondern Hartmann, seinen hoffnungsvollsten Sohn, bestimmte er zum Nachfolger auf dem Kaiserthron, in seinem Stammland und im ehemaligen Burgundischen Reiche. Er gab dessen Verlobten, König Eduards I. von England Tochter, die Güter des Hauses im Aargau und am Waldstättensee zum Brautschatz. Freudig, als Sieger, kehrte Hartmann von einem so eben geendigten Krieg mit Savoien zu seinem Vater zurück, als er auf dem Rhein bei Breisach Schiffbruch litt (1281). Schon hatte er sich durchgekämpft und war gerettet, als er einen seiner Gefährten mit den Wellen ringen sieht; er will ihn retten und versinkt mit ihm. Seines Vaters schönste Hoffnung geht mit ihm unter und die Mutter stirbt bald darauf vor Gram. Hierauf belehnte der Kaiser die beiden übrigen Söhne, Albrecht und Rudolf, mit seinen Ländern. Rudolf waren besonders Aargau und Thurgau zugedacht. Aber auch dieser Sohn

starb 1290. Den Wunsch des Kaisers, seinen nun einzigen Sohn Albrecht noch während seines Lebens zum Nachfolger im Reich zu erwählen, lehnten die Reichsfürsten ab. Kränklichkeit verzehrte ein Jahr lang Rudolfs Körperkräfte; indessen blieb sein Geist heiter und gesund. Fünf Tage vor seinem Tode kündigten ihm die Aerzte sein baldiges Lebensende an, als er eben beim Brettspiel saß. Ruhig sagte er: „Wohlan nach Speier!“ (die Begräbnißstätte der Kaiser). Er brach dahin auf, starb aber zu Germersheim den 15ten Heumonath 1291. Alles Volk beweinte ihn.

Kaiser Rudolf gab das seltene Beispiel eines Mannes, der aus einer durch den rohen wilden Streitgeist seiner Zeit zu Verirrungen verführten Jugend zu einem edlern Leben sich bildete, und die Achtung und Liebe der Menschen aller Stände erwarb. Freundlich unterhielt er sich mit Jedermann. Einst sah er auf einem Baslerdorfe einen Gerber, der eben eine rohe stinkende Haut schabte. „O wie schön und lieblich wär's,“ sprach er scherzend zu ihm, „hundert Mark Einkommen nebst einem schönen Weibe zu haben!“ „Das hab' ich beides“ — antwortete der Gerber. Der Kaiser verwundert sich und sagt: „Sobald ich in der Herberge abgestiegen bin, komme ich zu Dir und will es sehen.“ Der Gerber geht ins Haus, vertauscht indessen sein schmutziges Kleid mit dem köstlichen Festtagskleid, die Frau schmückt sich ebenfalls. Der Tisch wird prächtig zugerüstet, köstliche Speisen bereitet und goldene und silberne Gefäße mit dem besten Weine gefüllt. Im Feierkleid von Purpur und feiner Leinwand setzt sich die Frau an den Tisch. Der Kaiser kommt, sieht Alles mit Verwunderung. Der Gerber zeigt ihm nun sein schönes Haus, seinen reichen Schatz. „Aber,“ fragt der Kaiser, „aber, Du Reicher, warum verlässest Du dein niedriges Gewerbe nicht?“ Der Gerber erwiederte: „Obwohl ich Ueberfluß habe, treibe ich es dennoch, auf daß mein Gut sich mehre, und nicht mindere; durch Müßiggang würde es abnehmen und endlich aufgezehrt werden.“ Der Kaiser lobte ihn, und die Frau beschenkte er reichlich.

In allem Glück und der höchsten Herrlichkeit vergaß der Kaiser der Treue und Dankbarkeit gegen seine frühern Freunde nicht. Im Kriege mit Leuthold von Regensberg, den er mit

Hülfe der Zürcher und für sie führte, ward er einst vom Pferd gestochen und fiel unter die Feinde; er stellte sich leblos und ward schnell der Waffen beraubt. Jakob Müller von Zürich, ein starker tapferer Mann, sieht ihn, verjagt die Feinde, richtet ihn auf und setzt ihn wieder auf das Pferd, und die Feinde werden geschlagen. Das vergaß ihm Rudolf nicht. Einst kam Müller nach Mainz, wollte daselbst seinen ehemaligen Hauptmann nun auf dem Reichstage als Kaiser sehen. Als der Kaiser ihn bemerkt, steht er von seinem Throne auf, begrüßt ihn freundlich und gibt ihm alle Merkmale von Hochachtung und Freundschaft. Verwundert fragen die Fürsten: Warum er vor einem so bäurischen Mann aufgestanden sei und ihn so sehr ehre? Da erzählt ihnen der Kaiser die Geschichte und sagt: „Ich werde ihn immer als den Mann ehren, der mir mit Gottes Hülfe das Leben gerettet hat.“ Hierauf schlug er ihn zum Ritter. Sein schönster Ruhm als Mensch und Regent war noch lange nach seinem Tode ein Volkssprichwort. Wenn Jemand sein Wort nicht hielt, hieß es von ihm: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!“ So wußte man viel Liebliches und Edles, besonders in seinem Heimathlande, von ihm zu erzählen.

Kaiser Albrecht.

1291—1308.

Herzog Albrecht besaß zwar mehrere gute Eigenschaften seines Vaters: Er war standhaft und tapfer, wußte sich zu beherrschen und hielt auf strenges Recht bei seinen Unterthanen; ihm fehlte aber des Vaters liebenswürdigste Eigenschaft, die Menschenfreundlichkeit, ganz. „Hart war sein Gemüth wie ein Diamant,“ sagt ein Zeitgenosse, und durch Männer, ihm hierin ähnlich, regierte er. Berufung auf Rechte und Freiheiten sah er als Aufruhr an, und Gehorsam erzwang er nur durch Strenge. Darum ward er zugleich gefürchtet und gehaßt. Er aber, der so streng auf sein Recht hielt und Gehorsam forderte, erhob gegen Kaiser Adolf, den ihm die Reichsfürsten vorgezogen hatten, Aufruhr, raubte ihm in einer Schlacht Thron und Leben und erzwang sich dadurch die Wahl zum Kaiser. Um Burgen, Städte, Land-

schaften zu kaufen, oder durch Kastvogteien Gewalt über Stifte und ihre Herrschaften zu erhalten, verwendete er große Geldsummen, und um sie zusammen zu bringen, drückte er die Unterthanen mit schweren Steuern, auch die von seinem Vater so begünstigten aargauischen Städte. Selbst seine Verwandten aus dem laufenburgischen Hause schlossen mit Savoien, Bern, Zürich, St. Gallen Bund wider ihn. Zwischen dem Rhein und dem Jura- und Alpengebirge wollte er für einen seiner Söhne ein mächtiges Fürstenthum errichten. Darum suchte er auch die Länder Uri, Schweiz und Unterwalden unter die Herrschaft seines Hauses zu zwingen, und die Forderung seines Neffen, Johann, seines Bruders Rudolfs Sohn, dessen Vormund er war, und der nun volljährig geworden, wies er verächtlich ab. Jene Unbill ward die Veranlassung der Eidgenossenschaft und diese ward die Ursache seines Todes.

II.

Geschichte der acht alten Orte bis zum Bernerbund.

1353.

Die erste Eidgenossenschaft: Uri, Schweiz und Unterwalden.

Geschichte vor dem Bund.

1303.

Der früheste Name dieser Länder und der Stadt Luzern war: „Waldstätte" — an dem von ihnen genannten „großen See" im Schooße des Hochgebirges. Der Name bezeichnet die Gestalt des Landes zu der Zeit, als deutsches Volk sich daselbst niederließ. Es baute sich auf Waldesstatt an. Die schauerliche Gestalt dieser waldigen Thäler zwischen See und Fels erzeugte wohl die Sagen von den schlangenartigen Ungeheuern im Wald

und Sumpf und Klüften, die Vieh und Menschen fraßen, und den ersten Helden, die sie ausrotteten.

Frei von jeder Herrengewalt lebte wohl Jahrhunderte lang, wenig gekannt von der übrigen Welt, in dieser Wildniß ein Stamm freier Männer, welche sich nach urkundlichem Zeugnisse Kaiser Friedrich II. (1240) aus freiem Willen unter den Schutz des Reichs und des Kaisers begaben. Sie bewilligten dem Reichshaupte Krieger in seine Heerzüge, und dieser schirmte sie dafür bei ihrer Freiheit und gab ihnen den obersten Richter über Leib und Leben. Durch alle Zeiten, durch alle Weltstürme haben sie ihre ursprüngliche Freiheit bis auf diesen Tag herabgebracht Benachbarte Landesherren und Klöster finden wir zwar auch im Besitz von Gütern in diesen Ländern, die sie durch ihre Eigenleute bauten; sie hatten aber keine Gewalt über das freie Volk, das seine Richter und Räthe und den Landammann als Haupt der Gemeinde wählte, und mußten, was die Landesgesetze, Regierung und Kriegszüge betraf, der Landsgemeinde folgen. Wer Güter im Lande hatte, die auswärtigen Herren gehörten, mußte mit den Landleuten gemeine Kosten, doch ohne des Lehnherrn Schaden, tragen. — Unterwalden hatte früher gemeinsame Landsgemeinde, Rath und Gericht zu Stanz. Später, in ungewisser Zeit, trennte sich Obwalden von Nidwalden, da sich jenes über die Entfernung und das Wegziehen vieler Begüterten nach dem Hauptort Stanz beschwerte. Jeder Landestheil hatte seither seine besondere Landsgemeinde, Rath und Gericht; doch wer in den andern Landestheil zog, war daselbst auch Landmann, und in der Eidgenossenschaft blieb Unterwalden immer Ein Ort.

Schon in frühern Zeiten standen Uri, Schweiz und Unterwalden zum Schutz ihres Landes und ihrer Freiheit gegen feindliche Gewalt mit einander in Bündniß, das sie von Zeit zu Zeit erneuerten. Sonst waren sie von einander unabhängige Gemeinwesen. Der Kaiser gab ihnen gewöhnlich einen der benachbarten mächtigen Grafen, erst von Lenzburg, dann von Habsburg, die durch Güterbesitz im Lande ihre Landleute waren, mit ihrem Willen zum Reichsvogt, und sie nahmen ihn zugleich zu ihrem Schirmvogt und Feldherrn, zum

Recht oder zur Fehde, für den sie auch zu Feld zogen, dem sie jährlich eine Schutzsteuer bezahlten und einen Theil der Bußen gaben. Sie hatten alle Einen Beruf, das Hirtenleben, und ihr Reichthum war in der Heerde. Höchst einfach war ihre Religion. Bei der weiten Entfernung von Kirchen ward das Haus Tempel und Schule zugleich, wo die Kinder Glauben und Pflicht und Landesgesetz so einfach, wie ihr Beruf und Lebensart als Hirten, kennen lernten, weniger durch Schrift als durchs Auge im Anschauen der Sitte und durchs Ohr durch Erzählung und Lehrsprüche. Doch hat sich die merkwürdige Nachricht erhalten: daß in diesen Thälern schon im zwölften Jahrhundert die Bibel gelesen ward, und man sich in Deutschland sehr verwunderte, daß diese Leute so viel aus derselben wußten. — Das Ländchen Uri gehörte zum kaiserlichen Hof in Zürich, und ward 853 vom König Ludwig dem Deutschen, Karls des Großen Enkel, an das von ihm gestiftete Fraumünster in Zürich vergabt, so wie dieß 848 mit Gütern zu Sarnen, Gisweil und Alpnacht in Unterwalden ans Stift zu Luzern geschah. Graf Arnold von Brienz stiftete nach seiner Wallfahrt ins heilige Land 1107 das Frauenkloster zu Seedorf in Uri, das nun reich begabt ward. — Der Schutzbund der drei Länder ward besonders bei Anlaß des Kampfes bekannt, den Schweiz mit dem Kloster Einsiedeln wegen seiner Landmarken führte.

Das Kloster Einsiedeln, Lenzburg und Habsburg.

Meinrad, ein Mönch von Reichenau, aus einem deutschen Grafenhause, suchte sich im neunten Jahrhundert eine Einsiedelei in der waldigen Wildniß hinter dem Berge Etzel. Durch Räuber verlor er das Leben. Nach vielen Jahren bezogen andere Einsiedler seine Hütte, mehrten sich und entwilderten die Gegend. Endlich stiftete Kaiser Otto I. hier ein Kloster für den Adel, und es erhielt nun große Vergabungen vom Breisgau bis in Bündten hinauf. Die 948 geweihte Kirche ward durch Sagen von Wundern berühmt und bis auf unsere Tage hinab einer der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte. Viele vom Adel, die dem Kriegsjammer in der Welt entfliehen wollten und Friede und fromme

Stille suchten, Viele, um hier ein früheres sündliches Leben zu bereuen und zu büßen, flüchteten sich in dieses Kloster; und um 1200 siedelten sich noch tiefer im wilden Alpthale auch Einsiedlerinnen an. Der Abt bat im Jahr 1018 den Kaiser Heinrich II., seinem Kloster die herrenlose Wüste im Gebirg zu schenken. Der Kaiser entspricht seinem Wunsche, ohne jedoch die Grenzen derselben zu bestimmen. Die Schweizer wußten nichts davon, und der Abt gedachte ihrer nicht. Es verflossen fast hundert Jahre, ehe Streit deßwegen entstand. Endlich beschuldigte Abt Gero von Frohburg die Schweizer (1110), daß sie das Kloster über ihre Landmarken hinaus in Alpen und Wäldern übernießen. Zürnend antworten sie: „Wir und unsere Väter haben nie fremdes Gut genossen.“ Nun entstand ein Streit, der erst nach 240 Jahren beigelegt ward. Durch ihren Schirmvogt, Graf Rudolf von Lenzburg, lassen die Schweizer auf dem Rechtstage zu Basel dem Kaiser Heinrich V. sagen: „Wir waren in unwidersprochenem, stetem Besitz — darum haben wir keine Briefe.“ Der Abt ließ dagegen durch Eigenleute Kundschaft sagen: „Wir haben von Hörensagen, daß alles Land bis an die Hochfirsten, wo die Wasserscheide ist, dem Kloster sei gegeben worden.“ Hierauf erwiedern die Schweizer: „Die Urkunde des Kaisers bestimmt ja selbst keine Grenze. Die Zeugen reden nicht, was sie wissen, und Hörensagen beweist ohne Wissen nichts. Ueberdieß ward des Kaisers Brief hinter unserm Rücken und aufs Vorgeben, es sei alles herrenloses Land, ertheilt, und der Kaiser ist damit getäuscht worden. Wir bleiben bei unsern Landmarken!“ Der Abt entgegnet: „Oft besitzt Gewalt lange, was ihr nicht gebührt; hundertjähriges Unrecht wird nie zu Recht. Man nimmt allgemein die Wasserscheide zur Grenze.“ — Dieß widerlegen die Schweizer mit vielen Beispielen. Dennoch fällt der Kaiser seinen Spruch für Einsiedeln gegen die Schweizer. Diese verwerfen den Spruch und verbinden sich, Leib, Gut und Blut an den Besitz ihrer Landmarken zu setzen. Dem Abt, der Erfüllung des Spruchs forderte, antworten sie: „Es wäre uns und unsern Vordern ehrrührig und schmählich, so lange Anderer Gut unrecht genossen zu haben.“ Aber erst nach 30 Jahren (1144) wird der Streit vom Abt wieder vor

den Kaiser gezogen, der den Schweizern mit der Acht (Ausschließung vom Reichsschutz) droht. Hierauf beschließen diese einhellig: „Wir sind ein freies Volk; unsere Vordern haben aus freiem Willen des Reichs Oberherrschaft angenommen mit der Bedingung, daß wir beim alten Herkommen als freie Glieder des Reichs beschirmt werden; da dieß an uns nicht gehalten worden, so wollen wir uns fürhin mit Gottes Hülfe selbst beschirmen und bei unserer Altvordern Freiheit unverpflichtet gegen Kaiser und Reich bleiben." — „Dabei helfen wir Euch gegen Gewalt schützen", versichern ihnen die beiden Länder Uri und Unterwalden. Hundert Jahre gehen wieder hin. Da bringt das Kloster bei neu ausbrechendem Streit Acht und Bann über die drei Länder. Diese kümmern sich nicht darum. „Wir können nicht glauben", sagen sie, „daß die Behauptung einer Gerechtigkeit Sünde sei"; sie nöthigen ihre Pfarrer, den Gottesdienst zu versehen. Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen hob auf die Bitte des Grafen Ulrich von Lenzburg, des Schirmvogts der Schweizer, der sein geliebtester und vertrautester Rath war, die Acht und durch den Bischof den Bann auf, und wies den Abt, daß er den Streit ruhen lasse. Freudig dankbar dafür, schicken ihm die Länder zweimal unter Ulrich von Lenzburg 600 Mann zu seinen Heerfahrten nach Italien, und der Kaiser gab ihnen eine Urkunde, worin er ihre uralte Freiheit anerkannte (1240). Bald kam ein Vertrag zu Stande, der den einen Theil des streitigen Gebiets Schweiz allein zusprach und im andern gemeinsame Benutzung festsetzte. Als 1311 ein neuer Streit sich erhob und derselbe den Zürchern zum Vergleich war übertragen worden, schmähten indessen einige Klosterherren die Ehre des Landes Schweiz gegen zwei Landleute, die zur Wallfahrt gekommen waren. Diese erwiedern: „Unsere Landsleute haben immer mit Ehren gehandelt und sind so ehrenwerth als Ihr." Dafür werden sie mißhandelt. Die Schweizer beschließen, die Schmach zu rächen. Sie überfallen in einer Nacht das Kloster und führen die Schmäher mit einem großen Raub Viehes aus dem Kloster weg. Es kommen Fürbittschreiben und gegen ein Lösegeld von 900 Pfund werden sie frei gelassen, woraus die Proceßkosten in Zürich vergütet wur-

den. Erst 1350 gelang die letzte völlige gütliche Beilegung des Streites.

Mit gleicher Festigkeit vertheidigten die Urner ihr Recht gegen das Kloster Wettingen, dem Graf Heinrich von Rapperswil 1231 alle seine Güter in Uri vergabt hatte. Die Eigenleute auf denselben freuten sich dessen; aber die Freien kamen mit dem Kloster in Streit, weil es nicht mehr, wie die Grafen, von diesen Gütern Steuer geben wollte, und der Abt brachte selbst einen Brief des Kaisers an die Landgemeinde, worin dem Kloster diese Freiheit verliehen ward. Das Volk entrüstet sich darüber so sehr, daß man den Abt kaum vor Mißhandlung zu schützen vermochte. Die Antwort war: „Herr Abt! Solchen Brief bringt uns nicht mehr! Will Papst oder König euerm oder andern Orden viel Freiheit geben, das mögen sie thun, doch ohne unsern Schaden, ohne Abbruch an unsern Steuern, Landrechten und altem Herkommen. Wir sind dessen gefreit, sowohl als die Orden, uns dabei bleiben zu lassen. Wenn die Geistlichen alle Güter an sich zögen, wer wollte dann die Steuer geben?“ So handelten auch die Schweizer, als Kaiser Rudolfs Gemahlin (1275) das Nonnenkloster zu Steinen steuerfrei haben wollte; der Kaiser schützte das Recht der Schweizer auch gegen seine Gemahlin. Die Landleute zu Art, Steinen, Steinerberg, Sattel, Rothenthurm, welche Habsburg pflichtig, dennoch aber Landleute von Schweiz waren, kauften sich 1269 los, und wurden so dem ältern ganz gefreiten Lande Schweiz gleich. So ward jede Gelegenheit überhaupt benutzt, auf dem Wege des Rechts, aller Abhängigkeit von fremden geistlichen und weltlichen Herren, durch Auskauf los zu werden.

Mit großer Sorgfalt wachten die Länder über ihre alten Rechte und Freiheiten. Als sie Graf Rudolf von Habsburg, Kaiser Rudolfs Großvater, gegen seine feierliche Verpflichtung, dieselben zu achten und zu schützen, darin beeinträchtigte, verlangten sie vom Kaiser dessen Abrufung, der auch ihren Wunsch gewährte. Zu der Zeit, als die Reichsregierung aufgelöst war, und jeder Fürst und Herr ohne Scheu that, was ihm gefiel, nahmen die drei Länder den Grafen Rudolf von Habsburg, nachmaligen Kaiser, zu ihrem Schirmvogt und Hauptmann, der sie treulich

gegen innere und äußere Feinde schützte. Tapfer vertheidigten die Schweizer und Glarner die Nachbarin Wittwe von Rapperswil, als sie der Abt von St. Gallen von ihrer Herrschaft verdrängen wollte (1261). Dankbar lohnten die Landleute von Schweiz den Konrad Hunno für seine Reisen und Arbeit zu des Landes Nutzen und Ehre damit, daß sie ihm ein Gut um geringen Preis verkauften (1282). In Uri entstand 1257 eine mächtige Parteiung zwischen zwei der größten Geschlechter, den Izelingen und von Gruba, die in offene Fehde ausbrach. Rudolf legte sie bei. Zwanzig von jeder Partei mußten den Frieden beschwören und eine große Geldsumme als Bürgschaft dafür hinterlegen; dann sprach Rudolf mit der ganzen Landsgemeinde zu Uri im folgenden Jahre das Recht in der Sache, und die Izelingen mußten den am Gut des Fraumünsters in Zürich begangenen Raub ersetzen. Als diese dann den Frieden wieder brachen, ward ihnen Hab und Gut von dem Grafen und der ganzen Gemeinde abgesprochen (1258). Graf Rudolf erwarb sich die Liebe dieses freien, tapfern Volkes durch die Achtung und Beschützung ihrer Rechte und Freiheiten und durch seine persönlichen Eigenschaften der Tapferkeit, Biederkeit und Leutseligkeit so sehr, daß sie freudig in seine Kriege zogen. Martin Schorno von Schweiz, einen der Helden, die ihm den großen Sieg über König Ottokar von Böhmen erkämpfen halfen, schlug er zum Ritter und gab ihm und seinen Nachkommen den Adel, wie er gegen Müller von Zürich that. Auch gab er urkundliche Versicherung dem Lande Schweiz für sich und seine Söhne, daß die Landleute nie vor einen fremden Richter sollen gezogen werden. Mit seinem Tode (15. Juli 1291) änderte sich Alles.

Veranlassung der Eidgenossenschaft.

1291—1307.

Zu Anfang Augstmonats 1291 erneuerten die drei Länder ihr altes Bündniß, zum Schutz gegen äußere Gewalt und innere Unruhe, worin sie ganz besonders festsetzten: Sie wollen keinen fremden Richter, oder der sein Amt kaufe, annehmen; und jeder soll, je nach seinem Stand, die schuldige Pflicht seinem Herrn leisten. Am 16. Weinmonat schlossen dann Uri und

Schweiz auch Schutzbündniß mit Zürich. Beides geschah, weil nach der Kenntniß, die sie von Rudolfs Nachfolger, Herzog Albrecht, hatten; es höchst wahrscheinlich war, daß er auch ie der Herrschaft seines Hauses zu unterwerfen trachte. Die Gefahr vergrößerte sich, als Albrecht den Kaiser Adolf um Thron und Leben gebracht hätte und 1298 Kaiser geworden war. Er wird von den Ländern anerkannt, und sie bitten ihn durch Gesandte (1298) um die gewöhnliche Bestätigung ihrer Freiheiten und seinen Schirm als Reichshaupt. Ohne weitere Antwort, als: „daß er selbst eine Botschaft zu ihnen senden werde," schickt er die Boten nach Hause. Nach Verfluß eines Jahres wiederholen sie ihre Bitte, und dieß Mal erhalten sie den Bescheid: „Der Kaiser werde eine Werbung an sie thun, die ihnen nützlich sei, und die hoffentlich nicht werde abgeschlagen werden." Im folgenden Jahr kam die angekündigte Botschaft, begab sich in jedes der Länder, mit dem Ansuchen, die Oberherrschaft des Hauses Oesterreich anzuerkennen, wie Luzern und Glarus dieß schon gethan haben. Sie versprach Erhaltung ihrer Freiheiten und alle Gnade von der Herrschaft, wies aber auch auf die Macht hin, die schon alle Landschaften um sie her beherrsche und sie zur Unterwerfung zwingen könne, und daß dann auch ihre Landleute auf den Lehen härter werden gehalten werden. Einstimmig erklärten die Länder ihren schon zuvor festgefaßten Entschluß: „Wir wollen bleiben, wie wir von unsern Voreltern hergekommen sind, und wofür wir Brief und Siegel der Kaiser haben. Dem Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, wollen wir allen schuldigen Gehorsam leisten, und bitten ihn um Bestätigung und Beschirmung unserer Freiheiten, und unsere Antwort nicht ungnädig aufzunehmen. In dankbarem Andenken an des Kaisers Vater, der unser treuer Schirmvogt und Hauptmann gewesen, wollen wir seinem Hause alle Ehre, Liebe und Dienst beweisen. Was jeder von uns einem Herrn schuldig ist, das wird er, wie von Alters her, treulich leisten." Nun versuchte Albrecht einen andern Weg zum Ziele. Seine Amtleute zu Luzern und Zug sollten unter den Landleuten, welche auf den Markt dahin kamen, eine Partei zu werben suchen, um endlich durch Zwietracht den Zweck zu erreichen. Auch das war fruchtlos.

Im April 1303 kommt der Landammann Werner von Attinghausen nochmals als Bote der Waldstätte zum Kaiser, um Bestätigung der Freiheiten und einen Reichsvogt zu bitten. Zornig fährt ihn der Kaiser an: „Ich will dem Begehren der Länder eben so willfahren, wie sie dem meinigen; ihr Abschlag soll ihnen noch leid genug werden. Zum Blutgericht mögen sie meinen Amtmann zu Luzern oder den Vogt zu Rothenburg berufen" — also österreichische statt Reichsbeamtete. Drei Jahre verflossen wieder in ungewissem Zustand. Wenn die österreichischen Amtleute nun in den Ländern Gericht hielten, so ließen sie immer mehr laut werden, daß sie dieß im Namen von Oesterreich thun. Darum verlangen die Länder nochmals vom Kaiser einen Reichsvogt. Ergrimmt darüber, daß alles Schmeicheln und Drohen und Unterhandeln vergeblich gewesen, antwortet der Kaiser: „Ziehet heim! Weil Ihr's so haben wollt, nun so wollen wir Euch einen Reichsvogt geben, und ihn in Euer Land setzen; dem sollt ihr an unserer Statt gehorsam sein; thut Ihr das nicht, dann sollt Ihr's mit Leib und Gut und dem Verlust Eurer Freiheit büßen." Statt Eines schickt der Kaiser zwei Vögte. Ueber Uri und Schweiz den Ritter Hermann Geßler von Bruneck, dem die Burg Küßnacht am Luzernersee gehörte, über Unterwalden Beringer von Landenberg, beide stolze Junkern, die wußten, daß sie sich durch Härte gegen die Landleute die Gnade des Kaisers erwerben können. Bisher hatte kein Reichsvogt im Lande selbst gewohnt, sondern er kam nur hin, Gericht zu halten; nun aber setzte sich Geßler auf den Thurm zu Altorf, und Landenberg auf die Burg zu Sarnen; einen Junker von Wolfenschieß, aus dem Landesadel, der sich mit Widerwillen der Seinigen an Oesterreich gehängt hatte, setzte Landenberg als seinen Statthalter auf die Burg Rotzberg. Die Burgen wurden von Söldnern besetzt, die ihnen der Kaiser mitgegeben hatte, und die von den Ländern erhalten werden mußten. Den Befehl, alle, auch die kleinsten Vergehen, hart zu strafen, vollzogen die Vögte genau und mit Freuden, — da die ersten guten Worte, womit sie die Landleute zur Unterwerfung unter Oesterreich bereden wollten, fruchtlos waren, und in der Oesterreich unterworfenen Nachbarschaft zu Luzern und Zug wurden dieselben mit Zöllen, Auflagen

und Beleidigungen geplagt, — alles dieses, um sie zum Aufruhr zu reizen und sie dann unter rechtlichem Vorwand mit Gewalt unterdrücken zu können. Mann und Weib und Kind waren vor Entehrung und Mißhandlung durch diese Tyrannen nicht sicher. Lange dulden und schweigen die Länder; sie sehen den König zu mächtig, sich überall von seinen Landen umgeben, hoffen auf künftige Regierungsänderung, wo der Fürst von Oesterreich vielleicht nicht zugleich Kaiser sein werde; und viele heimliche Freunde in der Nähe halfen ihnen aus, wenn man sie auf den Märkten drängte. Auf ihre Klagen am Hofe antworteten des Kaisers Räthe: „Daran seid Ihr selbst Schuld; warum thatet Ihr nicht wie Luzern und Glarus? Thut es jetzt noch, und der Kaiser und seine Söhne werden Euch alle Gnade gewähren. Zu gelegener Zeit wollen wir Euer Anliegen dem Kaiser vortragen.“ Hierauf ging es schlimmer als zuvor — bis die Geduld brach. Heinrich an der Halden im Melchthal, ein geachteter wohlhabender Landmann, hatte eifrig dafür gesprochen, daß man sich nicht von dem Reich und der Landesfreiheit drängen lasse. Deßwegen haßte ihn der Vogt. Arnold, Heinrichs Sohn, ward eines geringen Vergehens beschuldigt, dessen er nicht geständig war, das aber, wenn er auch überwiesen worden wäre, mit nicht mehr als 5 ß. Buße gesetzlich hätte belegt werden sollen. Der Vogt aber schickt einen Knecht mit dem Befehl, ein Paar schöne Ochsen zur Strafe zu nehmen; wenn er sich dessen weigere, soll er ihm sagen: „die Bauern können den Pflug selber ziehen.“ Der alte Biedermann sagte: „Mein Sohn hat nichts verschuldet, und wär's auch, so sollte der Landvogt ihn erst mit Recht überweisen und dann strafen.“ Der Knecht will nun die Ochsen losbinden; darüber ergrimmt der Sohn und schlägt dem Knecht einen Finger entzwei, flieht dann nach Uri und verbirgt sich vor des Vogtes Rache. Im Jähzorn fordert dieser den Vater vor sich. „Wo ist dein Sohn?“ fragt er ihn; Heinrich antwortet: „Das weiß ich nicht; er ist alsbald entflohen.“ Für das Wort: „Man nehme ihm das Seine mit Unrecht“, ließ nun der Vogt dem alten Vater die Augen ausstechen, und zum Verlust der Ochsen mußte er noch große Kosten bezahlen. Das Volk wird erbittert; man verweist dem Vogt das

grausame Verfahren. Er antwortet: „Der König, dessen Diener ich bin, will's so haben.“ Zu Uri quält der Vogt Geßler das Volk mit der Erbauung einer Burg. Auf dem Lindenplatz zu Altorf, wo jedermann vorbeigehen mußte, ließ er eine Stange aufrichten, sie mit einem Hute bedecken, und bei schwerer Strafe gebieten, jeder Vorbeigehende soll diesem Zeichen mit Entblößung und Neigen des Hauptes Ehre beweisen, als wenn der Kaiser oder er selbst gegenwärtig wäre; ein Wächter mußte auf Vollziehung dieses Befehls achten. Dieser Uebermuth that noch weher, als der Schloßbau; dennoch schwieg man und gehorchte. In diesen Tagen ritt Geßler durch das Land Schweiz auf seine Burg Küßnacht. Er kam zu dem neuen schön gebauten Hause Werner Stauffachers, eines geachteten Mannes von altem Geschlechte. Stauffacher sieht den Vogt kommen und bewillkommt ihn freundlich. Er wußte, daß der Vogt ihm als angesehenem Manne, der gegen die Unterwerfung an Oesterreich gesprochen, übel wolle und ihm gedroht habe. „Weß ist dieß Haus?“ fragte Geßler. Demüthig antwortet Stauffacher: „Herr, das Haus ist meines Herrn des Königs, und Euer und mein Lehen.“ — Geßler erwiedert: „Ich bin an meines Herrn, des Königs, Statt Regent im Land; ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Bewilligung, und leben, als wenn sie Herren wären.“ Mit diesen Worten reitet er weg.

Die ersten Eidgenossen.

1307.

Das Wort war Stauffacher durch das Herz gegangen. Seine Frau, Margaritha Herlobig, sieht ihm den Trübsinn an und fragt, was ihm auf dem Herzen liege? Er zögert mit der Antwort; endlich erzählt er, was vorgegangen, und äußert die Besorgniß, ihr Haus, Hab und Gut werde vor dem Vogt nicht sicher sein. „Lieber Mann“, sagt die Frau, „du weißt, wie mancher Biedermann in den Ländern über des Vogts grausames Joch klagt. Berathet Euch vertraulich, wie Ihr dem Gewalt abkommen und einander beschirmen könnet. Gott wird Euch nicht verlassen; betet um seinen Beistand. Hast du nicht vertraute Leute auch in Uri und

Unterwalden?“ Sie nannte ihm nun einige Bekannte. „Ja“, sagt Stauffacher, „ich kenne dort einige angesehene Männer, denen ich wohl vertrauen darf.“ Er folgt dem Rathe seines Weibes und geht nach Uri. Da vernimmt er den Unwillen des Volkes über den Schloßbau und den aufgesteckten Hut; aber auch die Furcht vor des Vogtes Gewalt und Zorn und vor des Königs Macht, und wie Jeder noch ungewiß sei, ob er auch bei Andern Schutz und Beistand finden würde. Stauffacher öffnete sein Herz vorerst nur Einem, dem Walther Fürst von Uri, und ging mit ihm zu Rathe, wie man mehr Vertraute gewinnen und durch geheime Verbindung sich der tyrannischen Gewalt entledigen könne. Fürst berichtet ihm dagegen, daß auch der Landammann von Attinghausen sage: „die Tyrannei sei unerträglich“; daß Arnold von Melchthal sich in Uri verborgen halte, und daß durch diesen, obwohl noch jungen, doch verständigen und tapfern Mann die Sache in Unterwalden befördert werden könne; er führte diesen dann selbst zu Stauffacher. Diese drei Männer: Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schweiz und Arnold aus dem Melchthal von Unterwalden, verbinden sich nun durch einen feierlichen Eid, die Befreiung ihrer Länder von dem Joche der Vögte zu unternehmen. Sie treffen die Abrede, jeder solle in seinem Lande die nächsten Verwandten und andere Vertraute im Geheimen zu Hülfe und Beistand werben, alle sich durch Eidgelübde verbinden, mit einander die alte Freiheit wieder zu erobern, die tyrannische Gewalt zu vertreiben, einander bei Gericht und Recht zu schirmen, und daran ihr Leib und Leben zu setzen. Doch solle jedes Land und jeder Landmann dem Reich und jedem geistlichen und weltlichen Herrn seine Pflicht leisten, sofern dieselben sie nicht von ihren Freiheiten und wider Recht drängen. Zu weiterer Unterredung wollen sie im Rütli unter Seelisberg zusammenkommen und Vertraute mitbringen. Ihr Bund solle geheim bleiben, und Alles wollen sie leiden, bis sie einhellig und gemeinsam in allen drei Ländern die Sache zugleich ausführen können. Jeder ging nun heim, in seinem Lande den Bund zu mehren; das geschah im Herbst 1307. Der Adel im Lande war mit dem Volke eins; der Landmann leistete dem

Gutsherrn gewissenhaft seine Pflicht, und dieser zeigte sich treu und wohlthätig gegen ihn; beide wollten die Freiheit des Landes retten. Darum haßten die Vögte diesen Adel, den sie verächtlich den Bauernadel nannten, und suchten demselben die Reichslehen zu entziehen. Nicht an Muth, sondern an Rath hatte es bisher gefehlt, bösen Gewalt zu stürzen; denn schnell trat in allen drei Ländern der Mehrtheil des Volkes und des Adels in den Bund, obschon man nur Solchen die Sache eröffnete, denen man vertrauen durfte. Mehrmals versammelten sich 20 oder 30 im Rütli; in Besorgniß möglicher Entdeckung sehnte man sich, die Sache auszuführen. Zu endlichem Beschlusse ward der Martinstag 1307 angesetzt, wozu jeder der drei ersten Eidgenossen 10 Vertraute mit sich brachte. Uri und Schweiz wären gerne alsbald zur Ausführung geschritten; die von Unterwalden aber baten um einigen Aufschub, weil man die zwei starken Burgen, Sarnen und Rotzberg, jetzt nicht in Eile einnehmen, eine Belagerung langwierig und gefährlich werden, und ein Entsatz anrücken könnte; bekämen sie aber die Burgen nicht in ihre Gewalt, so haben sie keine Ruhe vor denselben; auf den Neujahrstag hoffen sie solche durch Ueberraschung zu gewinnen. Das wurde ihnen — wenn nicht Hauptnoth einfalle — zugesagt. Zugleich wurde abgeredet: Man wolle der Vögte und ihrer Knechte Leib und Leben schonen, und sie bloß aus dem Lande schicken, es wäre denn, daß sie Gewalt brauchen wollten, — auf daß der König nicht über Mißhandlung der Seinigen klagen könne.

Wilhelm Tell.

1307.

Inzwischen begab sich, daß Wilhelm Tell von Bürglen in Uri, Walther Fürsts Tochtermann, bei dem aufgesteckten Hute zu Altorf vorbeiging, ohne demselben die befohlene Ehre zu erweisen. Dieß ward dem Vogt Geßler kund gethan. Tags darauf beruft er Tell vor sich, und fragt ihn trotzig: „Warum hast du meinem Gebote nicht gehorcht?“ Tell antwortet: „Lieber Herr! es ist ohngefähr und nicht aus Verachtung geschehen; verzeihet mir's; wär' ich witzig, so hieß' ich nicht der Tell; ich bitte um Gnade, es soll nicht mehr geschehen!“ Nun war Tell

einer der besten Armbrustschützen und hatte schöne Kinder; diese beschickte der Landvogt, und sagte dann zu Tell: „welches ist Dir das Liebste?“ „Herr“, sagt Tell, „sie sind mir alle gleich lieb.“ Hierauf der Vogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter Schütze, wie ich höre; nun mußt du deine Kunst vor mir bewähren — da, schieß' deinem Kinde den Apfel vom Haupt, dann halt' ich dich für einen guten Schützen; trifft du nicht, so mußt du sterben.“ — Tell entsetzte sich. „Um Gottes Willen“, rief er, „fordert das nicht von mir; ich kann nicht gegen mein liebes Kind schießen; lieber will ich sterben!“ Der Vogt: „Das mußt du thun, oder du mußt mit dem Kinde sterben!“ Da flehte Tell zu Gott, daß er ihn und sein liebes Kind behüte, steckte noch einen Pfeil in den Göller und nahm die Armbrust. Der Vogt selbst legte dem Kinde den Apfel auf. Tell spannte, legte den Pfeil auf und schoß dem Kinde den Apfel von dem Haupte, ohne es zu verletzen. Der Vogt lobte seine Kunst. „Aber“, fragt er alsbald, „was soll das, daß du noch einen Pfeil in dem Göller hast?“ Tell erschrickt, faßt sich wieder, und sagt: „Es ist so der Schützen Art.“ Der Vogt hatte Tells Erschrecken bemerkt, und sagte: „Tell, fürchte dich nicht, sag' die Wahrheit; du sollst des Lebens sicher sein. — Aber der zweite Pfeil bedeutet etwas Anderes.“ Da spricht Tell: „Wohlan, Herr! sintemal Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch gründlich die Wahrheit sagen: Hätte ich mein Kind getroffen, so wäre der andere Pfeil für Euch gewesen und hätte Euch wahrlich nicht verfehlt.“ „Nun wohlan, Tell“, sagte der Vogt, „ich hab' dich deines Lebens gesichert, das will ich dir halten; weil ich aber deinen bösen Willen gegen mich verstehe, so will ich dich führen lassen an einen Ort und allda einlegen, daß du Sonne und Mond nimmer sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei.“ Nun ließ ihn der Vogt binden, gen Flüelen führen und auf ein Schiff bringen; auch Tells Schießzeug ließ er mitnehmen, den er für sich behalten wollte. Der Vogt stieg zu Flüelen selbst ins Schiff, auf dem er nach Brunnen fahren und dann durchs Land Schweiz nach Küßnacht reiten und dort Tell in den Burgkerker auf ewig verschließen wollte. Auf dem See überfiel sie ein so heftiger Sturm, daß alle den Untergang erwarteten. Da

sprach der Diener einer zum Vogt: „Herr, ihr sehet Euere und unsere Noth und Gefahr, und daß die Schiffmeister erschrocken und des Fahrens nicht wohl berichtet sind; nun ist Tell ein starker Mann und kann wohl schiffen; stellt ihn ans Ruder!“ Der geängstigte Vogt sagt: „Tell, getrauest du dir aus dieser Gefahr uns zu helfen, so wollt' ich dich deiner Bande entledigen.“ Tell: „Ja, Herr! ich getraue mir mit Gottes Hülfe uns wohl von dannen zu helfen.“ Nun ward er losgebunden, stand ans Steuerruder, und merkte sich den Schießzeug, der nahe bei ihm lag. „Rudert ernstlich“, ruft er, „bis wir über die Blatte hinauskommen, dann ist das Gefährlichste überstanden.“ Das thaten sie, und als sie der Blatte nahe kamen, die nun seinen Namen trägt, drückt Tell das Schiff an dieselbe, ergreift das Schießzeug, springt hinaus, gibt dem Schiff einen Stoß in den See zurück und läßt es schweben und schwanken. Er aber läuft durchs Land Schweiz bis auf die Höhe, an der Straße zwischen Art und Küßnacht, wo eine hohle Gasse ist, verbirgt sich dort ins Gestäude und wartet da des Vogtes. Nach großer Noth und Arbeit kommt der Vogt mit seinen Dienern nach Brunnen und reitet Küßnacht zu. Tell hört, als er sich naht, ihn reden von der Rache, die er an ihm nehmen wolle; er spannt die Armbrust, und als der Vogt in die Hohlgasse einreitet, trifft ihn Tells Pfeil, daß er todt vom Pferde fällt. Tell eilt auf der Stelle seiner Heimath zu. Die Nacht brach an. Im Vorbeilaufen meldet er Stauffacher, wie es ergangen; denn Tell war auch einer vom Bunde. Noch in dieser Nacht kommt Tell nach Hause, hält sich verborgen und berichtet die Bundesgenossen von seiner That. Ungern hatten sich diese enthalten, loszubrechen, um Tell zu retten; aber sie waren auch zugleich unzufrieden mit ihm, daß er vor der Zeit den Unwillen gegen den Vogt gezeigt. Treu der Abrede mit den Eidgenossen hielten sie sich stille. Doch ward noch eine nächtliche Zusammenkunft im Rütli gehalten, ob man früher angreifen wolle? Es blieb aber beim schon gefaßten Anschlag. Glücklicher Weise war der König entfernt in Nieder-Oesterreich, und es konnte nicht so bald ein neuer Vogt ins Land kommen. — Tell wurde nach seiner Befreiung Mitglied des Rathes zu Uri. Er stritt in der Schlacht am

Morgarten. Als im Jahr 1351 der Schächenbach verheerend ausbrach und einen Knaben fortriß, wollte der Greis ihn retten, wagte sich in die Fluthen und ward mit dem Knaben verschlungen. Sein Andenken ward in Uri wie das eines Landesheiligen geehrt. Im Jahr 1387 beschloß die Landsgemeinde: „Es soll zu Bürglen, an dem Orte, wo unsers lieben Landmanns, des ersten Wiederbringers unserer Freiheit, Wilhelm Tells, Haus ist, zu ewigem Danke Gottes und seines Schutzes, jährlich eine Predigt gehalten, und 1388: es soll auf der Tellenblatte eine Kapelle mit einem Dankaltar erbaut werden."

Die Befreiung.

Neujahr 1308.

Auf den Neujahrstag hatten die von Unterwalden den Anschlag gemacht, sich mit List der beiden Burgen, Rotzberg und Sarnen, zu bemächtigen. Eine Magd auf Rotzberg öffnet einem Jüngling von Stanz in der Nacht vor dem Neujahrstage 1308 ein Fenster des Schlosses und läßt ein an den Pfosten geknüpftes Seil herab, an dem er sich hinauf winden kann. Der Jüngling kommt mit 20 Mann, die sich in der Nähe des Schlosses verbargen; er klettert zuerst hinauf, ihm nach die Zwanzig. Dann verschließen sie den Amtmann mit seinen Knechten, und lassen, mit Ausnahme eines Boten nach Stanz, keinen Menschen aus der Burg gehen, damit kein Landgeschrei werde, bis Sarnen auch erobert sei. Auch Sarnen ward durch List gewonnen. Der Vogt, Landenberg hatte dem Volk die Gewohnheit aufgezwungen, daß man ihm am Neujahrstage Geschenke an Hühnern, Hasen, jungen Geißen, Lämmern, Kälbern u. s. w. zum Schlosse brachte. Darauf hatten nun die Eidgenossen ihren Anschlag gemacht. Dreißig von ihnen, wohl bewaffnet, versteckten sich vor Tag unter der Burgmühle im Erlenholz; zwanzig Andere rüsteten gespitzte Stecken, um ein Spießeisen, das jeder im Busen mit trug, darauf zu stecken, und so bringen sie am Neujahrstage die Geschenke zum Schlosse. Ihnen begegnet der Vogt auf dem Wege zur Kirche, und freudig heißt er sie die Geschenke hinauf bringen. Das Thor wird geöffnet; alsbald stecken die Zwanzig die Spießeisen auf und halten das Thor offen; auf

das mit einem Horn gegebene Zeichen rennen die Dreißig ei dem Burgthor zu; die Burg wird gewonnen und die Le auf derselben gefangen. In der Kirche vernimmt der Vo was geschehen, und flieht. Auf dem Wege nach Alpnac wird er aber eingeholt; doch geschieht ihm und den Seinig kein Leid; nur muß er, wie die Diener, schwören, das Lan nicht wieder zu betreten; so geschah es mit denen auf Rotzberg und den andern Burgen. An eben diesem Tage gewannen die Urner die neue Burg, Zwing-Uri unter die Stegen, und die Schweizer, von Stauffacher angeführt, die Burg Schwanau im Lowerzersee. Aus einem Land in das ander eilten die Boten mit den frohen Berichten von der Erlösung aus tyrannischer Gewalt und von der gewonnenen Freiheit. Sonntags darauf schickte jedes Land zu dem andern seine Böten, den Bund zu schwören, wie ihn die drei ersten Eidgenossen einander zugeschworen hatten. Wo die Sarnenburg stand, halten nun die Unterwaldner seither die Landsgemeinden.

Kaiser Albrechts Ermordung.

1308.

Bald schlug eine strafende Hand aus dem eigenen Hause den Tyrann. Johann, Kaiser Albrechts einziger Brudersohn, stand unter dessen Vormundschaft. Er kam mit dem Hofe des Kaisers nach Baden, wo sich das Heer zur Unterjochung der Eidgenossen versammeln sollte. Johann war nun volljährig geworden, und verlangte Uebergabe seines Erblandes im Aargau und Thurgau. Auch der Landesadel, der ebenfalls über Albrechts Herrsch- und Habsucht unwillig war, wünschte dieß. „Es kommt noch wohl zu seiner Zeit", war Albrechts spöttische Antwort. Diese Kränkung klagte Johann seinen Räthen und Vertrauten, und sie machen einen Anschlag auf Albrechts Leben. Einer der Verschwornen, von Gewissensangst getrieben, eröffnet das Vorhaben dem Kaiser, der aber die Sache nur als ein leeres Schreckmittel ansah und nicht darauf achtete; auch ward die Ausführung nicht versucht. Am Morgen des ersten Mai verwandten sich der Churfürst von Mainz und der Bischof von Constanz noch für Johanns

Ansuchen beim Kaiser, der aber einer bestimmten Antwort auswich und den erbitterten Johann durch ein Geschenk von hundert Pferden zu besänftigen suchte. Bei Tafel wurden Kränze gebracht und ausgetheilt. Albrecht setzte den schönsten einem Neffen aufs Haupt. Aber Johann nahm's als Spott auf seine Jugend. Ergrimmt darüber macht er auf der Stelle mit seinen vertrauten Räthen den Anschlag, den Kaiser, der Nachmittags seiner Gemahlin, die von Rheinfelden herauf kam, entgegen reiten wollte, auf dem Wege zu ermorden. Als Kaiser Albrecht vom Stein zu Baden wegritt, war er so frohen Gemüthes, als er sonst selten war. Am Fahr bei Windisch gelingt es den Verschworenen, ihn vom übrigen Geleite zu trennen, und sie setzten mit ihm allein über die Reuß. Der Kaiser reitet mit ihnen über das Kornfeld zwischen Windisch und Brugg, wo ihnen der Ritter von Kastelen begegnet. Man kommt in ein kleines Gehölze. „Beitet (wartet) nicht mehr!" ruft nun Johann. Walter von Eschenbach fällt Albrechts Pferd in dem Zaum. Mit dem Worte: „Hier der Lohn des Unrechts!" durchsticht ihm Johann den Hals; Eschenbach spaltet den Kopf; Palm stößt das Schwert durch den Leib; Wart steht betäubt. Der Ritter von Kastelen vertheidigt den Kaiser nicht, sondern eilt schreckenvoll nach Brugg zurück. Verblutend, ohnmächtig fällt Albrecht vom Pferd und haucht in dem Schooße einer armen Dirne sein Leben aus. Ganz Brugg läuft hinaus. Den Mördern kam die That erst grausenhaft vor, als sie verübt war; Schrecken und Angst übernimmt sie; auf verschiedenen Wegen fliehen sie aus einander und verbergen sich vor der Rache der Kinder Albrechts. Kaiser Heinrich VII., Albrechts Nachfolger, sprach das Todesurtheil über sie. Herzog Johann hielt sich eine Weile zu Einsiedeln verborgen. Vergeblich warben er und seine Freunde bei den Eidgenossen um Hülfe; hierauf ging er nach Italien, wo er zu Pisa entdeckt und auf Befehl des Kaisers ins Gefängniß geworfen ward, in dem er bald nachher (1313) starb. Das allgemeine Urtheil war: „Albrecht habe diesen Tod an Kaiser Adolf verschuldet, den er wider Ehre und Eid des Throns und Lebens in einer Schlacht beraubte; aber das Unrecht, das er an Herzog Johann begangen, könne diesen nicht entschuldigen."

Nun änderte sich das Benehmen des österreichischen Hauses gegen die Eidgenossen, von denen es eine Verbindung mit dem mißvergnügten Adel befürchtete. Alsbald wurden ihnen die vorher verschlossenen Märkte zu Luzern und Zug geöffnet und sie durch eine Botschaft gebeten, den Mördern keinen Schutz zu verleihen und zu ihrer Bestrafung mitzuhelfen — das werde ihnen zu Gutem nie vergessen werden. Die Eidgenossen antworteten: „Obwohl wir jetzt Gelegenheit hätten, uns für erlittene Schmach und Mißhandlung zu rächen, wollen wir es doch nicht thun. Aber Albrechts Tod rächen, der uns nie Gutes that, und die Todtschläger verfolgen, die uns nie Leides gethan, das geziemt uns auch nicht. Friede wollen wir mit Jedem halten, der uns im Frieden läßt.“ Ebenso schlugen sie Herzog Johann und seinen Mitgenossen die Hülfe gegen Albrechts Haus ab. Die Schweizer verschanzten die Eingänge in ihr Land; Unterwalden verwahrte die Landungsplätze; die Städte des Aargau's aber schwuren in dankbarer Treue, ihre Herrschaft zu vertheidigen.

Die Blutrache und die Stiftung von Königsfelden.

1309.

Im Frühling 1309 begann der junge Herzog Leopold auf Antrieb seiner Mutter, der Kaiserin Elisabeth, und seiner Schwester Agnes, der verwittweten Königin von Ungarn, die Blutrache seines Vaters nach der grausamen Sitte der alten Zeit. Erst zog er ins Thurgau, eroberte die Burg Rudolfs von Wart, eines der Räthe Herzog Johanns, und ließ die Besatzung ermorden; dann Multberg, die Burg des unschuldigen Bruders, den Leopold auch um Herrschaft und Gut brachte, so daß er sein Leben arm in einer geringen Bauernhütte zubringen mußte. Hierauf ging der Rachezug durchs Aargau. Die Königin Agnes begleitete ihn. Nach tapferer Vertheidigung wurde die Burg Fahrwangen wegen Mangel an Lebensmitteln auf Gnade und Ungnade ergeben, und die 63 biedern Kriegsleu'e auf derselben wurden alle vor den Augen Leopolds und der Agnes enthauptet; ja diese trat in den Blutstrom und rief: „Jetzt bade ich im Maithau.“ So wurde mit den Knechten auf Altbüren, auf der Schnabelburg und zu

Naschwanden gehandelt. In dem letztgenannten Schlosse lag ein Kind weinend in der Wiege. Agnes wollte es erwürgen; ein menschlicher Krieger entriß es ihr. In dieser Blutrache rachten die Kinder Albrechts wohl tausend Menschen um Gut und Leben; viele flohen vor ihrer Wuth, nur ihr Leben rettend. Allgemein urtheilte man später, das Unglück, das dieses Haus durch die Eidgenossen in diesen Gegenden erlitt, sei verdiente Strafe solch' grausamer Rache gewesen. Mit 3000 Mark Silber aus dem Raubgut wurde dann das reiche Kloster Königsfelden gestiftet; dadurch glaubte man Raub und Mord söhnen zu können. Wer die Gunst des Hofes suchte, machte diesem Kloster Vergabung — zu Gottes Ehre und zum Heil der Seelen der Verstorbenen, hieß es dann. Agnes, die Blutgierige, ging selbst in dieses Kloster, ihre Sünden, wie sie meinte, zu büßen durch Beten und Fasten und Almosen. Grausamkeit wandelte sich in heuchlerische Frömmigkeit um, und unter ihrem Schleier stiftete sie noch lange viel Unglück. Freimüthig soll ihr einst Berchtold Strebel von Ostringen die Wahrheit gesagt haben. Er war einst Kaiser Rudolfs Kriegsmann, und lebte nun in der Felshöhle am Bruggerberg als Einsiedler. Immer ging dieser nach Windisch zur Kirche und kam nie in das Kloster. Agnes fragte ihn einst: „Berchtold, gefällt dir unsere Stiftung nicht wohl, daß du so fremd gegen sie thust?“ Er antwortete: „Frau, es wird Gott nicht würdig gedient, wenn man raubt und viel unschuldiges Blut vergießt, und dann aus Raub und blutigem Gut solche Stiftungen macht. Gott hat größern Gefallen an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Wie herrlich auch diese Stiftung sei, sie wird auch wieder zu nichts werden.“

Männliche Standhaftigkeit und weibliche Liebe und Treue.

1309.

Rudolf von Wart, einer der Räthe des Herzogs Johann, der aber nicht Hand an den Kaiser gelegt hatte, hielt sich eine Zeit lang in der Pfalz verborgen. Seine Burg wurde indessen erobert und seine Dienstleute ermordet. Rudolf begab sich auf die Reise nach Avignon, um dem Papst zu

beichten und Lossprechung von seinen Sünden zu erhalten. Auf der Reise dahin besuchte er einen ihm verwandten Edelmann in Burgund. Der Treulose aber hielt den Unglücklichen gefangen und lieferte ihn gegen eine beträchtliche Geldsumme den Kindern Albrechts aus. Rudolf wurde durch Basel geführt. Da hoffte er noch auf Befreiung, weil der Bischof und die Bürgerschaft Albrechts Feinde gewesen waren. Als man ihn durch die Stadt führte, rief er um Recht; aber Furcht vor dem Kaiser und der österreichischen Macht vereitelten seine Hoffnung auf Rettung. Nun gab er sein Leben verloren. Er wurde nach Brugg geführt und vor dem Gerichte des Mordes angeklagt. Vergeblich war seine Verantwortung: daß er nur als Rath und Diener bei Herzog Johann gewesen, an den Kaiser keine Hand gelegt, noch zu seinem Tode geholfen habe. Vergeblich war's daß seine Gattin, eine Frau von Balm, selbst vor Gericht trat und auf den Knieen liegend, die Königin Agnes weinend und jammernd um sein Leben bat, so daß alle Anwesenden mit ihr weinten. Rudolf wurde verurtheilt, daß er an einen Pferdeschweif gebunden auf die Stätte solle geschleift werden, wo der Mord geschah, und daselbst seine Glieder auf dem Rad zerschlagen werden. Als er sah, daß er sterben müsse, sprach er mit lauter Stimme: „Wiewohl ich unschuldig als Mörder des Königs verurtheilt werde, so haben doch die Thäter, so man die Wahrheit bekennen soll, nicht einen König, sondern einen Wütherich erschlagen, der seine blutige Hand wider Eid und Ehre an König Adolf, seinen Herrn, gelegt, ihn seines Lebens beraubt, dazu seinem Vetter, Herzog Hans, wider Gott und Recht seine Leute und Land mit Gewalt vorenthalten, und des Urtheils, das man mir gegeben, wär' König Albrecht als ein Mörder seines Herrn, König Adolfs, würdig gewesen. Gott verzeihe mir meine Sünde!“ Nun wurde die grausame Strafe an ihm vollzogen. Er bat für seine und seiner Feinde Sünden um Verzeihung. Standhaft litt er die Marter. Seine Gattin verließ ihn auch im schmach- und schmerzenvollen Tode nicht; sie folgte ihm auf die Richtstätte, legte sich unter das Rad, blieb da weinend und betend, Tag und Nacht, ohne Speise und Trank, bis er am dritten Tage verschied. Man fragte

Rudolf auf dem Rade: „ob dieß sein Wille wäre?“ „O nein“, sagte er, „ihr Schmerz quält mich mehr als meine Marter — um ihrer großen Treue willen.“ Er hieß sie selbst wegsehen. „Nein“, sprach sie, „ich will nicht von dir weichen, so lange dein Leben währt, und wollte lieber mit dir sterben.“ Sobald er verschied, ging die fromme ruhmwürdige Frau in ein Frauenkloster zu Basel. Man pries das herrliche Beispiel ehelicher Liebe und Treue.

Die Schlacht am Morgarten.

1315.

Die Rache, welche Kaiser Albrecht an den Eidgenossen nehmen wollte, wurde durch seine Ermordung gehindert; sie erbte sich aber auf seine Kinder fort und wurde neu belebt, als bei der streitigen Kaiserwahl zwischen Herzog Ludwig von Baiern und Herzog Friedrich von Oesterreich sich die Eidgenossen für Ludwig, den die Mehrheit der Churfürsten erwählt hatte, erklärten (1314). Die Fehde Oesterreichs gegen die Länder begann dadurch, daß Luzern und Zug ihnen den Markt verschließen mußten. Hierauf begann ein Seekrieg. Die Eidgenossen und die Luzerner fuhren mit einer großen Zahl Schiffe zu Ueberfällen aus; die Länder machten solche zu Luzern, die Luzerner zu Stanzstad und Alpnacht, mit wechselndem Glück; man schädigte einander mit Raub und Brand. Zu Anfang des Wintermonats 1315 sammelte Herzog Leopold zu Baden alle Macht seines Hauses im Thurgau und Aargau, Elsaß und Schwaben, um die Eidgenossen zu überziehen. Viele vom Landesadel aber sahen die Unterdrückung der Länder nicht gern; denn sie besorgten, wenn Oesterreich dieselben unterjoche, so haben auch sie gegen dieses Hauses Gewalt keine Stütze mehr, und ihr Biedersinn achtete die Eidgenossen dafür, daß sie Niemand Unbill zufügten und nichts verlangten, als ihre uralten Rechte und Freiheiten zu erhalten. Eifrig suchte besonders Graf Friedrich von Tockenburg noch einen Frieden zu vermitteln, und bat den Herzog, ihm dieses zu gestatten. Leopold sprach hohe, stolze Worte: „Ich will

an diesen boshaften Leuten die Schmach rächen, welche meinem Vater, meinen Brüdern und Amtleuten zugef haben; sie haben um uns verdient, ausgereutet zu werd Doch um Eurer Bitte willen will ich sie zu Gnaden aufn men, wenn sie König Ludwig entsagen, meinen Bruder Fri rich als König erkennen und sich dem Hause Oesterr unterwerfen, wie die von Luzern; wo nicht, so soll man keines andern Mittels mehr gedenken." Der Graf überbri den Eidgenossen diese Friedensbedingungen mit der dringend Bitte, sie anzunehmen, denn mehr können sie nicht erhalt und der Macht des Herzogs vermögen sie nicht zu widerstehe Die Länder dankten dem Grafen für seine Mühe und Treu denn sie wußten, daß er ihnen wohl wolle. Einmüthig abe gaben sie ihm die Antwort: „Das nehmen wir nicht an. Den österreichischen Vögten haben wir kein Leid gethan; sie abe und ihr Vater, König Albrecht, haben grausame Tyranne und Muthwillen mit uns getrieben, wovon wir uns selbst retten mußten. Will Herzog Leopold uns in seinem Uebermuth überziehen, so müssen wir dessen erwarten; kommt er, so wird er uns finden, und wir wollen ihm mit Gottes Hülfe widerstehen und seiner großen Macht uns erwehren, so gut wir mögen." Der Graf ritt weg. Nach dem Gutachten des Kriegsraths beschloß der Herzog, die Eidgenossen an drei Orten zugleich zu überfallen. Er selbst wollte am 15. Wintermonat dem Aegerisee nach an den Morgarten ziehen, wohin die Schweizer dann auch die von Uri und Unterwalden mahnen würden. Indessen solle Graf Otto von Straßberg mit dem Volk aus dem Oberlande in der Nacht vor jenem Tage über den Brünig in Obwalden einfallen; des Morgens aber die von Luzern mit tausend Mann am Bürgenberg landen und beide Haufen dann zusammenrücken. Nach der Sitte der Fürsten jener Zeit hielt Leopold an seinem Hofe einen Sternkundigen und einen Hofnarren. Jenen fragte er: „ob die Gestirne ihm Glück verkündigen?" Er bejahte es. Diesen fragte er: „wie ihm die Sache gefalle?" und erhielt zur Antwort: „Mir gefällt gar nichts. Ihr habt alle gerathen, wo ihr in das Land, aber keiner, wo ihr wieder daraus wollet. Was wollten wir allweg darin thun?" Leopold führt nun den 14. Wintermonat ein Heer

von 9000 Mann nach Zug. Eine Schaar wurde gegen die Landwehre der Schweizer zu Art geschickt, um sie an diesem Ort mit einem Ueberfall zu bedrohen, ihre Aufmerksamkeit von Morgarten abzulenken und einen Theil ihres Volkes da zurückzuhalten. Heinrich von Hünenberg, der um den Anschlag des Herzogs wußte, und den Schweizern einen frühern Dienst vergelten wollte, schoß einen mit einem Zeddel umwundenen Pfeil über ihre Landwehre hinein, der die Warnung enthielt: „Hütet euch Morgens vor Morgarten!“ Eilends mahnten die Schweizer bei dem Anzuge des Heeres die von Uri und Unterwalden zur Hülfe, und bei angehender Nacht kamen 400 von Uri und 300 von Unterwalden nach Schweiz; das übrige Volk der Unterwaldner bewachte das Land am Brünig, gegen das Entlibuch und am See. Mit diesen 700 schickten die von Schweiz 600 an den Sattel, so ob dem Morgarten liegt; bei Nacht zogen sie dahin, und Landammann Rudolf Reding von Biberek, ein kriegserfahrner Greis, gab ihnen klugen Rath zur Stellung und zum Angriff des Feindes. Die übrigen Schweizer aber blieben zu Art und einige beim Thurm gegen Einsiedeln, um den Einbruch von Feinden überall zu verhüten. Als die 1300 Eidgenossen auf die Höhe des Morgartens kamen, fanden sie 50 ihrer Landsleute, welche zur Strafe für Friedbruch aus dem Lande verbannt worden und in der Nähe sich niedergelassen hatten. Diese, als sie vernommen, daß der Herzog gegen ihr Vaterland anziehe, erboten sich gegen ihre Landleute, Leib und Leben zu ihnen zu setzen, wenn man sie begnadige. Dieß wurde ihnen abgeschlagen. Man traute den Frevlern nicht, und wollte auch das Gesetz nicht brechen, — wohl eher mochte man die Verzeihung als Preis des Kampfes sie erwarten lassen. Da legten sich die Verbannten hart an die Grenze auf einen Rain ob dem Morgarten, unter welchem die Straße durchging. Alles Volk fleht auf den Knieen zu Gott um rettenden Sieg. Nachts um drei Uhr war Leopold mit seinem Heer von Zug aufgebrochen, und mit Tagesanbruch des 15ten kam er an den Morgarten. Grausam sollte seine Rache sein; darum führte er Stricke mit, um die angesehensten Landleute zu erwürgen. In aller Stille erwarteten die Eidgenossen den anrückenden

Feind. Leopold führte selbst den Vortrab des Adels, der den Hauptstreit thun wollte; das Fußvolk folgte nach. Die Reiterei füllt nun das von Berg und See sehr beengte Thal. Der Weg wird eng und rauh; kaum zwei oder drei Reiter haben Raum neben einander und können sich nicht wenden. Bis dahin lassen die Eidgenossen sie vordringen. Plötzlich wälzen und werfen die fünfzig Verbannten Holzstücke und Steine, die sie gerüstet hatten, auf den Feind, daß Roß und Mann stürzt, und mit großem Geschrei stürmen die 1300 Eidgenossen den gähen Rain hinab in das Heer, und bringen mit Schlagen und Stechen Schrecken und Verwirrung in den Feind. Viele lassen sich im Gedränge fast ohne Widerstand tödten; die fliehenden Reiter überrennen das eigene Fußvolk. Nur die Zürcher und Zuger thun tapfere Gegenwehr, so daß sie alle fielen, wo sie standen. Das Heer löste sich bald in Unordnung auf; viele rannten voll Schreckens in den See und ertranken; mehr als tausend Reiter wurden erschlagen, worunter eine Menge vom Adel aus dem Thurgau, Aargau und Elsaß. Mit genauer Noth rettete Leopold das Leben. Schreckenvoll ritt er unaufhaltsam noch diesen Tag bis Winterthur, wo er Abends leichenblaß und halbtodt ankam. Nur mit dem Leben von 15 Landleuten erkauften die Eidgenossen den Sieg. Auf der Wahlstatt danken sie Gott auf den Knieen für die Rettung, nehmen dann die große Beute, und kehren mit zehn eroberten Bannern heim. Als die von Uri und Unterwalden nach Brunnen kamen, mahnt ein Bote von Unterwalden seine Landsleute heim zum Schutz des Landes: der Feind sei von Luzern her ins Land gefallen. Die Eidgenossen von Uri und Schweiz wollen mitziehen; die Unterwaldner lehnen es ab, weil sie nicht gemahnt worden. Dennoch gehen hundert Schweizer mit. An diesem Tage war nämlich Graf Otto von Straßberg früh Morgens mit 4000 Mann über den Brünig ins Land gefallen. Die schwache Hut zog sich zurück, und ehe der Landsturm erging und die Landleute zusammen kommen mochten, war der Heerhaufen schon über Sarnen hinab gezogen und plünderte und verheerte, was er antraf. Schon glaubte er das Land erobert zu haben. Obwalden mahnt Nidwalden um schleunige Hülfe; zu gleicher Zeit aber

mahnt auch Nidwalden die von Obwalden um Zuzug gegen den so eben zu Bürgenstad gelandeten Feind; kein Theil wußte vom Ueberfall des andern. Da kamen eilends die 300 Unterwaldner mit den 100 Schweizern von Morgarten, greifen die 1300 zu Bürgenstad an, jagen sie auf die Schiffe, und viele werden in den See gesprengt. Dann eilt alles das Land hinauf den Obwaldnern zu Hülfe, die sich zu Kerns gesammelt hatten, und rücken Straßbergs Heerhaufen nach Alpnach entgegen. Um drei Uhr Nachmittags wird derselbe angegriffen. Zu seinem Schrecken sieht Straßberg beide Unterwaldner Banner und schließt daraus, daß es am Morgarten übel ergangen sei. Er befiehlt den Rückzug, und all sein Volk, zum Theil auf Raub zerstreut, flieht — die Einen in die Berge, die Andern mit dem verwundeten Heerführer Luzern zu. Dreihundert Feinde werden erschlagen. Freudig eilen die Siegesboten der Unterwaldner in die andern Länder. Bei Buochs finden sie schon 400 Mann von Uri und 300 von Schweiz gelandet auf dem Weg zur Hülfe. Jubelnd und Gott preisend ziehen sie wieder heim. Die Eidgenossen beschließen dann, dieser Gedächtnißtag ihrer Rettung soll zu allen Zeiten wie ein Apostelтag gefeiert werden: „denn auf denselben Tag hat Gott der Herr sein Volk heimgesucht und es errettet von der Hand seiner Feinde, und hat ihm den Sieg verliehen, der Herr, der allmächtig ist.“ Da werden die Namen derer verlesen, die im Kampfe fielen, und für das Heil ihrer Seelen gebetet. Den Verbannten wurde ihre Strafe erlassen und das Land geöffnet.

Der ewige Eidgenossenbund.

9. Christmonat 1315.

Schon seit Uralters hatten die drei Länder den Bund zu Schirm ihres Landes und ihrer Freiheit immer wieder erneuert, den sie jetzt so treu gegen einander erfüllten. Am 9ten Christmonat des Jahres 1315 schwören sie nun zu Brunnen im Lande Schweiz einen Bund unzertrennlicher ewiger Eidgenossenschaft. Das ist der Inhalt dieses

ewigen Bundes, der die Grundlage und das Wesen der Eidgenossenschaft bis auf diesen Tag ist: „Wir haben gelobt und geschworen, einander zu rathen und zu helfen, mit Leib und Gut, in und außer dem Land, wider Alle und Jeden, der Uns oder der Unsern Einem Gewalt oder Unrecht thäte an Leib oder Gut, daß ihm dieß in Güte oder mit Recht ersetzt werde. Kein Land, noch unser keiner, soll ohne der Andern Willen einen Schirmherrn annehmen. Jeder soll seiner rechten Herrschaft in billigen Dingen gehorsam sein; ausgenommen gegen diejenigen, welche ein Land mit Gewalt oder Unrecht drängen wollen, bis sie verglichen sind. Kein Land und kein Eidgenosse soll sich mit Auswärtigen verbinden ohne der Andern Rath; wer dieß übertritt, soll meineidig sein und sein Leib und Gut an die Eidgenossen verfallen. Wir wollen keinen Richter haben, der das Amt erkaufe oder der nicht unser Landmann sei. Entsteht Streit unter den Eidgenossen, so soll er durch Schiedrichter nach Güte oder Recht beigelegt werden, und die andern Eidgenossen stehen dem gehorsamen Theil gegen den ungehorsamen bei; eben so hilft, wenn zwei Länder im Streite wären, das dritte demjenigen, welches Güte oder Recht annehmen will. Mörder werden am Leben gestraft; Brandstifter für ewig verwiesen: wer jene herbergt, wird auch verwiesen; wer diese herbergt, muß den Schaden ersetzen. Nur mit Erlaubniß des Richters darf man pfänden. Jeder soll dem Gericht gehorsam sein und im Land zu Recht fordern und stehen, und wer sich dessen weigert, soll gezwungen werden, den Schaden zu ersetzen."

Ereignisse in den Ländern nach der Befreiung.

Bis 1353.

Nach der Schlacht am Morgarten straften die Eidgenossen noch feindliche Nachbaren im Hasli und Gaster durch Fehdezüge. Dann kam mit Oestreich 1318 ein Waffenstillstand für ein Jahr zu Stande. Jeder Theil versprach, dem andern zu geben und zu lassen, wozu er Recht habe; die Herzoge traten

wieder in den Genuß ihrer Güter und Einkünfte in den Ländern, und man bewilligte einander freie Straße und freien Markt. Dieser Stillstand ward dann auf 5 Jahre verlängert, dann aber (1324) auf Kaiser Ludwigs Befehl von den Eidgenossen wieder aufgekündigt. Der Kaiser sprach nun allen östreichischen Besitz in den drei Ländern dem Reiche zu. Dem Reichsvogt, Grafen Johann von Aarberg, schwuren die Eidgenossen: Treue am Reich und Kaiser, mit den Gedingen und dem Recht, als sie von jeher gethan. Nie sollen sie dem Reich entfremdet werden, sonst bindet sie ihr Eid nicht. Vor keinem Landtag oder Gericht außer ihren Ländern sind sie zu erscheinen schuldig, und der Kaiser setzt keinen andern Richter über sie, als einen Landmann. Herzog Leopold, der die Schmach von Morgarten nie vergessen konnte, schloß 1324 ein Bündniß mit König Karl IV. von Frankreich, worin ihm dieser den Beistand eines Heeres, namentlich auch zur Unterwerfung der Länder, versprach; es blieb ohne Erfolg. Leopold starb 1326 im Wahnsinn. Auch durch des Papstes Bann ließen sich die Eidgenossen nicht bewegen, Kaiser Ludwig zu verlassen; die Geistlichen mußten Gottesdienst halten oder das Land verlassen, und sie wählten das Erste. Die Fürsprache der Eidgenossen bewirkte beim Kaiser, daß er Zürich nicht an Oestreich verpfändete. Die Redlichkeit der Eidgenossen offenbarte auch ein Rechtsstreit mit Oestreich, worin es sich bei einer Untersuchung durch kaiserliche und östreichische Gesandte ergab, daß sie ja nicht mehr forderten, als was Kundschaften erwiesen. Aber ohne Ehre und Glück war ihr Bündniß mit Graf Eberhard von Kiburg (1327), worin er ihnen freien Paß über den Brünig, sie ihm hingegen Schutz für seine Herrschaft versprachen und ihn zum Mittler nahmen, wenn sie in Streit gerathen, so daß, wenn zwei Länder gegen eins entscheiden, er dieses zum Gehorsam soll weisen helfen; so wie auch die unrechtliche Theilnahme der Unterwaldner an der Fehde des Hasliländes gegen den Freiherrn von Weißenburg und der Angehörigen des Klosters Interlaken 1349. Sie erkämpften 1333 die Freiheit des Gotthardpasses, und mit den Bernern erstritten sie 1338 den großen Sieg bei Laupen, der Bern

rettete und der Anfang seiner Macht ward. Von 1332 — 1353 erweiterten sie dann den Eidgenossenbund mit Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Als tausend Oesterreicher 1352 Küßnacht überfielen, plünderten und verbrannten und mit dem Raub abziehen wollten, stürmten 42 Schweizer mit solcher Kraft in sie, daß der Heerhaufe, in Furcht es folgen diesen noch mehr so Tapfere, vor ihnen die Flucht nahm. Den Landmarkenstreit zwischen Uri und Schweiz legten 1318 Schiedrichter ihrer Eidgenossen von Unterwalden und Luzern bei.

Luzern.

Geschichte bis zum Bund vor 1332.

Auch Luzern war eine der „Waldstätte;“ ihr Name aber kommt höchst wahrscheinlich von dem Leuchtthurm, der bei Nacht den Schiffen das Fahrwasser aus dem See durch den Sumpf zeigte, in den sich die Reuß verbreitete, bis später ein Damm denselben zum offenen See machte. Das schon zur Zeit der Frankenkönige hier errichtete Stift hatte die Herrschaft über den um dasselbe aufblühenden Ort, den seine Lage am Gotthardpaß für Handel und Krieg wichtig machte, und ward durch große Vergabungen, besonders in der Umgegend und in Unterwalden, bereichert. Mit dem Beding, daß es im Besitz seiner Güter bleibe, unterwarf es der fränkische König Pipin im 8ten Jahrhundert schon der Oberherrschaft des Klosters Murbach im Elsaß. Mehrere Jahrhunderte lebten die Luzerner unter dieser sanften geistlichen Herrschaft, mit wenig Ausnahmen, in glücklicher Ruhe. Da kam 1285 der Abt von Murbach, von Schulden gedrängt, nach Luzern und bat um eine Steuer, damit er nicht Stift und Stadt verpfänden oder gar verkaufen müsse. Die Bürgerschaft gab ihm 260 Mark Silbers gegen Urkunde, sie nie zu verpfänden noch zu verkaufen und auch keine solche Steuer mehr zu verlangen. Aber nach wenig Jahren ward die Zusage gebrochen. Der Abt, neuerdings von Schulden gedrängt, verkaufte seine Herrschaft übek Stift und Stadt im Jahr

1291 an Kaiser Rudolf um 2000 Mark Silber. Die Bürger widersprachen. Der Kaiser aber wußte sie durch Versicherung der Erhaltung aller ihrer Rechte und Freiheiten, die er selbst vermehrt hatte, und Verheißen seiner und seines Hauses Huld zu freiwilliger Unterwerfung zu bewegen. Rudolf starb noch in diesem Jahr, und bald war auch die verheißene gute Zeit verschwunden. Luzern kam, von Oestreich gezwungen, in Krieg mit den drei Ländern, mußte zu seinem Schaden ihnen den Markt verschließen und verlor den freien Paß über den Gotthard; viele Bürger verloren in den Seegefechten mit den Ländern das Leben; die Stadtfreiheiten wurden von den östreichischen Beamteten wenig geachtet und die Wahl der Räthe ganz vom östreichischen Vogt zu Rothenburg abhängig gemacht, Anleihen gefordert und nicht wieder bezahlt, schlechte Münze aufgedrungen, Zölle und Abgaben erhöht, Sold für Kriegsleute nicht ausbezahlt. Reuig gedachten nun die Luzerner der alten Zeit, eines freiern Lebens, des Friedens und der Sicherheit, des freien Handels und Wandels und der guten Nachbarschaft mit den Ländern. Schon 1328 neigte sich ein Theil der Bürger zum Frieden mit den Eidgenossen; aber der östreichisch gesinnte Rath wußte ihn bis 1332 aufzuhalten, da er dann von der Bürgerschaft auf 20 Jahre geschlossen ward; worauf Luzern den Markt und die Länder die Gotthardstraße öffneten. Auf die Forderung der Herzoge, den Friedensvertrag, wozu sie nicht befugt gewesen, wieder aufzukünden, antworten die Luzerner: Noth habe sie zum Frieden gezwungen; Oestreichs Rechte seien vorbehalten; für die Herrschaft Krieg zu führen, seien sie nicht verpflichtet; sie bleiben bei dem Vertrag und wollen der Herrschaft leisten, was sie schuldig seien. Noch gab es zwei Parteien in der Stadt; die östreichische machte den Anschlag, durch 300 Reiter Nachts die Stadt zu besetzen, den Vertrag aufzuheben und dessen Urheber zu strafen. Die Bürger der andern Partei entdeckten den Anschlag und bewachten Thore und Stadt in der bestimmten Nacht so genau, daß kein östreichisch Gesinnter sich regen durfte. Zur angesetzten Zeit kam der Vogt von Rothenburg mit der Reiterschaar vor die Thore. Der Vogt und wenige mit ihm wurden

eingelassen, die übrigen abgewiesen; der Versuch schlug fehl und früh Morgens ritt der Vogt mit den Urhebern des Anschlags wieder zur Stadt hinaus.

Bund und Parteien. Regiment. 1332—1343.

Nun faßten die Bürger den Entschluß, mit den Eidgenossen in ewigen Bund zu treten, und Samstags vor Martini 1332 wurde der Vierwaldstättenbund geschlossen. Luzern behielt darin allen Besitz und die Rechte Oestreichs in der Stadt vor. Die drei Länder versprachen Luzern eben dasjenige, was sie sich in ihrem ewigen Bund zugesagt hatten. Sobald die Herzoge Nachricht davon erhielten, besetzten sie die Städte und Schlösser in der Nähe, verboten ihren Unterthanen den Markt zu Luzern, und schlugen den vier Orten allen Kauf ab; was dieselben in der Herrschaft Gebiet besaßen, wurde in Haft gelegt; der Krieg brach aus, wurde aber nach einigen unbedeutenden Fehdezügen 1334 beigelegt, und Luzern blieb bei dem Bund.

Einige, besonders vornehme Bürger, welche Vortheile von der östreichischen Herrschaft hatten, suchten die Bürgerschaft zu bereden, den Bund mit den Waldstätten wieder aufzuheben, und als dieß fruchtlos war, traten sie in eine Verschwörung zusammen, die Stadt bei Nacht dem östreichischen Kriegsvolk zu öffnen und die Urheber des Bundes umzubringen. Dieß sollte in der Nacht des 29. Brachmonats 1333 geschehen. Damit die Verschwornen in dieser Nacht einander erkennen, nähte jeder an seinen Rock einen rothen Aermel. In der bestimmten Nacht sammelten sie sich unter dem Bogen bei der Schneider Trinklaube, wohin Nachts selten jemand kam. Als sie eben über den Mord rathschlagen, naht sich ihnen ein Knabe, der aus Furcht wieder weglaufen will; sie aber halten ihn fest, bedrohen ihn mit dem Tode, wenn er einen Laut gebe, und nöthigen ihn, zu schwören, keinem Menschen zu sagen, was er gesehen und gehört habe. Der Knabe thut's und vernimmt ihr Vorhaben. Unbeachtet schleicht er weg, sieht Licht auf der Metzgerstube, wo noch Bürger tranken, und, da er keinem Menschen es sagen sollte, so erzählte er

Alles dem Ofen. Die Anwesenden eilten, den Schultheißen und die Bürger zu wecken. Schleunig greift man zu den Waffen, schickt Boten in die Länder um Hülfe, besetzt die Thore und will die Verschworenen auf ihrem Sammelplatz ergreifen, findet aber nur Wenige, da sich die Meisten, den Anschlag entdeckt sehend, weggeschlichen hatten; jene aber gaben die Mitverschworenen an, und man bemächtigte sich Aller. Des Morgens kamen 300 Eidgenossen. Die Bürger wollten die Verschworenen alsbald am Leben strafen; die Eidgenossen baten um ihr Leben, und sie wurden nur mit Geldbuße belegt; aber unter dem Abscheu gegen die Verschworenen mußten nach mehr als hundert Jahren noch die Nachkommen derselben leiden, da es immer noch von solchen hieß: „Der ist des Geschlechts mit den rothen Aermeln“

Herzog Otto gab 1331 der Stadt einen Söhnbrief für alles Vergangene und verordnete: daß die Regierung, wie vor Alters, bleiben solle. Der halbjährliche Rath soll immer den folgenden wählen, und Oestreichs Vogt kann von den Gewählten ausstreichen, der ihm nicht gefällt; zum Schultheißen soll die Herrschaft Vier dem Rath zur Auswahl vorstellen; aber sie und die Bürger können, wenn sie es nöthig finden, einen Andern fordern. Zwei Jahre später entscheiden Schiedrichter, was noch streitig geblieben: die Weggezogenen durften heimkehren und erhielten all ihr Gut wieder; „Jedermann, er sei Herr oder Diener, soll in allem Recht stehen, als ehemals, ehe dieser Krieg anfing.“ Oestreich hatte in Luzern durch seine Herrschaftsrechte, Lehen u. s. w. immer noch solchen Einfluß, daß sich in derselben eine seiner Herrschaft günstige, in Geheim verbundene Partei erhielt. Ihr Anschlag, östreichischem Volk die Stadt zu öffnen, die Freunde der Eidgenossen zu unterdrücken und den Bund aufzuheben, ward 1313 entdeckt, und es kam zu einem Auflauf, in welchem die Verschworenen unterlagen. Rath und Gemeinde faßten nun den mit einem Eid bestätigten Beschluß: Niemand soll mehr besonderes geheimes Bündniß machen; wer es wisse, soll es beim Eid anzeigen. Wer jenes thue und dieses unterlasse, soll als Meineidiger mit Leib und Gut der Stadt

verfallen sein. Die entflohenen Verschwörer wurden ewig verbannt.

Beschämtes Mißtrauen.

Luzern und Nidwalden kamen 1340 über gewisse Rechte an den Bürgenberg, der im Lande Unterwalden liegt, in Streit. Zu eben dieser Zeit entstand eine große Brunst in Luzern. Die Nidwaldner vergessen des Streites; eine Zahl starker, dienstwilliger Männer schifft der Stadt zu. Die Luzerner, sich erinnernd, daß man bei der Rechtshandlung einander etwas unfreundlich begegnet war, hegen Mißtrauen, wollen die Stadt nicht alsbald öffnen und fragen die Männer, in was für Meinung sie kommen? wessen man sich zu ihnen zu versehen habe? Da antworteten die biedern, frommen Unterwaldner, und es liefen ihnen die Augen über: „Liebe, getreue, biedere Eidgenossen! Euer Leid ist unser Leid, und wir sind hier, daß wir, so viel wir vermögen, Euer Leib und Gut, Weib und Kind und was Euch lieb ist, retten und entschütten, so weit unser Leib und Leben langt, und so treulich löschen helfen, als wenn unsere eigenen Häuser brennen würden.“ Da ließ man sie mit Freuden in die Stadt, und sie halfen, ganz vergessend des schmerzenden Mißtrauens, mit Anstrengung all ihrer Kräfte die Stadt retten. Man bewirthete und beschenkte sie dann und suchte das schmerzliche Gefühl in ihnen auszulöschen. „Sie thaten gegen einander als Brüder.“ Die Streitsache kam dann nachher zu einem Vergleich, und die Nidwaldner ließen die Luzerner ruhig im Besitz der ihnen zuerkannten Rechte.

Zürich.

Bis zur Regimentsänderung.

„Die Lage von Zürich,“ wie schon Bullinger und Stumpf sie beschreiben, „ist wunderschön und ergötzlich, an See und Fluß, die fischreich und schiffbar sind; von Wiesen und Weiden, von schönen, fruchtbaren Feldern, von hübschen Wäldern und Rebhügeln umgeben, eher ein fruchtbarer Lust-

arten, als eine Landschaft zu nennen; mit allem reichlich ausgestattet; was zu des Menschen Nothdurft und Vergnügen dient und an zwei Handelsstraßen gelegen, die nach Italien durch Bünden und über den Gotthard führen.“ Zu Ende des VII. Jahrhunderts soll ein fränkischer Herzog auf und aus seinem Erbgut hier die Kirche und das Stift des Großmünsters gestiftet haben; Kaiser Karl der Große bereicherte es dann mit Vergabungen, schenkte ihm eine große, auf Pergament geschriebene lateinische Bibel und Predigten, und stiftete eine Schule dabei, die bis auf unsere Zeit seinen Namen trug. Um dieses Münster blühte zuerst die Stadt auf. Auf einem Hügel des linken Limmatufers stand die königliche Burg, Pfalz genannt, der Sitz der Reichsvögte und des Reichsgerichts, wozu der Graf 7 Freie berief. Nahe dabei war die St. Peterskirche, die Pfarrkirche des umwohnenden Landvolks. Auf dem königlichen Hofe, am Ausfluß der Limmat, errichtete Karls Enkel, König Ludwig der Deutsche, das Fraumünsterstift, dessen erste Aebtissinnen zwei seiner Töchter waren. Diesem Stifte gab er den Hof, wozu auch der Forst am Albis, Cham bei Zug und das Ländchen Uri gehörten, und die Gerichtsbarkeit über die Stadt. Im neunten Jahrhundert war Zürich noch keine geschlossene Stadt; die Häuser lagen im Ober- und Niederdorf, im Thalacker und andere in Gütern zerstreut. Die Einwohner waren theils Gotteshausleute, d. h. Dienstleute und Eigene der Stifte, theils Freie, deren Richter der Reichsvogt war. Schon unter Karl dem Großen war hier Wohlleben, vom Handel erzeugt, denn der Kaiser befahl seinen Bäckern, das Brot so schmackhaft wie in Zürich backen zu lernen. Bald nach Karls Zeiten verschwand die Bildung, für die er hier, wie anderswo, eine Stiftschule errichtet hatte, so sehr, daß selbst die meisten Stiftherren weder lesen noch schreiben konnten. Zürich war die Hauptstadt des Thurgaus; bisweilen hielten deutsche Könige daselbst Hof, und 1097 kam die Reichsvogtei über Thurgau und Zürich an Herzog Berchtold I. von Zähringen und sein Haus. Es war im XII. Jahrhundert eine in Handel, und besonders in Seide- und Wollengewerben, herrlich blühende Stadt, wo die Erzeugnisse der Niederlande und Rhein-

gegenden denen Italiens begegneten: „das edle Zürich mit seiner Fülle von Waaren.“

Große geistige Bewegung verursachten gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts in Zürich zwei berühmte Lehrer. Arnold von Brescia, ein schwärmerischer Freund geistiger und bürgerlicher Freiheit, war von dem Papst aus seinem Vaterland vertrieben worden, und kam nach Zürich. Hier eiferte er gegen die Macht und die Verderbniß der Geistlichkeit, die nur dem Lehrberuf sich widmen, nicht regieren, aber die Sitten verbessern soll. Er fand großen Beifall; selbst Gegner gaben zu, daß er mit Irrthümern auch nöthige wichtige Wahrheiten lehrte, und weit verbreitete sich von Zürich aus seine Lehre, besonders auch in die Bergländer. Als er aber nach Rom zurückkehrte, mit dem Vorsatz, daselbst die alte Freiheit zurückzuführen, empfing ihn das Volk zwar erst mit Freuden, aber am Tage der Gefahr verließ es ihn feige und treulos, und der Eiferer starb in den Flammen. Der heilige Bernhard, einer der geistreichsten und frömmsten Kirchenlehrer und Muster eines heiligen Lebens nach der Weise seiner Zeit, bestrafte auch das Sittenverderbniß in der Kirche mit strengem Ernst, warnte aber vor Arnolds zerstörendem Freiheitseifer. Ihn hingegen trieb schwärmerischer Religionseifer, weit und breit das Volk mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit zur Theilnahme an den Kreuzzügen aufzumahnen; das that er auch in Zürich und Winterthur mit großem Erfolg. Die reichen, müßigen Chorherren in Zürich versäumten ihre Pflicht so sehr, daß die Gemeinde sie 1176 zwingen mußte, ihr einen Seelsorger zu geben; aber keiner von ihnen übernahm das Pfarramt. Doch kaufte das Stift 1273 ein Adelshaus zur Schule, und der erst erwählte Schulherr und Chorherr Berchtold schenkte 42 von den 52 Mark Silber des Kaufpreises. Zu dieser Zeit lebte auch der gelehrte Stiftsherr Konrad von Mur, Freund Rudolfs von Habsburg, der den Grund zum zürcher Bücherschatze legte und zahlreiche Schriften hinterließ. Dann schrieb 171 Jahre lang kein Stiftherr mehr. Seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts erhielten die neuen Orden der Franziskaner und Prediger und die Nonnen vom Oetenbach Klöster in der Stadt.

als die Stadt 1240 wegen ihrer Treue an Kaiser Friedrich II. mit demselben in des Papstes Bann fiel, und deßwegen aller Gottesdienst von der Geistlichkeit eingestellt ward, trieb sie der Rath aus der Stadt und nahm ihr Gut in Beschlag, bis nach langer Unterhandlung die Geistlichkeit unter Versprechen, Gottesdienst zu halten, zurückkehren durfte. Gegen die Unsicherheit der Straßen und die schweren Zölle trat Zürich in Bündnisse mit Rheinstädten. Auch edle Geschlechter, wie die Manesse, Rordorf u. a., trieben Handelschaft. Die meiste Umgebung von Zürich war Allmend, auf die alle Morgen die Viehheerden aus der Stadt zur Weide getrieben wurden.

Als nach Kaiser Friedrich II. Tode alle Reichsregierung stand mit ihr alle Sicherheit aufhörte und das Faustrecht galt, da wandte sich die Stadt Zürich an ihren mächtigen Nachbarn, den Freiherrn Leuthold von Regensberg, daß er ihr Schirmhauptmann sein wolle, bis das Reich wieder einen Kaiser habe. Uebermüthig antwortet er: „Zürich ist von meinen Burgen umgeben, wie ein Fisch im Garn; wollt' ich euch übel, so könnte ich euch zwingen, meine Unterthanen zu sein; ergebt euch freiwillig, so bin ich dann euer gnädiger Herr und Schirmer zugleich.“ Nun wenden sich die Zürcher an den Grafen Rudolf von Habsburg, der auch schon ihr Kriegshauptmann gewesen und Schirmherr der freien Länder Uri, Schweiz und Unterwalden war, und eben auch Fehde mit Leuthold hatte. Der Erfolg des Krieges war, daß Leuthold selbst durch seine Verwandten Zürich bitten mußte, ihn nicht ganz zu Grunde zu richten, und er, der verschmäht hatte, Schirmhauptmann dieser Stadt zu sein, froh war, ihr Burgrecht zu erhalten. Er wohnte nun daselbst bis an seinen Tod. Die Zürcher erwiederten dankbar Rudolfs Dienste durch Beistand in seinen Kriegen mit Volk und Geld. Hundert Zürcher waren in Rudolfs zweiter Schlacht mit König Ottokar von Böhmen voran: „Seht auf sie,“ rief er, „nie sah ich einen Zürcher den Fuß hinter sich setzen!“ Fast Alle fielen im Streit; die Ueberlebenden schlug der Kaiser zu Rittern. Der Bürgerschaft von Zürich gab er die Freiheit, unter eigenen Gesetzen und Gerichten zu leben. — In diesen Zeiten lebte in und um Zürich eine Gesellschaft von

Dichtern, Minnesänger genannt, in deren Zahl Kirchenhäupter, Grafen, Edle und Bürger waren. Rüger Manesse, einer derselben, hinterließ der Nachwelt die merkwürdige Sammlung der Gesänge von 240 jener Dichter. Ein Denkmal der Bildung und des Glückes jener Zeit. Der blühende Wohlstand erzeugte Verschwendung, welche die Oberkeit durch Gesetze zügelte, aber auch boshaften Neid, der 1280, als die große Stadt verbrannte, sagte: „der Teufel habe durch einen Besessenen geredet, es sei Strafe für den Hochmuth.“ Schon kannte man daselbst falsche Spieler; solche wurden im See geschwemmt.

Wie Kaiser Rudolf Freund der freien Städte und Länder war, so war sein Sohn Albrecht ihr Feind. Darum schloß Zürich mit Uri und Schweiz nach Rudolfs Tod einen Schutzbund, so wie mit dem Bischof von Konstanz. Als die Zürcher Kaiser Adolf anerkannten und ihm Hülfsvolk zuschickten, kamen sie mit Herzog Albrecht in Krieg. Vereinigt mit dem Volk des Bischofs von Konstanz wollten die Zürcher 1292 die Stadt Winterthur angreifen. Diese Stadt, von Graf Hartmann von Kiburg 1180 erbaut, war schon wohl bevölkert und reich, und seit Kaiser Rudolf ihre Freiheiten gemehrt hatte, seinem Hause eifrig ergeben. Die Zürcher und Winterthurer trafen auf dem Feld bei Töß an einander; mit großem Verlust wurden die Winterthurer geschlagen und die Zürcher rückten vor die Stadt. Aber nun täuschte Graf Hugo von Werdenberg, der östreichische Kriegshauptmann, die Zürcher durch einen falschen Brief, daß sie das bischöfliche Heer anrücken glaubten, als er unter bischöflichem Banner gegen sie zog — und sie nun zu ihrem Entsetzen sich vom Feind angefallen sahen. Zur gleichen Zeit fallen die Winterthurer aus der Stadt im Rücken über sie her. Ein großer Theil wird erschlagen, noch mehrere und unter ihnen viele vornehme Bürger werden gefangen, und nur Wenige können entfliehen; doch wurden die Gefangenen in Winterthur menschlich behandelt. „Am Morgen schien's,“ schreibt der Mönch Johann von Winterthur, „als wenn Winterthur den letzten Tag sähe; Abends war Freude und Frohlocken und neues Leben.“ Bald kam ein Friedens-

vertrag zu Stande. Kaiser Albrecht hoffte 1298 die durch eine Schlacht an Bürgern geschwächte Stadt in einem Ueberfall zu gewinnen; aber eilig waffneten die Bürger. Der Kaiser sah vom Zürichberg herab die kriegsgerüsteten Schaaren; die Zürcher schlossen nicht einmal die Thore und ließen ihm sagen: Sie wollen ihm als Kaiser gehorchen; über Klagen und Gegenklagen aber sollen Schiedrichter sprechen. Albrecht war zu einer Belagerung nicht gerüstet, bot die Hand zum Frieden, ward mit Ehrerbietung in der Stadt empfangen und bestätigte ihre Freiheiten. Für die Unparteilichkeit der Zürcher im Rachekrieg schenkten ihnen Kaiser Albrechts Söhne das Sihlfeld und den Sihlwald, und zufolge eines 2jährigen Bundes gaben sie 1315 50 Mann in das Heer gegen die Waldstätte, die alle im Kampf am Morgarten fielen. In dem Streit der Herzoge von Baiern und Oestreich, Ludwig und Friedrich, um die Kaiserkrone wäre Zürich beinahe das Söhnopfer des Friedens geworden, indem Ludwig die Stadt für ein Geldanleihen an Oestreich verpfänden wollte (1330). Die dringende Fürbitte der Länder rettete Zürich.

Von der Regimentsänderung bis zum Bund. 1351.

Von Alters her bildeten den Rath in Zürich drei Mal zwölf Männer aus Adels- und Bürgergeschlechtern durch die Bürgerschaft gewählt, welche in drei Rotten das Jahr hindurch abwechselnd, jede vier Monate, regierten. Die wichtigsten Angelegenheiten brachte der Rath vor die Gemeinde, welche auch die Gesetze beschloß, deren Sammlung der Richtebrief hieß. Jene Räthe herrschten lange gerecht und milde, hielten wohl Haus und beschwerten die Bürger nicht, und diese, ruhig und zufrieden, wählten sie fast immer aus den gleichen angesehenen Geschlechtern. Seit einiger Zeit aber war es anders geworden. Die Stadt lag wegen ihrer Treue an Kaiser Ludwig von Baiern seit 1331 unter dem Bann des Papstes; die Geistlichen, weil sie den Gottesdienst nicht halten wollten, wurden, mit Ausnahme der Barfüßermönche, die sich fügten, aus der Stadt vertrieben. Einige Herren im Lande benutzten diesen Vorwand, Zürichs Bürger zu berauben;

dafür brachen die Zürcher ihre Burgen. Zu diesen Unruhen kam nun noch Zwist unter den Räthen. Es entstand damals in manchen Städten eine Zunft- und Handwerksverfassung und Regierung, die in Zürich aber ein Gesetz bei schwerer Strafe zu verlangen verbot. Einige in den Räthen waren einer solchen Ordnung günstig; ihre Parteiung ging in die Bürgerschaft über, und die Handwerker wurden begierig, durch solche Verfassung auch ans Regiment zu kommen. Hiezu kam, daß einige der Rathsherren die Bürger durch Stolz beleidigten, manchen wohl gar das Recht versagten und sie besonders Aermere, mit Uebermuth behandelten. Der Stadt Gut ward verschwendet, nicht Rechnung abgelegt, und wer darüber Klage erhob, bestraft. Einer der Räthe, Rudolf Brun, einst für einen Frevel um 550 Pfund bestraft, benutzte diese Fehler und das Mißvergnügen der Bürger, die Regierung zu stürzen und dabei seine Rache und Herrschsucht zu befriedigen. Er fand bald großen Anhang. Die Bürger forderten von den Räthen Rechnung. Die meisten Rathsherren, im Bewußtsein, sich nicht rechtfertigen zu können, verweigerten die Rechenschaft, flohen, als ein Aufruhr entstand, und wurden dann von der Stadt verbannt, mit ihren Söhnen aller Aemter unfähig erklärt und das bisherige Regiment aufgehoben, Brun die Regierung übertragen und die Zunftverfassung, wie dieser sie entwarf, eingeführt. Nun wurde die Bürgerschaft in eine Adelsgesellschaft und 13 Zünfte vertheilt und der Rath zur Hälfte vom Adel, zur Hälfte von Zunftmeistern besetzt, Brun aber zum lebenslänglichen Bürgermeister ernannt, und jeder Bürger mußte ihm vor allem aus Gehorsam schwören, so daß er, unter scheinbarer Mitregierung, ganz nach Willkür herrschte. Die Verbannten, um nicht ihr in Verhaft gelegtes Gut zu verlieren, verpflichteten sich eidlich, daß sie das neue Regiment anerkennen, die Bußen bezahlen und als Freunde der neuen Regierung handeln wollen; würden sie diesen Vertrag brechen, so sollten sie das Leben verwirkt haben. Dennoch, von Gram und Rache getrieben, suchen die entsetzten und verbannten Räthe, die beim Grafen zu Rapperswil und dem benachbarten Adel Zuflucht gefunden, durch jedes Mittel in ihre Vaterstadt und

ihrer verlornen Herrschaft zurückzukehren; sie hatten auch immer einen ihnen ergebenen Anhang in der Stadt. Ein Aufruf, den dieser anstiften wollte, und ein anderer Anschlag, die Stadt anzuzünden und im Gewirre sich derselben zu bemächtigen, wurden entdeckt und Manche mußten mit dem Leben dafür büßen. In der Stadt war beständige Furcht und Unruhe, und außer der Stadt war für die Bürger keine Sicherheit mehr. Der Bürgermeister erhielt eine Leibwache.

Um Ruhe und Frieden durch Aussöhnung zu bewirken, verwendeten sich endlich der Kaiser und das östreichische Haus für einen Vertrag, demzufolge die verbannten Räthe nach fünfjähriger Verbannung wieder zu Haus, Heimath und Gut, aber nicht zu ihren Aemtern, gelangen sollten. Einige derselben waren wirklich seit 1343 wieder zurückgekehrt. Allein Rache und Herrschsucht ließ auch sie nicht ruhen. Andere Räthe blieben noch in der Verbannung.

In Geheim ward 1349 zum Sturz der neuen Regierung eine Verschwörung angezettelt, an welcher die abgesetzten Räthe, Graf Hans von Rapperswil, dem man die Hoffnung gab, seiner Schulden an Zürich frei zu werden, viele vom benachbarten Adel, viele Freunde und Verwandte der Räthe, die mit der jetzigen Regierung Unzufriedenen, die Ehrgeizigen, die Verschuldeten Theil nehmen. Der Bürgermeister erhält durch einen Jüngling, den die Verschworenen zu gewinnen suchten, Kenntniß davon und gibt demselben die Weisung, sich scheinbar einzulassen, und dieser geht nach Rapperswil, verpflichtet sich, um sie sicherer zu betrügen, mit einem Eid zu ihnen, vernimmt nun ihren Vorsatz, Brun und alle, die sich ihnen widersetzen, zu ermorden; man macht ihn mit dem Parteizeichen — das Einlegen einer Bohne in die Hand — bekannt, und damit werden ihm die zahlreichen Mitverschworenen in der Stadt bekannt; dann eröffnet er Alles dem Bürgermeister, der indessen auch noch andere Nachrichten bekommt. Nun mit Allem bekannt, läßt Brun die Verschwörung zum Ausbruch kommen, um die Feinde in seine Gewalt zu bringen und sie vertilgen zu können. Die Nacht vom 23. Hornung 1350 war zur Ausführung bestimmt. Schon zuvor kommen als Pilger gekleidet, viele Kriegsleute in die Stadt und

werden in den Häusern der Verschworenen versteckt; Abends kommt ein Herr von Bonstetten und Graf Hans von Rappersweil mit Gefolge als auf Besuch; Nachts werden noch Viele über die Ringmauern hineingezogen, so daß bei 700 Verschworene in der Stadt anwesend waren. Ueberdieß hatte Graf Hans angeordnet, daß Heerhaufen über See und Land vor die Stadt ziehen sollen, und ein Thorwächter war bestochen, ihnen das Thor zu öffnen. Ein Graf von Tockenburg aber, von Furcht ergriffen, läßt sich in der Nacht mit zwei Edelleuten durch einen Fischer, Bachs, über die Limmat in die kleine Stadt führen, um von da aus zu fliehen. Einer der Edelleute spricht leise von dem Anschlag. Bachs versteht es doch, tritt das Schiff um, und die Herren versinken in ihren Panzern; er aber kommt ans Land, weckt und warnt die Bürger, die sich eben sammelten, als der Sturm in der großen Stadt begann. Indessen rathschlagte ein Haufe Verschworener in einem Wirthshause der großen Stadt, und gab sich das Wortzeichen „Petermann.“ Ein Bäckerknabe hinter dem Ofen hört Alles, fürchtet sich und stellt sich schlafend; schleicht dann fort, und erzählt das Gehörte dem Vater, der ihm dann befiehlt, die Nachbarn zu wecken, selbst aber zum Bürgermeister eilt. Dieser heißt den Bäcker Sturm läuten; seinem Hausgesinde befiehlt er, die Leute zu wecken; eilig zieht er den Panzer an und will dem Rathhaus zu. Da bittet ihn sein Diener, den Rock mit ihm zu tauschen, weil er so besser durchkommen könne. „Werde ich gleichwohl — sagt er — erschlagen, so will ich gern leiden, was mir Gott von euer und gemeiner Stadt wegen auflegt.“ Der Bürgermeister thut es, und mit dem Losungsworte gelingt es ihm, ins Rathhaus zu kommen. Der Knecht aber wird in seines Herren Rock erschlagen — und nachher, als der das Leben für die Stadt gelassen, ehrenvoll begraben. Indessen läutet's Sturm vom Münster. Der Bürgermeister ruft vom Dach des Rathhauses: „Mord! Mord! lauft dem Rathhaus zu und werft die obere Brücke ab! Wehrt euch mannlich, liebe Bürger!“ Die Bürger der kleinen Stadt werfen die obere Brücke ab, und eine Schaar dringt über die untere Brücke vor das Rathhaus. Die Verschworenen,

als sie die Sturmglocke hören, laufen aus den Häusern dem Rathhaus zu. Es eilen auch die Bürger aus der großen Stadt herbei. Lichter erhellen die Straßen. Die Weiber werfen Steine, Kacheln u. a. auf die Verschworenen. Die Bürger werden immer zahlreicher und greifen die Rotte von allen Seiten an. Eine Weile dauert der heftigste Kampf; dann fliehen die Verschworenen auseinander; die Einen dem Wasser zu, andere über die Ringmauern hinaus; viele werden erschlagen im Fliehen, viele ertrinken, andere fallen zu Tod, noch andere verstecken sich in Häusern, werden gefangen und in der Wuth erstochen. Dem Volke, das von Rappersweil her anzieht, sagt ein Entflohener, wie es gehe, und alsbald kehrt es erschrocken heimwärts. Auf dem Kampfplatze liegen viele Verschworene, unter ihnen fünf der alten Räthe. Graf Hans von Rappersweil und der Herr von Bonstetten werden im Stadtgraben gefangen und in den Wellenberg gefangen gelegt. Tags darauf übte Brun grausame Rache: 18 verschworene Bürger wurden enthauptet und 17 vor ihren eigenen Häusern gerädert. Etliche Tage mußten die Erschlagenen und Hingerichteten liegen bleiben zum grausenhaften Abscheu vor Aufruhr. — Nun zieht Brun vor Rappersweil, das sich nach einer dreitägigen Belagerung gegen Zusage von Sicherheit an Leib und Gut und Freiheit ergibt, und mit einer Besatzung versehen wird. Am Ende des Jahres aber, als Krieg mit Oestreich droht und die Besatzung wegziehen will, zieht Brun nochmals hinauf, schickt 60 der vornehmsten Bürger erst nach Zürich; dann heißt er die übrigen mit Weibern und Kindern und ihrer Habe die Häuser verlassen, reißt Burg und Ringmauer nieder, und zündet die Stadt an. Die Rappersweiler erheben laute, gerechte Klagen über die an ihnen begangene Treulosigkeit und Grausamkeit. Zu gerechter Vergeltung erfuhr Zürich noch lange Zeit von Rappersweil viel Ungemach. Brun suchte dann sein Regiment durch Friede und Bündniß mit Oestreich zu sichern, dem aber Herzog Albrecht die Genehmigung versagte. Von Oestreich her drohte nun Krieg; viele Herren vom Adel erklärten Feindschaft; Zürich hatte keine Hülfsmacht, und litt viel durch Sperre und Unsicherheit der Straßen.

In dieser Gefahr faßten Bürgermeister, Rath und Gemeinde von Zürich den Entschluß, sich um ewigen Bund mit den vier Waldstätten zu bewerben. Sie fanden guten Willen. Oestreich und der Adel war auch der Eidgenossen Feind; die reiche, mächtige Stadt war eine starke Vormauer; ihr Markt sicherte ihnen bei Sperre und Theurung die Lebensmittel. Zu Anfang des Mai 1351 wurde der ewige Eidgenossenbund von Zürich beschworen. Die Eidgenossen versprachen in demselben, Zürich bei seiner jetzigen Verfassung zu schirmen, und gaben ihm die erste Stelle im Bunde; beide Theile behielten sich die Freiheit, mit Vorbehalt dieses Bundes, andere Bündnisse zu schließen.

Schlacht zu Tätweil.

13. Herbstmonat 1351.

Der Herzog erklärt nun Zürich den Krieg. Mit 16,000 Mann umlagert er die Stadt. Aber schon nach einigen Tagen wird Waffenstillstand; der Herzog zieht ab, und die Streitsache wird an eine Friedensmittlung gewiesen; diese zerschlägt sich wieder und der Krieg bricht neuerdings aus. Der Bürgermeister zieht am Weihnachtstage mit 1300 Mann aus, um die Oestreicher in ihrem Lager bei den kleinen Bädern von Baden zu überfallen; diese hatten aber Kunde davon erhalten und sich in die Stadt zurückgezogen. Die Zürcher verbrannten nun die Bäder, raubten im Siggenthal, brachen die Burg Freudenau an der Aare. Des folgenden Tages ziehen sie zwischen der Limmat und Reuß hinauf nach Birmenstorf und Tätweil, wo sie lagerten. Indessen hatte der östreichische Hauptmann, Burkard von Ellerbach, so geheim, daß die Zürcher keine Kunde davon erhielten, einen starken Heerzug nach Baden geführt. Mit etwa 4000 Mann hatte er schon die kleinen Berge um Tätweil besetzt und die Zürcher im Thale eingeschlossen. Die Gefahr wurde den Hauptleuten der Zürcher erst eine Stunde vor dem Angriff bekannt. Den Bürgermeister übernimmt die Furcht; er spricht zu seinem Diener: „Es ist nichts zu machen, all unser Volk wird erschlagen; gefällt es dir wie mir, so verlassen wir heimlich

das Heer. Komm' ich davon, so kann ich die Stadt erhalten; würde ich aber erschlagen, so ginge Volk und Stadt mit einander verloren." So schleicht sich Brun fort und geht auf sein Schloß Schönenwerd bei Schlieren. Der Statthalter Manesse und der Bannerherr Stucki bemerken bald dessen Flucht, und befürchten davon Muthlosigkeit beim kleinen Heer. Da stellt sich Manesse vor das Volk und spricht: „Ihr seht, wie unsere Sache steht. Der Bürgermeister ist auf dem Wege nach Zürich, um die Hülfe, die von da auf dem Wege ist, uns zuzuführen. Wir aber wollen auf Niemand, als Gott sehen, und uns seiner getrösten. Ich soll Euch nun anführen. Der Feind rückt an; ohne Schlacht kommen wir da nicht weg. Ich bitt' Euch, seid gehorsam; streitet tapfer; halte sich Jeder als ein Biedermann, so wollen wir uns mit Gottes Hülfe der Feinde erwehren, und uns und unsrer Stadt Ehre bringen. Darum thu' jeder sein Bestes!" Diese Rede gefiel allem Volk, und Einer ermahnte den Andern zu tapferm Streit. Schon nahte der Abend, als die Schlacht begann. Drei Stunden dauerte der Kampf in die Nacht hinein, und kein Theil wich. Da kommen 150 Mann vom obern Zürichsee, die Tags zuvor, erst nach dem Abzug des Banners, nach Zürich gekommen waren, über die Berghöhen von Dietikon her auf den Baderberg ob Tätweil. Da hören sie den Lärm des Nachtgefechtes. Sie hören das Feldgeschrei der Zürcher: „Hier St. Felix!" rufen es nach und stürmen den Berg hinab. Das Geschrei und das Rauschen durch's Holz bringt Schrecken in die Feinde, die eine Macht im Anzug glauben und weichen. Die Zürcher aber hoffen, nun komme der Bürgermeister mit aller Macht von Zürich; frisch ermuthigt, drücken sie dem Feinde nach bis an das Thor von Baden, und gewinnen den Sieg. Am folgenden Morgen führt dann Manesse sein Volk mit sechs erbeuteten Bannern und den umgekommenen Bürgern nach Zürich. Brun erwartete indessen auf seiner Burg den Ausgang der Sache. Erst brach der Zorn des Volkes über ihn los und rief nach Rache. Seine Freunde wußten ihn bald zu stillen. „Der Adel," sagten sie, „ist ihm des Regiments und der Zünfte wegen Feind. Mit ihm fällt Alles. Aus

Vorsicht, nicht aus Zaghheit, ist er vom Heer gewichen." Plötzlich ändert sich der Sinn der Bürger; mit dem Banner holen sie ihn ein und bestätigen ihn lebenslänglich im Bürgermeisterthum, gegen den Willen der Räthe und aller Ehrbarkeit. Gott zu danken für die Rettung aus der Noth, wurde beschlossen, jährlich eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu thun. Noch zweimal (1352 u. 1354) zog Herzog Albrecht mit grosser Heeresmacht, die das zweite Mal der Kaiser mit einem Reichsheer verstärkte, zur Belagerung von Zürich an — und beide Male bald und in schimpflicher Eile wieder ab.

Glarus.

Vor der östreichischen Herrschaft.

Dem Hirtenvolk im Glarnerthal, das sich von den Ebenen des Gasters und der Mark 8 Stunden lang ins Hochgebirg bis an den Tödi hineinzieht, brachte der heilige Fridolin, der „Wandler" genannt, einer der irländischen Mönche, die vor 1200 Jahren nach Helvetien kamen, das Evangelium zu predigen, den Christenglauben, und ward sein Schutzheiliger, den es bis auf diesen Tag in Banner und Siegel führt. Ihm sollen, zum Dank für die Bekehrung, die Landesherren das Land geschenkt, und er dasselbe dann dem von ihm gestifteten Frauenkloster Seckingen am Rhein vergabt haben; gewiß ist aber, daß Glarus seit Uralters unter dessen Herrschaft stand. Das Stift bezog aus dem Lande Steuer, Bußen, Zinse und Zehnten, aus denen dann die Kosten des Gottesdienstes, des Gerichts und der Landesverwaltung bestritten wurden. Der Ertrag der Zinse und Zehnten zeugt von Wohlstand des Landes in sehr frühen Zeiten. Der Kaiser setzte den Reichsvogt über das Blutgericht. Die Grafen von Lenzburg, und nach ihrem Aussterben die von Habsburg, waren die Kastvögte des Stiftes. Einige Burgen mit dazu gehörigen Gütern und Eigenleuten besaßen die vornehmen Freiherren von Schwanden u. a. als Erblehen des Stiftes. Der Landesadel bestand aus 12

Geschlechtern, aus welchen die Aebtissin die 12 Landrichter, von denen die Berufung an sie als Oberherrin ging, den Meier und Keller als ihre Verwalter, und das Volk den Landammann wählte. Andere 34 Geschlechter waren freie Gotteshausleute, und die übrigen Einwohner, mit Ausnahme einiger auch freien Geschlechter, die ins Land zogen, Eigenleute der Herrschaft. Mehr als die Hälfte jener edeln und freien Geschlechter haben sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt. Die Landsgemeinde bestand in frühester Zeit aus den Edeln und Freien, später aber aus jedem, der Haus und Heimath im Lande hatte. Sie machte Satzungen, schloß Bündniß, Krieg und Frieden, und setzte Landammann und Rath zur Landesverwaltung. Später wurden auch die Eigenleute den Adeligen und Freien im Lande gleich, weil sie sich durch Kampf für des Landes Recht und Freiheit, und durch Loskauf von Diensten, Zinsen und Steuern zu gleichen Rechten erhoben hatten. Die Edeln und Freien waren zum Kriegsdienst für das Stift, aber nur für dessen Besitz im Lande, verpflichtet. Schon im 13ten Jahrhundert standen die Glarner in Bündnissen mit Uri und Schweiz — machten auch mit diesen Ländern freiwillige Feldzüge für Verbündete; über die Marken kamen sie einst mit Uri in Fehde. Unter den Adelsgeschlechtern war das der Tschudi das vornehmste, dessen Stammvater, Johann, schon Kaiser Ludwig IV. im Jahr 906 aus einem königlichen Knecht in den freien und Herrenstand erhoben hatte; das Stift gab diesem Geschlecht das Meieramt, und es ward reich an berühmten Männern bis auf unsere Zeiten. Das Land war mit der Herrschaft des Stiftes so zufrieden, daß es sich von demselben urkundlich versichern ließ: es soll nie demselben entfremdet und nie mit Neuerungen beschwert werden.

Unter Oestreichs Herrschaft.
1299—1352.

Jahrhunderte lang blieb das Volk bei seinem einfachen Hirtenleben, und in fast ungestört stillem Frieden gleich einer glücklichen Haushaltung, bis Kaiser Albrecht das Stift

wie andere (1299), nöthigte, dessen Herrschaftsrechte als Erblehen seinem Hause zu übergeben, dem er auch die Reichsvogtei zueignete. Vergeblich widersprachen die Glarner, gestützt auf die ihnen gegebene Urkunde. Sie beugten sich vor des Kaisers Macht; ihre Freiheiten wurden zwar bestätigt, bald aber sahen sie sich wie Erbunterthanen Oestreichs behandelt. Manche aus den angesehensten Geschlechtern verließen dann das Land und setzten sich in Zürich, Uri und Schweiz. Um desto mehr neigte sich das Volk den seit 1308 frei gewordenen Ländern zu, auch auf einen Tag der Befreiung harrend, und wenn Oestreich Sperre gegen jene verhängte, ließen sie ihnen Lebensmittel zugehen. Oestreich wollte 1315 auch Glarus zum Krieg gegen die Waldstätte anhalten; dessen weigerte sich das Volk, und schloß sogar 1323 ein Hülfbündniß mit Schweiz. „Es ist nur zum Schirm, nicht zum Angriff," antworteten die Glarner, als der Herzog widersprach; ‚wir haben seit Alters dieß Recht geübt; die Kriege der östreichischen Fürsten gehen uns nichts an; wir haben nur das Gut des Stifts im Land zu schützen." Nun nahm der Herzog dem Volke den Landammann und setzte ihm ausländische Vögte, die es immer schwerer drückten, und wer darüber Klage erhob, ward schonungslos an Gut, Leib und Leben gestraft. Als in dem großen Brand zu Glarus 1337 das Land nebst seinen alten Freiheitsbriefen auch den Brief verlor, in welchem Oestreich ihm Zusagen gab, verweigerte der Herzog die Erneuerung dieser Urkunden. Die Glarner hielten desto eifriger auf ihre alten Rechte. Sie schlugen dem Herzog den Zuzug zur Belagerung von Zürich (1351) ab. Dafür wollte er sie mit der Besetzung des Landes strafen, und auch von da aus die Eidgenossen schädigen. Diese kamen ihm aber zuvor. Sie kannten die ihnen günstige Gesinnung des Volkes und seinen Widerwillen gegen Oestreich, unter dessen Druck es nun lange geseufzet hatte. Nach Martini 1351 brachen Zürich, Uri, Schweiz und Unterwalden mit ihren Bannern auf, und wurden von den Glarnern auf die Bedingung der Aufnahme in den ewigen Bund freudig empfangen. Die Glarner handelten alsbald als Eidgenossen und schickten 200 Mann zur Besatzung nach Zürich. Unter-

Oesterreich sammelte der Vogt Stadion Volk in den benachbarten östreichischen Landschaften, um Glarus mit Hülfe von Anhängern, die Oestreich noch im Lande hatte, durch einen Ueberfall einzunehmen. Die Landleute erhielten aber Warnung, sammelten sich und schlugen die Feinde auf dem Rautifeld unter Näfels. Der Vogt mit 150 Mann, unter welchen 22 Bürger von Wesen waren, fiel auf dem Schlachtfeld; die Burg von Näfels wurde eingenommen und zerstört, und den 4. Brachmonat 1352 dann der Eidgenossenbund verbrieft und besiegelt. Die Rechte Seckingens und Oestreichs im Lande wurden darin vorbehalten. Die Glarner sollten nur mit Wissen und Willen der Eidgenossen Krieg führen und Bündniß schließen dürfen. Rath und Gericht aber wurden jetzt wieder nach altem Brauche angeordnet.

Zug.

Unter der östreichischen Herrschaft.

In der Mitte der Eidgenossenschaft liegt die kleine Stadt Zug am lieblichen See dieses Namens, mit dem an Umfang kleinsten Bundesstaat derselben, an Schönheit und Fruchtbarkeit aber von keinem übertroffen. Von Alters her waren die Grafen von Lenzburg und dann ihre Erben von Habsburg des Ländchens Oberherren. Auf den Burgen, Lehen und Gütern saß niederer Adel, unter welchem die Hünenberg das mächtigste Haus war; auch die Klöster Muri, Einsiedeln, Kappel und das 1231 gestiftete inländische, weibliche Kloster Frauenthal besaßen hier viele Güter und Einkünfte. Der Adel kam 1275 mit der Stadt in Fehde. In der Nacht des 9. Herbstmonats wollte er sie mit 900 Mann zu Fuß und 100 zu Pferd von der Land- und Seeseite zugleich überfallen. Ein Fischer, Hänsli Utiger, entdeckt Tags zuvor den Anschlag und warnt die Bürger. Eilig wird die Seeseite mit Pfählen verrammelt, hinter denen 100 Pfeilschützen den Feind erwarten, und 370 Bürger gehen demselben bei Nacht aufs Land entgegen. Um Mitternacht

rückt er, ohne Ordnung, heran, wird von den Bürgern überfallen und mit großem Verlust in die Flucht geschlagen. Einige der Burgherren, besonders der auf Wildenburg, übten oft Raub und Gewalt an Bürgern und Landleuten.

Auch Zug hatte seit Alters Gemeinden freier Leute. Die Stadt wurde von einem Schultheiß und Rath regiert, und der benachbarte Adel hatte Bürgerrechte daselbst. Oestreich setzte für Ausübung seiner Herrschaftsrechte und Beziehung seiner Einkünfte einen Ammann. Mit Treue und Eifer waren die Zuger ihrer Herrschaft ergeben. Für Kaiser Rudolf stritten sie in Böhmen, für Herzog Leopold am Morgarten.

Wie Zug in den Bund kam.

So lange Zug im Besitz Oestreichs war, sahen sich die Länder in ihrer Verbindung mit Zürich gehemmt, und die östreichische Besatzung fügte ihnen von da aus manchen Schaden zu. Vier Tage nach Aufrichtung des Glarnerbundes zogen die Eidgenossen mit 2600 Mann zur Einnahme der Stadt und des Landes, oder des innern und äußern Amtes, Zug. Das äußere Amt, die Gemeinden Baar, Aegeri und Menzingen, die viel vom Raubadel litten, schwuren alsbald bereitwillig zu den Eidgenossen, mit Vorbehalt aller Herrenrechte, und daß sie wie die Stadt sollen gehalten werden. Die Eidgenossen lagen 14 Tage vor der Stadt, die eine kleine östreichische Besatzung hatte, ohne zu stürmen; sie hofften, das Anerbieten der Freiheit und der Vorbehalt aller Rechte Oestreichs werde die Zuger zur Uebergabe bewegen. Endlich am 23. Brachmonat 1352 stürmten sie so anhaltend, daß die Bürger um Stillstand und Vertrag baten. Es ward ihnen nun eine Frist von 3 Tagen bewilligt, binnen welcher sie den Entsatz vom Herzog erwarten können, den die Eidgenossen in freiem Feld erwarten wollen; nach deren Verfluß aber werden sie die Stadt öffnen und mit Vorbehalt der Rechte Oestreichs in den Eidgenossenbund treten. Die Boten von Zug treffen den Herzog zu Königsfelden, als er eben von seinen Jagdvögeln mit den Falknern sprach. Sie klagen ihre Noth und bitten um Entsatz. Der Herzog achtet

nicht auf ihren Vortrag, und fragt den Falkner: „Haben die Vögel ihr Futter?“ Da sagt Hermann, einer der Boten: „Herr, sind wir arme Leute Euer Gnaden nicht mehr angelegen, denn die Vögel, so muß sich Gott erbarmen!“ Hierauf antwortete der Herzog: „Geht nur, wir wollen bald Alles mit einander wieder erobern.“ Jetzt gehen die Boten heim; die Zuger öffnen die Stadt, und am 28. Brachmonat schwören sie den Eidgenossenbund.

Bern.

Berns Erbauung und Verfassung.

Berchtold V., der letzte der mächtigen Herzoge von Zäringen, die als Statthalter des Kaisers über die burgundischen Lande von der Rhone bis an den Jura und die Reuß herrschten, hatte schwere Kämpfe mit dem hohen Adel dieser Lande, dessen Macht er zweimal schlug. Zum Schutz des niedern Adels und der Freien machte er mehrere Flecken zu Städten, wie Milden, Burgdorf, Thun, dessen mächtige Burg er baute, und gründete endlich 1191 auf unmittelbarem Reichsboden im Uechtlande die Stadt Bern, auf einer Anhöhe, welche von der Aare in tiefem Runse fast ganz umströmt wird, und wo die Burg Nidek und ein Eichwald stand. Die Erbauung der Stadt ward Kuno von Bubenberg übergeben. Er machte ihren Umfang größer, als der Herzog wollte, und als dieser darüber zürnte, sagte Kuno: „Zürnt nicht, Herr! es ist zum Besten geschehen; ich zweifle nicht, die Stadt wird wohl behauset werden, wo nicht, so soll's auf meine Kosten geschehen.“ Es zogen auch bald so viel Leute in die Stadt, daß man gar kleine Hofstätten ausgeben mußte. „Das Land war zu dieser Zeit voll Leute,“ sagt Justinger, der Berner Geschichtsschreiber, „und es mußten ja viele sein, um so viele Herren zu erhalten.“ Die Stadt ward aus dem Holz des Eichwaldes erbaut; Wald und Viehweide war ihre Umgebung. Die Pfarrkirche war erst zu Köniz, bald aber baute man auch eine eigene Kirche.

Der Herzog erhielt vom Kaiser für Bern die Freiheiten und Rechte einer Reichsstadt, wie sie Köln und Freiburg im Breisgau hatten, und Versicherung, daß sie nie dem Reich entfremdet werden solle. Grund zins von jedem Hause und der Zoll war des Kaisers. Die Bürgerschaft war frei von aller Leibeigenschaft; sie wählte Schultheiß und Rath, die auch ihr Gericht waren. Der Kleine Rath bestand aus 12 Gliedern vom Adel und den angesehensten Geschlechtern, dem (1294) für wichtige Fälle 16 von den Bürgern beigegeben wurden; ein Großer Rath (um 1250) aus 50, später (1294) aus 200 Gliedern, ward von jenen Sechszehnern erwählt und von der Gemeinde bestätigt. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden, nach Befinden der Räthe, an die Gemeinde der Bürger gebracht. Jeder Bürger mußte ein Haus in der Stadt haben. Nun wohnten da Edle, Freie und Handwerker neben einander; auch aus andern Städten zogen bürgerliche Geschlechter hin. Herzog Berchtold empfahl seinen Städten, Bern und Freiburg (diese von seinem Vater erbaut), innige Vereinigung; aber Eifersucht, verschiedene Herren und Schicksale erzeugten unter ihnen mehr Feindschaft als Freundschaft, bis sie sich endlich im Schweizerbund zusammenfanden.

Wie Bern aufblüht und seine Macht gründet.

1218—1298.

Nach dem Aussterben der Zäringer lag Bern zwischen den Gebieten der mächtigen Grafen von Kiburg, zunächst gegen Morgen und Savoien, entfernter gegen Mittag, die auf einander eifersüchtig waren, und den der länderreichen, aber in viele Zweige getheilten Grafen des neuenburger Hauses. Zerstreut lagen die großen Güter von sechs Stiften und Klöstern in diesen Gegenden, und die Güter und Burgen einer Menge niedern Adels. Zuerst in der Nähe der Stadt, dann in immer weiterem Umkreis, suchten die Edeln Burgrecht daselbst und damit Schutz gegen mächtige Nachbaren. Die der Stadt Bern verliehene Freiheit zog immer mehr Volks aus Uechtland und Oberland dahin, so daß die Stadt erweitert werden mußte. Während der Zeit, da die Reichsregierung

aufgehört hatte, schleifen die Bürger die Reichsburg Nidek, und verwandten die Reichssteuer und den Zoll an ihre Bauten. Die Vermehrung der Adelsbürger, die auf Burgen und Gütern im Lande umher zerstreut wohnten, ward Ursache vieler Fehden zum Schutz derselben, und diese nährten den kriegerischen Geist der Bürger. — Durch lange, schwere Kämpfe mit dem kiburg-habsburgischen Hause mußte Bern seine Freiheit und Unabhängigkeit erstreiten. Schon mit den ältern Grafen von Kiburg kam Bern um 1211 in Fehde. Graf Gottfried von Habsburg, wahrscheinlich Vormund des jungen Grafen Hartmann, überfiel die Stadt unversehens mit einem Heerzug. Die Berner machten einen Ausfall, aber so hitzig und unvorsichtig, daß sie von dem Feind ganz umgeben wurden; nun schlossen sie einen Kreis, dessen Einbruch rundum die Spieße verhinderten. Da rief der Graf: „O, daß ich Niemand habe, die Feinde zu durchbrechen!“ Ein treuer Ritter sagt: „Ich wage es!“ stürzt in die Feinde und wird durchbohrt; ihm drängen sich die Seinigen nach, brechen ein und die Berner werden mit dem Verlust vieler Todten und Gefangenen geschlagen. Bern sucht sich durch Bündnisse zu stärken; mit dem Bischof und Land Wallis wird 1230 ein zehnjähriger Hülfbund geschlossen, und 1268 wird Graf Philipp von Savoien auf dessen Lebenszeit als Schutzherr an des Kaisers Statt angenommen und ihm die Reichssteuer bezahlt. Die Verbindung war gegen Habsburg gerichtet. Mit Freiburg, das erst unter kiburgische, dann durch Kauf unter östreichische Herrschaft kam, wechselte Bündniß und Krieg. — In diesen Zeiten bauten die Berner den Spital, das Siechenhaus, mehrere Klöster und Kirchen. Der Bischof von Lausanne ließ 1277 Leute von Schwarzenburg, die von dem Kirchenglauben abwichen, zu Bern verbrennen.

Kaiser Rudolf von Habsburg zeigte erst Wohlwollen für Bern, verzieh die Zerstörung der Reichsburg, erließ die verfallenen Reichssteuern und bestätigte die Handfeste (Urkunde der Rechte und Grundgesetze). Als aber die Stadt nur mit Unwillen ihm Zuzug gegen ihren bisherigen Schutzherrn von Savoien gab, und andere Merkmale von

Eifersucht auf die Macht des östreichischen Hauses zeigte, ward auch der Kaiser feindlich gestimmt. Auf das Gerücht, daß ein Christenknabe von den Juden in der Stadt umgebracht worden, preßten die Richter einigen durch die Folter das Geständniß aus; mehrere wurden dann hingerichtet, die übrigen beraubt und verbannt. Jedes Unglück, das die Stadt getroffen, nannte man eine göttliche Strafe dafür, daß man die Christenfeinde habe unter sich wohnen lassen, und doch gestattete man ihnen nachher wieder für Geld die Aufnahme. Der Kaiser, als der Juden Schirmherr, befahl Ersatz des an ihnen begangenen Raubs, und als die Berner nicht gehorchten, zog er im Jahr 1288 zwei Mal mit einem Heere gegen die Stadt; alle Stürme aber wurden abgeschlagen, und fruchtlos mußte er abziehen. Hierauf bekriegten die Berner die feindlichen Herren im Oberland, eroberten Wimmis und durchzogen plündernd und verheerend das Simmenthal. Noch einmal rückte 1289 Herzog Rudolf, des Kaisers Sohn, unversehens mit einem Heer gegen Bern an. Eine Schaar, die man sichtbar werden ließ, sollte die Berner aufs Feld an der Schoßhalden herauslocken, während die größere Macht ihrer in einem Hinterhalt lauerte. Venner Bruker, der am Bruckthore Wache hielt, sobald er die Feinde erblickte, erhob das Banner, und mit ihm eilten, ehe die Bürgerschaft sich noch sammeln und rüsten konnte, das Geschlecht der Neunhaupte und eine Schaar der nächsten Bürger hinaus, rannten eifrig auf die Feinde, die sie, weichend, von der Stadt weglockten; dann brach der Hinterhalt hervor; tapfer wehrten sich die wenigen Berner. Indessen eilte Alles aus der Stadt unter Sturmgeläut den Kämpfenden zu Hülfe. Walo von Greierz rettete noch das Banner, als es eben der Feind ergreifen wollte, und brachte es zerrissen zurück; er erhielt daher den Namen „des Biedern," der auch auf seine Nachkommen erbte. Die Feinde wurden zwar in die Flucht geschlagen, aber die Berner hatten durch ihre unbesonnene Hitze 200 Bürger verloren. Da Kaiser Albrecht die Feindschaft fortsetzte, so schlossen die Berner nochmals Schutzbund mit Savoien; Freiburg und die Grafen von Neuenburg, Waat, Greierz, der Bischof von Lausanne und viele

vom Adel vereinigten sich 1298, Bern mit aller Macht anzugreifen. Durch das Unglück an der Schoßhalde klug gemacht, zogen die Bürger nun in guter Ordnung unter ihrem Hauptmann, Ulrich von Erlach, dem feindlichen Heer, das auf der Abendseite der Stadt am Donnerbüel lag, entgegen. Still, bis sie an den Feind kamen, rückten sie vor; dann plötzlich Hörnerklang und Feldgeschrei und Angriff, und zur gleichen Zeit ein Ueberfall vom Bremgarterwald herauf. Da befiel Schrecken den Feind; er floh und verlor eine große Zahl Todter und Gefangener, nebst 18 Bannern, welche die Sieger ins Münster hängten. Hierauf nahmen mehrere der feindlichen Herren das Burgrecht zu Bern. Andern wurden die Burgen gestürmt und gebrochen; sie suchten dann auch das Burgrecht, und erhielten es. So gewann Bern aus Feinden Freunde, und seine Macht hob sich, obgleich es die Feinde ihrer Herrschaften nicht beraubte. Zu Ende des XIII. Jahrhunderts hatte Bern nur erst die Herrschaft über die vier Kirchspiele: Muri, Bolligen, Stettlen und Bechigen, und die daselbst wohnenden Freien hatten das Burgrecht. Als Bern noch eine Stadt war, die nur einen Wald und eine Weide als ihr Gebiet besaß, widerstand sie kaiserlichen Heeren, und im Glanze ihrer größten Macht war sie nie eine große Stadt und zählte nie über 3000 Bürger.

Das Berner Oberland.

In dieser Zeit kam Bern auch in Verbindung mit den Herren und dem Volk der Thäler des Oberlandes und bald auch zur Herrschaft daselbst. Hier lebte immer ein freier Volksstamm, wie in den Waldstätten, und unter demselben Adelsgeschlechter auf Burgen und Gütern mit Eigenleuten; am Thunersee die Herren von Thun und die Brandis zu Spiez; die Rinkenberge aus dem Walliserhause Raron am Brienzersee; die von Thurn aus Wallis in Frutigen; die von Unspunnen, Eschenbach und Wädensweil in den innern Thälern; die von Weißenburg im niedern, die von Greierz im obern Simmenthal und Sanen; neben diesen

niederer Lehen- und Dienstadel. Auch einige Stifte hatten viele Güter, besonders Interlaken, das erst durch Vergabungen der Landesherren, dann durch Kauf vom verarmenden Adel zu großen Besitzungen gelangte. Das Land Hasli hatte einen Landammann aus dem Volk, wie die Waldstätte, und einen kaiserlichen Vogt über das Blut zu richten, und gab 50 Pfund Reichssteuer. Schon 1275 hatte Bern mit diesem Land ein zehnjähriges Schutzbündniß. Kaiser Ludwig verpfändete die Reichsvogtei über dasselbe 1317 den Freiherren von Weißenburg, die auch Unspunnen erbten. Aber die Fehden, die diese Herren, besonders mit Bern, führten, brachten sie in große Schulden, die sich durch Verschwendung und wucherische Zinse noch schneller mehrten. Sie borgten bei den Lombarden (italienischen Geldwechslern), bei Bern und Freiburg. Johann sah sich genöthigt, eine Herrschaft nach der andern zu verkaufen, und überdieß das Volk durch neue Auflagen zu drücken, deren es sich mit Berufung auf altes Recht und Herkommen weigerte. Die Unterwaldner versprachen ihnen Zuzug zu einem gemeinschaftlichen Angriff, und an dem dazu bestimmten Tage brechen die von Hasli zur Belagerung von Unspunnen auf. Die Unterwaldner kommen zu spät, und der Freiherr greift sie mit Uebermacht an. Nach hartem Kampf fliehen die Hasler, 18 Todte und 50 Gefangene hinterlassend, in ihr Land zurück (1332). Zwei Jahre schmachten die Gefangenen im Kerker. Da bat Werner Resti, der Landammann von Hasli, die Berner, seinen Landsleuten zur Befreiung zu verhelfen, dann sollen sie die Reichsvogtei des Landes erhalten; diese fehden nun den Freiherrn um Schulden, und dessen Söhne nöthigen ihn zum Frieden, in dem er jene Vogtei für 1600 Pfund an Bern abtritt. So erhielt das Land Hasli gegen die jährliche Reichssteuer von 50 Pfund und Zuzug ihres Volkes im Krieg, den Schutz seiner Freiheit durch das mächtige Bern. Johann von Weißenburg nahm endlich selbst mit seinen Söhnen das Burgrecht in Bern, und sie stritten nun mit Treue und Tapferkeit in dessen Kriegen; aber immer schwerer drückten sie die Schulden; Bern zahlte, und erhielt dann Burgen und Lehen zum Pfand. Der letzte dieses Stammes, der 1369

unverheirathet starb, beschenkte noch alle Gemeinden des Simmenthals mit Rechten und Gütern. Bern brachte dann seine Besitzungen von dessen Erben durch Kauf an sich, und erhielt Frutigen und Simmenthal, wie Hasli, unverletzt bei ihren Freiheiten.

Kiburg und Bern.

Eifersucht auf die habsburg-östreichische Uebermacht bewirkte, daß der Vormund der jungen Grafen Hartmann und Eberhard von Kiburg, nebst ihrer Mutter und den Städten Burgdorf und Thun (1301) mit Bern einen zehnjährigen Schutzbund schlossen. Später, 1313, wandten sie sich wieder Oestreich zu. Zwischen jenen Brüdern entstand der bitterste Bruderhaß, und daraus ein Fluch, der dieß Haus bis zu seinem Untergang verfolgte. Damit der ältere Bruder, Hartmann, Alleinherr bleibe, sollte Eberhard, der jüngere, geistlich werden, wozu er aber keine Neigung hatte, und als ihn sein Bruder zur Priesterweihe drängte, ließ er ihn 1317 auf dem Wege von Burgdorf nach Thun ergreifen und gefangen nach Freiburg führen. Als Hartmann hier Oestreich seine Ergebenheit versprach, ward er freigelassen und dachte nun auf Rache. Einst fanden sich auf der Burg Landshut beide Brüder bei ihrer Mutter zusammen. Da überfiel Hartmann seinen Bruder in dem Bette, wo sie bei einander schlafen sollten, und schickte ihn gefesselt auf seines Schwiegervaters Burg Rochefort im Neuenburgischen. Herzog Leopold von Oestreich vermittelte dessen Befreiung; aber sie geschah unter den härtesten Bedingungen für Eberhard. Er mußte auf das väterliche Erbe verzichten, und auch von den Einkünften seiner Pfründen den größten Theil zur Bezahlung der Schulden seines Hauses abgeben. Auf der Burg zu Thun sollte am 31. Oct. 1322 der Vertrag verbrieft werden. Darüber entsteht erst heftiger Wortwechsel; im wüthigen Zorn verwundet dann Eberhard seinen Bruder auf der Wendeltreppe, und ein Dienstmann desselben stürzt ihn vom Thurm hinab in den Tod. Die Bürger von Thun laufen zusammen und bedrohen den Brudermörder. Dieser aber schickt nach Bern, um eilige Hülfe unter großen Versprechungen

bittend. Die Berner kommen, zwingen die Thuner, Eberhard als ihren Herrn zu erkennen, und diesem Beispiel folgen alle Angehörigen des Hauses und er bleibt Herr. Bern aber muß er nun Thun mit der Umgegend um 3000 Pfund verpfänden und von ihnen wieder zu Lehen nehmen. Gegen Bestätigung aller Rechte und Freiheiten leistet Thun nun Huldigung an Bern. — Alle redlichen Berner zürnten, als ein Herr von Kien, ein Mitschuldiger der Gräuelthat, in den Rath gewählt ward. „Böses folgt Bösem nach," urtheilt Justinger. Graf Eberhard lohnte die Berner mit dem Undank, den sie durch Begünstigung des Ruchlosen verdienten. Er wandte sich zu Oestreich und Freiburg, mit denen er 1332 Schutzbund schloß, und fehdete Bern, verlor aber in diesem Krieg Landshut und andere Burgen, und schloß dann 1333 wieder Friede. Bern mehrte seine Macht mit jeder Fehde. Weit und breit im Lande brachen die Berner die Burgen des ihnen feindlichen Adels. Ihre Kampfgier war so groß, daß sie den verdienten Schultheißen, Lorenz Münzer, absetzten, weil er 1332 aus Klugheit nicht wollte, daß sein viel geringerer Heerhaufe sich mit den Freiburgern bei Bely schlage. Bern verstärkte seine Macht auf mehrfache Weise: durch Krieg, wozu jeder Bürger immer bereit war; durch Burgrechte, womit sie ihre Mitstreiter im ganzen Lande mehrten; durch Bündnisse mit den Städten Solothurn, Biel, Laupen, Murten, mit den Ländern Hasli, Wallis, den drei Waldstätten und Guggisberg, mit den Grafen von Savoien und Kiburg; später dann auch durch Kauf von Herrschaften.

Der Laupenkrieg.

1339.

Der Berner Glück weckte Neid und Furcht, und diese führten eine allmälige Vereinigung des Adels gegen sie herbei. Manche Klagen waren zwar nicht ungegründet. Eigenleute verließen ihre Herren etwa, um in Bern frei zu werden; die Ausbürger Berns wollten in ihren Streitigkeiten vor keinen andern Richter als zu Bern kommen. Hiezu kam, daß Bern

Kaiser Ludwig nicht anerkennen wollte, weil er noch im Bann sei. Die Hauptursache aber war, daß Berns wachsende Macht den Adel mit Untergang der seinigen bedrohte. Es verbanden sich gegen Bern: Graf Eberhard von Kiburg, der Graf von Greierz, Graf Gerhard von Valangin, Reichsvogt im burgundischen Land, die Grafen von Nidau und Aarberg, eine Menge von Edlen dieser Lande und die Stadt Freiburg. Die Feindschaft fing mit der Sperre des Handels und der Zufuhr, und mit Beleidigungen der Bürger an. Vergebens erbot sich Bern, die einen Forderungen zu befriedigen und für die andern zu Recht zu stehen. Mit all Diesem konnten sie die Herren nicht befriedigen, weil diese eben keinen Frieden wollten; man spottete ihrer. Vergeblich war ein Anfall der Berner auf Aarberg. Als sie vernahmen, daß des Adels Macht sich sammle und vor Laupen ziehen wolle, vermehrten sie die 200, welche daselbst schon in Besatzung lagen, mit 400 Mann. Wo ein Vater und ein Sohn, oder wo zwei Brüder waren, mußte der Eine nach Laupen gehen. Die ganze Gemeinde Bern aber schwur einen feierlichen Eid: „daß man sie entschütten, oder aber alle von Bern, jung und alt, darum sterben wollen.“ Herr Johann von Bubenberg, Ritter, der jüngere, war Hauptmann des Zusatzes; ihm schwur die ganze Besatzung gehorsam zu sein, die Stadt Laupen und das Banner von Bern bis in den Tod zu schirmen. Das Heer des Adels, sammt denen von Freiburg, 3000 zu Pferd und 15000 zu Fuß, brach jetzt zur Belagerung von Laupen auf. Die vom Grafen Ludwig von Savoien versuchte Friedensmittlung war fruchtlos. „Die Berner müssen ausgerottet werden“ — das schwuren die Herren alle. Zu dieser Zeit war Herr Rudolf von Erlach, Ritter, Sohn des Siegers am Donnerbüel, im Dienste des Grafen von Nidau, von welchem er Lehen hatte. Er ging zum Grafen und sagte: „Gnädiger Herr! mich bedünkt, der Krieg lasse sich nicht wenden. Soll ich bei Euch bleiben, so verlier' ich all mein Gut zu Bern, wenn Ihr es mir nicht, wie es billig wäre, ersetzen wolltet. Ist das Eure Meinung nicht, so fahre ich heim und thue mein Bestes.“ Der Graf antwortete: „Lieber Herr Rudolf! Solltet Ihr bei mir bleiben,

und darum das Euere zu Bern verlieren, so wäre Euch das zu schädlich; sollte ich Euch das ersetzen, so wäre es mir zu schwer. Es ist um einen Mann weder gethan noch gelan. Ihr möget heim fahren und da Euer Bestes thun!" Hierauf erwiedert Erlach: „Herr, weil Ihr mich schätzet für einen Mann, so sollt Ihr wissen, daß ich auch eines Mannes werth sein will, und setz' daran mein Leben." Dann ging er nach Bern. Er ward wohl empfangen; man war eines so kriegsgeübten, tapfern Ritters froh, dankte ihm, daß er dem Vaterlande in der Noth zuziehe, und ernannte ihn zum Feldhauptmann. Erlach aber machte zur Bedingung: „daß ihm die ganze Gemeinde schwöre, in Allem gehorsam zu sein, und daß er Ungehorsame selbst mit dem Tode bestrafen dürfe." Indessen vertheidigten sich die Belagerten zu Laupen mit der größten Standhaftigkeit, und schlugen alle Stürme ab. Für Bern waffnete Niemand, als das Oberland, und das, selbst bedrohte, Solothurn schickte 80 Reiter. Da ward beschlossen, die Länder Uri, Schweiz und Unterwalden, mit denen sie früher auch schon in Bündniß gestanden waren, um Hülfe anzusprechen. Der Alt-Schultheiß, Herr von Kramburg, ward zu ihnen gesandt. „Es ist nun nichts Anderes zu thun," sagte er, „als an Einem Tage zu sterben oder zu genesen." Die Länder antworteten: „Lieber Herr von Kramburg! Man spürt den Freund nie besser, als in der Noth. Weil Euere Herren und Burger nun in so großer Noth sind, so sollt Ihr wissen und ihnen sagen, daß sie Freunde an uns haben und wir ihnen alsbald zu Hülf kommen wollen." Von Stund an wurden 300 aus jedem Land nach Bern geordnet; mit diesen 900 vereinigten sich 300 aus dem Hasli, und Johann von Weißenburg, einst Feind, nun treuer Bürger und Freund der Berner, mit den Seinigen aus dem Simmenthal. Sonntags kamen sie nach Muri; des folgenden Morgens hieß man sie, zum Trost der Weiber und Kinder, die voll Jammers waren, durch die Stadt ziehen. Tag und Nacht waren die Frauen in den Kirchen und riefen weinend, auf den Knieen betend, den ewigen Gott um Barmherzigkeit an, und thaten Gelübde zu Almosen u. a. Der Leutpriester Diebold Baselwind stärkte das Volk zum Vertrauen auf

Gottes Beistand. Solothurn warnte durch eine Eilbotschaft: der Landvogt von Oestreich ziehe mit einer Macht von 4000 zu Roß und Fuß das Land hinauf, die Berner sollen ihm zuvorkommen. Die Kriegsräthe der Waldstätte wurden in den Rath berufen. Da sprachen sie: „Wir sind von unsern Obern abgefertigt, die Eurigen zu Laupen entsetzen zu helfen, und Leib und Leben zu Euch zu setzen; je eher man's zur Hand nimmt, je lieber ist's uns.“ Die Leute aus den Waldstätten aßen noch zu Bern, zogen dann sammt dem Banner und der Macht von Bern, die 4000 Mann stark war, aus, und kamen Nachmittags vor Laupen an. Da sie an den Wald bei Laupen kamen, sahen sie das Gewühl des Heeres, das Ritterschlagen, Rennen u. dgl. In des Adels Lager war Alles voll auf; man aß und trank und jubelte, und spottete der kleinen Macht der Berner. Der Schultheiß von Magenberg von Freiburg, sprengte gegen das Bernerheer an und rief: „Er wolle zwei von ihnen bestehen, denn die Hälfte seien Weiber.“ Ein Berner antwortete: „Du wirst noch inne werden, daß wir Mannesglieder und Mannesherz haben;“ und ein Schweizer: „Wer an uns will, der trete hervor, wir wollen ihm Streits genug geben.“ Magenberg warnt nun die Seinen, sich wohl vorzusehen. Venner Füllistorf von Freiburg sagte: „Mich däuchte gut, daß man mit denen von Bern Frieden machte, weil sie sich des Rechts erbieten, so würde das Blut manches redlichen Mannes erspart.“ Da höhnten ihn zwei Edelleute: „Du, Füllistorf, wenn du dich fürchtest, so hättest du zu Freiburg die Weiber gaumen sollen.“ Füllistorf antwortete: „Heute will ich meiner Herren Banner tragen bis in den Tod und meine Mannheit beweisen; aber Euer Hochmuth wird Euch gereuen.“ Auch der Graf von Nidau wollte zum Frieden reden: „Vielleicht thun die Berner nun, was man von ihnen fordert, da sie die große Macht sehen.“ „Nein,“ sagten die Herren insgemein, „das kleine Volk, das wir vor uns sehen, das muß noch heute unser eigen sein und allen unsern Willen thun.“ — Da antwortet der Herr von Nidau: „Mich bedünkt wohl, sie wollen unser warten, und nicht fliehen.“ So verzog sich der Streit bis gegen Abend. Die Waldstätte begehrten, daß

ihnen der Vorstreit, d. h. der gefährlichste und darum ehrenvollste, mit den Herren gelassen werde. Die Berner antworteten: „Liebe Brüder und Herzensfreunde, da die Sache unser ist, so wäre billig, daß wir den Vorstreit hätten; doch was Euer Wille und Meinung ist, das wollen wir Euch gern gönnen.“ Also wurden jene gegen die Herren und die Reiterei geordnet; die Berner gegen die von Freiburg und das Fußvolk. Jetzt rief der Hauptmann von Erlach den Jünglingen zu: „Wo sind nun die mit den grünen Reben (Rebschossen), die zu Bern auf den Gassen streitlustig sind, auftreten in Federn und Kränzen und so gerne tanzen? Her zu mir, nun an den Tanz! Ihr sollet nun vor dem Banner stehen wie eine Mauer; darum tretet hervor!“ Da riefen erst die Metzger und Gerber: „Herr, wir sind hier! und wollen tapfer bei Euch stehen und thun als biedere Leute, was Ihr uns heißet!“ So Alle. In guter Ordnung rückte der Feind an und etliche Berner fingen an zu grausen und hinter sich zu weichen, denn viele waren schlecht bewaffnet; doch als sie sahen, daß das Volk sich stelle, niemand mehr fliehe, kehrten die meisten wieder um und stritten als biedere Leute; nur einige flohen in den Forst, wurden von da an Forster geheißen und blieben lebenslänglich verachtet. Als einige dem Hauptmann sagten: „O Herr! dahinten fliehen gar viele Leute von uns,“ antwortete er: „Es ist gut, daß die Bösen nicht bei den Biedern sind; die Spreu ist von dem Korn gestoben!“ Unverzagt mit mannlichem Angriff erhob sich nun der Streit: es fuhren eiserne Heerwagen den Rain hinab, die Ordnung der Feinde zu brechen. Die Berner begannen den Kampf mit Steinwürfen; dann stürmten sie in die Reihen, und stachen und schlugen so, daß sie bald eine große Lücke brachen und die Feinde dem Andrang wichen. Erlach drang eben mit dem Bernerbanner mitten in die Heerhaufen, als ein Ruf von der Seite der Waldstätte kam: „O biedere Berner, kehrt Euch zu uns!“ Die Reiterei drängte sie hart. Jetzt erhob sich erst der bittere Kampf mit den Herren. Da stritt Freund bei Freund so unwiderstehlich, daß die Berner und Waldstätte bald siegten. Ein Freiherr von Blumberg sprach im Anblick der Niederlage: „Ich will nicht leben, weil so viel Edle

gefallen sind," ritt mit verhängtem Zügel in die Waldstätter und ward erstochen. Der Kampf währte anderthalb Stunden. Graf Peter von Aarberg, als er sah, daß es den Herren bald übel gehen wollte, machte sich zu den Zelten, und führte das Gut seiner Bundesgenossen als Beute weg. Der östreichische Landvogt und der Graf von Kiburg waren schon mit ihrem Heerhaufen von 4000 Mann bis Aarberg hinaufgekommen; da vernahmen sie die Niederlage bei Laupen und zogen zurück. Als die Schlacht gewonnen war, rief Erlach alles Volk zusammen und sprach: „Wir sollen Alle Gott loben, denn er ist selber bei uns gewesen, und hat das große Volk überwunden." Hierauf knieten alle nieder und priesen Gott für den Sieg; dann fuhr er fort: „Ich danke Euch für allen Gehorsam, so Ihr mir bewiesen, und für die Mannheit, daß ich mit Euch und Ihr mit mir so ehrenvoll bestanden seid." Denen aus den Waldstätten und von Solothurn dankte er besonders, und nannte sie die strengen, handfesten und liebsten Freunde und Rothhelfer. Nun hieß er die Todten, deren 22 von Bern und 13 von den Waldstätten waren, zusammen tragen. Für die Verwundeten, deren viele waren, sorgte er, daß sie verbunden wurden. Dann wurde das Schlachtfeld besehen; 3000 Mann vom Fußvolk und 1500 vom Adel waren gefallen, unter ihnen der Graf von Nidau, der Schultheiß von Magenberg und der Venner Füllistorf von Freiburg. 27 Banner wurden gewonnen, und großes Gut an Waffen, Pferden, Kostbarkeiten u. a. Mit Freudenthränen empfingen die Leute in Laupen ihre siegenden Mitbürger; sie bedauerten nur, daß sie an der Schlacht keinen Theil nehmen konnten, und priesen Gott, daß er sie aus so großer Noth erlöste. Das Heer blieb über Nacht auf dem Schlachtfelde; des folgenden Tages zog es unter Preisgesang heim. Da war Alles voll großer Freude zu Bern. Man verordnete den Siegestag zu einem immerwährenden Festtag; den Armen bestimmte man auf denselben eine Spende. Mit Dank und Ruhm entließ man die Eidgenossen und mit dem Versprechen, solch große Treue ihnen und ihren Nachkommen ewig nie zu vergessen und ihnen eben so in der Noth mit Leib und Gut beholfen zu sein, ihnen, denen man die Freiheit zu

danken habe. — Der Ruhm dieses Streites ging bald in alle Lande aus.

Glücklich, im Gefühl das Vaterland gerettet zu haben und im ewigen Ruhm desselben zu leben, wohnte Rudolf von Erlach noch 1360 im Greisenalter auf seinem Landhause zu Reichenbach bei Bern. Eines Males, als er, während seine Dienstleute auf dem Felde arbeiteten, einsam auf seiner Stube saß, dringt sein Tochtermann, Jost von Rudenz aus Unterwalden, ein leichtfertiger Mann, den die Schulden quälten, zu ihm ein. Es entsteht zwischen ihm und dem greisen Vater Streit über die Ehesteuer, und Rudenz reißt im Zorn des Helden Schwert von der Wand und ermordet ihn. Dann flieht er. Die Hunde verfolgen den Verruchten, und er rettet sich in den Wald. Als man die Gräuelthat zu Bern vernimmt, läuft Jedermann hinaus, den Mörder zu suchen. Er ward nicht gefunden, starb aber nach kurzer Zeit, man weiß nicht wo und wie.

Die Folgen des Laupenkriegs bis zum Bund 1353.

Noch war der Krieg mit der Laupenschlacht nicht zu Ende. Die Berner hatten Mangel an Lebensmitteln und mußten solche wöchentlich durch bewaffnete Schaaren zu Spiez abholen, wohin ihnen die Hasler und Unterwaldner Vorrath brachten. Der Krieg mit Freiburg, das Oestreich mit Volk und Geld unterstützte, ward mit der größten Erbitterung fortgeführt. In einem Ueberfall am Schönenberg verloren die Freiburger 400 Mann. Unwiderstehlich verbreiten sich die Berner im Land; überall fliehen die Feinde vor ihnen; sie erobern die Burgen und plündern die Dörfer, so daß es beim Volk hieß: „Gott ist Burger zu Bern worden.“ Endlich ward 1341 Friede. Bern und Freiburg erneuerten ihre alten Bünde, und mit dem treuen Solothurn schließt Bern 1345 ewigen Bund. Mit Kiburg u. a. wurden die Rechtsverhältnisse geordnet. Erlach ward Vormund der jungen Grafen von Nidau, deren Vater bei Laupen gefallen war. Mit dem Grafen Peter von Greierz beginnen die Berner

1345 Krieg im Simmenthal, zum Schutz Johanns von Weißenburg, ihres treuen Freundes in der Noth. Am Laubekstalden, als sie guter Kriegsordnung vergessend, sich auf Raub zerstreuten, überfällt sie der Feind und umringt das Banner, das Venner Wendschatz trägt. Dieser wirft es über die Feinde hinaus, den Seinigen zu und wird getödtet; traurig tragen es die Berner heim. In einem zweiten Zug, den sie mit den Freiburgern 1348 thun, überraschen sie den Grafen im Walde Sothau, nahe bei Greierz. Er kämpft wie ein Held, wäre aber übermannt worden, hätten ihn nicht zwei seiner Bauern geschützt, bis sein Volk anrückte und den Feind schlug. Den Treuen gab dann Peter die Freiheit für ihr Geschlecht, und ihr Ruhm ward in die Landeschronik geschrieben. Einen Aufstand der Angehörigen Interlakens, denen die Unterwaldner Beistand versprochen hatten, straften die Berner mit Brand und Geldbuße. — Als 1349 die schreckliche Pest nach Bern kam, an der ein Drittheil des Menschengeschlechtes starb, sah man daselbst das plötzliche Unglück verschieden auf die Gemüther wirken. Die Sage ging: die Juden haben sie verursacht — und man mordete sie. Es kam eine Brüderschaft, die von Ort zu Ort zog, sich für die Sünden der Welt geißelte und auf den Knieen um Barmherzigkeit zum Himmel schrie, und mit ihnen Viele. Dagegen trotzte eine Schaar Jünglinge in jugendlichem Leichtsinn aller Noth und Gefahr, zog aus ins Siebenthal hinauf, tanzte, jauchzte und eroberte im Sturm die Schanze am Laubekstalden und die Burg Mannenberg, und plünderte des Feindes Land; als sie auch Sanen so thun wollten, wandten sie die Reichsten mit ihren Gaben.

Um eines Bündnisses mit Oestreich willen mußte Bern 1352 zur Belagerung von Zürich ziehen; es geschah mit Unwillen, denn Bern wünschte in den Eidgenossenbund zu treten. Er kam bald zu Stande. Auf einer Tagsatzung zu Luzern schlossen am 6. März 1353 Uri, Schweiz und Unterwalden den ewigen Bund mit Bern, worin beide Theile sich das Recht vorbehielten, auch andere Bündnisse zu schließen, doch daß dieser allen vorgehe. Nur durch die drei

Länder trat Bern in den Bund mit den andern Eidgenossen. Mit Bescheidenheit gaben die Länder den Städten den Vorrang, und von nun an folgten sich die Orte in dieser Ordnung: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus. — Die Länder hatten nun auf allen Seiten Vormauern gegen Oestreich u. a. Feinde; sie hatten jedes der andern Orte durch Rettung und Schutz zu Dank verpflichtet; der Bund sicherte ihnen nun volle Unabhängigkeit und unbeschränkte Freiheit für das innere Hauswesen, und im Streite Vermittlung und Schutz des Rechtes.

III.

Geschichte der VIII alten Orte.

Von 1353 bis zum Zürichkrieg 1436.

---

1. Bundesgeschichte.

1353—1436.

Beschützung des Bundes gegen Oestreich und den Kaiser. Züge des Coucy.

1353—1375.

Durch alle Mittel von Gewalt und List versuchten die Herzoge von Oestreich, Zürich, Glarus und Zug von dem Bunde mit den Eidgenossen zu trennen. Nach der Einnahme von Zug durch die Eidgenossen belagerte Herzog Albrecht im Heumonat 1352 die Stadt Zürich mit einem Heer von mehr als 30,000 Mann so vergeblich, wie das Jahr zuvor. Das Kriegsvolk fraß das Land aus; dem Herzog fehlte es bald an Geld und die Bundsgenossen wurden des Krieges überdrüssig. Darum kam schon den 1. Herbstmonat ein Friedensschluß zu Stande. Die Eidgenossen, und besonders die von Glarus und Zug, verpflichteten sich: dem Herzog zu

leisten, was sie von Rechtswegen ihm schuldig seien, und fürhin sich nicht mehr mit Oestreichs Landen und Leuten zu verbinden. Alle Bünde, Freiheiten, Herkommen, Rechte wurden von allen Theilen vorbehalten. Bald hernach mehrte sich dann der Bund mit dem schon so mächtigen Bern. Der Herzog wollte den Friedensvertrag so verstanden haben, daß Glarus und Zug dem Eidgenossenbund entsagen sollen. Das schlugen diese ab und erklärten: Sie wollen ihm Gehorsam schwören, wie der Friede es mitgebe, und die Eidgenossen behaupteten: der Friede schließe den Bund jener Orte in sich und sei auch ausdrücklich vorbehalten worden. Kaiser Karl IV. versuchte 1354 Vermittlung und verlangte, daß beide Parteien ihren Streit unbedingt seinem Spruch überlassen sollen. Der Herzog, der nichts dabei gefährdete, willigte ein. Die Eidgenossen aber antworteten: „Was wir beschworen, das wollen wir halten; unser Bund nimmt keinem Herrn ein Recht, ist zu Niemands Schaden errichtet, schützt nur vor ungerechter Gewalt, und ist dem Reich nützlich, da er Oestreich hindert, uns demselben zu entreißen. Außer dem Bund stellen wir Alles dem Kaiser anheim. Wir erbieten uns, des Herzogs Rechte bei uns loszukaufen, und wollen selbst dem Kaiser es überlassen, den Preis, wenn auch hoch gestellt, zu bestimmen.“ Der Kaiser machte dem Herzog den Vorschlag, diese Rechte ans Reich zu kaufen; der Herzog aber verwarf ihn mit Stolz. Nun erklärte der Kaiser den Eidgenossen: ihr Bund sei ungültig, und kündigte ihnen, so wie der Herzog, den Krieg an. Johann von Rapperswil übergab seine Stadt dem Herzog, der alsbald Mauern und Burg vollkommen herstellen ließ, und die Bürger durch Vortheile und Freiheiten zur Erbauung der Häuser ermunterte. Von da aus überfielen 6000 Mann 300 Zürcher, die bei Meilen verschanzt lagen, und schlugen sie, daß kaum der sechste Mann am Leben blieb, und verheerten alle Umgegend. Ein östreichisches und ein Reichsheer von mehr als 40,000 Mann unter Anführung des Kaisers und des Herzogs, lagerte sich, zum dritten Mal seit Zürichs Bund mit den Eidgenossen, vor diese Stadt. Die Zürcher und Eidgenossen mußten aber bald viele Reichsstände, besonders die Reichsstädte, und durch

diese den unbeständigen Kaiser zu gewinnen und Eifersucht auf Oestreichs Macht und Herrschsucht zu erregen. Die Belagerung selbst zeigte wenig Hoffnung zu glücklichem Erfolg. Endlich forderte der Kaiser selbst vom Herzog, den Vorbehalt der Bünde gelten zu lassen. Auf dessen Weigerung brach der Kaiser schon am folgenden Morgen mit dem Reichsheer auf und nöthigte damit auch den Herzog zum Abzug. Durch Streifzüge wurde nun das Land verheert; besonders litt des Herzogs Gebiet durch 1500 ungarische Reiter, welche das eigene Land wie Feinde behandelten, so daß endlich das Volk drohte, wenn man ihm nicht Ruhe schaffe, so wolle es selbst mit den Eidgenossen Friede machen, es sei des Krieges müde. Der Herzog entsprach; er gab seine Einwilligung in den Vorbehalt der Eidgenossen, machte einen ähnlichen für seine Bünde und vertraute nun den Ausspruch dem Kaiser. Was aber Gewalt nicht vermochte, sollte nun Trug bewirken. Durch eine trügerische Urkunde wollte man den Bund mit Glarus und Zug ungültig machen. Bürgermeister Brun und einige vertraute Räthe, die Oestreichs Gunst suchten, siegelten den Brief für Zürich. Aber den Gesandten entwischte zu Zug eine Aeußerung: daß dieser Ort aus dem Bund komme. Das wird schnell den andern Eidgenossen berichtet. Der Betrug wird offenbar und die Eidgenossen verwerfen den trügerischen Spruchbrief. Eine Zeit lang schwieg der Kaiser; dann erklärte er von Neuem den Bund mit Zug und Glarus für ungültig und drohte. Zug und Glarus weisen die Aufforderungen Oestreichs, den Bund aufzusagen, standhaft ab, und als des Herzogs Landvogt sie mit Gewalt zu zwingen droht, da macht sich Schweiz mit seinem Banner auf, nimmt Glarus zu der Eidgenossen Handen ein und erneuert den Bundeseid. Des Herzogs Land war unwillig zu neuem Krieg. Es wurde ein Waffenstillstand vermittelt, der von Zeit zu Zeit wieder verlängert wurde, und worin jeder Theil seine Ansprüche vorbehielt; dieß ging so fort vom Jahr 1356 bis 1385. Der treulose Brun führt zwar Zürich (1356) in einen Bund mit Oestreich und verkauft sich für Geld in dessen Dienst. Aber Herzog Albrecht starb 1358; Rudolf, sein ältester Sohn, liebte den Frieden; und Zürich wollte dann den Bund

mit Oestreich nicht mehr erneuern. Im Jahr 1370 machten die Eidgenossen einige Bundesgesetze. Oestreichische Angehörige, die unter den Eidgenossen wohnen, sollen diesen Treue schwören. Jeder Eidgenosse soll nur vor seinen heimathlichen Richter, und um keine weltliche Sache vor ein geistliches Gericht zum Recht gefordert werden. Keiner soll den andern ohne Recht pfänden. Die Eidgenossen gewähren einander offene und sichere Straße.

Unerwartet rief das Anrücken eines fremden Kriegsheeres die Eidgenossen zu den Waffen (1365). Ein Heer französischer Kriegsrotten brach aus ihrem Land an den Rhein hervor und zog raubend und verheerend das Elsaß hinauf gegen die Stadt Basel, die nun ihre Bundsgenossen Bern und Solothurn zur Hülfe rief, und mit diesen zogen ihr alle Eidgenossen zu. Als der Heerführer jener Rotten dieß vernahm, hieß er sie umkehren. Ein ähnlicher Kriegszug aus Frankreich rückte 1375 wieder heran. Oestreich hatte einem französischen Herrn von Coucy für eine Gemahlin aus diesem Hause eine Ehesteuer versprochen, Elsaß und Aargau als Pfand dafür versetzt, jene aber nie ausgerichtet. Deßwegen brach der junge Coucy mit einem Heer von 40,000 Franzosen, Niederländern und Engländern, erst ins Elsaß, dann ins Aargau ein. Die Waldstätte versagten Herzog Leopold den Zuzug, den sie früher Basel gewährten. Sie wollten, daß der Herzog erst ewigen Frieden mit ihnen schließe und den ganzen Eidgenossenbund anerkenne. Zürich und Bern aber bewilligten den Zuzug fürs Aargau. Da alles Volk in die Städte und Burgen flüchtete und das Land bald verheert und ausgefressen wurde, wandte sich das fremde Kriegsheer das Land hinauf gegen Entlibuch und Bern, wurde aber von den Entlibuchern bei Büttisholz und von den Bernern zu Ins und Fraubrunnen geschlagen, und Kälte und Hunger trieb es vollends aus dem ausgefressenen Lande wieder über den Hauenstein ins Elsaß zurück. Herzog Leopold gab dem von Coucy endlich für seine Ansprache die Herrschaften Ridau und Büren.

Der Krieg mit Kiburg. Räuberadel.

1374—1384.

Das einst so mächtige Haus der Grafen von Kiburg hatte durch seine öftern Fehden mit Bern immer mehr an Gut und Macht verloren, und war durch schlechte Wirthschaft in Schulden versunken. Graf Hartmann sah sich 1374 genöthigt, Burg, Stadt und Grafschaft Thun den Bernern zu verpfänden und die ererbten Herrschaften, Nidau und Büren, dem Herzog Leopold zu verkaufen. Um Geld und Macht wieder zu gewinnen, verband sich Graf Rudolf von Kiburg mit Graf Diebold von Neuenburg, die Stadt Solothurn durch Verrath einzunehmen. Dieser und ähnliche Anschläge auf Thun und Aarberg mißlangen. Graf Rudolf aber wüthete nun mit Raub, Brand und Mord um Solothurn. Es kam eine solche Furcht in die Landleute vor den Räuber- und Mörderbanden dieser Grafen, daß sie sich mit ihrem Gut in die Städte flüchteten. Solothurn aber mahnte Bern um Hülfe und Rache. Daraus entstand nun der Krieg, der mit dem völligen Untergang der kiburgischen Herrschaft endigte.

Die Berner machten sich alsbald auf; zuerst nach Thun, welches nun gegen Bestätigung seiner Freiheiten Bern, als seiner einzigen Herrschaft, Treue schwur. Die Eidgenossen versprachen ihre Mithülfe. Herzog Leopold wurde angefragt: ob er sich des Kriegs mit Kiburg annehmen wolle? Er antwortete: „Was Graf Rudolf ohne mich angefangen, mag er ohne mich enden.“ Da begehrten die Boten, daß er auch keinem ihrer Feinde Paß durch sein Land gebe. Auch dieß versprach er, hielt es aber schlecht. Nun brachen Bern und Solothurn mehrere Burgen ihres Feindes. Die Grafen von Kiburg waren schon so geldarm, daß sie auf erniedrigende Bedingungen Geld von Juden entlehnen mußten; Rudolf wurde bald krank und starb. Mit 15,000 Mann zogen nun alle Eidgenossen vor die Stadt Burgdorf, die sie sechs Wochen belagerten und beschossen. Dann schloß Graf Berchtold einen Vertrag, demzufolge die Stadt, wenn sie nicht

entsetzt werde, in drei Wochen, während welchen sie mit nichts versehen werden dürfe, übergeben werden solle. Er überlistete aber die Feinde; heimlich wurden dennoch Mannschaft und Lebensmittel in die Stadt gebracht, und die Eidgenossen mußten nach Verfluß der Vertragszeit abziehen. Ihr Unwille wandte sich gegen den Herzog, dem sie die fruchtlose Belagerung zuschrieben, und in Bern gab es Unruhe, weil man das Mißlingen kiburgischen Lehenleuten, die im Rathe saßen, Schuld gab. Als dann der Herzog den Grafen seinen Beistand versagte, vermochten sie den Krieg nicht länger auszuhalten, und baten endlich selbst die Eidgenossen, durch einen Ausspruch ihn beizulegen. So weh es ihnen that, sie mußten in den Verkauf ihrer Herrschaften willigen, Thun, Burgdorf und das Amt am Grießenberg gegen 37,800 Gulden an Bern abtreten, und in Streitigkeiten die Eidgenossen zu Richtern annehmen. So kamen endlich die einst so mächtigen Grafen von Kiburg um alle ihre Herrschaften. Die noch Lebenden waren: Berchtold, Sohn des Brudermörders Eberhard, und seine 3 Neffen: Ego, Hartmann und Berchtold, Söhne des Mordbrenners Rudolf. Sie nahmen Burgrecht zu Bern. Graf Ego, nachdem er noch Neubächburg, um Schulden zu tilgen, verkaufen mußte, ging nach Frankreich auf Güter seiner Gemahlin, wo er starb. In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, in der Stille der Armuth, erloschen dieses so lasterhaft gewordene Geschlecht. Seine Macht ging auf die Stadt Bern über.

Nicht selten schändeten sich adelige Herren so sehr, daß sie Führer von Räuberbanden wurden, und Landesleute wie Fremde plünderten. Drei solcher Herren schlossen 1374 einen Bund, Kaufleute, die Waaren durchs Land führten, zu berauben. So wurden einem Basler durch einen Ueberfall von der Burg Falkenstein acht Centner Safran weggenommen. Dieses geschah im Geleitsbann des Grafen Rudolf von Ridau, der Landvogt der Herrschaft Oestreich war. Er, die Grafen von Kiburg und die mit ihnen verbündeten Basler zogen vor die Burg, wo die drei Räuber eben anwesend waren, und eroberten dieselbe. Die armen Söldner und Knechte wurden alle enthauptet; die Herren aber nur

gefangen gesetzt. Nun hofften die Kaufleute auf Erstattung ihres Eigenthums; aber vergeblich forderten sie es. Die Waare ging aus Räuberhand in Schelmenhand über. Die Eroberer theilten sie unter sich, und den Kaufleuten ward nichts mehr davon: „denn da wurde," sagt der Erzähler, „nicht an Gerechtigkeit gedacht, und was die Grafen an Andern als Räuberei straften, das thaten sie selbst auch und wurden von Niemand darum gestraft, als daß Gott es ihnen bald vergalt. Der Graf von Nidau ward erschossen und die Grafen von Kiburg kamen so zu armen Tagen, daß sie an Leib und Gut verdarben."

Der Sempacherkrieg.

1386.

Herzog Leopold suchte den Krieg mit den Eidgenossen zu vermeiden; er ließ das kiburgische Haus fallen, denn Oestreich hatte in Schwaben schweren Kampf. Aber die Eifersucht auf die zunehmende Macht der Eidgenossen reizte des Herzogs Amtleute zu Beleidigungen gegen sie und zu tirannischem Druck des eigenen Volkes, wenn es, wie die Entlibucher, murrte, und Zuneigung für die freien Nachbarn äußerte. Der Herzog sprach einmal selbst prophetisch von seinem Dienstadel: „Sie werden noch Verderben über meine Herrschaft bringen!" Die allgemeine Erbitterung des Adels, die wechselseitigen Beleidigungen der dem östreichischen Hause sehr ergebenen Aargauer-Städte und der Luzerner, und der rauhe Trotz, den die Eidgenossen dem Stolz des Adels entgegensetzten — rissen endlich beide Parteien in einen unvermeidlich gewordenen Krieg hin. Entweder mußte der Schweizerbund untergehen, oder Oestreichs und des Adels Macht gebrochen werden. Zwar suchte Herzog Leopold noch 1385 ein Bündniß mit den Eidgenossen gegen die wider ihn verbündeten rheinischen und schwäbischen Reichsstädte. Aber das Mißtrauen, besonders der Länder, wollte es nicht eingehen; denn sie besorgten nicht ohne Grund, daß, wenn die Reichsstädte

unterliegen, Oestreich dann die Waffen wider sie kehren würde; so die eidgenössischen Städte traten selbst dem Bunde der Reichsstädte bei. Da machte Leopold Frieden mit diesen und rüstete sich mit dem größten Eifer zum Krieg gegen die Eidgenossen. Der feindselige Sinn brach bei den Luzernern in eine plötzliche Kriegsthat aus. Erzürnt über den neuen Zoll im benachbarten Städtchen Rothenburg, bricht am Ende des Jahres 1385, gegen den Willen der Obrigkeit, ohne Fehdebrief, ein Hause Bürger von Luzern auf, zerstört die Burg, reißt die Mauern und Thore des Städtchens nieder, und kehrt, ohne den Einwohnern Leides zu thun, in die Stadt zurück. Den vom Herrn von Thorberg grausam gemißhandelten Entlibuchern geben die Luzerner das Bürgerrecht, um das sie baten. Die Eidgenossen ziehen den Luzernern zu Hülfe, und eine Menge Fehdebriefe kamen vom östreichischen Adel. Bei Meienberg und Reichensee litten die Eidgenossen, dort durch Verrath, hier durch Uebermacht des Feindes, schweren Schaden. In Reichensee mordeten die Feinde Weib und Kind. Das Land ergab sich gern an die Eidgenossen. Die Berner wurden von ihren Miteidgenossen um Hülfe gemahnt; sie wurde ihnen unter dem Vorwand des noch nicht ganz ausgelaufenen Friedens, des Geldmangels und der feindlichen Nachbarschaft von Freiburg versagt. Zürnend darüber antworteten die Eidgenossen: Dieser Krieg sei nur die Folge des Kiburgerkrieges, in welchem sie doch von den Eidgenossen so viel Beistand gefunden haben. Ein kurzer Waffenstillstand unterbrach den Krieg kaum; denn die Erbitterung beider Theile ließ ihn nicht völlig aushalten, und am 18ten Brachmonat fingen die Feindseligkeiten wieder an. Es geschahen zuerst Streifzüge; Schweiz nahm Einsiedeln und die Mark in Besitz. Nach Zürich gingen 1600 Eidgenossen als Besatzung, und von da aus ging ein Raubzug in die östreichische Grafschaft Kiburg. Die Zürcher übten ihr Volk im neuerfundenen Büchsenschießen.

Die Schlacht bei Sempach.

Zu Baden hatte Herzog Leopold seine ganze Macht versammelt. Ein Theil des Heeres blieb in einem Lager bei

Brugg stehen. Der Herzog selbst aber brach mit 4000 wohl gerüsteten Reittern und einem Fußvolk, dessen Zahl nicht bekannt ist, von Baden nach Sursee, und am 9ten Heumonat 1386 Morgens früh von da nach Sempach auf, wo eine Besatzung von Luzernern lag. Zu gleicher Zeit zogen auch die von Luzern, Uri, Schweiz und Unterwalden von Zürich aus Sempach zu. Die Zürcher sollten ihre Stadt, und Zug und Glarus ihre Länder vor Ueberfall bewahren. Vor dem Städtchen mähten die Feinde das Kornfeld ab, den Einwohnern wiesen sie Stricke. „Recht," rief ein Herr von Rheinach, einen Strick aufhebend, „den schenkt man euerm Schultheiß; alle, die ihr in Sempach seid, müßt noch vor Nacht erhängt werden." Andere: „Bringt doch den Mädern das Morgenbrod!" „Unsere Herren von Luzern mit ihren Eidgenossen werden's euch bald bringen!" antwortet der Schultheiß von Sempach. Indessen kommen die Eidgenossen wirklich in den Wald ob Sempach. Es waren 400 von Luzern, 300 von Uri, 300 von Schweiz, 300 von Unterwalden und noch etwa 100 von Zug, Glarus, Entlibuch und Rothenburg, zusammen etwa 1100 Mann. Sobald sie das feindliche Heer zu Gesicht bekommen, werfen sie sich auf die Kniee nieder und beten. Dessen spotten die Feinde: „Die zaghaften Leute fallen auf die Kniee; sie wollen uns um Gnade bitten!" Die Eidgenossen aber erheben sich und rücken aus dem Wald hervor. Der Herzog hatte sein Heer auch geordnet. Der erbitterte Adel will den Kampf allein bestehen, und steigt ab, um gleichen Streites zu Fuß zu fechten; das Fußvolk bildet die Nachhut. Gedrängt steht das Adelheer; Panzer und Schild, Schwert und Spieß sind seine Wehre und Waffen; die Spieße, welche aus dem vierten Glied hervorragen, decken die Schlachtordnung so, daß es unmöglich schien, sie zu brechen. Der Adel, muthig und freudig, zweifelt gar nicht an dem Siege. Der ausgedehnten Schlachtordnung der Feinde setzen die Eidgenossen eine zugespitzte entgegen, um in jene einzubrechen und sie zu trennen; ihre Waffen sind Halmbarten und kurze Schwerter; zum Schutze gegen Stich und Schlag aber haben sie statt der Schilde kleine Bretter um den linken Arm gebunden.

Vor dem Beginn des Kampfes reitet Herr Hans Ulrich von Hasenburg in die Nähe der Eidgenossen, um ihre Schlachtordnung zu besehen; er meldet dem Herzog, das kleine Volk rücke unverzagt zum Angriff vor, und gibt ihm den Rath, seine Person in Sicherheit zu setzen, sich nach Sursee zu begeben und den Heerhaufen Bonstettens von Brugg nachrücken zu lassen. „O Hasenburg, Hasenherz,“ spottet darüber der Freiherr von Ochsenstein. Entrüstet antwortet Hasenburg: „Man soll noch heute wohl sehen, ob du oder ich der Zaghaftere sein werde! Hoffart thut nicht gut.“ Junge Edelleute schlug der Herzog zu Rittern; sie sollen nun gerade ihren ritterlichen Sinn mit der That beweisen. Mehrere Herren wollten den Herzog abhalten, am Kampfe selbst Theil zu nehmen; er soll nur Zeuge sein, wie sein Adel für ihn streite. „Das wolle Gott nicht,“ sagte der Fürst, „ich will Uebels und Gutes mit Euch theilen; bei meinen Rittern und Knechten will ich heute sterben oder genesen, auf dem Meinen und um mein Erbe!“ Die Eidgenossen rannten nun vollen Laufes den Berg herab an den Feind; aber der Anfang war für sie bedenklich. Das Eindringen wollte nicht gelingen; bald fielen bei 60 Mann, unter ihnen der Schultheiß von Gundoldingen von Luzern, von Spießen durchbohrt. Da rief Anton zu Port, ein kriegserfahrner Mann: „Eidgenossen! schlagt mit den Halmbarten auf die Glene (Spießstangen); sie sind hohl!“ Nun brachen die Glene; aber andere wurden hervorgestoßen und zu Port fiel. Jetzt sprang Ritter Arnold von Winkelried aus der Schlachtordnung hervor, rief: „Ich will euch eine Gasse machen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ umschlug mit seinen Armen mehrere Spieße; sie durchbohrten ihn; er, ein schwerer, starker Mann, drückt sie im Fall mit sich zu Boden. Da brachen die Eidgenossen über seinen Leichnam in die Schlachtordnung ein und trennen sie. Immer tiefer dringen sie ein; zulaufende Landleute verstärken sie. Es war der heißeste Tag; von der Hitze und dem Streite erschöpft, erstickten viele vom Adel in den Harnischen, ohne wund zu sein, da sie den Harnisch im Kampf nicht ablösen konnten. Schon fiel eine Menge vom Adel; schon sanken Banner, als man Leopold

neuerdings hat, sich zu retten. „Das verbiet' mir Gott,“ sprach der Held, „es ist so mancher wackere Biedermann, Grafen, Herren, Ritter und Knechte mit mir in den Tod gegangen um meinetwillen — lieber will ich ehrlich sterben, als unehrlich auf Erden leben!“ Eben bemerkt er, daß der Bannermeister von Oestreich fällt und ruft: „rette Oestreich, rette!“ Er eilt hinzu, ergreift das Banner, hebt es empor, kämpft und fällt; er will sich wieder aufrichten; da tödtet ihn ein Schweizer, ungeachtet er rief: „Ich bin der Fürst von Oestreich!“ Der Bannermeister von Freiburg im Breisgau, Malterer, wirft sich über den Herzog, ihn zu schützen, und wird auf dem Fürsten erschlagen. Niklaus Thut, der Bannermeister von Zofingen, als er sein Banner in Gefahr sieht, reißt es vom Stock, stopft es in den Mund und fällt. Seither mußten die Zofinger Bannermeister schwören: das Banner zu vertheidigen, wie Schultheiß Thut. Viele Bürger der aargauischen Städte: Bremgarten, Mellingen, Lenzburg, Aarau, Zofingen fielen als Opfer standhafter Treue für ihre Herrschaft. Als die Anführer der östreichischen Nachhut sahen, daß die Schlachtordnung getrennt war und die Eidgenossen zu siegen beginnen, nehmen sie die Flucht; bald floh das ganze Heer. Als die flüchtigen Herren ihre Pferde wieder suchten, war das Troßvolk schon mit ihnen geflohen. Das Plündern der Erschlagenen hielt die Eidgenossen von der Verfolgung des Feindes ab. Ueber 600 vom vornehmen Adel lagen erschlagen, des Fußvolkes eine viel größere Zahl. Nebst 15 Hauptbannern wurde vom reichen Adel großes Gut erbeutet. Des folgenden Tages baten die Räthe von Oestreich um die Leichname des Herzogs und vieler Edeln; man überließ sie ihnen und sie wurden nach Königsfelden zur Bestattung geführt. Nachdem die Eidgenossen, ihrem Gebrauche gemäß, drei Tage auf dem Schlachtfeld verharrt, zogen sie heim. Die 200 Gefallenen wurden zu Luzern bestattet. Seither wurde jährlich das Gedächtniß dieser Schlacht auf dem Schlachtfelde gottesdienstlich mit Predigt und Messe für die gefallenen Eidgenossen und Oestreicher gefeiert, und eine Kapelle heiligte das Andenken an Winkelried, bis sie von den Franzosen in den Gräueltagen

von 1798 zerstört wurde. Nun begannen, nachdem der Anstandfrieden mit Oestreich abgelaufen war, auch die Berner den Krieg, eroberten und zerstörten mehrere Burgen; dann wandten sie sich gegen den freiburgischen Adel, brachen viele Burgen, plünderten und verheerten eine Menge Dörfer und die Umgegend der Stadt; die Landschaft Oberſimmenthal ergab sich ohne Widerstand und schwur zu Bern. Die Zürcher und Luzerner nahmen die Feste Aristau mit Sturm und warfen in der Wuth die Besatzung über die Mauern hinaus und verheerten die Güter von Muri und Beromünster. Endlich vermittelten die Reichsstädte einen anderthalbjährigen Waffenstillstand, der aber bei der Erbitterung beider Theile schlecht beobachtet ward.

Der Glarnerkrieg.

1388.

In den Kriegen zwischen Oestreich und den Eidgenossen bis 1386 bestand mit der Eidgenossen Willen ein besonderer Vertrag zwischen Glarus und Oestreich. Es war Waffenstillstand; Glarus leistete den Eidgenossen keine Hülfe und ließ Oestreich seine Einkünfte im Lande beziehen. Dieß war für die Eidgenossen und für Glarus gleich vortheilhaft: dieses genoß des Friedens; jene mußten Glarus nicht zu Hülfe ziehen und waren von dieser Seite vor Ueberfall sicher. Als aber 1386 der Krieg mit Oestreich wieder anging, kündigte auch Glarus die bisherige Richtung auf. Die von Filzbach auf Kerenzen, die in der Zeit der Gefahr und Noth zu ihnen stehen wollten, nahmen die Glarner zu Landleuten an, und am 4ten Heumonat eroberten sie die Burg Oberwindek bei Niederurnen, und schützten hier das Land durch einen Graben bis an die Linth; dann schlugen sie am 16ten die Feinde, welche ihre neuen Landleute zu Filzbach überfallen wollten. Im Augstmonat mahnten die Glarner ihre Eidgenossen um Hülfe zur Eroberung von Wesen, und Zürich, Uri und Schweiz brachen mit ihren Bannern

auf; sie schlugen das Volk von Gaster und Sargans, und nöthigten zu Wasser und Land die Stadt mit Sturm und Feuer so sehr, daß sie sich zur Uebergabe erbot. Die Glarner baten um Schonung für die Stadt, und die Bürgerschaft schwur den Eidgenossen gleiche Verpflichtung, wie sie gegen Oestreich hatte, und erhielt nun einen eidgenössischen Vogt. Einige Bürger entwichen vor dem Schwur und wollten lieber unter Oestreichs Herrschaft bleiben; wer nicht Bürger war, der wurde fortgewiesen. Die am Ausfluß des Wallensees liegende Feste Mühle wurde nun noch eingenommen und zerstört.

Die Bürger von Wesen behielten Anhänglichkeit an Oestreich, nicht ohne Grund: denn sie hatten von diesem Hause, besonders von Herzog Leopold (1313), viele Freiheiten erhalten. Dieß entschuldigte aber nicht den schändlichen Verrath an ihren Nachbarn, den Glarnern, deren Fürbitte ihre Stadt und Freiheit erhalten hatte. Die Wesener machten eine Verschwörung mit Arnold Bruchin, Vogt auf Nieder-Windek im Gaster. Heimlich, in Fässern, brachten sie Kriegsvolk in die Stadt, und hielten es in den Häusern und Kellern verborgen. Indessen schickten sie Rathsboten gen Glarus, mit der Bitte, daß man doch treues Aufsehen auf sie habe, da so viel Feinde in der Nähe seien, und sie nirgends Trost und Zuflucht, als bei den Glarnern wissen. Diese sagen ihnen Leib und Gut zu, versprechen, nächster Tagen den Berg Ammon ob Wesen einzunehmen, und schicken noch einige Mann zur Besatzung, so daß nun 50 Glarner zu Wesen lagen. Noch am Morgen vor der Mordnacht (den 22. Hornung 1388) versammelte der Amman die Gemeinde, berichtete sie von erhaltener Warnung und bat sie, Ehr und Eid an den Eidgenossen zu halten, wie man ihnen vertraue. Das versprechen die Wesener so einhellig und nachdrücklich, daß die Besatzung wähnte, unter treuen Freunden zu sein. An eben diesem Abend, etwa um 9 Uhr, sammelte sich ein großes Volk, bei 6000 Mann zu Roß und Fuß, unter Graf Hans von Werdenberg um die Stadt. Jedes Thor der Stadt war von 8 Glarnern und einigen Wesenern verhütet. Die übrigen Zusätzer, auch der Ammann, schliefen. Auf

ein gegebenes Zeichen rückt die Reiterei vor die Thore. Die Wesener erstechen die glarnerischen Thorwächter, öffnen dem Feind die Thore, laufen eilends in die Häuser, wo die Zusätzer schlafen, und ermorden sie in den Betten. Etliche, die ihre Schlafkammer an der Ringmauer hatten und vom Getümmel erwachten, springen über dieselbe in den Graben hinab und schwimmen über den See ans Glarnerufer hinüber. Dieß geschah um Ein Uhr nach Mitternacht. Zu eben dieser Zeit kamen die Glarner, welche in der nämlichen Nacht vor Tag auf den Ammonberg ziehen wollten, ans Wasser; sie hören Getümmel und Getöse, sehen viele Lichter und wundern sich über das Geschrei. — Eben geschah der Mord. Die Feinde werden der Glarner gewahr und werfen die Brücke ab. Die Geretteten erzählen ihren Landsleuten den Gräuel. Bis zum Tagesanbruch warten diese, ob keiner der Ihrigen mehr herüber schwimme; dann kehren sie zur Landwehre zurück.

Nun klagten die Glarner ihren Eidgenossen den gräulichen Mord und mahnten sie zu eiligem Zuzug. Die Orte brechen auch alsbald mit ihren Bannern auf, und kommen zu Pfäffikon am Zürichsee zusammen; aber auf die falsche Nachricht, daß des Herzogs Heer größtentheils verlaufen sei, und weil sie zu dieser Zeit Mangel an Lebensmitteln befürchteten, Wesen aber zu gut besetzt glaubten, als daß es bald zu gewinnen wäre, kehren sie am dritten Tage insgesammt nach Hause zurück. Das melden sie den Glarnern; trösten sie mit der Hoffnung, ihnen den Mord bald rächen zu helfen; ermahnen sie, ihr Land bestmöglich an der Landwehre zu verwahren und sich einstweilen mit Oestreich so gut als möglich zu versöhnen. Darüber erschraken die Glarner; sie erwarteten, daß die Eidgenossen ihnen wenigstens einen Zusatz schicken würden. So standen sie nun ganz allein, von aller Welt verlassen. Täglich wurden sie bald hie bald dort von den Feinden angegriffen, so daß sie stets mit Banner und Volk an der Landwehre liegen mußten. Drei Wochen dauerte dieser Zustand, und wurde endlich unerträglich; darum befolgten sie der Eidgenossen Rath, sich mit der Herrschaft zu vertragen, und sandten eine Botschaft an die östreichischen

Räthe zu Wesen, um Frieden und Vertrag zu schließen, wurden aber abgewiesen. „Ihr kommet nur," sagte man ihnen, „um Frieden zu machen, bis das Volk verlaufen ist; dann haltet Ihr nichts; Leib und Gut müßt Ihr in die Gewalt der Herrschaft stellen!" Die Boten baten um bescheidene, zu leisten mögliche Bedingungen; was sie versprechen, müsse treulich gehalten werden. Nun schickte man sie mit dem Bescheid nach Hause: man wolle ihnen den Entschluß wissen lassen. Um die Mitte des März wurden dann folgende Artikel der Landsgemeinde vorgelegt; Die von Glarus sollen Oestreich für ihre rechte Herrschaft halten, ihr huldigen, auch die Lehen- und freien Gotteshausleute, ihr so gehorchen und steuern, wie leibeigene Leute ihrem Herrn; sie sollen den Eidgenossen den Bund aufsagen, den Bundbrief der Herrschaft übergeben und sich ohne Befehl derselben mit Niemand mehr verbinden, und Oestreich gegen die Eidgenossen, wie gegen alle andern Feinde dienen; alle rückständigen Steuern an Oestreich und Seckingen entrichten; alle ihre alten Freiheiten und Herkommen sollen sie verloren haben, ihre Freiheiten und Briefe, auch ihren neuen Landesbrief, herausgeben und erwarten, was ihnen die Herrschaft für Gnade wieder gönnen werde; den Bürgern von Wesen sollen sie den bei der Einnahme der Stadt verursachten Schaden abtragen, wie ihn die Herrschaft bestimme; überhaupt sollen sie ihren Ungehorsam büßen und bessern, bis sie die Gnade der Herrschaft wieder finden und erwerben mögen. Das alles sollen sie verschreiben und zehn Geißeln dafür geben. — Jeder Artikel ward mit großem Ernst und ängstlicher Sorge berathen. Auf der einen Seite waren unleidliche Bedingungen, auf der andern die größte Gefahr, durch Uebermacht um Leib und Gut zu kommen. Endlich wird beschlossen, anzunehmen, was erträglich sei, um bei Land und Leuten, Leib und Gut zu bleiben, und folgende Antwort gegeben: „Die Aebtissin und das Stift Seckingen wollen wir für unsere Herrschaft und Oestreich als Schirmherrschaft anerkennen und beiden die schuldigen Pflichten leisten. Der Bund mit den Eidgenossen ist wider keine Herrschaft gemacht oder Jemand des Seinigen zu berauben, sondern einzig wider unbilligen Gewalt;

von diesem können und mögen wir nicht abstehen, und bitten, uns gütig dabei bleiben zu lassen. Alle rückständigen Steuern wollen wir bezahlen. Im Gerichtswesen wollen wir uns gefallen lassen, was vor Alters gewesen. Wir bitten, daß man die Lehen- und die freien Gotteshausleute, und Jedermann bei alter Freiheit und Herkommen lasse, denn davon mögen wir nicht stehen, den neuen Landrechtbrief aber wollen wir abthun; unsern Theil Schadenersatz an die von Wesen wollen wir auf den Ausspruch des Grafen Hans von Werdenberg ankommen lassen. Den letzten Artikel: daß wir den Ungehorsam bis auf Gnadertheilung büßen sollen, bitten wir die Herrschaft, gütlich fallen zu lassen; denn wir sind arme Leute." Ehe die Glarner diese Antwort übergaben, sandten sie dieselbe nach Schweiz und Zürich, und baten um Rath. Sie wurde gebilligt. Am Palmsonntage, den 29sten März, kamen die Boten von Glarus nach Wesen, und baten um Annahme ihres Anerbietens, erhielten aber den Bescheid: Wenn sie nicht die Artikel, wie sie ihnen vorgeschlagen worden, gänzlich annehmen, wolle man ihnen Leib und Gut nehmen. Die Wesener höhnten sie, und als die Boten noch länger die Herren bitten wollten, hieß man sie wegfahren.

Die Schlacht bei Näfels.

Dienstag nach Ostern, den siebenten April, sammelte sich das östreichische Heer zu Wesen, Schännis und Walenstad. Glarus sollte erobert werden, ehe die Berge offen würden, damit Uri, Schweiz und Unterwalden nicht zu Hülfe kommen mögen. Die Glarner mahnten ihre Eidgenossen zu eiliger Hülfe. Der Bote, der Dienstags Nachts wegging, kam nur mit großer Mühe über den Pragel, und Mittwochs Morgens früh nach Schweiz; zu spät aber kam die Mahnung in die andern Orte. Das Land hinab konnte kein Bote wegen der Feinde durchkommen. Schleunig schickten die von Schweiz 50 Mann zu Hülfe, und 30 eilten noch desselben Tages diesen nach. Donnerstags den 9ten April, eine Stunde vor Tag, zog das östreichische Heer, 6000 Mann zu Fuß und Roß, von

Wesen aus und kam mit Anbruch des Tages an die Letzi zu Näfels; 1500 Mann aber sollten mit Graf Hans von Werdenberg über Kerenzen und Beglingen ins Land fallen. An der Landwehre lag Matthias am Bühl mit 200 Mann. Beim Anrücken des Heeres ging das Sturmgeläute durchs Land. Der Landammann Albrecht Vogel mit den Männern von Mollis und Glarus eilte herbei. Es war dieser kleinen Zahl unmöglich, überall von einem Berge zum andern zu wehren, daß der Feind nirgends einbrechen könne. Uebermächtig drang er ein, und mancher Glarner fiel, ehe die Landwehre verlassen wurde. „Nehmet Keinen gefangen, schlagt Alle todt!“ riefen die Herren. Der Feind hielt das Land schon für erobert und wandte sich zum Raub. Weiber und Kinder hatten sich mit vielem Vieh und allem, was sie in der Eile mitnehmen konnten, in der Nacht an die Berge hinauf geflüchtet, die Dörfer standen menschenleer. Nach der Einnahme der Landwehre dachten die Feinde nicht mehr an Kampf, sondern an Plünderung. Was sich in Mollis und Näfels fand, wurde geraubt, das Vieh zusammengetrieben und Näfels angezündet; einige Feinde ritten bis Glarus hinauf. Nach dem Verlust der Landwehre hatten sich Am Bühl und Vogel an den Rautiberg mit einem Theil der Mannschaft hinangezogen, um den Rücken frei zu haben und Umzinglung zu verhüten. An der Höhe lassen sie nun das Banner wehen, um die zerstreuten Landsleute wieder um dasselbe zu sammeln. Da schlugen sich hier 30, dort 60, wie sie in der Noth zusammenkommen mochten, durch den Feind. Nachdem so wieder vierthalbhundert Mann um das Banner versammelt waren, mahnte sie der Landammann zu neuem Kampf für Vaterland, Weib und Kind, und sie schwören, Leib und Leben darzugeben. Als die Feinde endlich gewahr werden, daß sich die Glarner an der Rauti wieder versammelt haben, zieht sich das Heer zusammen und die Reiter sprengen gegen sie an. Da spricht der Landammann zu seinem Häuflein: „Rufet Gott an; er ist barmherzig, ein Beschirmer der Waisen; der vermag die Todten zu erwecken, der mag auch uns helfen!“ Sie fallen auf die Kniee und beten. Nun empfangen sie die anstürmenden Schaaren mit einem schrecklichen Steinhagel; die Pferde werden tobend und werfen die Reiter ab; es entsteht Verwirrung

und Gedränge im Feindesheer. — Da rufen die Herren dem Fußvolk zu: „Weichet etwas zurück, damit wir Raum zum Streit haben und nicht erworfen werden!“ Das nehmen Viele für einen Ruf zur Flucht. Die Glarner werden durch nachkommende Landleute verstärkt und dringen immer mächtiger in den Feind; achtmal stürmen sie wie eine Laue vom Berg herab in die dichten Schaaren und verbreiten mit Werfen, Hauen und Stechen Graus und Schrecken um sich her. Haufen von Herren und Knechten fallen unter ihrem starken Arm. Gerade im heißesten Kampf stürmen die 30 Schweizer und eine Schaar Landsleute mit großem Geschrei, das an den hohen Felswänden des Wiggis wiederhallt, heran. Das gibt den Glarnern neues Herz, dem Feinde aber Schrecken. Er fängt an ins Dorf Näfels zurückzuweichen. Zum eilften Male greifen ihn endlich die Glarner nun außer dem Dorfe an, und verwirrt und schreckenvoll wendet sich jetzt das ganze Heer zur Flucht. Es war 9 Uhr des Morgens. Mit lautem Siegsgeschrei eilen nun die Glarner den Feinden durch die Linth nach, über das Riet hinab. Da bieten manche Vornehme Silber und Gold für ihr Leben. „Das mag Euch nicht mehr helfen,“ hieß es, „Schmach und Schande habt ihr uns angethan, ihr hochgebornen Herren. Euer Leben ist aus!“ und Schwert oder Halmbarte schlug ihnen den Tod. An der Brücke zu Wesen drängen sich die Schaaren; hinter ihnen das Schwert und die Halmbarte der Glarner, durch die Viele fallen; Viele sprengt die Todesfurcht in Linth und See, und sie versinken; alles drückt und stößt sich auf der Brücke, und diese bricht unter der Last der schwerbewaffneten Mannschaft; eine Schaar stößt die andere über die gebrochene Brücke in den Strom, und eine ungezählte Menge von Feinden findet im Wasser den Tod. Ein kleinerer Theil flieht glücklicher Urnen vorbei ins Gaster und in die Mark, unverfolgt, weil sich die Glarner nicht theilen wollen und nur den großen Heerhaufen verfolgen. Graf Hans von Werdenberg kam zwar, der getroffenen Abrede gemäß, mit 1500 Mann über Kerenzen bis Beglingen. Da sah er von der Höhe hinab den fürchterlichen Kampf, die Niederlage des Heeres — und er und sein Volk, ergriffen von Entsetzen, fliehen, ohne daß ein Mann ihnen nachjagt. „An diesem

Streit," sagt Tschudi „wurde den Glarnern das Hemd gar heiß; sie ruften Gott und die Heiligen des Tages gar oft an, und mancher gedachte nimmer Arges zu thun, so ihnen Gott aus der Noth helfe." — Nun zogen sie wieder auf die Wahlstatt zurück. Da warfen sie sich auf die Kniee nieder zum Dankgebet für die Rettung. Jetzt sammelten sie die Beute: 1800 Harnische, viele köstliche Pferde und anderes Gut nebst dem genommenen Raub. Eilf Banner, auch das östreichische, hatten sie gewonnen, womit sie dann die Kirche zu Glarus zierten; eines gaben sie den Eidgenossen von Schweiz zum Dank für ihren treuen Beistand. „So wollen auch wir Euch in der Noth mit Gut und Blut beistehen," sagten sie. Auf dem Schlachtfelde lagen 2500 todte Feinde, unter ihnen vier Heerführer, 183 Adelige und sehr viele Bürger aus den östreichischen Städten. Zwei und vierzig Bürger von Wesen, worunter die Stifter des Verraths, büßten den Mord mit ihrem Leben. Es wurden große Gruben geöffnet, und in jede 200 bis 300 Mann gelegt. Die 51 Glarner, nebst 2 von Schweiz und 2 von Uri, die den Heldentod gestorben waren, wurden auf dem Kirchhofe zu Mollis begraben; mehr als 100 waren verwundet. Freudenvoll meldeten die Glarner ihren Sieg den Eidgenossen und mahnten sie, ihnen den Mord zu Wesen an dem treulosen Städtchen rächen zu helfen. Was von dem feindlichen Heer sich gerettet hatte, floh in der Nacht, auch alle noch übrigen Wesener mit Weibern und Kindern und dem, was jeder von seiner Habe noch mitnehmen konnte. Der Feind hatte eben selbst schon die Stadt angezündet, als die Glarner des Morgens kamen, sie auszuplündern und zu zerstören; sie ward ein Schutt- und Aschenhaufen! Ein Jahr nach dem Siege erkannte die Landsgemeinde einhellig: alljährlich für ewige Zeiten auf den andern Donnerstag im April eine Wallfahrt gen Näfels zu thun „da zu gehen die Stege und Wege, wo die Noth gewesen." Zu ewigem Gedächtniß soll dann verlesen werden die Geschichte der Noth und des Kampfes, zugleich mit dem Namen aller derer, welche zu Wesen und in dem Streit ihr Leben verloren. Da, wo die Angriffe geschehen, die mit Kreuzsteinen bezeichnet wurden, solle das Volk niederknieen, Gott und den Heiligen danken für die Hülfe und Gnade; auch für die Seelen derer, so zu

Wesen ermordet worden und die in dem Streit umgekommen sind, beten. Die von Schweiz verordneten alljährlich eine Rathsbotschaft, die Feier dieses Tages mit den Glarnern zu begehen. Dieser Gedächtnißtag ward nun auf der Wahlstatt und im ganzen Lande Glarus bis auf unsere Tage gefeiert.

Belagerung von Rappersweil. Fehdezüge.

An eben dem Tage, da die Glarner Wesen zerstörten, waren die Zürcher zu ihrer Hülfe ausgezogen. Auf die Nachricht von dem Siege bei Näfels zogen sie vor Rappersweil und mahnten alle Eidgenossen um Zuzug. Die Stadt war fest und mit einer östreichischen Besatzung von 700 Mann versehen, die Burgerschaft, eingedenk wie die Zürcher unter Brun an ihnen gehandelt, zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Bald trafen alle Eidgenossen im Lager, 6000 Mann stark, ein. Drei Wochen lang ward nun die Stadt vom Land und See her ohne Erfolg beschossen und bestürmt, und endlich auf den ersten Mai ein allgemeiner Sturm angeordnet, vor demselben aber die Stadt noch zur Uebergabe aufgefordert. Peter von Thorberg, der Befehlshaber, zeigte sich dazu geneigt, weil er fürchtete, daß nicht genug Kraft zum Widerstand sei. „Keine Uebergabe!“ rief die Bürgerschaft. Nun beginnen die Eidgenossen Morgens 8 Uhr den Sturm von der Land- und Seeseite. Es gelingt 60 Mann durch einen Keller einzudringen; aber zu lange säumen diese bei dem Wein, den sie auch ihren Mitkämpfern hinausreichen. Die Weiber treiben sie mit Strömen siedenden Wassers hinaus, das Schirmdach wird durch Steine zerschmettert, die Sturmleitern zerbrochen, und um 3 Uhr Abends nach neunstündigem Sturm, geben die Eidgenossen den Kampf, in welchem 200 der Ihrigen getödtet und viele verwundet wurden, auf, und ziehen am folgenden Morgen ab. Die Rappersweiler stifteten zum Andenken ihrer Rettung eine jährliche Kreuzfahrt mit Almosen für die Armen begleitet. Die Zürcher zogen ins Land hinaus, brachen mehrere Burgen, plünderten Dörfer und verbrannten Stift und

Dorf Embrach und das Städtchen Bülach. Solche Züge thaten auch die andern Eidgenossen. Die Berner benutzten diese Gelegenheit nun eifrig zu Eroberungen; sie gewannen Büren und Nidau. Hier befreiten sie zwei gefangene fremde Prälaten, die sie edelmüthig mit Pferden, Kleidern und Reisegeld versehen, nach Portugall rückkehren ließen und dafür außer Erstattung der Unkosten in einem Geschenk von tausend Dukaten eben so großmüthigen Dank erfuhren. Unterseen ergab sich ohne Widerstand. Die Freiburger wurden geschlagen und dem Land Ernte und Vieh geraubt. Berner und Solothurner machten gemeinschaftlich einen Beutezug über den Bözberg bis Frik hinunter. Oestreichs Macht war nun so gebrochen, daß es Vermittlern gern Gehör gab und im April 1389 einen siebenjährigen Frieden mit den Eidgenossen schloß, worin es denselben die gemachten Eroberungen während der Dauer desselben überließ. Handel und Wandel sollten frei, neue Zölle abgeschafft sein und die Eidgenossen keinen östreichischen Unterthan, der nicht bei ihnen wohne, mehr zu Burger oder Landmann aufnehmen. Nur Bern willigte ungern in die Stillstellung seines Siegeslaufs.

Gefährdung des Bundes.

Sempacherbrief. Friede.

1393 — 1412.

Da Oestreich mit Waffengewalt den eidgenössischen Bund nicht mehr zu zerstören vermochte, so versuchte Herzog Leopold, Sohn des bei Sempach gefallenen Helden, noch einmal den Weg der List. Bürgermeister Schön in Zürich ahmte Bruns Beispiel nach. Er gewann die Mehrheit des Kleinen Raths, der ohne Wissen und Willen des Großen Raths und der Burgerschaft mit Oestreich 1393 einen Bund unterhandelte, worin versprochen ward: den Eidgenossen das im letzten Krieg eroberte Land nicht schützen zu helfen, wogegen der Herzog Zürich Hülfe zusicherte, wenn es deßwegen in Krieg mit den Eidgenossen käme. Zwanzig Jahre sollte dieser Bund dauern,

indessen der Friede mit den Eidgenossen in drei Jahren zu Ende ging. Furcht verschloß den Gegnern im Rathe den Mund: aber die Eidgenossen erhielten Warnung und eilig kamen ihre Boten, vom Bunde abzumahnen. Der Kleine Rath läßt die Boten nicht vor den Großen Rath kommen, und weist sie mit guten Worten weg. Aber am Tage nach ihrer Abreise besiegelt er den östreichischen Bund. Nochmals erscheinen der Eidgenossen Boten und sprechen zum Rath im höchsten Ernst: „Sollen wir Euch noch Eidgenossen nennen, Euch, die Ihr uns gegen Oestreich nicht mehr beistehen wollt, Euern Markt uns versaget, mit Worten den Bund mit uns vorbehaltet und in der That ihn aufhebet? Habt Ihr vergessen, wie wir Euch in der Noth der Belagerung beigestanden? Kehrt zum Bund zurück und verhandelt darüber mit dem Großen Rath! Darum bitten wir aufs höchste.“ Dann treten sie ab. Es sammelt sich eine große Menge Burger ums Rathhaus und die Boten eröffnen ihnen, um was es zu thun. Da erhebt sich Unwillen, Schmähen und Drohen. Der Burgermeister, voll Furcht, beruft nun den Großen Rath, und dieser weist den Entscheid an die Gemeinde; bis dahin soll des Burgermeisters und des Kleinen Rathes Gewalt still gestellt sein. Die Eidgenossen mahnen zur Ruhe und Eintracht. Nur mit Mühe gelang es den angesehensten Burgern, den Zorn der Gemeinde zu stillen, die denn doch den Entscheid und das Urtheil dem Großen Rathe übergibt, und dieser entsetzt und verbannt den Burgermeister und dessen Mitschuldige und erklärt den Bund mit Oestreich ungültig. In diesen Tagen ward von den Boten der Eidgenossen in Zürich der sogenannte Sempacherbrief, worin das eidgenössische Kriegsrecht und Kriegsordnung bestimmt ward, errichtet, und von allen Orten, gleich den Bünden, beschworen. Im folgenden Jahre ward der Friede zwischen Oestreich und den Eidgenossen auf 20 Jahre verlängert. Die Kaiser, Wenzel und Siegmund, übergaben nun den eidgenössischen Orten das höchste Gericht über Leib und Leben. Einträchtig wiesen die Orte: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Unterwalden und Glarus die von Zug in ihrem Streit über Landbanner und Siegel und das Volk von Schweiz, das wider den Willen des Rathes daran

Theil nahm, zum Frieden und eidgenössischen Recht (1404). Am 28. Mai 1412 ward dann der zwanzigjährige Frieden zwischen Oestreich und den Eidgenossen in einen fünfzigjährigen verwandelt.

Der erste Eroberungskrieg.

1415

Veranlassung.

Bald nach dem neuen Friedensvertrag Oestreichs mit den Eidgenossen hatte der Kaiser nach Konstanz eine Kirchenversammlung berufen, um den Verwirrungen in der Kirche abzuhelfen, die dadurch entstanden, daß die Cardinäle in Parteien getrennt, zwei und endlich drei Päpste gewählt hatten, die einander gegenseitig verdammten. Da erschienen im Spätjahr 1411 zu Konstanz einer der Päpste, Johann XXII. mit seinen Cardinälen, Kaiser Siegmund, eine Menge Bischöfe, Prälaten, Gelehrte von den Hochschulen und Gesandte von Königen und Fürsten. Der Kaiser lud die Reichsfürsten ein, die Lehen von ihm zu empfangen. Herzog Friedrich von Oestreich, dem Kaiser abgeneigt, erschien nicht. Erzürnt darüber verlangt der Kaiser Beistand von den Eidgenossen, den Herzog zum Gehorsam zu bringen, den sie aber, mit Berufung auf den geschlossenen Frieden, ablehnen. Der Herzog unterwarf sich, empfing dann die Lehen und suchte nun den Kaiser wider die Eidgenossen, über die er Klage führte, einzunehmen. Der Kaiser aber benutzte das, um die Feindschaft der Eidgenossen gegen den Herzog wieder aufzuregen, und diese fordern von dem Herzog vor dem Kaiser Beweis. Er beruft sich auf die Berichte seiner Amtleute, verspricht Untersuchung und meldet dann: er habe die Klagen ungegründet erfunden, die Ankläger entsetzt, wolle ihnen laut des Friedens, für Alles zu Recht stehen und vertraue auf ihre Treue im Worthalten; die Eidgenossen versichern ihn hingegen, den Frieden nicht verletzen zu wollen. Zwischen dem Kaiser und dem Herzog aber ward nun die Feindschaft größer als

zuvor. Herzog Friedrich half dem Papst Johann zur Flucht von der Kirchenversammlung zu Konstanz, und drei Bischöfe klagten über zugefügtes Unrecht, das sie von ihm erlitten: deßwegen wurde er vom Kaiser in die Acht, von der Kirchenversammlung aber in den Bann, und aller seiner Herrschaft verlustig erklärt; seine Unterthanen wurden aller Verträge und Eide gegen ihn entbunden. Viele seiner Diener kündigten ihm alsbald Treue und Gehorsam auf. Der Kaiser mahnte auch die Eidgenossen, den Herzog zu bekriegen. Auf einem Tage zu Luzern schlugen sie dieses Begehren ab; „denn," sagten sie, „wir wollen den Frieden dem Herzog halten." Nur die von Bern, deren Sinn auf das Aargau stand, fingen an, sich zu söndern, und nahmen Bedenkzeit, worüber die Eidgenossen Unwillen zeigten. Der Kaiser begann den Krieg und nahm das Hegau, Thurgau und Schaffhausen ein. Es kam eine neue Mahnung des Kaisers und der Kirchenversammlung an die Eidgenossen, den Herzog zu bekriegen; man sprach sie vom Eide los, forderte sie auf, dem Kaiser und Reich als Reichsglieder gehorsam zu sein, und lockte sie mit der Aussicht, auf leichte Weise große Erwerbungen zu machen. Die VII Orte schlagen noch einmal ab: „Sie wissen nicht, wie sie das mit Ehren thun können." Doch wankten sie schon, als sie beschlossen: Wenn der Kaiser nicht ablassen wolle, so soll, was sie dann erobern, ihrer aller gemein sein. Der Kaiser ließ nun jedes Ort besonders mahnen, und versprach: die Eroberungen, welche die Eidgenossen machen, sollen sie als unablösliches Erblehen vom Reich behalten; auch wolle er mit dem Herzog keinen Frieden eingehen, ohne sie wieder in den 50jährigen Frieden einzusetzen.

Das Unter-Aargau unter Habsburg und Oestreich.

Zur Zeit der östreichischen Herrschaft begriff das Unter-Aargau das Land auf der Mittagsseite des Jura von Aarburg bis zur Limmat und der Reuß nach an den Waldstättensee

hinauf. Baden, in der Enge des Limmatthals, wo zwischen felsigen Berghöhen der Fluß sich durchdrängt, und heiße Schwefelbrunnen aus der Tiefe aufquellen, schon zur Römerzeit Badeort, Stadt und Festung, von Lenzburg und Kiburg an Habsburg vererbt, war der Hauptsitz der östreichischen Regierung dieses Landes. Auf der hohen, festen Burg, Stein genannt, wohnten oft die Fürsten. Die Königin Agnes stiftete einen reichen Spital. Dem untersten Limmat- und Aarethal nach bis an den Rhein, zog sich die Grafschaft Baden. In der Nähe der Stadt stiftete Graf Heinrich von Rapperswil 1227 das reiche Kloster Wettingen. Am Rhein lagen über römischen Ruinen das Städtchen Kaiserstuhl, und Zurzach mit seinen berühmten Messen und einem uralten, reichen Stift, an der Aare Klingnau, ein von den Herren von Klingen erbautes Städtchen: alle drei Lehensherrschaften des Bischofs von Konstanz. Das weite, fruchtbare Reußthal hinauf zogen sich die Freien Aemter, wo das alte, reiche Muri und andere Klöster, und viele Adelshäuser eine Menge zerstreuter Herrschaften besaßen. Auch die mit vielen Freiheiten begabten Städte Bremgarten und Mellingen hatten Gerichtsherrlichkeiten, und die letzte hatte in ihrem Regiment einen bemerkenswerthen Beamteten, der Mittelsmann zwischen dem Rath und den Bürgern war, und bei dem Rath die Angelegenheiten der Bürger besorgte. Schrecklich litten die Freien Aemter durch den von Oestreich und den Eidgenossen mit grausamer Erbitterung geführten Sempacherkrieg. Die Aare hinauf folgten sich: das Dorf und die Felder von Windisch, welche die untergegangene Vindonissa bedeckten. Brugg, der Hauptort der ersten kleinen Herrschaft des habsburgischen Hauses im Eigen, dessen Schultheiß, Peter von Mülinen, in Kaiser Rudolfs Schlacht mit König Ottokar von Böhmen 1218 das Banner von Habsburg trug. Aarau, einst der Hauptort der uralten Grafschaft Rore. Beider Städte Freiheiten hatte Kaiser Rudolf so vermehrt, daß sie unter Schultheißen und Räthen eine fast ganz freie Regierung ihrer Gemeinwesen hatten. Am Fuße der großen, prächtigen Stammburg der Grafen von Lenzburg lag in herrlichem Fruchtgefilde die kleine Stadt gleichen

Namens. Zofingen, einst eine Römerstadt, war im IX. Jahrhundert schon ein so angesehener Ort, daß er das Münzrecht und fast volle Unabhängigkeit besaß. Weiter das Land hinauf die Städtchen Sursee und Sempach; jener half die Güte Herzogs Leopold, als sie 1363 ganz verbrannte, wieder auf; diese war der Gegenstand seines Zornes, die er, weil sie mit Luzern Burgrecht schloß, mit Vernichtung bedrohte, aber in der Schlacht vor ihren Mauern selbst den Tod fand. Auf den Hügeln, durchs ganze Land zerstreut, standen die zahlreichen Burgen des Adels.

Oestreich übte in den Städten des Aargau's milde Herrschaft, und diese erwiederten dieselbe mit dankbarer Treue. Nur Kaiser Albrecht machte eine Ausnahme, indem er ihre Steuern um die Hälfte erhöhte, neue Zölle errichtete, und die freie Stadt Zofingen, als sie sich bei Kaiser Adolf beschwerte, belagerte und ihre Vorstädte verbrannte. Das ganze Land wünschte, daß die Regierung von ihm an seinen Neffen Johann übergehen möge; aber nach des Kaisers Mord regte sich für ihn und seine Mitverschworenen keine Hand; die Blutrache ward nicht gehindert, und die Städte schwuren Albrechts Kindern Treue. Sie traten in jedes Bündniß, das zu Oestreichs Schutz gegen die Eidgenossen errichtet ward, und kämpften tapfer in allen Kriegen, die ihre Herrschaft führte. Die Treue und Aufopferung lohnten die Herzoge mit Freiheiten, Lehen u. a. Vortheilen; auch ließen sie die Städte unter sich Burgrechte schließen. Doch war nicht jede gewünschte Freiheit und Recht in der Folge vortheilhaft. So brachte die der Stadt Aarau 1337 ertheilte, der Edelleute Gut, wie der andern Bürger, zu besteuern, schädliche Folgen, weil die adeligen Geschlechter, der Willkür zu entgehen, meistens wegzogen. Die treue Anhänglichkeit dieser Städte bewies sich vorzüglich in der letzten Schlacht bei Sempach, in der Oestreichs Macht in diesen Landen mit des großherzigen Leopolds Tod erstarb. Da fielen von den meisten Städten eine Schaar von Bürgern mit ihren Anführern, und viele vom höhern Adel: zwei Hallwil, Albrecht von Mülinen, Herzog Leopolds besonderer Freund, mit Fünfen seines Geschlechts, vier vom Hause Reinach, von

dem nur ein Jüngling übrig blieb; Ulrich von Aarburg, aus dessen sterbender Hand der Herzog sein Banner nahm — und wie viele vom niedern Adel und Volk!

Um eben diese Zeit, als Habsburg-Oestreich sein Stammland verlor, starb das habsburg-laufenburgische Geschlecht aus; beide Zweige dieses Hauses, der laufenburgische und kiburgische, versanken zuvor in Schulden und Armuth. Die laufenburger Grafen, die auch Rapperswil geerbt hatten, verkauften diese Herrschaft 1354 an Oestreich; Laufenburg selbst verpfändete der Graf Rudolf an Basel für eine Geldsumme und nahm daselbst das Burgrecht; Graf Johann, der letzte des Geschlechts, verkaufte es endlich 1386 an Oestreich und starb 1408. Gottfried, ein Enkel Rudolfs, des Stammvaters dieses Habsburgerhauses und Zeitgenosse Kaiser Rudolfs, kam nach England, wo er Stammvater des Geschlechtes Fielding ward, das auch das habsburg-östreichische Haus überlebte, und noch unter dem vornehmsten Adel Englands blüht.

Einnahme des Aargau's durch die Eidgenossen.

Berns Eroberungen. Das treue Brugg.

Während die Eidgenossen noch unentschlossen rathschlagten, rüstete sich Bern, der Mahnung des Kaisers zu folgen. Die aargauischen Städte wollten zuvorkommen, und Aargau zu einem eidgenössischen Orte machen; der Adel war dawider, und schnell brachen die Berner mit ihren Bundsgenossen zur Eroberung auf. Als das Heer vor Zofingen ankam, erinnerte der Herr von Reußeck, Schultheiß und zugleich östreichischer Hauptmann daselbst, die Bürgerschaft an Oestreichs Wohlthaten, an die bisher demselben bewiesene Treue und die Erwartung, welche der Fürst von ihnen habe. Man antwortete ihm: „Wir sind der Macht nicht gewachsen; vom Herzog ist keine Hülfe zu erhalten; wir aber sind in Gefahr,

Alles zu verlieren; jetzt können wir noch unsere Freiheit retten.“ Die Uebergabe wurde von der Mehrheit beschlossen. Die Berner, welche zu weitern Eroberungen eilten, bewilligten Zofingen nicht nur alle Freiheit, die es besaß, sondern überließen der Stadt auch alle Rechte des Herzogs in derselben. Indessen schickte der Kaiser Briefe und Gutachten geistlicher und weltlicher Rechtsgelehrten an die Eidgenossen auf den Tag zu Schweiz, um ihnen zu beweisen, daß sie schuldig seien, seiner Mahnung zu folgen, und versprach seinen Beistand. Die Kirchenversammlung drohte mit dem Bann. Endlich versprachen die Orte, mit Widerwillen und wie mit Scham, Gehorsam. Die Berner hatten indessen schon die Burgen und das Land bis Aarau eingenommen. Diese Stadt ergab sich ebenfalls nach einigen gewechselten Schüssen, da sie weder mit Lebens- noch mit Vertheidigungsmitteln versehen und ohne Hoffnung zu Entsatz war. Auch ihr wurden alle Freiheiten und Rechte zugesichert. Die Stadt Lenzburg folgte ihr auf gleiche Bedingung; das Schloß aber wurde später eingenommen. Auch Habsburg, der Herzoge Stammburg, ergab sich ohne Widerstand.

Als die von Brugg den Anzug der Berner erwarteten, schickten sie einen Boten zum Herzog, baten um Hülfe, und versprachen Leib und Gut zu ihm zu setzen, wenn er in Zeit von 4 Wochen Hülfe schicke. Der Herzog dankte, versprach, es ihnen nicht zu vergessen, aber des Entsatzes könne er sie nicht versichern; sie sollen suchen, bei dem Ihrigen zu bleiben, er zürne es nicht, segnete die Boten und wandte sich mit weinenden Augen von ihnen. Ehe die Boten heimkehrten, wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert, mit dem Versprechen, der Stadt die Freiheiten, die sie besitze, zu lassen. „Wir aber,“ sagt der Erzähler von Brugg selbst, „fielen nicht gern von unserm Fürsten und Herren; wir wußten nicht, was unsere Botschaft für eine Antwort bringe. Sollten wir uns gegen eine solche Macht setzen ohne Entsatz, so kämen wir um die Stadt, Leib und Leben, Ehre und Gut.“ Man wurde räthig zu antworten: „wir wären die, so bisher eine fromme, ehrliche und gnädige Herrschaft gehabt hätten, die uns treulich und wohl regiert, beschützt, viel Liebes und Gutes

erzeigt hätte, deren wir auch geschworen und die nicht verschuldet, daß wir ungezwungen, ungedrungen von ihr fallen und treulos an ihr werden sollten; wir wüßten solches in Ewigkeit weder gegen Gott, noch die Welt zu verantworten; deßhalben wir beschlossen haben, Treue und Wahrheit an unsern Fürsten und Herren zu halten, mit freundlicher Bitte an unsere Herren von Bern und Solothurn, solches nicht im Bösen aufzunehmen, denn wir unsere Botschaft zu Herzog Friedrich geschickt hätten, deren wir alle Stund erwarten, und sobald sie kommen, wolle man ihnen freundliche Antwort geben und sie vor männiglich zu Herren haben und ihnen huldigen." Die Städte gaben gutwillig Bedenkzeit. Die Botschaft vom Herzog kam zurück, und als sie die Nachricht gab, daß kein Entsatz komme, „wurde große Klage unter Jung und Alt." Die Stadt ergab sich nun, mit Vorbehalt aller Freiheiten, an Bern und Solothurn. Ohne Widerstand wurden nun alle übrigen Burgen und Landschaften des nachmaligen bernerischen Aargau's eingenommen, und am 25sten April kehrten die Berner und Solothurner nach Hause zurück, nachdem sie in 17 Tagen das ganze Land eingenommen hatten. Solothurn überließ nachher seinen Anspruch an dasselbe gegen 2000 Gulden für die Kriegskosten an Bern.

Die Eroberungen der VII Orte.

Von den VII Orten war Luzern zuerst aufgebrochen und nahm Sursee und die Freienämter Reichensee, Meienberg und Vielmergen ein. Zürich zog am 18ten April aus, und besetzte das Freiamt jenseits des Albis. Alle Orte dann nahmen die übrigen Freienämter und die Städtchen Mellingen und Bremgarten nach kurzer Belagerung ein. Am 25sten April umlagerten hierauf die VII Orte mit ihrer ganzen Macht Baden. Die Stadt war fest, mit Besatzung und allem Nöthigen wohl versehen, und that tapfern Widerstand. Ununterbrochen wurde sie beschossen und dann bestürmt, bis sie nach 14 Tagen übergeben ward, und der östreichische Landvogt auch die Uebergabe des Steins (obern Schlosses) versprach, wenn in Zeit von 8 Tagen kein

Entsatz komme. Indessen hatte Herzog Friedrich sich dem Kaiser unterworfen und wurde von ihm begnadigt. Da erließ der Kaiser den Befehl an die Eidgenossen, sie sollen von Baden abziehen und Stadt und Schloß zu seinen Handen überlassen. Die eidgenössischen Gesandten zu Konstanz antworteten ihm: „Das Volk werde sich schwerlich wegmahnen lassen.“ Darüber zornig, schickte der Kaiser seinen Befehl durch Gesandte nach Baden. Bei ihrer Ankunft aber sahen sie den Stein in vollen Flammen. Der Kaiser ließ sich leicht wieder besänftigen. Nach der Rückkehr vom Kriegszug hielten die Orte auf einem Tage nun Rath: wie sie es mit dem eroberten Land halten wollen? Uri erklärte: „Wir haben Krieg geführt von des Reichs wegen und auf Befehl des Kaisers, der mag mit dem eroberten Land thun nach seinem Gefallen, wir aber haben einen 50jährigen Frieden mit Oestreich; der Herzog ist mit dem Kaiser wieder versöhnt; darum wollen wir sein Gut jetzt nicht haben.“ Darüber spotteten bitterböse die von Schweiz und andere Eidgenossen. „Lug jedermann zu,“ sagten sie, „wie sind die Kröpfe von Uri aber so vorwitzig und so göttlich; sie wollen nicht ungerechtfertigt Gut; sie müssen allweg etwas Besonderes haben.“ Ueber die Beherrschung wurden nun die andern VI Orte streitig. Luzern sprach Sursee und drei von den Freien Aemtern, als durch sein Volk erobert, an. Sursee wurde ihm zugegeben; wegen der Freienämter aber mußte Bern einen Rechtspruch thun, und sprach sie, der vor dem Auszug getroffenen Abrede gemäß, den VI Orten gemeinschaftlich zu. Bald aber verlangte der Kaiser Abtretung des eroberten Landes in seine Hand, da der Krieg für ihn geführt worden sei. Die Eidgenossen beriefen sich auf sein Versprechen vor dem Krieg, das Eroberte zum Ersatz der Kriegskosten als Reichslehen besitzen zu können. Der Kaiser machte Schwierigkeiten. Da wandten die Berner das Mittel an, wodurch man auf den immer geldbedürftigen Kaiser am meisten wirkte. Gegen 5000 Gulden bestätigte er ihnen den Besitz des Aargau's, und dann gegen 4500 Gulden den übrigen Eidgenossen den Besitz des von ihnen eroberten Landes. Der 50jährige Friede ward dann mit Oestreich erneuert. So kamen die Städte

des Aargau's mit Beibehaltung ihrer Rechte, Freiheiten und Regiments, das Land aber mit allen Unterthanenpflichten gegen Oestreich an die Eidgenossenschaft. Das Land wurde im Ganzen gerecht und milde von den Eidgenossen regiert, und alte Rechte heilig gehalten, neue aber selten bewilligt.

Das böse Beispiel der Mächtigen.

Die höchste weltliche und geistliche Macht, Kaiser und Kirchenversammlung, brachen den rechtschaffenen Sinn der Eidgenossen und gaben das schändliche Beispiel des Lossprechens von eidlichen Verpflichtungen und Verträgen. Huß und Hieronimus von Prag, die vom bisherigen Kirchenglauben abweichende Lehren predigten, gegen Sittenverderbniß eiferten und sich auf die Kirchenversammlung zur Verantwortung beriefen, wurden gegen das ihnen gegebene sichere Geleit zum Feuertode verurtheilt und die Treulosigkeit damit gerechtfertigt: daß man Ketzern nicht schuldig sei, Versprechen zu halten. Daraus entstand ein schrecklicher Krieg in Böhmen, in den auch die Eidgenossen zogen. Doch die empörende Ungerechtigkeit des Urtheils und der standhafte Tod jener Männer, die ihr Leben nicht mit einem Widerruf gegen ihre Ueberzeugung erkaufen wollten, hatten zur Folge, daß viele Leute in der Eidgenossenschaft ihren Lehren geneigt wurden, so daß die Tagsatzung verordnete, alle Einwohner, welche über zwölf Jahre alt seien, sollen schwören, diejenigen anzuzeigen, welche der Hußiterei verdächtig wären.

Die ersten Mailänderkriege.

Krieg um den Gotthardpaß und im Eschenthal.

1331—1414.

Um die Zeit der Stiftung des Eidgenossenbundes kämpften die reichen mächtigen Städte Mailand und Como auch um den Besitz der tessinischen Thäler bis in den Gotthard hinauf. Mailand siegte. Aber auch hier, wie

in den andern Städten und Staaten Italiens, stritten sich eine päpstliche und eine kaiserliche Partei um die Herrschaft. Die Visconti, von der kaiserlichen Partei, fanden, als sie von der Gegenpartei aus Mailand vertrieben worden, Zuflucht und Beistand bei dem Volke in Livenen und dem Adel am Lauiser- und Luggarnersee, und der Feldherr, Simon von Muralt von Luggarus, erhob sie zur Herrschaft über Mailand. Der Kaiser erkannte sie als Herzoge und Statthalter des Reichs daselbst, und ihre Herrschaft umfaßte auch die ganze nachmalige italienische Schweiz von Luggarus bis Worms. Schon 1331 zogen die drei Länder und Zürich Ursern zu Hülfe, um einen Waarenraub in Livenen zu rächen. Ohne Schlacht kam es zu einem Vertrag mit Mailand, der den Eidgenossen Sicherheit des Passes verbürgte, und ebenso sicherten die Eidgenossen denselben gegen den bündnerischen Adel. Es war nun lange freundliche Nachbarschaft zwischen Mailand und den Eidgenossen. Diese gestatteten 1373, daß 3000 Söldner in der Visconti Dienst gegen den Papst zogen, dessen Bann nicht achtend, und bald liefen solche auch in des Papstes Dienst. — Mit dem Jahr 1402 ward der Friede gestört. Mailändische Amtleute nahmen Landleuten von Uri und Obwalden, unter dem Vorwand nicht bezahlten Zolls, auf dem Jahrmarkt zu Vareſe Vieh weg, und diese, als Ersatz verweigert ward, brachen mit den Bannern auf, und nahmen, mit gutem Willen des Volkes selbst, Livenen in Besitz. Die Herren von Sax besaßen Bellenz und die benachbarten Thäler, und schlossen 1407, als sie vom Herzog sich bedrängt sahen, Landrecht mit Uri und Obwalden, erwarben sich damit der Länder Schutz, diese aber zollfreien sichern Paß und Bellenz zu einem für sie offenen Haus in Frieden und Krieg.

Aus dem mailändischen Eschenthal (Ossola), das zwischen den Luggarner- und Walliserthälern liegt, ward 1410 Vieh von den Liveneralpen geraubt und auf Ersatzforderung höhnende Antwort gegeben. Als auch der übrigen Eidgenossen Vermittlung vergeblich war, brachen die Länder auf; Alles floh bei ihrem Anblick, und ehe die andern Eidgenossen ankamen, hatten sie schon das ganze Thal eingenommen.

Dennoch bieten die Länder ihren Eidgenossen die Mitregierung an. Zürich antwortete: „Wir haben diesen Zug Euch zu Dienst und nicht um Gewinns willen gethan. Ihr seid näher; regiert Ihr hier!“ Bald bemächtigen sich die Mailänder durch Verrath des Thales wieder. Die Eidgenossen erobern es noch einmal ohne Widerstand, und brechen die Burgen. Mailand verkauft nun 1414 das Thal dem Herzog von Savoien, und dieser, mit Hülfe der Herren von Raron in Wallis, vertreibt die kleine eidgenössische Besatzung daselbst. Das hatte schwere Folgen. Die Länder klagen beim Land Wallis über das feindliche Benehmen der Raron. Es erhob sich ein Aufstand gegen dieselben. Luzern, Uri und Unterwalden schlossen Burg- und Landrecht mit den Wallisern, und dieß führte sie zu einem gefährlichen Zwist mit Bern, dessen Bürger die Raron waren.

Der Krieg um Bellenz.

1422—1426.

Ungern sahen die Herzoge von Mailand, daß die Eidgenossen festen Fuß in Italien setzen; sie suchten die Landesvforte Bellenz wieder unter ihre Herrschaft zu bringen, und einer der Herren von Sax, Johann, war für eine reiche Heirath und eine Geldsumme vom Herzog gewonnen, Bellenz wieder Mailand zuzuwenden. Die Eidgenossen entdeckten den Anschlag, besetzten die Stadt, machten sich dieselbe 1419, sammt den Thälern Bellenz und Rivier, durch Kauf um 2400 Gulden vollends zu eigen, und Kaiser Siegmund bestätigte ihn. Herzog Philipp von Mailand widersprach, und forderte Wiederabtretung gegen Erlegung der Kaufsumme. Die Orte boten ihm Recht vor den Kaiser, als den Oberlehensherrn. Der Herzog schwieg nun und schien sich nicht mehr um Bellenz zu kümmern. Indessen hatte er daselbst Verrath angesponnen, und als er am Charfreitag 1422 die Stadt plötzlich von außen angreifen ließ, fielen ihm die verschworenen Bürger zu, und Stadt und Schlösser kamen in seine Gewalt; die Besatzung wurde gefangen und unbeleidigt mit ihrer Habe nach Hause entlassen.

Darüber entbrannte der Krieg mit Mailand. Der Herzog nahm auch Livenen in Besitz. Uri und Obwalden entrissen es ihm alsbald wieder, und erwarteten zu Irnis den Zuzug ihrer Eidgenossen; er zögerte. Einige Orte waren dazu willig, andere nicht; Bern schlug alle Hülfe ab. Endlich beschloß die Tagsatzung den Auszug. Die vier Orte: Luzern, Uri, Unterwalden, Zug, eilten, ehe die andern nachkommen konnten, vor Bellenz, in der Meinung, es in der Eile zu erobern. Der Herzog aber hatte die Stadt mit seinem besten Kriegsvolk so heimlich besetzen lassen, daß die Eidgenossen nichts davon inne wurden. Die von Schweiz ließen den IV Orten wissen, daß sie mit den Glarnern anrücken, und daß auch Zürich mit dem Banner auf der Straße sei, sie sollen ihrer warten, ehe sie etwas unternehmen. Der Läufer von Schweiz fand bei manchen Knechten höhnischen Spott: „Wenn deine Herren so große Lust haben, so können sie auch eilen, wie wir.“ Es war Bitterkeit gegen Schweiz, weil es im Walliserstreit auf Berns Seite war. Schweiz unwillig, eilte nicht vorwärts, und erwartete die Glarner. Diese kamen, und Landammann Jost Tschudi ritt noch in dieser Nacht ins Lager der IV Orte. In eben dieser Nacht hatte sich das mailändische Heer, 18,000 Mann stark, zu Bellenz versammelt. Carmagnola, der Feldherr des Herzogs, nahm den Eidgenossen durch einen Ueberfall von der Seite den Mundvorrath weg. Er wußte, daß den vier Orten die andern Eidgenossen nachziehen, und beschloß, jene unverzüglich anzugreifen. Bei den Eidgenossen war wenig Ordnung; 600 waren früh Morgens ausgegangen, Lebensmittel aufzutreiben; man kannte die Gefahr nicht. Am Morgen des 30. Brachmonats griff das mailändische Heer die bei Arbedo zerstreut lagernden Eidgenossen an, so daß mancher fiel, ehe sie eine Schlachtordnung bilden konnten. Ohne Ordnung, aber mit der hartnäckigsten Tapferkeit, stritten die Eidgenossen gegen die Uebermacht. Schon hatten die Feinde die Höhen besetzt, und brachten von da die Eidgenossen im Thale in große Noth; beinahe waren sie schon eingeschlossen; da kamen die 600 Knechte zurück, als eben die Noth am größten war. Durch sie wurde es möglich, daß sich die Eidgenossen an den Berg

ziehen konnten, damit die Macht der Feinde sie nicht umzingle. Der Bannermeister von Luzern, damit das Banner ihm nicht entrissen werde, warf es zur Erde, und schützte es, auf demselben stehend, bis es von den Seinigen gerettet ward, die auch das Banner von Mailand eroberten. Ammann Peter Kolin von Zug fiel auf sein Banner; sein Sohn, Hans, nimmt's und hebt es empor; auch er, verwundet, kann's nicht mehr halten; er reißt es von der Stange, windet es um seinen Leib und stürzt sich in einen Graben, um es dem Feind zu verbergen; Hans Landwing eilt ihm nach; Kolin übergibt es ihm und verblutet, Landwing bringt es heim. Die Zuger übergaben das von Vaters und Bruders Blut getränkte Banner einem andern Sohne Kolins und von da an vier Jahrhunderte hinab diesem Geschlechte. Noch wird es in Zug aufbewahrt. Auch die Urner verloren den Landammann Hans Rot und den Bannermeister Püntiner, erhielten aber das Banner. Mit solcher Heldenkraft stritten einige Eidgenossen, daß sie das Pferd sammt dem Reiter hoben und überstürzten. Sieben Stunden lang hatte der Kampf gedauert. Als die Schweizer und Glarner an den Strom der Muesa kamen und übersetzen wollten, da ließen die Italiener vom Kampfe ab und kehrten nach Bellenz zurück. Nun ergoß sich der, durch das Unglück bitterer gewordene Unwille zwischen den IV Orten und den Schweizern in gegenseitige Vorwürfe. Diesen gab man zu verstehen: sie haben ihre Eidgenossen vorsätzlich im Unglück stecken lassen; jenen warfen die Schweizer Muthwillen und Sorglosigkeit vor. Die Glarner mittelten aufs Eifrigste. Die Schweizer schmerzten die Vorwürfe so sehr, daß sie von Bellenz nicht abziehen wollten, bis sie ihre Tapferkeit bewiesen hätten. Die andern Orte sahen keinen glücklichen Erfolg für dieß Mal möglich, da die Feinde sich in die Stadt einschlossen. Die Schweizer wollten dennoch nicht heim ohne Waffenthat, und machten einen Beutezug ins Eschenthal. Traurig war der Rückzug der Eidgenossen; 396 waren gefallen; die Luzerner füllten beim Auszug 7 Schiffe, nun kamen sie in zweien zurück; bei anderthalbhundert blieben auf dem Schlachtfeld, und gefangen waren so viel, daß man zu ihrer Lösung auf

Stadt und Land eine Steuer legen mußte. Die Wiedereroberung von Bellenz wurde 1425 noch einmal, aber vergeblich versucht, weil manche Orte unwillig und die Anführer gleichgültig oder treulos waren.

Diese unglücklichen Feldzüge schienen vielen Eidgenossen, besonders denen von Schweiz, ein Schimpf, den man nicht ungerächt lassen könne. Petermann Rysig von Schweiz, mit 300 seiner Landsleute und 200 andern Eidgenossen, zogen ohne Bewilligung der Oberkeiten im Weinmonath 1425 über den Gotthard ins Eschenthal, und eroberten es. Da ging der Sturm durch ganz Mailand. Ein großes Heer umlagerte den Hauptort Domo, und die Schweizer sahen sich von ihrer entfernten Heimath abgeschnitten. Es wird ihnen freier Abzug angeboten. „Dessen sind wir noch nicht zu Rath geworden," antwortete Rysig. Man errichtete Galgen und ruft ihnen zu: „Daran müßt Ihr alle hangen!" Sie blieben unerschütterlich. Nun bricht das Banner von Schweiz zu ihrer Hülfe auf, und seiner Mahnung folgen alle Eidgenossen, selbst auch Bern und Wallis. Der Feind hatte zwar die starken Pässe zahlreich besetzt, ward aber schnell mit unwiderstehlichem Muth herausgeschlagen, und am 12. Wintermonat sieht sich die heldenmüthige Schaar zu Domo gerettet. Es wird ein Waffenstillstand geschlossen; die Eidgenossen hinterlassen eine Besatzung, und ihr Heer zieht nach Hause. — Der Herzog wußte endlich durch Bestechung in den Orten seinen Zweck zu erreichen. Die Eidgenossen verkaufen ihm 1426 gegen die Summe von 31,201 Gulden, zehn Jahre Zollfreiheit und andere Vortheile, den Besitz aller Herrschaften jenseits des Gotthards bis Ureseren hinauf.

2. Innere Geschichte der VIII Orte vom Bund bis zum Zürichkrieg.

Die Städte.

Zürich.

Rudolf Brun war durch den Sieg über seine Feinde in der Mordnacht, durch die Annahme seiner Zunftverfassung,

die ihm die größte Macht verlieh, und durch den Bund mit den Eidgenossen, der dem Bürgermeister voraus Schutz verhieß, unter dem Schein des Befreiers, Herr in Zürich, dem Niemand widerstand. Dennoch hielt er sich und sein Werk nicht gesichert genug, und überdieß war er verschuldet. Er suchte auch Oestreichs Gunst zu seinem Schutz, und Geld dazu! Oestreich zu gewinnen, übte er Verrath an den Eidgenossen, und brachte Zürich mit Oestreich in Bund (1356). Endlich verpfändete er sich gegen die Summe von tausend und einen jährlichen Sold von hundert Gulden zu Oestreichs Dienst. Diesen Lohn der Treulosigkeit genoß er nur ein Jahr und starb 1360. Sein Sohn, Bruno Brun, Propst des Stifts in Zürich, nahm, mit Hülfe seines Bruders und einiger Knechte, den Schultheiß Gundoldingen von Luzern auf dem Weg nach Zürich gefangen; dafür wurden beide Brüder durch einen Beschluß der Bürgerschaft, weil der Rath die Mächtigen nicht zu strafen wagte, bei Todesstrafe für ewig von Zürich verbannt, und im folgenden Jahre traf gleiches Urtheil Eberhard Brun, den Rathsherrn, der wegen eines Erbstreites den Edlen Hans am Stäg von Uri ermordet hatte. Solches Ende nahm das gewaltthätige brunische Haus. Nach Bruns Tod ward die Gewalt des Bürgermeisters durch einen neuen Verfassungsbrief beschränkt. Manesse ward sein Nachfolger. Da auch er sich in seinem Amt Willkür zu Schulden kommen ließ, drohte ihm der Rath mit Entsetzung. Zürich schloß sich nun aufrichtig an die Eidgenossen und erneuerte das Bündniß mit Oestreich nicht mehr. Den Söhnen der alten Räthe wurde die Wahl in den Rath geöffnet, und so die unbillige und erbitternde Härte mit Milde geheilt. Mit weisem Ernst hinderte der Rath den Anfang zu gefährlichen Parteiverbindungen, als 1386 mehrere vornehme und tapfere Bürger sich zu besonderem Schutz für Gut, Ehr und Leib vereinigten, und sich von ihrem Parteizeichen, dem Fuchsschwanz, die Gesellschaft der Füchse hießen. Obgleich sie ihre Pflicht gegen die Stadt vorbehalten, wurden sie doch mit Geldbuße bestraft und ihr Bund aufgehoben. Als 1393 der Bürgermeister Schön mit dem Kleinen Rath wieder in Bruns Fußstapfen trat, und

Bund mit Oestreich gegen die Eidgenossen schloß, ward er entsetzt und verbannt, und ein neuer geschworener Brief verordnete den halbjährigen Wechsel zweier Bürgermeister und Räthe, und mehrte die Gewalt des Großen Rathes. Bei Gelegenheit der überall verbreiteten Judenverfolgung greift (1400) die Bürgerschaft auf den Zünften ins Regiment ein, und fordert den Tod der Juden, und die Oberkeit sieht sich gezwungen, sie, mit Verletzung des gegebenen Schirmbriefs, gefangen zu setzen; aber standhaft widersetzen sich die Räthe der vom Pöbel verlangten Hinrichtung, so daß die Juden nur 1500 Gulden bezahlen und die Stadt verlassen mußten. Nun schwören beide Räthe: „Weil Sachen sich ereignet, die zu Unehr und Schaden der Stadt reichten, und um Zwietracht und Rottirung zu vermeiden, soll nichts mehr vor die Gemeinde oder die Zünfte gebracht werden, als was das Reich, die Eidgenossenschaft, Krieg oder neue Bünde betrifft. Was sonst der Rath erkennt, dabei soll es bleiben. Wer dagegen heimlich oder öffentlich handelt, den soll man um sein Leib und Gut richten."

Noch besaß die Stadt Zürich bis zum Eidgenossenbund kein Gebiet, als das 1309 von Oestreich geschenkte Silfeld. Kaiser Karl IV. gab der Stadt 1363 die Herrschaft über den See bis Hurden. Größere Besitzungen erwarb sie von einem ihrer Bürger, dem reichen Ritter Gottfried Müller, der Herzoge Vogt zu Glarus und Rappersweil, der mit Herzog Leopold bei Sempach fiel. Er verkaufte ihr 1354 und 1383 die Herrschaften Küßnacht, Zollikon und Stadelhofen. Der Burgherr auf Roßbach ob Meilen beraubte die Zürcher in Ausfällen zu See und Land. Nun fuhren die Zürcher 1353 mit 100 verborgen gehaltenen Bewaffneten in 2 Schiffen vor die Burg. Mit seinen Gehülfen eilt jener auf Raub heraus, wird überrannt, mit seiner Rotte getödtet, die Burg geplündert und verbrannt. Die Burgfrau aber läßt man mit ihrer Habseligkeit unbeleidigt abziehen. Zürich erweiterte dann sein Gebiet am See, an der Limmat, der Glatt, der Thur, dem Rhein, über dem Albis und an dem Lägerberg, und gewann auch vom Kaiser Siegmund 1424 die Oestreich abgenommene große Grafschaft

Kiburg mit ihren hundert Burgen als Pfandherrschaft. Von der auf Ehre und Recht streng haltenden Gesinnung der Räthe zeugte ihr Benehmen gegen die Herren von Hallweil, denen sie im Sempacherkrieg die Vogtei Horgen als östreichisches Lehen weggenommen hatten, und weßwegen es 1397 zu einem Rechtsstreit gekommen war. Angesehene Bürger wünschten, daß vor dem Spruch Bürgermeister und Räthe die Rechtsgründe selbst untersuchen; dieß geschah und sie fanden: „Es gezieme der Stadt Zürich, weil sie nicht genug Recht an dieselbe habe, solche den Herren von Hallweil freiwillig zurückzugeben.“ Aber schon 1400 verpfändeten ebendieselben nebst Horgen noch andere Besitzungen an Zürich. Zu solchen Käufen steuerten, nebst dem gemeinen Stadtgut, auch die sämmtlichen Bürger, obgleich zu Anfang des XV. Jahrhunderts, besonders durch die Kriege mit Mailand, Handel und Gewerbe merklich abgenommen und das Seidengewerbe sich verloren hatte. Treulich wurden die alten Rechte und Freiheiten der erkauften Herrschaften erhalten. Viele Klöster, Städte, Herren schlossen mit Zürich ein gegenseitig Schutz verheißendes Burgrecht, und Bern 1423 einen besondern, ewigen Hülfbund. Daß aber der Schultheiß Götz zu Winterthur seine Mitbürger, um Schutz gegen die Appenzeller zu haben, ohne Wissen und Willen der Herrschaft Oestreich zu einem Burgrecht mit Zürich beredet hatte, mußte er mit dem Leben büßen.

In diesen Zeiten ward das Rathhaus ohne große Kosten erbaut, weil die Bürger unentgeldlich Fuhren und Frohnen thaten; die Straßen wurden nun gepflastert und laufende Brunnen eingerichtet. Es ward mit Bewilligung des Kaisers die Pfingstmesse angeordnet. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts begann Verfertigung von Baumwollzeugen. Für Unterricht war noch schlecht gesorgt, da selbst von einem Pfarrer nicht mehr gefordert ward, als daß er soll fertig lesen, die Anfänge der (lateinischen) Sprachlehre inne haben und etwas übersetzen, singen, wo möglich rechnen und über anderes seine Seelsorge Betreffendes hinlänglichen Bescheid geben können. Gegen verschwenderische Kosten, für Mahlzeiten und Kleidung wurden oft Gesetze gegeben, weil sie oft übertreten

wollen. Doch hielten nur die Vornehmsten Bedienung. Auf 12,000 Einwohner waren 1374 nur 197 Mägde und 81 Knechte; nur auf je das 4te Haus ein Dienstbote. — Streng ahndete die Oberkeit die Verläumder: So sollte man es dem Mönch Engelhard zu Cappel nicht vergessen, daß er einen Bürger verläumdet und an Leib und Gut, so man's kann, an ihm rächen. Doch zeigte sich in der Bestrafung von Verbrechen ein Geist der Milde, der erst auf Wiederholung die strengere Strafe des Gesetzes folgen ließ. Einen Priester, der sich selbst umgebracht hatte, befahl der Rath aus dem Kirchhof auszugraben und in einem Faß in die Limmath zu werfen, weil unsere Eidgenossen und gemein Land darauf schreien und meinen, daß sie das Unwetter, so jetzt lange Zeit gewesen ist, davon haben, daß man einen solchen Menschen im geweihten Erdreich liegen lasse. Sonst war Zürichs Rath also weise berühmt, daß es zum Sprichwort ward: „Wer guten Rath nöthig hat, der gehe nach Zürich.“ Den räuberischen Adel züchtigten die Zürcher, wenn er an einem ihrer Mitbürger Frevel beging. Ein Freiherr von Krenkingen hatte Kaufleute auf dem Rhein geplündert und Adelige hatten einen Zürcher Bürger, den Edlen von Hinweil, gefangen genommen und dessen Auslieferung verweigert. Im folgenden Winter lud Graf Wilhelm von Montfort auf Kiburg den östreichischen Adel im Thurgau und der Umgegend zu einer großen Schweinhetze in den Wäldern um Kiburg. Da veranstalteten die Zürcher eine Jagd auf den übermüthigen Adel, und es legten sich 80 Reiter in den Hinterhalt, welche den Grafen von Montfort mit 13 Edlen überfielen, gefangen nahmen und 27 Wochen liegen ließen, bis ihre Bürger sammt dem Raub losgegeben waren. Mehrmals gab die Oberkeit von Zürich Beispiele menschlich erbarmenden Sinnes auch gegen Thiere. Auf den übermäßig heißen Sommer des Jahres 1363, wo alles Gras verdorrte, daß man aus Futtermangel einen großen Theil des Viehes schlachten mußte, damit es nicht vor Hunger sterbe, folgte ein Winter mit eben so außerordentlicher Kälte. Reben und Bäume erfroren. Die wilden Enten und andere Vögel wurden aus Mangel an Nahrung so zahm, daß sie ungescheut

in der Stadt herumgingen, mit den Hühnern u. a. Hausgeflügel fraßen, und sich von den Leuten mit den Händen fangen ließen. Da nahm die Oberkeit von Zürich die leidenden Thiere in ihren Schutz, und gebot bei Strafe: „Es soll Niemand diese armen, hungernden Thiere, die zu den Menschen ihre Zuflucht nehmen, schießen, werfen, oder auf irgend eine Weise beleidigen. Ja 1434 empfahl der Rath: „man solle ihnen Brot vorwerfen.“ Auch an andern Orten ergingen ähnliche Verbote. Dieser harte Winter dauerte 15 Wochen lang bis zum Charfreitag; da entfror Alles in 24 Stunden ohne Schaden. Schon früher, 1335, schätzte man zu Zürich den großen Werth der Vögel, welche Raupen vertilgen, und verbot auf eine Zeit von fünf Jahren, Wachteln und andere Vögel zu fangen, welche Mücken und Gewürm verzehren.

Bern.

Die Herren von Rinkenberg, Bürger zu Bern, kamen mit ihren Angehörigen zu Brienz und der Umgegend in Streit über Herrschaftsrechte. Zwei ihnen feindliche Edelleute von Unterwalden hetzten diese zu Aufruhr, und verschafften ihnen, obgleich mit Widerspruch der Ehrbarkeit, das Landrecht zu Unterwalden und somit Schutzversicherung. Da zogen die Berner zum Schutz ihrer Bürger aus (1354), und schlugen die Brienzer sammt der ihnen zugezogenen Rotte Unterwaldner. Durch Uri und Schweiz ließen sie Unterwalden von weiterer Einmischung abhalten; auch Rinkenberg, der „ein gütiger, milder Mann“ war, suchte den Streit gütlich beizulegen, und er blieb 15 Jahre unerörtert, bis der Herr endlich Bern 1371 zum Schutz seiner Rechte anrufen mußte. Die Eidgenossen mahnten die Unterwaldner, das dem Bunde widersprechende Landrecht aufzuheben; unter der Bedingung, daß die Brienzer deßwegen nicht gestraft werden, entsprach die Landsgemeinde. Aber die Söhne jener Verführer, ihren Vätern ähnlich, gaben nun jede Bestrafung eines Frevlers für einen Bruch des Versprechens aus, und reizten alle Aufrührischen zu klagen. Aehnliche Leute kamen auch von Thun dahin, zeugten für jene und jene für

diese. Nochmals läßt sich so das Volk verführen, und gibt jenen und diesen das Landrecht (1381). Vergeblich kam Rinkenberg selbst auf die Landsgemeinde, um das Volk aufzuklären. Die Volksverführer ließen ihn nicht zu Worte kommen, und unter Wüthen und Drohen wird er gezwungen, zu schwören, seine Unterthanen bei dem Landrecht zu lassen. Diese, dadurch noch frecher geworden, verweigern nun, selbst gegen das Abmahnen der Unterwaldner, allen Zins und Gehorsam. Als nun die Macht der Berner auf sie zieht, versprechen sie Gehorsam; das Heer zieht ab, und alsbald, im Vertrauen auf die Hülfe von Unterwalden, bricht der Aufruhr wieder los. Ohne Befehl ziehen jene Verführer mit einem Haufen Unterwaldner über den Brünig, überfallen den Herrn von Rinkenberg, der des Morgens aus der Burg in den nahen Faulensee zu fischen ging, jagen Weib und Kinder aus der Burg, die sie plündern und verbrennen; den Herrn aber führen sie gefangen nach Unterwalden. Eine Rotte bleibt bei den Aufrührern zurück. Gegen diese zieht nun Bern mit aller Macht aus, schlägt und unterwirft sie, und führt Viele gefangen zur Bestrafung ab. Nun ergeht auch ein eidgenössischer Rechtspruch: Unterwaldern hat Unrecht gethan; es soll den Herrn von Rinkenberg frei geben, ihn vom gezwungenen Eid lossprechen, das Landrecht mit dessen Leuten aufheben, und keine Landleute mehr, die Bern oder Bürgern von Bern pflichtig sind, annehmen; Rinkenbergs Leute aber sollen gehorsam sein nach Pflicht, und alles Rückständige bezahlen. Nun, nach so langer Zeit, brach der Unwille in Unterwalden über die Volksverführer aus. Die Landsgemeinde beider Landestheile erkannte: Sie sollen unwiderruflich, sammt ihren Nachkommen, wegen der Schande und des Schadens, die sie und ihre Väter über das Land gebracht, nimmermehr in Rath oder Gericht kommen.

Durch Burgrechte und Bündnisse mit Fürsten und Herren, Städten und Landschaften erwarb sich Bern zu seiner kriegerischen Bürgerschaft noch eine Hülfsmacht. Bald schützten die Berner einen Landesherrn bei seinen Rechten gegen Unterthanen, bald die Rechte und Freiheiten einer von ihren Herren gedrückten Landschaft, und führten Krieg für sie: so

für Rinkenberg gegen die Brienzer und Unterwaldner, für Sanen, als der Vormund der sonst gütigen Grafen von Greierz die Freiheiten des Landes schmälern wollte; für Aaron gegen das gewaltthätige Volk in Wallis; für Biel, gegen dessen Zerstörer, den Bischof von Basel; der Stadt Basel sandten sie Zusatz gegen das französische Räuberheer; Savoien, zum Schutz gegen Frankreichs Ueberdrang; mit den Eidgenossen stritten sie nun seit dem Sempacherkrieg gegen Oestreich. Lange hatte die Stadt Bern schon glückliche Kriege geführt, ehe sie begann, Gebiet zu erwerben. Sie besaß vor dem Bund nur die Reichsvogtei über Hasli und Laupen. Von 1351—1379 löste sie die Herrschaft Aarberg an sich. Durch den Kiburgerkrieg kam sie zum Kauf von Thun, Burgdorf u. a. Herrschaften dieses versunkenen Hauses. Im Sempacherkrieg ward Büren, Nidau, Unterseen, das obere Simmenthal, der Iseltgau, zwischen dem Bielersee und der Aare, erobert; dann die Landgrafschaft Burgund, Bipp, das Emmenthal, Wangen, die Oberherrlichkeit über die freien Thäler des Oberlandes erkauft; der Krieg mit Oestreich (1415) verschaffte ihr das ganze Unteraargau und die Mitherrschaft von Baden, und wieder durch Kauf erwarb sie Aarburg und Aarwangen, und mit Freiburg gemeinschaftlich die Herrschaft Grasburg. Wie Bern streng auf seine Rechte hielt und sie kräftig schützte, so waren ihm auch die seiner Unterthanen heilig.

Mehr als einmal war Bern indessen durch die Eifersucht mächtiger Geschlechter und die Neigung zu einer Zunftverfassung unter einem Theil der Bürgerschaft mit innerer Zerrüttung bedroht. Der Eifersucht der ältesten Bürgergeschlechter war es 1348 gelungen, an dem vortrefflichen Schultheiß Johann von Bubenberg, dem ältern, zu rächen, was früher die Adelsgeschlechter an dem Schultheiß Lorenz Münzer gethan. Man beschuldigte ihn des Stolzes und der Bestechung; ohne Erweis ward er entsetzt und für hundert Jahre und einen Tag, sammt seinem Hause und einigen seiner Freunde, verbannt, und lebte dann 14 Jahre auf seiner Herrschaft Spiez. Da erhebt sich auch gegen seine

Feinde die Klage über Bestechung. Die Bürger fanden nun, sie seien früher besser regiert worden, bereuten den Undank, holten Bubenberg mit seinem Hause aufs Ehrenvollste mit dem Banner in die Stadt zurück, empfingen ihn mit Jubel, und wählten dessen Sohn Johann, den heldenmüthigen Vertheidiger von Lauven, zum Schultheiß. Dieser, nebst seinen zwei Brüdern, Ulrich und Otto, regieren nun als Schultheißen bis 1394. Nie, weder in der Zeit der Verfolgung und des Unglücks, noch des Glücks und der Macht, übten Vater und Söhne einige Rache! Der harte Schiedrichterspruch (1368), der Bern wegen der Verwüstung des Erguels und Münsterthals, besonders der Kirchen daselbst, zu einer Erstattung von 30,000 Gulden verurtheilte, verursacht einen Auflauf, den der Rath durch eine Schaar Bewaffneter unterdrückt. Den Thurmwächter auf dem Münster bringt die Folter zum Geständniß, er habe auf den Ruf: „Gelt den Hals!“ Sturm läuten wollen, und er wird hingerichtet. Mehrere Bürger entfliehen und werden verbannt. Noch einmal brach der Unwille (1384) gegen die Regierung aus, als die Schulden durch Krieg und Ankauf von Thun und Burgdorf auf 60,000 Gulden anstiegen, wofür man bei den Bürgern keine Anleihe mehr erhielt, weil man frühere nicht auf bestimmte Zeit bezahlt hatte, und nun für einen Zins zu 10 vom Hundert von Fremden borgen mußte; wozu noch Klagen kamen, daß das Regiment in den Händen Weniger liege, welche mit Stolz ihre Mitbürger behandeln. Bei der Rathswahl wurden mit wenig Ausnahmen neue Räthe gewählt, und ein Großer Rath von 200 geordnet, der von den Vennern und Sechszehnern aus den Bürgern und mit Genehmigung der Bürgerschaft gewählt werden sollte. Zu Abbezahlung der großen Schuld mußte nun Jeder den vierzigsten Theil seines Gutes jährlich entrichten; so ward sie in zehn Jahren getilgt. Die Aemter waren so wenig gesucht, daß man 1368 durch Strafen zur Annahme zwingen mußte. Alljährlich wurden den Bürgern die wichtigsten Gesetze vorgelesen und von ihnen zu halten beschworen. Immer seltener wurden Geschäfte von den Räthen an die Gemeindsversammlung der Bürger gebracht, und es ward in Bern, beim

Volk zu Stadt und Land, die Meinung allgemein und dauerte Jahrhunderte lang, daß es besser für das Land sei, wenn Wenige, als wenn Viele regieren. Handel und Gewerbsthätigkeit war in diesen Zeiten, mit Ausnahme des Leinwandgewerbes, gering, da die Fehden und die Münzveränderungen nachtheilig wirkten. Weniger als in den meisten Städten ward hier der Handwerkszwang geduldet, da die Regierung nicht von den Handwerkern auf den Zünften abhängig war, und diese schwuren 1392, keine Zunftverfassung je errichten zu wollen.

Bei einem Theil der Geistlichen, besonders in den Klöstern, herrschte oft sittenloses Leben, so daß zu Bern in 30 Jahren zwei Mal die Predigermönche deßwegen ausgejagt wurden. Auch übten geistliche Herren etwa mit großer Härte ihre Rechte über Eigene. Im XIV. Jahrhundert wandte man in Bern schon mehr Vergabungen den Armen- und Krankenanstalten, als den Klöstern zu. Mehrere Wittwen machten vorzüglich reichliche Vergabungen für die Unglücklichen im Siechenhause. Die Wittwe Anna Seiler gab ein überaus reiches Vermächtniß zu Stiftung eines Spitals (der später der Inselspital geworden) für 10 bettlägerige Dürftige und drei andere ehrbare Personen, die jene pflegen sollten. Dazu vergabte sie schon während ihres Lebens zur Verwendung ihr Haus und Hof in der Stadt, nebst andern Häusern, einen Garten, eine Alpe mit ihrem Ertrag von 12 Zentnern Anken und eben so viel Zieger, Geldzinse, die Einkünfte mehrerer Gerichtsherrlichkeiten, 120 Mütt Dinkel und Anderes, gute Betten und Geräthe. Die Leibgedinge, die sie besonders auch ihren Knechten und Mägden machte, sollten endlich alle an diesen Spital fallen. Die Edle starb 1360. Bela von Thun stiftete eine Versorgungsanstalt für zwölf der Krankenpflege sich widmende Weibspersonen, die „Schwestern im Bröwhaus“ genannt; ein Arzt, Jordan, stiftete eine ähnliche Anstalt. Diese Beispiele erweckten eine Menge zur Nachfolge, so daß man von 1300 bis 1450 nur ans Siechenhaus 80 Vergabungen zählt. Ein Bürger verordnete in seinem letzten Willen: „Seine Wittwe

soll, so lange sie in seinem Hause wohne, Sonntags einen armen Mann speisen.“ — Schöner Hauszins!

Uli Wagner, Wirth zu Willisau und Bürger zu Burgdorf, kam um Viehhandels willen oft nach Bern, wo er besonders Bekanntschaft mit dem Rathsherrn Gilg Spilmann hatte. Dieser ritt einst auf eine Tagsatzung nach Luzern, Wagner mit ihm, dem jener auf dem Wege seine Tasche übergibt. Als sie über Hutweil hinaus kamen, sagte Wagner: „Ich will bei Hause die Mahlzeit rüsten heißen,“ und eilte voraus. Da er nach Hause kam, öffnete er die Tasche und fand Wagners Siegel darin. Nun nahm er drei Häute Pergament, schnitt sie briefweise und besiegelte sie. Diese leeren Briefe behielt er 7 Jahre lang. Da schrieb er in einen dieser Briefe: daß er Spilmann 700 Gulden, 18 Mark Silber und 22 Pfund alter Plapparte zu behalten gegeben, die ihm dieser bei Verbindung all seines Gutes auf ein Ziel wieder zu geben schuldig sei. In den Brief setzte er einen Goldschmied und zwei Bauern von Trachselwald als Zeugen. Auf die benannte Zeit kommt Wagner nach Bern, und fordert die Schuld an Spilmann. Dieser erstaunt, und weist ihn ab. Die Sache kam vor den Großen Rath. Jene zwei Bauern sagten aus, daß sie Augenzeugen gewesen seien. Nun rieth man Spilmann: er solle die Sache in Güte richten, damit er nicht um Ehre, Leib und Gut käme. Er, im Gefühl der Unschuld, wollte nicht. Nun thaten's seine Freunde für ihn: die Schuld sollte in zwei Zielen innert einem Jahre bezahlt werden. Ehe aber noch das erste Ziel verfloß, wurde die Sache offenbar. Man vernahm, daß die Zeugen geäußert haben: Wagner habe für das falsche Zeugniß dem Einen 20 Gulden gegeben, daß er diese dem Andern gebe, und diesem so viel, daß er sie jenem gebe, damit jeder schwören dürfe, Wagner habe ihm nichts gegeben. Die Zeugen erhielten sicheres Geleit, vor Rath zu kommen, bekannten, und mußten das Land meiden. Wagner war indessen zu Luzern und wartete auf die Bezahlung. Er vernahm die Sache, und da er die Frucht seines Betrugs verloren sah, entschloß er sich zu einem neuen Verbrechen, um Geld zu bekommen. Eines Abends spät begab er sich in das Haus des Stadt-

schreibers von Luzern, den er abwesend wußte, wollte dessen Haushälterin ermorden und dann die Baarschaft stehlen. Ihr Geschrei aber, als er sie anfiel, verursachte einen Zulauf. Wagner floh nun unter dem Dach weg von einem Haus in das andere; ward aber doch gefangen, gestand seine Verbrechen und wurde gerädert. Die falschen Zeugen wollten sich später wieder ins Land schleichen, wurden ergriffen und in einem Kessel gesotten. Spilmann erhielt wieder Ehre und Achtung.

Die aus hölzernen Häusern bestehende Stadt litt oft durch Feuersbrünste. Das schwerste Unglück dieser Art traf sie am Abend des 14. Mai 1405. Bei einem Sturmwind brach Feuer aus, und verzehrte in wenigen Stunden die ganze Stadt, sechsthalbhundert Häuser, mit großem Gut und mehr als hundert Menschen. Nachdem man Verdacht auf mehrere Unschuldige geworfen und sie verhaftet hatte, verrieth sich ein Weib als Brandstifterin, da sie sich zuvor hatte verlauten lassen: der Stadt stehe großes Unglück bevor. Ihr eigener Sohn gab sie an. Obwohl sie nicht gestehen wollte, wurde sie doch verbrannt. „Bei dem jammervollen Anblick der Stadt," sagt Justinger, „wo nun Mancher, der reich gewesen, Bettler geworden, und man über die vielen ehrbaren Leute klagte, die verbrannt waren, und andere, die man in den Spital führte, sprachen etliche Beginen (Weiber von einer frömmelnden Sekte): „Das Unglück habe man an ihnen verschuldet, darum, daß sie ihre Kabisköpfe und Tüchlein (besondere Kappen und Schleier, worein sie ein Merkmal ihrer Frömmigkeit setzten) nicht mehr tragen sollen. Das dünkte sie eine so große Sache zu sein, daß darum Land und Leute untergehen sollten." Man fragte sie: „Warum hat denn Gott verhängt, daß auch drei Beginenhäuser verbrannt sind?" — Hierauf kamen vieler Städte und aller Eidgenossen Botschaften, Bedauern zu bezeugen und Hülfe anzubieten. Vor allen zeichneten sich die von Freiburg aus, mit welcher Stadt, nach so langer Feindschaft, zwei Jahre vorher ewiges Burgrecht geschworen worden. Diese sandte 12 Wagen und 100 Knechte, unter Befehl eines Rathsherrn, die Stadt vom Schutt räumen zu helfen. Was sie im Schutte

fanden, gaben sie, vorher geschworenem Eide zufolge, ihrem Hauptmann. Einen Monat lang arbeiteten sie in diesem Ehrendienst. „Billig," — hieß es dann — „soll man daran gedenken und dessen ewig nicht vergessen, denn so besserten sie die alte Feindschaft." Die Stadt ward nun schöner, bequemer, fester erbaut, und man unterstützte dafür die ärmern Bürger; aber den Umfang der Stadt zu vergrößern, ward verboten. Schon im folgenden Jahr ward der Bau des Rathhauses begonnen, der zehn Jahre dauerte und 12,000 Gulden kostete; für ein Zeughaus lieferten die Glieder des Großen Rathes Waffen; zu Nürnberg kaufte man 1413 die große Stukbüchse, die Mezze genannt, nebst zwei andern groben Geschützen, die ersten, welche in die Eidgenossenschaft kamen. Die vornehmsten Zunftgesellschaften erbauten schöne Häuser, die sie mit Silbergeschirr u. a. köstlichem Hausgeräthe schmückten und zu ihren Gesellschaftshäusern machten. Im Jahr 1420 beschlossen dann Räthe und Bürger die Erbauung eines neuen Münsters. Schon hatte der Bau der Grundmauer von der Aare hinauf 50,000 Gulden gekostet; 100,000 Gulden kostete der viele Jahre fortgeführte Bau des Münsters selbst. Die Bürgerschaft zahlte von jeder Maß Wein einen Pfenning Abgabe. Der Papst aber förderte die Beiträge dazu durch Ablaß. In dem nämlichen Jahr beschlossen auch Räthe und Bürger, wohl im Gefühl, wie würdig der Geschichte die Thaten und Sitten der Berner seien, daß ihr Stadtschreiber, Konrad Justinger, die Geschichte Berns beschreiben solle.

Luzern.

Nachdem Luzern durch den Bund mit den Ländern Freiheit und Selbstständigkeit erhalten hatte, ward dem Kleinen Rath von 36 Gliedern, deren Hälfte halbjährlich das Regiment führte, für die wichtigsten Geschäfte ein Großer Rath, von 300 beigeordnet, den jener aus der Bürgerschaft wählte, welche die ihr Mißfälligen ausschließen konnte; später ward er auf 100 vermindert. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden früher der Bürgerschaft zur Entscheidung vorgetragen;

dann ward ihre Versammlung mit der Zeit seltener, unterblieb endlich, und der Große Rath trat an ihre Stelle. Erst wählte man die Räthe frei aus den Bürgern, oder auch aus Einwohnern, dann nur aus den vornehmsten Geschlechtern, endlich wurden die Rathsstellen geerbt. Seit dem Anfang des XV. Jahrhunderts ward die Stadt schöner und fester gebaut. Im Jahr 1398 baute ein Bürger das erste steinerne Haus, und von nun an bezahlte der Rath Jedem, der ein solches errichtete, die Grundmauer und das Ziegeldach aus gemeinem Gut. Bis 1408 wurden dann die vier Brücken der Stadt erbaut und drei derselben mit Gemälden geziert: eine mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte und dem Leben der Heiligen, eine mit solchen aus der vaterländischen Geschichte, und auf der dritten ward ein Todtentanz dargestellt, wie der Tod die Menschen verschiedener Stände aus dem Leben führt. Auch wurden nun die weiten Ringmauern, womit beide Städte eingeschlossen sind, mit ihren vielen Thürmen vollendet. Schon besaß die Stadt den Spital, das Krankenhaus (Senti) mit reichen Stiftungen. Eine große Vergabung dahin machte Graf Wilhelm von Aarberg zu Willisau 1419, „weil er gesehen, wie viele Arme, Lahme, Siechе und dürftige Leute in dem Spital sich befanden und täglich ab den Straßen dahin getragen, geführt, tugendlich empfangen und wohl beherbergt werden“ — auch zu Vergeltung von Freundschaftsdiensten, die ihm die Mitbürger von Luzern oft geleistet haben.

Die gute Haushaltung in der Friedenszeit verschaffte der Oberkeit nicht nur Geld zu diesen Bauten, sondern auch zum Ankauf eines großen Gebietes. In dem auf den Bund folgenden Jahrhundert kaufte oder eroberte Luzern beinahe seine ganze Herrschaft. Nach dem Sempacherkrieg erhielt die Stadt die Kastvogtei über das Stift. Die Freiherrschaft Wollhausen, wozu Entlibuch gehörte, war 1299 an Oestreich gekommen, und Graf Peter von Thorberg erhielt Entlibuch 1363 als Pfandherrschaft. Lange litt das Land unter diesem Dränger, der kein Recht achtete, große Steuern und Abgaben erpreßte, mit schweren Frohndiensten das Volk drückte, auch kleine Vergehen mit grausamer Härte strafte

und das Land gegen das Räuberheer Coucy's nicht zu schützen begehrte. Als die Unterthanen dann bei dem Oberlehensherrn, Herzog Rudolf, Klage erhoben, ließ der Tirann Einige umbringen, hielt sie noch härter und forderte schriftliches Bekenntniß von ihnen, daß sie treulos und meineidig an ihm gewesen. In der Erbitterung erschlagen die Entlibucher und einige ihnen beistehende Obwaldner mehrere gewaltthätige Diener desselben, wofür das Land mit 2600 Pfund büßen mußte. Endlich schließt Entlibuch 1386, mit Vorbehalt der Rechte Oestreichs, Burgrecht mit Luzern; dafür fehdete Thorberg die Stadt, und ließ die Urheber desselben umbringen; die Luzerner aber zerstören seine Burg Wolhausen. Nach dem Krieg, 1403, erkaufte dann Luzern die Herrschaftsrechte Oestreichs im Entlibuch mit 3000 Gulden; das Land aber kaufte sich von mehreren Dienstpflichten los. Nur Zoll und Umgeld, und der Zehnten für die Geistlichkeit blieb. Steuern war es nur schuldig, wenn Räthe und Bürger sich selbst besteuerten. Die vierzig Landesvorgesetzten wählte das Volk; vierzehn derselben hielten mit dem Landvogt Gericht. Der Verkehr war unbeschränkt; die Handwerke frei. 1514 erhielt das Land von der Stadt den Hochwald gegen eine geringe Abgabe an Käse. Entlibuch war ein fast ganz freies Land. Dennoch mußte die Regierung 1434 einen Aufstand niederschlagen, und strafte die Theilnehmer dann mit 500 Gulden Buße. — Auch die von Rothenburg wurden von den östreichischen Vögten so gequält, daß ein Theil der Bürger daselbst Haus und Heimath verließ, das Burgrecht zu Luzern suchte und erhielt. Einige, die von dem Vogt ergriffen wurden, mußten mit dem Leben büßen. Luzern erkaufte dann diese Herrschaft 1395. — Wäggis, das mit Fizenau unter zwei Herren gehörte, war schon 1359 mit den vier Waldstätten in Bund getreten. Es kaufte sich von der einen Herrschaft los, die andere aber verkaufte Vogtei und Gericht 1380 an Luzern. Als dann dem benachbarten Gersau der völlige Freikauf gelang, und Luzern den Wäggisern den Auskauf nicht gestattete, Nachbaren diese aufreizten und Hülfe versprachen, verweigerten sie den Gehorsam; aber es kam keine Hülfe, und ein Recht-

spruch bestätigte jedem Theil die erkauften Rechte (1398). Wäggis aber blieb im Bund. — Als gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts ein Zweig der Herren von Hünenberg, welcher Merischwanden an der Reuß besaß, ausstarb, hatte Niemand auf diese Herrschaft Ansprüche, und die Leute hielten sich für frei. Zur Sicherung ihrer Freiheit wählten sie die Oberkeit von Luzern zu der ihrigen, mit Vorbehalt ihres eigenen Gerichts und der Freiheiten, die sie von ihren gütigen Herren schon früher erhalten hatten, und wählten sich alle zwei Jahre den Landvogt aus dem Kleinen Rath. — Luzern erwarb ferner, meistens durch Kauf, bis 1416 die Herrschaften Ebikon, Neu-Habsburg, Willisau, Büren, Rußweil, Kriens und Horb, die Kastvogtei und Oberherrlichkeit über die reichen Klöster St. Urban und Beromünster, welch letzteres zwei Mal in dem Eidgenossenkriege verbrannt und arm geworden war. — Sempach war schon vor der Schlacht 1386 ins Burgrecht mit Luzern getreten; Sursee, diese bei schwerem Brandunglück von Oestreich so sehr begünstigte Stadt, ergab sich 1415 erst nach dreitägiger Belagerung an Luzern und behielt ihre Freiheiten.

Werner Schilling, ein reicher Luzernerkaufmann, der auch das Burgrecht zu Basel hatte, trat wegen Verweigerung des Rechts in Kriegszustand mit Bern. In einer savoischen Fehde (1398) war er von berner Kriegern beraubt worden. Er fordert durch Luzern Ersatz von Bern, weil die Krieger in dessen Dienst gewesen, oder Recht nach dem Bund. Da ihm beides verweigert wird, klagt er zu Basel vor kaiserlichem Gericht über Rechtsverweigerung; Bern folgt der Vorladung vor dasselbe nicht, und Schilling erhält einen günstigen Spruch. Hierauf schickt er Bern einen Fehdebrief und bemächtigt sich eines Berners, der sich um 400 Gulden loskaufen muß. Als die Berner deßwegen auf die Basler greifen wollten, ward er daselbst weggewiesen, kehrte nach Luzern zurück und bat den Rath um Schutz und Hülfe. Dieser untersagte ihm jede feindliche Handlung gegen Bern; der Streit aber blieb unausgemacht. Schilling, der reich gewesen, war nun so arm geworden, daß er mit Sandfuhren

für die Oberkeit sich Taglohn erwerben mußte. Die Berner, als sie ihn ausgekundschaftet, boten denen, die ihn umbrächten würden, Geld. Da machten sich Einige auf, erstachen ihn ob seiner Arbeit in der Sandgrube, brachten zum Beweis, daß sie diesen Bernerfeind getödtet, seinen Gürtel und Gewand nach Bern und empfingen den Lohn. Luzerns Oberkeit erklärte sie für Mörder, worüber die Berner zürnten, da sie die Schmach des Urtheils auch traf. „Schilling," sagten sie, „ist unser abgesagte Feind gewesen." Die Luzerner aber behaupteten: er habe nach kaiserlichem Recht gehandelt, da Bern ihn rechtlos gelassen; bei ihnen habe er nichts Feindliches gegen Bern geübt und zum Recht stehen wollen; sie blieben bei ihrem Urtheil über Schillings Mörder. Es waltete deßwegen großer Widerwille zwischen beiden Städten.

Die Länder.

Um Freiheit und Unabhängigkeit vollständig zu gewinnen, benutzten die Länder jede Gelegenheit zum Auskauf von Gütern, Zinsen und Rechten, die fremde Herren und Stifte bei ihnen hatten, und verhüteten zugleich durch Gesetze, daß keine Güter mehr an ausländische Besitzer fallen, so daß, wenn solche erbsweise Ausländern zu Theil werden sollten, sie doch nur an Landleute verkauft werden durften. Die kriegslustige Jugend machte nicht nur mit den Kaisern Heerzüge nach Italien, sondern auch für den Herzog zu Mailand und für den Freiherrn von Vaz nach Bünden. Solche Züge wurden 1369 verboten; dennoch geschah schon 1373 wieder ein Söldnerzug nach Italien. Ernste Gesetze schützten den Landfrieden. Jeder Landmann mußte die nach dem Maße seines Vermögens ihm vorgeschriebenen Waffen besitzen. Gewaltthaten rächten die Beleidigten oft auf eigene Gefahr, wofür sie Freunde zu Hülfe warben. Als Graf Gottfried von Habsburg den Brüdern Scheitler von Uri Kaufmannsgüter auf der Straße wegnahm, ergriff ihn eine von denselben angeführte Schaar Urner und Schweizer zu Einsiedeln, und ließen ihn nicht los, bis er allen Schaden vergütet, mit 200 Gulden den Frevel gebüßt und

geschworen hatte, sich nicht zu rächen (1371). Die Ausübung des Münzrechts überließen die Länder 1426 für 50 Jahre ihren Eidgenossen von Zürich und Luzern. Ihre Landammänner wurden von dem Kaiser mit der oberstrichterlichen Gewalt der Reichsvögte belehnt.

Uri.

Dieses Land benutzte die Zeit des Friedens im Jahr 1359, um den Zoll zu Fluelen, nebst allen Gütern und Rechten des in Schulden versunkenen Klosters Wettingen loszukaufen, und die Eidgenossen leisteten ihm Bürgschaft. In Kriegszeiten wurden etwa die Zinse und Einkünfte an ausländische Stifte zurückbehalten, und man beeilte sich dann eben nicht mit der Entschädigung. So mußte Uri nach dem Spruch von Schiedrichtern 1356 und 1393 dem Fraumünster in Zürich das Vorenthaltene erstatten. Bald aber kaufte sich das Land von allen Pflichten gegen dasselbe mit 8468 Gulden los, und machte sich rechtlich davon frei. Ein nicht befolgtes Muster der Treue für die Eidgenossen war die Weigerung Uri's, an der Beherrschung der Herrschaften Theil zu nehmen, die auf Befehl des Kaisers und der Kirchenversammlung, aber zuwider dem beschwornen Frieden, von Oestreich 1415 erobert wurden. Im Lande selbst gab man ein Beispiel strenger, rücksichtloser Gerechtigkeit. Landammann Johannes Roth, Sohn des Helden, der in der Schlacht bei Bellenz fiel, nahm von einem fremden Fürsten Geld. Da ward er, als der Ehre und Treue vergessen, vom Amte gestoßen, und sein Name aus dem Verzeichniß der Landeshäupter getilgt.

Das liebliche Alpenthal Urseren, das in den Höhen des Gotthardsgebirges von einer schauerlichen Felsen- und Schneewüste umgeben liegt, trat 1410 in ewiges Landrecht mit Uri. In uralter Freiheit hatte dieses Alpenvölklein, das die Reichsstraße über den Gotthard schützte und unterhielt, nach selbstgemachten Satzungen unter selbstgewähltem Rath und Gericht gelebt. Nur der Abt von Disentis, der hier viele Güter besaß, hatte eine Art von Oberherrlichkeit durch die Bestätigung seines Ammanns geübt, und der Kaiser verordnete den

Reichsvogt für's Blutgericht. Kaiserliche Urkunden versicherten diesem Ländchen ewigen Frieden, wofür es zu jeder Zeit freien Paß gewähren sollte. Dennoch blieb es nicht von Fehde frei. Zweimal mußte sich Uri den freien Paß gegen einen östreichisch gesinnten Reichsvogt, den Abt von Disentis und dessen Verbündete erzwingen, und erwarb dann die Zollfreiheit bis Bellenz hinab. Endlich ward zwischen Uri und Ursern eine ewige Verbindung geschlossen. Ursern behielt seine Landsgemeinde, Ammann, Rath und Gericht, und Uri trat in die Stelle des Reichsvogts, setzte den obersten Richter, und in wichtigen Fällen ging die Berufung an seinen Rath.

Schweiz.

Eine Ungerechtigkeit, aus Uebereilung begangen, ward von den Schweizern auf die schönste Weise gut gemacht. Stälzing, ein Landmann von Schweiz, forderte an den Ritter Ulrich von Ems tausend Gulden. Dieser erkennt die Schuld nicht an, wird aber auf Stälzings Klage bei Gelegenheit gefangen genommen, und ihm erst nach geleisteter Bezahlung, doch auf Recht hin, die Freiheit wieder gegeben. Frei geworden, klagt er nun vor dem Gericht zu Schweiz selbst auf Stälzing, beweist dessen Forderung als falsch, und das Gericht urtheilt: Stälzing soll das Geld erstatten, alle Kosten und Schaden ersetzen und nach Verdienen gestraft werden (1367). Als die übrigen Eidgenossen 1401 dem neuen Kaiser Ruprecht huldigten, weigerten sich die von Schweiz, es auch zu thun, und sagten: „Seit 200 Jahren hätten sie, die unsere Vorfahren freiwillig zu Schirmern angenommen, schützen sollen, und haben es selten gethan.“ Die Landleute, welche Oestreich Zinse und Dienste schuldig waren, hatten sich so eifrig ausgekauft, daß sie nur noch einen jährlichen Zins von 13 Pfund schuldig blieben. Die Kastvogtei über Einsiedeln übertrug Kaiser Siegmund von Oestreich auf das Land Schweiz, unter der Bedingung, das Kloster an seinen Rechten und Freiheiten nicht zu beeinträchtigen; dieses kaufte 1370 die Herrschaft über Wolrau und Reichenburg. Die Appenzeller eroberten den östreichischen Antheil der Mark, die einst von den Grafen von Rapperswil an

Habsburg und Tokenburg vererbt ward, und schenkten sie dem Lande Schweiz für dessen Beistand. Als die Eidgenossen darin eine Verletzung des Friedens mit Oestreich sahen, und wollten, daß Schweiz mit Oestreich deßwegen ins Recht trete, antworteten die Schweizer: Oestreich habe darüber nicht mit ihnen, sondern mit den Appenzellern zu rechten. Graf Friedrich von Tokenburg vermachte eben diesem Lande auch seinen Antheil an dieser Landschaft auf den Fall seines Todes. Die Leute in der Mark genossen beinahe vollständige Freiheit; sie wählten an einer Landsgemeinde Landammann, Rath und Gericht; nur die Appellation in wichtigen Dingen ging nach Schweiz. In eben solcher Freiheit lebten die Leute von Küßnacht, welche 1414 das Landrecht zu Schweiz erhielten und dessen Oberherrlichkeit anerkannten.

Unterwalden.

Dieses Land gab zu wiederholten Malen das warnende Beispiel der Volksverführung einiger Vornehmen, unter dem Vorwand, Andern zur Befreiung zu helfen. Daraus entstanden die schmählichen und schädlichen Fehden gegen die Rinkenberg und Bern, und 1380 gegen die Entlibucher, in denen sie alles Recht wider sich hatten und am Ende die Verführer nach Verdienen büßen ließen. Die Berner und die Entlibucher schlugen die Rotten des Volkes, das im gerechten Krieg so tapfer und siegreich war, wie damals, als es (1375), im Verein mit den Entlibuchern, als treue, gute Nachbaren, das französische Räuberheer in Büttisholz schlagen half. Alpnach und Hergiswil sparten Gut zusammen, lösten sich von ihren Herren aus und wurden dann freie Gemeinden, jene von Obwalden, diese von Nidwalden. Den Bettelorden ward 1382 das Betteln von Haus zu Haus von der Landsgemeinde, bei der sie über andere bettelnde Mönche klagten, die diese Freiheit nicht haben, bewilligt.

In einem hohen, engen Bergthal, zwischen den Hochgebirgen von Uri und Unterwalden, baute 1083 der Freiherr Konrad von Seldenbüren das Kloster Engelberg, das von ihm u. a. Adel große Vergabungen, besonders

auch in Unterwalden, erhielt, und der Stifter ward selbst Mönch in seinem Kloster. Der Abt war Alleinherr, wie des Klosters, so auch des kleinen Völkleins, das sich in diesem Thale, das vor der Klosterstiftung menschenleere Wüste war, ansiedelte. In der Folge ward auch ein Frauenkloster daselbst gestiftet, das 1345 bis auf 200 Nonnen enthielt. Die 4 Waldstätte wurden mit der Zeit die Schirmherren des Klosters. Als die Thalleute sich 1412 empörten, und von den Nidwaldnern, freilich mit Vorbehalt der Rechte des Klosters, in das Landrecht aufgenommen wurden, dann aber übermüthig allen Gehorsam und Abgabe verweigerten, und sammt den Nidwaldnern den Bann der Kirche und die Mahnung der Eidgenossen verachteten, wies sie ein Rechtspruch zu Erfüllung ihrer Pflichten und die Nidwaldner, ihnen das Landrecht aufzukünden.

Gersau, eine auf der Abendseite des Rigi am Vierwaldstättensee liegende, zerstreute Gemeinde, war ein östreichisches Lehen, das die Herren von Moos von Uri besaßen. Noch während sie unter dieser Herrschaft stand, machte sie Bund mit den Waldstätten (1359). Lange sparten die Leute so viel Gut zusammen, um sich von ihrer Herrschaft loszukaufen, das 1390 geschah, und Gersau ward nun ein ganz freies, unabhängiges Gemeinwesen.

Zug.

Im Sempacherkrieg zerstörten die Zuger, in Verbindung mit den Luzernern und Schweizern, drei ihnen gefährliche Burgen in der Umgegend, unter diesen die Stammburg der mächtigen Hünenberger; dagegen fielen 42 Zuger 1388 mit ihrem Ammann bei Buonas, weil sie unvorsichtig in den Hinterhalt eines feindlichen Heerhaufens gerathen waren.

Die sonderbare Verfassung des Ortes Zug verursachte 1404 einen gefahrvollen Streit. Die Stadt und die drei Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar waren so verbunden, daß, wenn die drei Gemeinden („das äußere Amt" geheißen) Einer Meinung waren, die Stadt, und wenn eine jener Gemeinden mit der Stadt stimmte, die zwei übrigen folgen mußten. Seit Alters war Siegel und Banner in der Stadt

Die drei Landgemeinden forderten nun: Die Stadt soll solche nicht ausschließlich verwahren, weil sie allen gemein seien. Die Stadt antwortet: Wir haben sie immer mit Ehren verwahrt; der Bund behält alle bisherigen Rechte und Gewohnheiten vor, und wir bieten dafür Bundesrecht an. Die Gemeinden erwiedern: Nach unserm Herkommen muß der mindere Theil dem mehrern folgen; geschieht dieß nicht, so brauchen wir Gewalt. Nun werden die Eidgenossen von den Stadtbürgern gemahnt, sie beim Recht zu schützen. Die Eidgenossen dringen auf Entscheidung durch Bundesrecht. Die äußern Gemeinden aber weisen es mit der Behauptung ab: daß es dem Bund zuwider sei, sich in ihre einheimischen Sachen zu mischen, und finden Beifall bei dem Volk zu Schweiz. Gegen den Willen der Mehrheit des Raths, die zum Recht stimmte, ziehen Rotten von Schweiz jenen Gemeinden zu Hülfe. Die Stadt Zug wird eingenommen, viel geraubt und die Bürger müssen geloben, unbedingt dem Ausspruch derer von Schweiz zu folgen. Eben die, welche das Recht vor den Eidgenossen verweigerten, wollen nun, daß das einzige sich parteiende Ort Schweiz spreche! Die Eidgenossen, in Entrüstung darüber, brachen mit ihren Bannern auf. Am 23. Weinmonat besetzten 3000 Luzerner die Stadt, und am 27. rückte die ganze Macht der Eidgenossen, 10,000 Mann stark, nach Baar. Da ergaben sich die Gemeinden und schwuren, Spruch und Strafe von ihnen anzunehmen. Vermittler von Bern, Solothurn, Glarus, Basel, Straßburg, besänftigten den Zorn der Eidgenossen gegen die von Schweiz, und auch diese unterwarfen sich, gestanden, einen Frevel begangen zu haben, und versprachen, unbedingt dem Spruch der Eidgenossen zu folgen. Zug blieb nun bei der Verwahrung von Siegel, Banner und Landesbriefen; aber Stadt und Gemeinden sollten gemeinschaftlich den Bannerherrn aus den Stadtbürgern wählen. Schweiz mußte tausend Gulden an die Eidgenossen bezahlen, woraus diese mit 600 Gulden die Beraubten entschädigten, so daß ihnen nur 400 Gulden an die Kriegskosten blieben. Schnell kehrte Vertrauen und Eintracht zwischen Stadt und Gemeinden zurück; sie zogen bald miteinander unter dem gemeinschaftlichen

Banner aus, und noch länger als ein Jahrhundert wurden die Ammänner nur aus den Stadtbürgern gewählt. In Schweiz erhob sich Streit über das Strafgeld. Die acht Räthe, die mit den Volkshaufen gestimmt hatten, müssen 200 Gulden bezahlen; das Uebrige leistet der Landessecket.

Am 4. März 1435 traf die Stadt großes Unglück. Abends um 5 Uhr spaltete sich die Erde, und zwei Straßen mit 60 Menschen versanken in dem See. Wer eiligst floh, rettete sich; wer aber Habe flüchten wollte, ging unter. Nun ward eine kleine neue Stadt der alten angebaut. Als man eine neue Ringmauer aufrichtete, da der Krieg mit Zürich drohte, sagte eine Frau: „Was wollt Ihr da eine neue Mauer bauen und Zürich Euere alte Vormauer niederreißen?“

Die Stadt hielt gut Haus und hatte immer vorräthiges Geld zu Ankauf von Zehnten, Wäldern und Gebiet. Schon 1379 kaufte sie Walchweil, dann die Vogteien Risch und Cham. Die Edeln von Hünenberg verkauften 1417 ihre Stammherrschaft erst an zwei Brüder, ihre Unterthanen, und diese an die sämmtlichen Mitunterthanen, welche die Kaufsumme zusammenlegten. Da steuerten Knaben, Knechte, Weiber. Kessel, Häfen, Bettgewand u. a. wurden versetzt, um das Geld auftreiben zu können. Dann nahmen die frei gewordenen Leute zu Hünenberg das Burgrecht der Stadt, das sie schützen sollte, und sie wählten alle zwei Jahre selbst einen Landvogt aus der Stadt, der mit ihren vier Richtern Gericht hielt, und ihr Gemeinwesen regieren half. — Die Stadt fing an, ihre Allmend durch Austheilung zu Pflanzboden, besonders für ärmere Bürger, vortheilhafter zu benutzen. Weibliche Frömmigkeit und Wohlthätigkeit war es vorzüglich, wodurch Spital und Siechenhaus noch mehr begabt wurden.

Glarus.

Nach dem Eintritt in den Schweizerbund leisteten die Glarner ihre Zinse und Abgaben an den östreichischen Vogt Gottfried Müller von Zürich, wie zuvor. Während des Krieges hielten sie die Gefälle des Stifts zurück, leisteten aber dafür durch die Richter und Räthe Bürgschaft, entrichteten

sie dann 1372 vollständig und legten alles Streitige durch einen Vertrag bei. Als beim Ausbruch des Sempacherkrieges die Berufung an das Stift Seckingen aufhören mußte, setzte die Landsgemeinde 1387 ein Obergericht ein, und machte mehrere Satzungen für Sicherheit und Recht. Während das Glarnerbanner nach der Rettungsschlacht bei Näfels vor Rapperswil lag, wagte das Volk im Gaster einen Raubzug ins Unterland; eilig brechen 300 Landleute auf, verfolgen die Feinde bis unter Schännis, ereilen sie hier, schlagen sie, entreißen ihnen den Raub und kehren mit großer Beute aus dem Feindesland heim. Der Friede gab Glarus die neuen Landleute auf Filsbach, Urnen mit der Oberwindek und Bilten. Wesen ward Oestreich zurückgegeben, doch sollte es nie ummauert werden und keiner der meineidig gewordenen Bürger je daselbst wohnen. Anderthalb Jahre nach der Schlacht bei Näfels bat der Adel, dessen Verwandte in derselben umgekommen, auf der Stelle, wo sie begraben liegen, ein Kloster bauen zu dürfen, das reichlich begabt werden solle. Der Abt von Rüti, dessen Bruder da gefallen war, bot 12,000 Gulden an. Die Bitte ward abgeschlagen, weil die Glarner den Einfluß des Adels fürchteten, und besorgten, es möchten die schönsten Güter des Landes an das Kloster erkauft und vergabt, und so den Landleuten entzogen werden; dagegen gestatteten sie die Wegführung der Leichen. Den Abt von Rüti trieb die brüderliche Liebe, daß er, den Verwesungsdunst nicht achtend, selbst Hand anlegte; die Menge der ausgegrabenen Leichen ward nach Rüti geführt. Endlich wurden 1395 alle Herrschaftsrechte und Einkünfte, welchen Namen sie haben mochten, mit 2022 Gulden, wie sie unparteiisch geschätzt worden, losgekauft, und ebenso alle Ansprachen, welche Ausländische auf Zehnten, Zinse u. s. w. im Land hatten, mit 1100 Goldgulden ausgelöst. Nur, gleichsam als Andenken, blieb ein Zins von 16 Gulden ans Kloster Seckingen, der bis zur Revolution entrichtet ward. So besaß nun Glarus, nach Befriedigung des strengsten Rechts, die freieste Unabhängigkeit.

Kein Ort der Eidgenossenschaft übertraf nun Glarus an Thätigkeit für die Eid- und Bundsgenossen. Der ewige

Bund, den die Glarner 1400 mit Herren und Gemeinden in Bünden, in Folge eines Friedens, den sie daselbst vermittelten, schlossen, war die erste bleibende Verbindung, in welche die Bündner mit den Eidgenossen traten. Als der Bischof von Chur mit seinen Verbündeten sich durch Raub an einem ihrer Landleute rächte, ziehen sie, verstärkt durch Eidgenossen, zur Vergeltung aus. Einen Feind, der sie besonders befehdete, Klaus Wurzer von Amden, reicher Bürger zu Chur, hatten sie 1405 im Gaster ausgekundschaftet; hier, in Graf Friedrichs von Tokenburg Gebiet, überfielen sie ihn, um ihn nach Glarus zu führen, werden aber aufgehalten, und ihnen das Recht vom Landesherrn dargeschlagen; da stehen sie von ungerechter Gewaltthat ab und ein Vertrag hebt dann die Fehde auf. Zürich gab Glarus einen Beweis freundlicher Gesinnung, als es 1408 einen weniger beschränkenden Bund bewilligte. Den gefährlichen Streit in Zug helfen die Glarner vermitteln, und ebenso söhnt 1413 ihre Botschaft nochmals einen Krieg in Bünden. Schaaren von Freiwilligen helfen den Appenzellern ihren Freiheitskampf bestehen. Den von Schweiz angebotenen Mitbesitz der Mark lehnen sie auf der Eidgenossen Abmahnen ab. Mit ihren Eidgenossen ziehen sie in die Kriege *jenseits* des Gotthards und gegen Oestreich, und treten in den Mitbesitz von Baden und der freien Aemter. Mit dem mächtigen Nachbarn, Graf Friedrich von Tokenburg, Herrn von Sargans und Gaster, schließen sie 1419 ein zehnjähriges Schutzbündniß, worin sie ihm Beistand auch gegen Unterthanen versprechen, die ihm schuldigen Gehorsam verweigern würden. Wegen Aufnahme von Leibeigenen aus dem Sarganserland ins Landrecht (1428), kam Glarus in Streit mit dem Grafen von Tokenburg und Zürich. Der Graf legte Beschlag auf Hab und Gut der Entlaufenen. Eidgenössische Mittler wiesen den Streit ans Recht. Indessen wollten diese Eigenleute durch Huppban, einen Glarner, ihr Vieh nach Glarus holen lassen. Die von Walenstad nahmen es ihm weg; als er aber vorgibt, daß sein Vater es jenen abgekauft habe, lassen sie es folgen. Da kommt ein Geschrei nach Glarus: Huppban sei erstochen worden, und man habe ihm das Vieh weggenommen; der Landsturm erging; das Banner

durch schon auf, und hätten nicht die „Ehrbaren“ so ernstlich gewehrt, man hätte Land und Leute des Grafen angegriffen. Während des Lärmes kommt Huyphan mit dem Vieh nach Hause, und der Zorn legt sich; dennoch blieb Unwille. Der Graf hatte sein Volk auch zur Gegenwehr aufgemahnt und Zürich zur Hülfe gemahnt. Nochmal kommen der Eidgenossen Boten und mahnen die Glarner ernstlich zum Recht. Sie folgten und der Auflauf zerging. „Dieß Unglück,“ sagt Tschudi, „kam alles von der neuen Landleute wegen, die man unbedachtsam, wider der Ehrbarkeit Willen, angenommen hatte. Denn, wenn der Pöbel und die Schreier an den Gemeinden überhand nehmen, so folgen ungereimte, schädliche Rathschläge, die zu Verderbung und Zerstörung von Leuten und Land dienen.“ Der Rechtspruch hob das streitige Landrecht als rechtswidrig auf. Für die Eigenleute aber ward volle Begnadigung bei ihren Herren ausgewirkt. Jede Partei sollte Kosten und Schaden an sich haben. Durch Rechtsprüche wurden auch Grenzstreitigkeiten mit Uri und Schweiz, 1421 und 1435, beigelegt. Im Walliserkrieg mitteilten die Glarner, und die unbändig gewordenen Appenzeller halfen sie mit den Eidgenossen zurechtweisen.

Vergeblich suchte man den Hauptort Glarus zu einem besuchten Marktort zu machen, und verbot den Besuch der Märkte zu Wesen und Schännis; die Lage dieser Orte machte das Verbot unnütz. — Bisher war das Herkommen, daß man dem Kläger in dem Dorfe, wo er saß, Gericht hielt. Nun (1119) wurden alle Gerichte nach Glarus verlegt. Eine schwere Geldstrafe sicherte den Frieden an Landsgemeind-, Rath-, Gerichts-, Markt- und Kirchweihtagen. Als 1123 das Gericht bei einer versuchten Mordthat die Wahrheit nicht zu erforschen vermochte, ordnete es nach einem Gebrauch früherer Zeiten einen gerichtlichen Zweikampf an. Heinz hatte die Schwester Wälti Blumers, eines einfältigen, aber reichen Mannes, der kein Kind hatte, zur Frau. Um dessen Gut bald erben zu können, stößt jener seinen Schwager auf der Reise nach Uri über eine Felswand hinunter, und glaubt ihn todt; dieser aber kommt, verwundet, wieder nach Hause und klagt einigen Verwandten den Mordversuch.

Heinz aber sagt ihnen in Geheim: Er habe seinen Schwager heimlich aus der Welt schaffen wollen, weil er ihn bei einer Schandthat angetroffen, um nicht die Verwandtschaft in Schmach zu bringen. Man glaubte ihm und verhieß zu schweigen. Dennoch ward die Sache laut. Heinz und Wälti wurden gefangen und gefoltert, um die Wahrheit herauszubringen; aber beide blieben bei ihren Aussagen. Das Urtheil des Blutgerichts war: Da der Eine ein Böswicht sein müsse, und man den Schuldigen doch nicht entdecken könne, so sollen beide auf die Richtstätte geführt, jedem ein gleiches Schwert gegeben werden, und sie dann in bloßem Hemd und Unterkleid inner den Schranken auf den Tod kämpfen. Von der Verwandtschaft soll Niemand dabei zugegen sein. An dem Landtag werden beide in die Schranken geführt. Der Landammann und die 60 Rechtsprecher mit ihren Schwertern umgeben dieselben; hinter ihnen stehen die Landleute. Nun wird gebetet, daß Gott dem Unschuldigen den Sieg verleihe. Der Kampf beginnt. Eine Weile treiben die Kämpfenden einander in den Schranken herum; dann gelingt es Wälti Blumer, den Heinz mit einem Streich zu Boden zu schlagen, und er gibt ihm schnell noch etliche Stiche. Heinz fühlt den Tod kommen. Mit aller Anstrengung ruft er noch: „Ich habe über Blumen gelogen; ich wollte ihn morden," und zu Blumer: „Vergib mir!" — und stirbt.

IV.

Geschichte der östlichen Eidgenossenschaft. Kriege mit Zürich und Oestreich bis zum Burgunderkrieg. Bis 1474.

---

1. Besondere Geschichte der südöstlichen Orte.

Bünden.

In dem Lande Rhätien, nach der Vereinigung seiner Theile durch ewige Bündnisse, Bünden genannt, wiederholt sich im Kleinern die wunderbare Mannigfaltigkeit der Schweiz in Natur und Volk. Dieß Land besteht aus einer Menge von Thälern im östlichen Alpengebirge, das sich hier vielfältig verzweigt. Seine Gewässer strömen durch den Rhein, den Inn und die Nebenflüsse des Tessin den nördlichen, östlichen und südlichen Meeren Europa's zu. Seine Dörfer liegen am nördlichen und südlichen Saum der Gebirge, von Ackerfeld, Weinbergen und Obsthainen umgeben; die meisten im Schooße von Thälern oder an Berghalden in futter- und obstreichem Wiesgelände; viele auch in hohen, wilden Thälern und Ebenen, den Alpen nahe, ja manche, wo kein Baum mehr wächst. Seine Einwohner sind aus dem deutschen und italienischen Volksstamm gemischt; diese letztern reden meist eine zweifache romanische oder uralte lateinische Sprache. Seine drei Bundesstaaten theilen sich wieder in viele kleine Freistaaten, die sich in ihrem Innern auf verschiedene Weise regieren, und in frühern Zeiten sah man beieinander, ja gemischt, bischöfliche, monarchische, adelige und Volksregierung in mannigfaltiger Art. Sein Volk ist im Ganzen ein Hirtenvolk von alter, einfacher Sitte und Lebensart, das wenig von dem kennt und genießt, was auf den Straßen, die durch seine Gebirgspässe führen, Italien und die Rhein- und Donauländer gegen einander austauschen.

Die Rhätier waren das letzte Alpenvolk, das unter Kaiser Augustus der römischen Herrschaft unterworfen ward. Die römische Provinz Rhätien zog sich von den Rheinquellen bis über Tirol hinaus, und von den Ebenen der Etsch bis an die der Donau und des Bodensee's. Nun wurden Straßen durch die Pässe des Hochgebirges nach Deutschland und Helvetien eröffnet. Nach der Völkerwanderung nahmen die Ostgothen Besitz vom Land, und diesen entrissen um 549 die Franken die Herrschaft. Das Christenthum kam schon unter römischer Herrschaft ins Land. Zu Chur saß ein Bischof. Einer der irländischen Apostel, Siegbert, stiftete in der Wildniß, unfern den Quellen des Vorder- und Mittelrheins, das Kloster Disentis, und verursachte den Anbau dieser wilden Gegenden. Viktor, ein mächtiger Landesherr im Domleschg, war der erste Statthalter der fränkischen Könige, und seine Nachkommen waren zwei Jahrhunderte hinab die Statthalter und Bischöfe Rhätiens. Nach ihrem Aussterben war die weltliche und geistliche Regierung im Bischof vereinigt, und den Grafen nur der Schutz des Landes aufgetragen. Schon im 10ten Jahrhundert findet man im Juliergebirg ein Eisenbergwerk und bei Maienfeld Weinbau. Der zahlreiche Adel erbaute eine Menge von Burgen; es war zum Theil ein Raubadel, der besonders in dem Krieg zwischen der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt die Pässe unsicher machte. Die Bischöfe mußten ihre Herrschaft und Güter gegen die mächtigen Landesherren durch öftere Fehden und Bau von Burgen schützen.

Bischof Konrad von Biberach kaufte 1139 das Ober-Engadin an das Bisthum, und sorgte, wie sein Nachfolger, Adelgott, Schüler des h. Bernhard, für bessere geistige und sittliche Bildung der Geistlichen seines Stiftes; dieß hatte viele Vergabungen an Kirchen und Klöster zur Folge. Zu seiner Zeit hauste im Domleschg ein rauher Ritter, Rudolf von Rothenbrunn; er führte räuberische Fehden und spottete der Religion wie der Geistlichkeit, bis ihn unerwartete Ereignisse, welche die Sage in Wunder verwandelte, plötzlich bekehrten. Da machte er eine Wallfahrt ins heilige Land und begab sich dann um 1150 mit Gefährten in die Wildnisse

an dem Waldstrom Rabiosa, durch welche die Straße nach Italien führte, wo sie nun als Einsiedler von Arbeit und Almosen lebten, eine Kapelle errichteten, Reisende, Hirten und Heerden gegen Räuber und Raubthiere schirmten. Es entstanden nun, durch besonders wohlthätige Förderung des Landesherren von Vaz, aus Vergabungen Kloster, Kirche, Spital; es zogen sich viele Ansiedler dahin und bauten das Dorf Churwalden und andere in dieser Gegend. So ward nach und nach das ganze Berggelände bewohnt und bebaut. Ritter Rudolf ward selbst Mönch in dem Kloster. Ein thüringischer Ritter, der hier (um 1166) auf der Reise krank ward, Pflege fand und starb, vergabte dem Kloster alle seine Güter in der Heimath. Aber mit Reichthum und Ueberfluß kam auch bald Verderbniß. Donat von Vaz zerstörte das Nonnenkloster, das auch daselbst errichtet worden, weil es ein Sitz der Ausgelassenheit geworden war.

Die freien Gemeinden in Rhätien und die Herren von Vaz.

1024—1289.

Aus sehr frühen Zeiten hat man Nachrichten von freien Gemeinden in Rhätien. Zerstreut im Hochgebirg lebten die „freien Walser." Schon 1024 nannte der Kaiser die Pregäller „Leute eines freien Stammes und Wesens," bestätigte ihre Freiheit und gab ihnen Versicherung, sie sollen unter keinem Grafen oder Herzog, sondern unmittelbar unter dem Schirm des Reichs stehen. Im XII. Jahrhundert führte Kaiser Friedrich I. deutsches Pflanzvolk aus Schwaben in das noch unbewohnte Rheinwaldthal, das sich gegen die Quellen des Hinterrheins in den Vogelberg hinaufzieht, und öffnete da die Hauptstraße über den Splügen nach Italien. Umgeben von romanischem und italienischem Volk haben sie ihre Muttersprache, wie ihre Freiheit, immer erhalten. Im XIII. Jahrhundert nahm sie der mächtigste der Landesherren, Freiherr Walter von Vaz, in seinen Schutz. Er verpflichtete sich, sie wider jede ungerechte Gewalt zu vertheidigen, und bestätigte die Gesetze, die sie unter sich errichtet hatten.

Sie versprachen ihm dagegen Zuzug in seine Kriege dießseits der Berge, doch in Kosten des Herrn. Ihre Abgabe bestand in einem jährlichen Schutzgeld von 20 Pfund, das sie nur so lange schuldig sein sollten, als der Herr sie schütze. — Auf einer Jagd mit oberwalliser Jägern drang ums Jahr 1233 jener Herr von Vaz dem Strome, das Landwasser geheißen, folgend, hinauf in die Hochwälder seines Gebietes. Da entdeckten sie eine weite, große Ebene mit schönen Lerchen und Tannen besetzt, und den See, aus welchem das Landwasser abfloß. Der Freiherr schickte 12 der bei ihm sich aufhaltenden Walliser, die des Aufenthalts in den rauhesten Gegenden gewohnt waren, hin, den Wald auszurotten und sich dort anzubauen, und übergab ihnen das Land lehensweise. Jeder suchte sich nun einen Ort, wo es ihm am besten gefiel; da baute er Haus und Stall und zog mit seinem Hausgesinde hin. So entstanden die zwölf ersten Höfe der Landschaft Davos. Die ersten Bewohner mehrten sich, und andere zogen zu ihnen hinauf. Die Wälder fielen, und es wurden Wiesen; es sammelte sich eine Gemeinde. Der Landesherr gab nun das Land der Gemeinde zu Lehen, wofür sie jährlich einen bestimmten Zins an Käsen, Schafen, Fischen vom See u. a., oder eine bestimmte Summe Geldes dafür entrichten mußte. Ward der Zins nicht bezahlt, so fiel das Lehen doch nicht ledig, sondern der Zins ward auf das Vieh ausgepfändet. Die Gemeinde wählte einen Ammann, auf so lange er ihr gefällig war. Walters Sohn, Donat, gab (1289) diesem neuen Volke urkundliche Bestimmungen seiner Freiheiten und Rechte. Sie sollen nicht verpflichtet sein, der Herrschaft außer ihrem Landesbezirk in den Krieg zu folgen, und nur in des Herren Kosten und Zehrung. Hat die Herrschaft Mißverständniß mit ihrem Volk auf Davos, so kann dasselbe von freien Männern aus andern Gerichten beurtheilt werden; in bürgerlichen Streitigkeiten soll der Ammann Richter in der Landschaft sein. Die rückständigen Schulden erließ er ihnen. Ebenderselbe gab dem Hochgerichte Belfort folgende urkundliche Erklärung: „Ich bezeuge, daß meine Leute in Belfort mir gute Dienste, Wille, Treue und Beistand geleistet haben; deßhalben ich selbige als freie Leute,

und nicht mehr als Leibeigene, erkläre, und daß ich ihnen gegen jeden Feind treuen Beistand leisten will; so ich aber befehdet werde, versprechen sie mir Gleiches zu thun." — Dieser Volks- und Menschenfreund ward von einem östreichischen Mönch als der grausamste Tirann verläumdet, weil er Freund der Waldstätte, Feind Oestreichs und des Bischofs von Chur war. Da er eines plötzlichen Todes starb, so nannte das der Mönch eine göttliche Strafe. Seine großen Herrschaften erbten die Häuser Tokenburg und Werdenberg.

Bündnisse bis zur Entstehung der drei Bünde.

1261 — 1424.

Schon in frühen Zeiten zeigen sich Verbindungen der eidgenössischen Länder mit Bünden; ja schon um 1261 schützte der Herr von Vaz, vereint mit Schweiz und Glarus, die Gräfin Wittwe von Rapperswil gegen den Abt von St. Gallen. Der Abt von Disentis machte 1319 Bund mit Uri, und nebst andern Herren im Oberland 1339 mit den drei Waldstätten, mit deren Beistand auch Donat von Vaz den Bischof von Chur sammt der östreichischen Partei in Bünden 1321 und 1323 schlug. Besonders förderte Frieden und Bündniß, wie bei den Eidgenossen selbst, so auch in Bünden, der vortreffliche Abt zu Disentis, Thüring von Attinghausen von Uri.

Eine Fehde, welche die Freiherren von Rhäzuns und ihre Verbündete im Oberland mit Hülfsvolk von Glarus gegen den Bischof von Chur führten, war Ursache, daß der Bischof, nebst seinem Hause Werdenberg, mit vielen Gemeinden der Gotteshausleute 1396 einen Schutzbund schloß, wobei die von Schams, Savien und Rheinwald ihre ältern Bündnisse vorbehielten. Diesem Bund setzten der Abt von Disentis und Herren und Gemeinden im Oberland 1400 einen Schutzbund mit Glarus entgegen, der währen sollte, „so lange Grund und Grat steht," und 1407 ward ein ähnliches Bündniß mit Uri geschlossen. Durch der Glarner Vermittlung wurden mehrere Fehden in Bünden beigelegt. Auch zeigte sich bei einem Streite zwischen den Glarnern

und den Herren von Rhäzuns, wegen eines Leibeigenen (1418), wie sehr damals schon das Joch der Leibeigenschaft milder geworden, und Erwerbsfreiheit und Schutzrecht des Eigenthums auch den Leibeigenen zu Theil geworden. Jakli Urt von Waltensburg war so reich geworden, daß selbst seine Herren ihm Schuldner wurden. Er begab sich nach Glarus und erhielt daselbst das Landrecht, womit aber die Glarner das Herrenrecht verletzten. Urt kam nun in Streit mit seinen Herren wegen der Güter und Schulden in seiner Heimath, und da diese auf sein Gut griffen, zog er mit einer Schaar Glarner hin, um es mit Gewalt zu schützen. Die angesehensten Glarner aber eilten nach, um den Streit zu schlichten, der ihnen auch von beiden Parteien zum Spruch übergeben ward. Die Herren von Rhäzuns willigten in Urts Befreiung von der Eigenschaft gegen ein Lösegeld von 400 Gulden, und gestatteten ihm freien Handel und Wandel; aber ohne ihre Erlaubniß solle er sich nicht mehr haushäblich zu Waltensburg setzen dürfen; Urt dagegen erließ den Freiherren die Schuld. Im folgenden Jahr bewarben sich auch die Herren von Rhäzuns um das Landrecht zu Glarus, „um der Freundschaft und Liebe willen, so dieselben ihnen oft erzeigt haben; alle ihre Festen sollen den Glarnern offen stehen.“

Um für das Bündniß der Herren im Oberland mit Glarus und Uri ein Gegengewicht bei den Eidgenossen zu haben, schloß der Bischof sammt der Stadt Chur und den Gotteshausleuten 1419 ein Burgrecht mit Zürich. Bald verlangte dann der Bischof bundesmäßige Hülfe gegen den Grafen von Tokenburg. Die Zürcher aber, mit denen der Graf auch Burgrecht hatte, forderten, daß der Bischof den Streit ihrem Schiedspruch übergebe; als er dieß verweigerte, antworteten sie ihm: „Wir sind nicht gewohnt, alte Freundschaft für neue hinzugeben.“ Da folgte der Bischof. Vermittler von Zürich und den Gotteshausleuten bewirkten Frieden und Vertrag, als die Bürger zu Chur, in Besorgniß eines Ueberfalls vom Bischof, mit dem sie über Aemterwahl Streit hatten, den bischöflichen Hof erstürmten und plünderten. Der Bischof behielt sein altes Recht in der Ernennung des Vogtes,

als obersten Richters u. a. Rathstellen; jedoch ward die Zustimmung oder der Vorschlag der Bürgerschaft bedingt. Die Bürger mußten den Raub ausliefern. Weltliche Dinge sollten nicht mehr vor geistliches Gericht kommen. Streitigkeiten zwischen dem Bischof und der Stadt sollen in Zukunft die Gotteshausleute entscheiden. Der Bischof war über Zürich unzufrieden und erneuerte nun das Bündniß mit Oestreich. Damit regte er allgemeine Besorgniß auf, und beförderte gerade dadurch die Entstehung der drei Bünde.

Die drei Bünde in Rhätien.

1424—1436.

Burgvögte und Beamtete des hohen Adels in Rhätien übten eben solche Gewaltthaten und Schändlichkeiten, wie die Vögte in den drei Waldstätten. Da zwang ein Schloßvogt auf Bärenburg einen Bauer, mit Schweinen und Federvieh aus einem Troge zu essen, der ihn dann aber einmal in seinem Dorfe ein Gleiches zu thun zwang. Ein anderer schickte den Bauern Vieh in die Saaten, und ein anderes Mal sie er in den Brei, den eine Haushaltung essen sollte, ward dann von dem Hausvater ihn selbst auszufressen gezwungen, und das Volk brach hierauf seine Burg. Für Leib, Ehre und Gut war vor diesen Drängern Niemand sicher. Erhoben die armen Leute Klagen bei ihren Herren, so fanden sie, keine Hülfe, oder wurden gar verächtlich abgewiesen und die ruchlosen Beamteten blieben unbestraft. Zudem war das Volk durch die unaufhörlichen Fehden der großen Herren, besonders des Bischofs von Chur, unglücklich. Endlich übten die Mißhandelten Selbstrache.

Da beredeten sich die Vorsteher im Lande, wie sie zu alter Freiheit und Recht wieder gelangen können, und stärkten sich durch das Beispiel der Eidgenossen. Die Besorgniß vor der Wuth der Tirannen nöthigte auch sie zum Geheimniß, bis das Vorhaben zur Ausführung reif sei. In einem Walde unter dem Dorfe Truns kamen sie zur Berathung zusammen, und beschlossen, durch die angesehensten und ehrwürdigsten Altväter in ihren Gemeinden sich erst selbst an ihre

Herren zu wenden, diesen die Mißhandlungen, die sie von ihren Vögten erdulden müssen, zu klagen, so wie über die Räubereien benachbarter adeliger Herren, und sie demüthig zu bitten, solchem Elend ein Ende zu machen, daß sie einen Bund gegen die Gesetzlosigkeit schließen und Rechts- und Gerichtsformen anordnen mögen, daß jeder Gewaltthätige den Richter fürchten müsse, wozu sie möglichst helfen wollen; auch sollen sie die Herren an ihre alten Rechte und Freiheiten erinnern. Der Abt von Disentis, Peter von Pontaningen, nahm sich der Sache besonders mit freudigem Eifer an. Dieser gewann dafür die drei Freiherren von Rhäzuns, die ihres Volks Treue in der Fehde mit dem Bischof nöthig hatten, und ebenso den Grafen Johann zu Misox, der in gleicher Lage war, und dessen Volk heftige Klagen gegen seine Vögte erhob. Auch Graf Hugo von Werdenberg willigte, zwar widerstrebend, ein; Rudolf, sein Bruder, der Appenzellerhauptmann, gerne. Nur Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans wollte nichts von einem solchen Bunde wissen, und hielt seine Unterthanen noch strenger als zuvor.

In der Mitte des März 1424 versammelten sich unter dem Ahorn bei der Kapelle zu Truns die Herren und die Boten der Gemeinden des nachher so genannten obern Bundes, und beschworen einen ewigen Bund, der alle zehn Jahre erneuert werden sollte. Er lautete: „Wir wollen als treue Freunde und Eidgenossen, so lang Grund und Grat steht, einander rathen, beistehen mit Leib und Gut, Land und Leuten; wir wollen die Straßen schirmen und im Frieden halten, freien Kauf geben und lassen. Niemand wollen wir in den Bund aufnehmen, ohne gemeiner Eidgenossen Wissen und Willen. Jeder soll in Streitsachen an den Spruch kommen, der da geschieht, wohin der Beklagte gehört. Wir wollen jeden Herren, geistlichen oder weltlichen, den Edeln und Unedeln, den Reichen und Armen, jeden bei dem Seinigen lassen, wie zuvor. Jedem Bundesglied, das mahnt, wollen wir Hülfe leisten. Alles von Feinden Gewonnene soll gemeinsam getheilt werden. Streit unter Bundsgenossen wird durch ein aus andern Bundsgenossen besetztes Schieds-

gericht gütlich oder rechtlich entschieden und jeder zum Gehorsam gegen dasselbe angehalten. Ueber Sachen, gemeine Bundsgenossen betreffend, wird Tagsatzung zu Truns gehalten. Der Bund soll alle zehn Jahre erneuert werden. Es ist vorbehalten, den Bund mit gemeinsamem Willen in Zukunft zu ändern oder zu verbessern." Später schlossen sich noch andere Theile des Landes diesem Bunde an. Im folgenden Jahre wurde der, von dem bischöflichen Stifte zu Chur sogenannte Gotteshausbund, wozu schon 1396 einige Herren und Gemeinden den Grund gelegt hatten, vollständig gemacht; alle Theile sichern darin einander ihre Rechte und Freiheiten zu. Der Bischof selbst siegelte den Bund, gegen dessen willkürliche Gewalt er zuerst errichtet worden. — Die zehen Gerichte, welche großentheils schon seit alten Zeiten viele Freiheiten besaßen, beschworen 1436 einen ähnlichen Bund, als die Güter des letzten Grafen von Tokenburg, ihres Oberherrn, auf seine Verwandten sich vererbten.

Der schwarze Bund.

1431—1450.

Der Bischof von Chur und der Graf Heinrich von Werdenberg führten eine lange, für ihre Unterthanen verderbliche Fehde, die dann 1431 beigelegt wurde. Jetzt sollten die Schamser, welche von dem Grafen tiranniſch gehalten und vom Bischof demselben ungehorsam gemacht worden, sich ihrem alten Herrn unbedingt unterwerfen. Dessen weigerten sie sich, und der Bischof, auf Bitte des Grafen, that sie dafür in den Bann. Erst wurden sie vom Gottesdienst abgesöndert; dann nach 15 Tagen ihnen aller Handel und Wandel versagt und unter schauerlichen Ceremonieen die Kirchen versperrt. Die Eidgenossen und andere Herren mahnten sie scharf zum Gehorsam. Sie folgten endlich und der Bund von Truns schützte sie vor Tirannei. Jene vormaligen Feinde, der Bischof und der Graf, vereinigten sich nun zu Zerstörung des Bundes zu Truns; sie wußten den Papst und den Kaiser für sich zu gewinnen, so daß jener die Glieder des Bundes in den Bann, und dieser

sie in die Acht erklärte. Dem Grafen Heinrich von Werdenberg gelang es sogar, ein Glied von dem Bunde zu trennen, den Freiherrn Heinrich von Rhäzuns, den es verdroß, daß der Bund ihm einen Zaum gegen sein Volk anlegte. Diese Verbindung der Gegner wurde der schwarze Bund genannt, von der Kleiderfarbe des damaligen Adels. Heinrich von Werdenberg schickte mit vielem Volk den kriegserfahrnen Hans von Rechberg, seinen Tochtermann, um bei Nacht in das Schamserthal einzubrechen. Der Freiherr von Rhäzuns, durch dessen Gebiet dieses Volk ziehen mußte, sagte seinen Unterthanen, sie sollen nicht unruhig werden, wenn sie in der Nacht Geläuf hören: er wolle mit etlichen vom Adel auf die Jagd gehen. Um den Schamsern die Hülfe der Benachbarten abzuschneiden, besetzen die Feinde die Pässe. Wen sie antreffen, nehmen sie gefangen, daß Niemand warne. Dennoch bleiben sie nicht unentdeckt. Als sie dem Schloß Bärenburg zuziehen, ergreift alles Volk die Waffen, und durch einen unbesetzten Paß werden die Leute im Savierthal aufgemahnt, die eilig zulaufen. Der rechbergische Haufen wird überfallen, geschlagen und größtentheils getödtet. Jetzt brechen die Landleute aus dem Thale nach Rhäzuns hervor und nehmen den Freiherrn gefangen. Man führt ihn an den Ort, wo Blutgericht gehalten wird, und als Bundbrüchiger, Meineidiger und Verräther wird er zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter bittet ihn um Vergebung, daß er die erkannte Strafe an ihm vollziehen müsse. Der Gefangene, der sehr fett war, bat, daß er ihn doch mit Einem Streiche enthaupte. Um ihn darüber zu trösten, zieht der Scharfrichter das Schwert aus und haut damit ein Haar entzwei. Da überfällt den Freiherrn Entsetzen. Sein Knecht flüstert ihm den Rath zu: er solle Befehl geben, dem Volk eine gute Mahlzeit rüsten zu lassen, die es vor seinem Tode genießen soll. Der Befehl wird ausgeführt. Essen und Trinken macht die Gäste fröhlich. Sein treuer Freund, der Knecht, geht nun von Tisch zu Tisch, spricht Jedermann freundlich für seinen Herrn an, entschuldigt ihn mit seiner Jugend und mit der Verführung, und bittet inständig um Fristung seines Lebens. Siehe, da sind die wilden Löwen

milde Schäflein geworden. Sie rühmen des Freiherrn und seiner Vorfahren Freigebigkeit; sie sehen nur noch seine Jugend. Halb todt vor Furcht, tritt der Freiherr vor sie. Sie rufen ihm Leben zu; er fällt auf die Kniee, dankt ihnen demüthig, entsagt dem schwarzen Bunde und schwört ihnen Treue. Bald hernach starb der Landesfeind Heinrich von Werdenberg. Der Bund ordnete hierauf das Landesregiment. Graf Heinrichs Söhne, Wilhelm und Georg, wollten regieren, wie ihr Vater, und schickten den, durch den treulosen Ueberfall im Schamserthal dem Volk zum Abscheu gewordenen Rechberg zur Regierung ihrer bündnerischen Herrschaften. Das Volk verlangte Entfernung ihres Feindes. Die thörichten Jungen wollen ihn dem Volk aufzwingen. Der ganze obere und ein Theil des Gotteshaus-Bundes stehen nun auf, ihren Feind, den Rechberg, zu verjagen; sie nehmen die Burgen und Herrschaften der Grafen ein, und ziehen hierauf gegen Sargans heran. Da wurde Waffenstillstand bewirkt und Friede vermittelt (1452). Die Grafen erhielten ihre Herrschaften wieder; ihre Burgen aber blieben zerstört. Vier Jahre nachher verkaufen sie ihre Herrschaften an das Domstift Chur, und von diesen kaufen sich nun die Gemeinden frei. So mußte (1450) auch der verschwenderische, verarmte Graf Johann Peter von Misox seine Herrschaften im obern Bund: Grub, Lugnez und Flims dem Bisthum Chur verkaufen, von dem dann auch das Volk die Herrschaftsrechte an sich kaufte. Damit der Graf nicht verhungere, gab ihm der Kaiser eine andere Herrschaft zu Lehen.

St. Gallen.

Das Kloster St. Gallen in seiner Blüthezeit.

720—1076.

Die Mönche von St. Gallen lebten bis zum Jahr 720 als Einsiedler nach irländischer Mönchsregel. Dann berief der Graf des Thurgau's Othmar, einen Pfarrer aus Rhätien, zum Vorsteher, der nun das Kloster nach der im Wesentlichen mit jener übereinstimmenden Regel des h. Benedikts anordnete. Sie forderte Abgeschiedenheit von der Welt,

Beschäftigung mit Beten, Studiren und Handarbeit, Entsagung alles Eigenthums, die größte Mäßigkeit und Entbehrung alles dessen, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehört, gegenseitige Demuth, Gefälligkeit, Offenbarung des Herzens, unbedingten Gehorsam gegen den Abt, Uebung in jeder Selbstbeherrschung, und machte die Bibel und die Kirchenväter zur Glaubens- und Lebensvorschrift. Der König gab dem Kloster 60 Pfund Silber, eine Glocke, die Abtwahl, Vergabungen an Gut und Leuten von königlichen Höfen. Othmar stiftete einen Spital, worin er selbst an der Krankenpflege Theil nahm, und eine Schule, worin die Britten (Schotten) ihre Wissenschaft fortpflanzten. Die Habsucht der Grafen und der Bischöfe von Konstanz raubten viele Güter des Klosters, und Othmar ward von dem Bischof als ein Verbrecher auf die Insel ob Stein am Rhein gefangen gesetzt, wo er 759 starb. Später wird er als Heiliger verehrt. Das Kloster blieb arm bis nach dem Tode Karls des Großen. Auf ihre Klage bei Kaiser Ludwig I. erhalten die Mönche die Abtwahl und die Selbstverwaltung wieder; viele entfremdete Güter werden wieder erstattet, und gegen einige Abtretungen wird das Kloster vom Bischof unabhängig. Die Vergabungen mehren sich nun so sehr, daß das Kloster einen erstaunlichen Reichthum erhält; Viele übergeben ihre Güter als Eigenthum gegen Lehenzins zur Benutzung, Andere für den Unterhalt oder lebenslängliche Besorgung im Kloster. Die Kaiser übernehmen die Schirmherrschaft. Auf den Höfen des Klosters erweiterte sich der Feldbau; es entstanden Dorfschaften, Flecken, Kirchen; seine Leibeigenen waren Güterknechte, Hirten, Handwerker. Abt Gottsbert begann 816—837 einen neuen Kloster- und Kirchenbau, wobei die Brüder selbst als Baumeister, Zimmerleute, Steinhauer u. s. w. arbeiteten; man bewunderte ihr Werk.

Abt Hartmut.

Schon unter Gottsbert und dessen Nachfolgern regierte Hartmut, ein Mann, der aus hohem Adel, wahrscheinlich aus dem Aargau, stammte, als Verwalter im Kloster. Er

war ein Licht seiner Zeit in Wissenschaft und Kunst, machte des Klosters Schule zu einer der berühmtesten in Europa. Studiren, Schreiben, Gebet, Gesang, Kunstarbeit waren die edeln Geschäfte, die er seinen Klosterbrüdern anwies. Die vornehmsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit begaben sich als Mönche oder als Lehrer, und mit ihnen Schaaren von Knaben und Jünglingen, zu diesem Sitz der Wissenschaft und Kunst hin. Für den Abt baute er einen schönen Palast zur Wohnung. Die Kirche schmückte er herrlich mit Altären und Bildern, besonders aber mit sinnreichen Gemälden und geistreichen Sprüchen. So z. B. stellte ein Gemälde die weltregierende Weisheit dar, unter dem Bilde einer Mutter mit ihren lieblichen Kindern, mit der Inschrift: „Edle Mutter, Geliebte der Gelehrten, Zierde des Staats, würdigste Regentin der Welt, du, glänzender als die Sonne, köstlicher als Gold, wie herrlich strahlst du, o Weisheit, in aller Welt! Sieh, wie hier die reiche, herrliche Mutter mit ihren Kindern so schön geschmückt ist!“ Eine Wand war mit den Bildern der sieben alten Weisen Griechenlands und ihren goldenen Sprüchen geziert. Hartmut schrieb dazu: „Hier die Denkmale der alten Weisen; sie haben der Welt den Lichtpfad gezeigt.“ An der entgegengesetzten Wand sah man eine Heiligenschaar, wie sie vor Gottes Thron anbetet, mit den Worten: „Hier die Schaaren der Heiligen, die lobpreisend ewig vor des Herrn Throne stehen.“ Ob dem Eingang des Tempels stand: „Hier ist Gott gegenwärtig dem Beter mit reinem Herzen; er verzeiht dem Betrübten, er heilt die zerknirschten Herzen.“ Hartmut gab im höhern Alter die Abtwürde, die er von 872—883 bekleidet hatte, auf, um seine letzten Tage ganz der Wissenschaft und der Frömmigkeit in Ruhe zu widmen.

Abt Salomo.

In der Schule des Klosters selbst ward der berühmte Abt Salomo gebildet. Er stammte aus thurgauischem Adel, war von Natur mit den schönsten körperlichen und geistigen Anlagen ausgestattet, und vereinigte damit ein

menschenfreundliches Herz, liebenswürdige Sitten, frohen Sinn und gesellschaftliche Anmuth, so daß er der Liebling des Volkes, wie des Kaisers und des Hofes war. Wenn er predigte, so rührte er zu Thränen. Salomo war schon durch Erbe sehr reich; der Kaiser machte ihn zu seinem Kanzler, gab ihm viele reiche Pfründen und ernannte ihn im 890 zugleich zum Abt von St. Gallen und zum Bischof von Konstanz. Ein Fehler brachte ihm große Gefahren; es war, wie er selbst gesteht, eine Eitelkeit, welche sich des Ruhmes zu sehr freute und feindseligen Neid gegen sein Glück aufreizte. Daß der Kaiser das Reichsgut Stammheim im Thurgau der Verwaltung der Brüder Erchanger und Berchtold entzog und Salomo schenkte, erbitterte diese, selbst gegen den Kaiser trotzigen, mächtigen Landesherren so sehr, daß sie ihm nach dem Leben stellten und ihn im Kloster überfallen wollten. Salomo, gewarnt, entfloh in die Wildniß des Turbenthals. Auf seine Fürbitte gewährte ihnen der erzürnte Kaiser Verzeihung, und sie schwören Salomo Sicherheit und Frieden zu. Dieser ladet sie dann zu einem Mahle in Konstanz, das die Söhnung befestigen sollte. Er zeigt ihnen bei dieser Gelegenheit seinen Reichthum an Kunstsachen und Kostbarkeiten, spricht mit ruhmsüchtiger Eitelkeit von der königlichen Gunst, des Klosters Reichthum u. s. w. und entzündet damit von neuem den Haß. Er schenkt seinen hohen Gästen die (damals seltenen) gläsernen Trinkgeschirre, die sie beim Mahle bewunderten; aus Schalkheit lassen sie dieselben fallen und lachen. Als der Abt Empfindlichkeit zeigte, sagen sie ihm mit höhnendem Scherz: „Gläserne Freunde soll man mit Glas beschenken; solche wollen wir nicht sein.“ Dennoch scheiden sie freundlich, und Salomo gibt ihnen den Friedenskuß. Einst besuchte der Kaiser in Salomo's und jener Herren Begleit St. Gallen. Man zeigt ihm die Zucht der Schüler. Es wurden den Knaben in der Kirche Aepfel vorgeworfen, aber keiner rührte sich, sie aufzuheben. Als sie dem Kaiser aus der lateinischen Bibel vorgelesen hatten, schob er jedem ein Goldstück in den Mund. Einer spie es aus: „Der wird ein guter Mönch,“ sagte der Kaiser lachend. Bei der Mahlzeit war er äußerst heiter; jene Herren sah er finster und

fragte nach der Ursache. Sie war folgende: Hirten von schöner Gestalt mit langen Bärten hatten ihnen auf Salomo's Befehl Wildpret gebracht, einen Bären und einen Hirschen. Ehrerbietig neigen sich die Hirten vor ihnen, und die Herren, sie für Edle haltend, entblößen hinwieder ihr Haupt. Darüber lächelte Salomo. Aber die Stolzen ärgern sich über die Täuschung und sagen bitter: „Nimm du das Geschenk; wir haben genug am Spott.“ Freundlich redet ihnen hierauf der Kaiser zu: „Wir sind zur Freude hier; ich nehme auch alle unschuldigen Scherze in Schutz. Kein Streit! Seid ruhig und söhnt Euch mit dem Bischof!“ Sie thaten es — zum Schein. Tags darauf läßt sich der Kaiser als Klosterbruder einschreiben, gibt noch ein Mahl, beschenkt Alles und verreist dann. Bald bricht der erneuerte Groll jener Herren auf Salomo aus. Sie plündern sein Gut Stammheim, und als sie auf einer Reise mit ihm zusammen treffen, führen sie ihn als Gefangenen auf Erchangers Burg. Bertha, dessen Gemahlin, erschrickt, besorgt daraus Unglück, behandelt den Bischof mit Güte und Ehrfurcht. Indessen regt die Liebe für Salomo das Land auf, und Bertha entläßt Salomo der Haft, und das Volk empfängt ihn mit dem Freudengeschrei: „Heil, Herr! Heil, Lieber!“ Die Grafen aber werden gefangen vor den Kaiser geführt. Alle Fürbitte Salomo's vermag nun den Kaiser nicht mehr zur Gnade zu bewegen; er verurtheilt die Frevler zum Tode; sie werden enthauptet. Dieß machte den gefühlvollen Mann sehr traurig; er geht nach Rom und sucht beim Papste selbst Ablaß, wenn er etwas sollte versäumt haben, womit er sie hätte retten können. Salomo war gleich einer Quelle, die eben so reichlich wieder sich ergießt, wie sie Zufluß erhält; er war äußerst freigebig für die Armen, für Klöster, für Kirchen; unter seinen Bauten findet sich auch die Martinsbrücke über einen Abgrund der Goldach. Er starb 920 nach dreißigjähriger Regierung.

Der heilige Notker und seine Freunde.

Notker stammte aus einem adeligen Geschlecht von Elk. Von seiner fehlerhaften Aussprache ward er der Stammler

genannt. Seine Eltern bestimmten ihn zum Klosterleben, und brachten ihn deßwegen in die Schule zu St. Gallen, welche schon damals vorzügliche Lehrer hatte. Von diesen erwarb sich Notker Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, der Musik, der Dichtkunst und besonders genaue Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. Er erhielt selbst ein Lehramt an der Schule, dem er alle Zeit und Kräfte weihte. Strenge hielt er auf Sittenzucht unter den Jünglingen. Kaiser Karl der Dicke wählte ihn zu seinem vertrautesten Freunde und Rathgeber. Sie theilten einander geistliche Lieder zur Beurtheilung mit. Einst schickt ihm der Kaiser einen Brief zu. Der Bote wartet auf Antwort. Notker zögert damit. Der Bote sucht ihn auf. Er findet Notker im Garten, beschäftigt, Unkraut auszureuten und wegzuwerfen, und Pflanzen an dessen Stelle zu setzen und sie zu begießen. „Heiliger Vater," sagt der Bote, „was hast du deinem Herrn zu melden?" Notker antwortet: „Sag' ihm, was du mich thun siehst, nichts weiter!" Der Bote bringt diese Antwort dem Kaiser, der den Sinn alsbald versteht. „Genug," sagte er, „für den Verständigen; unerschöpflich ist, was mir der heilige Mann damit sagen läßt." Oft unterhielt sich der Kaiser auch mit diesem seinem Gewissensrath über Verständniß der heiligen Schrift. Solche Freundschaft weckte den Neid eines Hofmanns. Spottend sagte dieser einst zu Hofleuten: „Seht, dieser soll der Gelehrteste in Karls Reiche sein! Ich will ihn doch durch eine Frage beschämen." „Gelehrtester Mann," redete er ihn an, „wir wissen, daß du die tiefste Kenntniß hast, und auch die himmlischen Geheimnisse erforschest: weißt du, was der heilige Geist jetzt thut?" Notker antwortete: „Das, was er immer that und thut, und auch dir bald widerfahren wird: er erniedrigt die Stolzen und erhebt die Demüthigen." Nun war die Beschämung auf der Seite des Hofmanns. Noch mehr aber — als er bald darauf stürzte und ein Bein brach, das nur Notker ihm einrichten konnte. Da bat er ihn die Beleidigung ab. Wie Notker ein Muster der Gelehrtheit war, so war er auch Vorbild der liebenswürdigsten Tugenden und des pflichttreusten, thätigsten Lebens. Er hinterließ neben

Anderm eine Sammlung von fünfzig Liedern, die selbst zu Rom und Jahrhunderte lang in den Kirchen Europa's gesungen wurden. Er starb 912.

Iso, ein edler Thurgauer, war Sprachgelehrter und Arzt, der Aussätzige, Blinde und Gichtkranke heilte. Ratpert, auch ein Adeliger, war Dichter und Geschichtschreiber des Klosters, den in seiner letzten Krankheit auf einmal 40 Geistliche, seine Zöglinge, besuchten. Tutilo, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, und dabei von angenehmer Sitte und Rede, der Sprachgelehrter und Dichter, Baumeister, Bildschnitzer, Maler und Musiker war, durchwanderte viele Länder als Künstler. Diese gelehrten Männer sammelten auf Antrieb und mit Hülfe des Abts Salomo ein Wörterbuch, das den Inbegriff, aber auch die Armuth der Kenntnisse jener Zeit darstellt. Vier Mönche des Klosters, Namens Ekehard, schrieben die Geschichte desselben, denen Hepidann sich anschloß. Gerald, des h. Notkers Schüler und Nachfolger an der Schule, war ein für seine Zeit ausgezeichneter Redner. Notker, der Dicklippige, auch Lehrer, ward für den größten Gelehrten im Reich gehalten. Er war einer der ersten Bildner der deutschen Sprache und schrieb mehrere Werke in derselben. Bei der Annäherung seines Todes befahl er, daß man den Armen vor seinem Bette eine Mahlzeit gebe, damit seine Augen, ehe er sie schließe, noch die Hungrigen speisen sehen. Es geschah so. Unter dem Speisen der Armen starb er 1022 in seinem 70sten Jahre. — Freilich gab es unter den Mönchen jener Zeit auch Leute, wie ein Sindolf, der kein Latein verstand, und aus Bosheit seinen Mitbrüdern köstliche Handschriften zerschnitt; neidische und hässige Mönche zur Plage und Prüfung der Weisen und Guten, und Erzähler, welche fromme Lügen in Wundersagen für schön und sogar verdienstlich hielten, und damit das wundersüchtige Volk zum Wallfahrten bewogen. Aber schon in jenen Zeiten gab es auch Verständige, die neben solche Erzählungen die Urtheile: „Lüge,“ „nichtswerth“ schrieben.

Das Leben der Klosterbrüder.

Als das Kloster noch arm war, wurde auch der Feldbau und jede nöthige Handarbeit von den Brüdern fleißig betrieben; nachdem aber das Kloster Vergabungen vieler Güter mit Eigenleuten erhielt, versahen diese die Arbeiten des Feldbaues und der Handwerke, und die Brüder verlegten sich neben dem Gottesdienst vorzüglich auf Wissenschaft und Kunst. Sie lasen die Bibel, die Schriften der Griechen und Römer und die alten Kirchenlehrer; sie beschäftigten sich mit Erd- und Himmelskunde, schon hatten sie eine Landkarte und verfertigten eine Himmelskugel; sie machten sich mit der Weltgeschichte, dem bürgerlichen und kirchlichen Recht und der Arzneiwissenschaft bekannt, und legten einen Pflanzengarten für Heilkräuter an; sie trieben die Künste der Musik, Malerei und Bildnerei. Der erste, der als Glockengießer genannt wird, ist der Mönch Tancho in St. Gallen. Das Geläut entzückte den Kaiser so sehr, daß er ihm einen Centner Silber gab, eine noch schönere zu gießen. Schon zu Karls des Großen Zeit gab Roman, ein Sänger des Papstes, den Mönchen Unterricht in der Musik. Ihre Gesangstücke und Lieder wurden beim Gottesdienste gebraucht und so in ganz Europa verbreitet. Einst sang ein St. Gallischer Geistlicher zu Mainz mit zwei Bischöfen, seinen Schülern, vor dem Kaiser und seinem Hofe, und entzückten die Zuhörer solchermaßen, daß der Kaiser und die Kaiserin sie bei der Hand nahmen, die Ringe abzogen und an ihre Finger steckten. Ihre Malerei und Bildnerei war freilich noch nicht von großer Kunst; aber den Farben wußten sie einen Glanz zu geben, wie man sie ihnen später nicht mehr zu geben verstand. Die Lehrer an dieser Schule gehören zu den ersten Schriftstellern, welche die deutsche Sprache, die damals noch die barbarische, d. h. die rohe und ungebildete, genannt ward, zur Schriftsprache bildeten. Sie sammelten einen Bücherschatz, worin sie kostbare Schriften des Alterthums aufbewahrten und sie durch Abschriften in herrlicher Schönschrift vermehrten. Pergament bereiteten sie aus den Häuten wilder Thiere, oft so weiß und zart, als das feinste Postpapier.

Wenn das Buch, besonders für den Gottesdienst, prächtig geschrieben werden sollte, so brauchten sie wohl gar eine silberne oder goldene Tinte, färbten das Pergament mit Purpurfarbe, malten Titel und Anfangsbuchstaben mit Gold und glänzenden Farben, und dieß so dauerhaft, daß nun nach 900 bis 1000 Jahren ihr Glanz sich so schön erhalten hat, als wären sie eben geschrieben worden. Das Kloster hatte eine doppelte Hochschule: eine innere für die Zöglinge zum Klosterleben und eine äußere für alle andern Schüler. Zahlreich wurde diese von fürstlichen und adeligen Knaben besucht. Alles, was zu jener Zeit an Wissenschaft und Kunst zu lehren möglich war, das ward hier gelehrt. Könige, Bischöfe, der Adel machten Stiftungen dafür; selbst ein Leibeigener des Klosters vergabte den Schülern von seinen Zinsgütern zu Eli auf den Ostertag ein Glas Wein.

Schwärmerisch frommen Menschen war es in diesen Zeiten nicht genug, im Kloster nach der Mönchsregel zu leben; man hielt es für Heiligkeit, allem dem zu entsagen, was das irdische Leben angenehm machen kann, und glaubte, damit den Himmel zu verdienen. Sie sonderten sich dafür in Klausen ab, wie die h. Wiborada, eine Adelstochter von Klingen, die sich endlich in vier Wände einschließen ließ, wo sie ihre Zeit mit Beten, Weben und Lehren aus ihrer Zelle heraus zubrachte, endlich beim Ueberfall der Ungarn ermordet und dann als wunderwirkende Heilige verehrt ward. Männer und Weiber ahmten ihr Beispiel nach. Im Kloster aber verfiel nach und nach die Zucht, und als sie der strenge Abt Eralo herstellen wollte, fand er Widerstand, und der Kaiser, bei dem er verläumdet worden, entsetzte ihn. Sein Bruder Anno ward Abt. Dieser fing an, den das Kloster umgebenden Flecken mit Graben, Mauern und Thürmen in eine Stadt umzuwandeln; die Häuser waren noch von Holz, mit Schindeln bedeckt. Nach Anno's Tod (954) ward Eralo wieder eingesetzt und mit seinen Brüdern ausgesöhnt. — Ein Bube, der gezüchtigt werden sollte, zündete das Kloster an und es ward zum Aschenhaufen. Dieser und andere Unglücksfälle brachten das Kloster in Armuth. Der Kaiser vermuthete Unordnung; die Untersuchung aber brachte den Brüdern

Ruhm. Der h. Ulrich, Bischof von Augsburg, der hier seine Erziehung erhalten, schickte einst zur Labung der Kranken im Kloster ein Faß köstlichen Weins, das ins tiefe Krätzerntobel fiel; es gelang, dasselbe hinaufzubringen, und man stimmte dem h. Gall einen Preisgesang an, daß er ein Wunder der Liebe gethan habe. Unter Abt Notker und Immo (971—984) hebt sich noch einmal die Schule zu größerm Flor; im Kloster waltete Zucht und Ordnung; Kunst schmückte die Kirche. Noch ging aber die Erleuchtung aus St. Gallens Schule nicht aufs Volk über; es fehlten Schulen auf dem Lande, und selbst der h. Notker sagte: „Leute, Glauben und Boden sind roh.“

Merkwürdig ist auch die Wirthschaft und das äußere Leben des großen Klosters. Noch lebten die Brüder sehr mäßig, nach ihrer Regel. Ihre Nahrung bestand meist in Brot und Gemüse, ihr Getränk in Bier; nur zwei Fässer Wein hatten sie — für Schwache und Kranke. Aber groß war dennoch die Wirthschaft. Schon im Jahr 895 lebten im Kloster 105 Brüder und 200 Leibeigene, und überdieß Schüler und Verpfründete. Man hatte Oefen, worin auf Ein Mal tausend Brote gebacken wurden, ungeheure, eherne Kochkessel, eine Malzdarre für hundert Malter Gerste, und so viel Mühlen, daß man jährlich zehn neue Mühlsteine brauchte. Für Reisende war ein Gasthaus. Das Kloster umgaben Werkstätten und Wirthschaftsgebäude, die das Thal ausfüllten und endlich zur Stadt wurden.

Verfall des Klosterlebens. Die Aebte herrschen als Fürsten. Aufnahme der Stadt. 1076—1379.

Nach der Mitte des XI. Jahrhunderts welkte die Blüthe des Klosters. Es folgte eine lange Zeit finsterer Unwissenheit, roher Sitte und tirannischer Gewalt. Der Kampf zwischen Papst und Kaiser trennte auch die Klosterbrüder zu St. Gallen in Parteien. Daraus entstanden doppelte Abtwahlen, daher Krieg und Verheerung des Landes von Konstanz an bis an die Alpen hinauf. Die Bauern nahmen die Waffen aufs Feld mit. Die Aebte wurden Fürsten und Hauptleute, die

Mönche Kriegsmänner, die sich um Klosterleben, Gottesdienst und Unterricht wenig mehr kümmerten. Herzog Berchtold II. von Zäringen brach 1083 verheerend ins Kloster, und selbst vor dem Altar ward ein Knabe, der das Kreuz als Schild vorhielt, niedergehauen. Abt Ulrich von Sax that (1206) am Charfreitag einen Fehdezug; er bekriegte seine weltlichen und geistlichen Nachbaren. In einer Fehde um einen Wald bei Trogen hieben die von Arbon einem Gefangenen das Bein ab, und der Abt erwiederte diese Gräuelthat sechsfach an angesehenen Männern jenes Städtchens.

Bisher stand die Stadt noch ganz unter der Herrschaft des Klosters; diese war milde, so lange daselbst Frömmigkeit, Wissenschaft und Kunst blühte, und man hielt es für ein Glück, unter ihr zu stehen, denn die Mönche waren zugleich Väter und Lehrer. Nun war das Leben nicht mehr geistlich, es war kriegerisch; das Stift verarmte durch Krieg und fürstliche Verschwendung; es bedurfte zu seinem Schutze der Bürger, die nun auch kriegerisch wurden; man mußte von den Bürgern Geld entlehnen und mit Lehen und Freiheiten bezahlen, weil man's in Baarschaft nicht konnte. Die Unsicherheit auf dem Land drängte immer mehr Leute in die Stadt, wo sie geschützt waren; auch der niedere Adel, der keine Burgen hatte, oder dem sie in Fehden gebrochen worden, nahm das Burgrecht daselbst; die Gewerbe mehrten sich; es wurden Gewerbsfreiheiten gegeben, und diese zogen bürgerliche Freiheiten nach sich. Je reicher die Bürger wurden, desto mehr konnten sie dem verarmten Kloster mit Anleihen helfen, wurden dessen Stützen und Retter; aber damit löste sich auch allmälig die Abhängigkeit auf; sie waren nun Kinder geworden, die ihren Vater erhielten und nun eigene Haushaltung führen konnten und wollten. Im XI. Jahrhundert wählte der Abt noch das Stadtgericht aus adeligen und freien Bürgern; für die sehr vermehrte Bürgerschaft ward die St. Laurenzenkirche erbaut, wohin aber auch viele Landgemeinden gehörten. Die Gewerbe vermehrten sich hier, wie in Zürich, besonders stark nach der Zerstörung von Mailand, als italienische Arbeiter den Kunstfleiß über die Alpen brachten; da ward der Grund zur großen Leinwandhandlung

gelegt. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt für eine mittelbare Reichsstadt unter Oberherrlichkeit des Abtes, und gab ihr ein eigenes Wappen. Doch ein Brand, der sie 1215 ganz verzehrte, hemmte für eine Weile den aufblühenden Wohlstand.

Gegen den kriegerischen Abt Konrad von Bußnang (1226), der gegen den Willen des Adels und der Bürgerschaft gewählt worden, erhob sich der erste ernste Widerstand von Seite der Stadt; er mußte sie mit Gewalt zur Huldigung zwingen. Als sie ein geheimes Bündniß mit den benachbarten Bergleuten (Appenzellern) schloß, ließ er 15 angesehenen Bürgern die Häuser niederreißen. Sein Gebiet mehrte er durch die Vergabung des Grafen Diethelm von Tokenburg mit der Stadt Weil und vielen Gütern im Tokenburg. Krieg war seine Freude; Pferde und Reiter seine Lieblingssache. Durch Strenge im Abgabenfordern machte er sich Edle, Bürger und Bauern zu Feinden, und verschwenderisch zerstreute er das Geld wieder. Auf einen gütigen, aber schwachen Abt folgte dann 1244 wieder ein wilder Krieger, Berchtold von Falkenstein, der wiederholt mit dem Bischof von Konstanz Krieg führte und auch Söldner von Uri und Schweiz in Dienst nahm. Er schickte eine Brennerschaar ins Thurgau, die mit dem Dorf Ermatingen den Brand anfing und ihn durchs Land verbreitete; ihm vergeltend, that dieß auch Graf Kraft von Tokenburg im Bergland des Abtes. Der Abt nahm ein trauriges Ende. Eine unheilbare Wunde öffnete sich an einem Fuß und verbreitete fast unerträglichen Gestank. Da verließen ihn die Mönche und Ritter, die er bereichert hatte. Sechs Monate litt er, bis er sterben konnte, und der mächtige Herr war nun der Armen froh, die ihn allein pflegten und zu Grabe brachten. Das Volk hielt sein Elend für Gottes Strafe wegen seiner Unmenschlichkeit. Reich hinterließ er das früher verschuldete Kloster. Als man seine Todtenmesse sang, tanzte das Bergvolk vor Freuden in der Stadt herum. — Viel litt Kloster und Stadt durch die Feindschaft Kaiser Rudolfs und Albrechts gegen den Abt Wilhelm von Montfort. Ramschwag, des Kaisers Vogt, beraubte die Stadtbleiche, als sie mit Bezahlung

einer Steuer zögerte; um kleine Schuld ließ er des Klosters Leute tödten. Im Stift war keine Klosterzucht, keine Schule mehr; um 1291 konnte weder der Abt, noch einer der Klosterherren schreiben. Die bessern Mönche gingen in andere Orden und Klöster über. Das Kloster verarmte so sehr wieder, daß ein kostbarer Kirchenkelch einem Juden verkauft ward, und wegen Nichtunterhaltung des Dachs der Regen in die Stiftkirche drang. Unter Kaiser Albrecht ward die Stadt Weil verbrannt und die Einwohner bauten sich in Schwarzenbach an; aber nach einigen Jahren befahl der Abt, ihre Häuser wieder nach Weil zu führen, und „wer sein Haus nicht wegführen will, dem soll man's verbrennen.“ Um das Kloster wieder von Schulden zu befreien, trieb dann der Abt Heinrich von Ramstein mit erbarmenloser Härte die Abgaben ein; ihm folgte ein blödsinniger Mann; diesem ein freundlicher, aber nachlässiger Abt, Herrmann von Bonstetten (1334), und als dessen Nachfolger Georg von Wildenstein (1360), um dem Stift aufzuhelfen, wieder Härte übte, erhob sich immer mehr Widerstand, der nach seinem Tode in Krieg ausbrach. Wohl herrschte der Abt über ein großes Gebiet um die Stadt, im Bergland (Appenzell) durchs Tokenburg, Thurgau, Rheinthal bis in Schwaben hinaus; aber Krieg und Schuldenzinse fraßen oft so alle Einkünfte auf, daß die Klosterherren Mangel litten.

In dem Kloster war nun das geistige Leben erstorben; es lebte aber in der Stadt auf. Der Truchseß Ulrich von Singenberg und Ulrich Blarer stifteten um 1228 den Stadtspital, und ihnen folgten Edle und Bürger mit Vergabungen. Für fromme Weibspersonen, die für Lesen, Gebet und Arbeit zusammen leben wollten, stifteten die Bürger das Kloster St. Katharina. Jener Singenberg dichtete liebliche Lieder, und Walter von der Vogelweide ging zu Ende des XIII. Jahrhunderts mit seiner Harfe und seinen Liedern, die er dazu sang, von einem Hofe zu dem andern bis nach Asien hinein. Christian Kuchimeister, ein Bürger, schrieb die Geschichte des Klosters, und als die Schule daselbst erlosch, ward 1278 die erste Schule in der Stadt errichtet. Kaiser und Aebte mehrten die Freiheiten

und Rechte der Bürgerschaft. Zu Ende des XIII. Jahrhunderts findet man einen Bürgermeister und Rath. Seit 1312 trat sie in Städtebündnisse. Noch einmal (1314) zerstörte ein Brand Stadt und Kloster; bald war sie wieder erbaut, und in solchem Wohlstand, daß sie dem Abt Anleihen machen konnte. Wie Zürich entging sie der Gefahr, durch Kaiser Ludwig an Oestreich verpfändet zu werden; sie zog auch Zürich im Jahr 1350 unter ihrem Banner zu Hülfe. Größere Freiheiten, die ihr der gütige Abt Herrmann verleihen wollte, entriß ihr Georg von Wildenstein wieder. Mit dem Abt Kuno von Stoffeln begann von 1379 an Unfriede und Krieg. Bis zu starrem Eigensinn fest, wollte dieser von seines Stiftes Rechten und Besitzungen in nichts mehr weichen; er schloß ein Schutzbündniß mit Oestreich und der benachbarten Stadt Lindau. Der Stadt bestätigte er zwar die früher verliehenen Freiheiten, forderte aber einen Unterthaneid, der ihm verweigert ward. — Jeder Bürger mußte das Amt, wozu er gewählt worden, bei Strafe der Verbannung annehmen; keines fremden Herrn Rath oder Diener sollte in den Rath gewählt werden. Als der Bürgermeister Spiser um Geld das Recht beugen ließ, ward er ehrlos erklärt und für 101 Jahr verbannt. Streitigkeiten zwischen Abt und Stadt legte noch ein vom Städtebund vermittelter Vertrag bei.

Appenzell.

Unter der Herrschaft des Klosters St. Gallen bis 1403.

Das Land Appenzell erhebt sich von den schönen, grünen Hügeln und Vorbergen der Außer-Rhoden zu dem Hochgebirge des Säntis in Inner-Rhoden. Vor 900 Jahren war dieß nun mit meist schönen Häusern übersäete, übervölkerte Land größtentheils noch eine Wildniß, in deren Wäldern und Töblern Raubthiere hausten. Im IX. Jahrhundert vergabten einige Edle Güter in diesem Lande dem Stift St. Gallen. Zu Herisau stand eine Kirche für

die zerstreuten Bewohner des Hochlandes, und 1061 ließ Abt Norbert auch im innern Lande eine Kirche errichten, die Appenzell (Abtszelle), und nach ihr dann Hauptort und Land, genannt ward. Der Abt setzte Meier zur Besorgung der Zinse an Käse, Ziger, Fleisch, die er von seinen Gütern im Lande bezog. Auf den Hügeln, besonders bei Herisau und Appenzell, standen Burgen von Lehenherren. Im Lande wohnten viele Freie unter Reichsvögten als ihren Obern stehend. Auch dieß Bergland erfuhr alle Wuth des allgemeinen Kampfes zwischen Papst und Kaiser. Nicht nur die Dörfer, sondern selbst die Sennhütten in den Alpen wurden verbrannt und die Heerden geraubt, und die Appenzeller thaten das Nämliche im Dienste des Abts im Thurgau. Die früher milde Herrschaft des Klosters ward schwer, als die Kriege dasselbe verarmten und zu Erhöhung der Steuern trieben, um die Schulden zu bezahlen. Der Abt erhielt mit der Zeit alle Rechte und Einkünfte eines Grund-, Lehen-, Guts- und Kirchherrn, so daß nur einige Edle noch Lehengüter im Land besaßen; auch die Reichsvogtei über die 4 Reichsländlein Appenzell, Hundweil, Urnäschen und Teufen erkaufte er. Dem Gericht setzte er den Ammann. Die Gesetze waren meist ungeschriebene, alte Landsgebräuche. Unter der strengen Regierung Georgs von Wildenstein verbanden sich die 4 Ländlein zum Schutz gegen den harten Abgabendruck. Ein Schiedrichterspruch von St. Galler Bürgern verbot ihnen aber 1367 Bündniß gegen ihren Herrn und mit den Städten zu machen. Dennoch gestattete ihnen derselbe Abt, zehn Jahre später, mit mehreren Reichsstädten in Bündniß zu treten, und Konstanz und St. Gallen wurden ihre Schirmstädte. Diese versprachen den Appenzellern Schutz gegen Vermehrung von Steuern und gaben ihnen eine Landesordnung, nach welcher sie 13 Räthe jährlich zur Landesoberkeit wählten; auch durften sie sich mit andern Landen und Leuten verbünden.

Als Abt Kuno von Stoffeln seine Regierung 1379 begann, forderte er vermehrte Steuern, die Schulden des Stiftes zu bezahlen; die Appenzeller dagegen verweigerten ihm die Huldigung und bezahlten nicht einmal die alten

Abgaben. Die Städte hielten sie zur Entrichtung der Rückstände an; vom Abt aber forderten sie Verzeihung des Ungehorsams. Dennoch dauerte der Zwist fort. Des Abtes Amtleute übten empörende Gewalt. Der Vogt auf Schwendi forderte von Allem, was die Bauern von den Alpen brachten, schweren Zoll, und wer die Zollstätte vorbeiging, den ließ er mit Hunden hetzen. Der zu Appenzell ließ eine Leiche wieder ausgraben, um ihr das beste Kleid zu nehmen, worin man sie begraben hatte, damit dasselbe der Vogt nicht als Fall erhalte. Dieß geschah in der Zeit, als die Eidgenossen ihre Freiheit in den Schlachten bei Sempach und Näfels erkämpften. Als der Abt 1391 die widersetzliche Stadt Weil mit östreichischem Volk bezwang, regte sich in Appenzell die Besorgniß gleichen Schicksals. Die Ländlein verbündeten sich neuerdings zum Widerstand. Der Zorn des Volks brach endlich (1400) aus. Die Amtleute wurden aus dem Lande vertrieben.

Nun suchten die Appenzeller Bündniß mit der Stadt St. Gallen. Man sprach im Rathe dieser Stadt dafür und dagegen Ein Alter sprach: „Uebereilt euch nicht; es kann schwere Folgen haben.“ Aber die Bürgerschaft, vor die der Rath die Frage zur Entscheidung brachte, beschloß alsbald einen Schutzbund auf 7 Jahre, in den auch noch andere Gemeinden aus der Umgegend von St. Gallen traten. Das machte die Landleute trotzig; doch gelang es noch den St. Gallern, einen plötzlich entbrannten Aufruhr zu stillen. Der Abt schließt Schutzbündniß mit einer Anzahl von Städten am Bodensee und im Allgau. Die schwäbischen Reichsstädte suchen den Streit zwischen den Appenzellern und dem Abt zu vermitteln, und er wird ihnen zum Ausspruch übergeben. Diese bewirken beim Abt einige Erleichterung der Abgaben; als sie aber die Forderung der Appenzeller abweisen, daß der Abt seine Beamteten nur aus Ländleuten, die sie ihm vorschlagen, wählen dürfe, und ihnen das Recht, Bündnisse zu schließen, absprechen — verwerfen diese den Spruch, erneuern den 8. Wintermonat 1402 ihren Bund und schwören einander zu: „Sie wollen sich nicht mehr trennen und zu Erlangung der Freiheit Leib, Ehre, Gut und Blut opfern,

Lieb und Leid gemein haben und einander treulich beistehen.“ Von da an erhalten sie den gemeinschaftlichen Namen: Appenzeller. Das Land ward in 6 Rhoden getheilt und jeder ein Hauptmann vorgesetzt. Nun suchen sie bei den Eidgenossen Bund und Hülfe. Doch nur Schweiz machte mit ihnen Landrecht und schickte ihnen Werner Amsel zum Landammann und unter Hauptmann Löri 300 Mann; von Glarus, wo man jedem erlaubte hinzuziehen, kamen 200 Mann. Die Stadt St. Gallen trennte sich nach jenem Spruch von Appenzell. Die Reichsstädte aber bedrohten die Appenzeller, wenn sie von dem Landrecht mit Schweiz nicht abstehen, mit Waffengewalt. Diese antworteten: „Wir bleiben dabei und nehmen nur vor den Eidgenossen das Recht. Wir trauen auf Gott und unsere gerechte Sache; wer uns Leid zufügen will, mag kommen, wenn er will, wir wollen ihn erwarten.“

Der Krieg mit dem Abt und der Stadt St. Gallen und den Bundesstädten.

1403.

Die Appenzeller erwarteten den Angriff nicht, sondern begannen unverzüglich den Krieg. Sie nahmen Goßau ein und nöthigten die Einwohner, zu schwören, daß sie zu Appenzell gehören wollen; dann plünderten und verbrannten sie das Dorf Waldkirch und zerstörten noch zwei Schlösser. Gegen sie rückte nun das Heer der Städte, 5000 Mann stark, nach St. Gallen an. Vor seinen Augen verbrennen die Appenzeller das Schloß Rosenberg; das vergalten jene durch den Brand von Herisau. Am Morgen des 15ten Mai wollte das Städte-Heer über Speicher ins Land Appenzell fallen. Weiber, die unbeachtet aus der Stadt kamen, thaten dieß den Appenzellern kund. Durch das ganze Land erging der Landsturm. Alle Orte der Grenze, wo man einen Einfall besorgte, wurden besetzt. Die Hauptmacht der Appenzeller aber, unter der Anführung des Hauptmann Härsch, sammt den 300 Schweizern und 200 Glarnern, erwarteten die Hauptmacht des Feindes auf der Höhe Vögeliseck bei Speicher.

Des Morgens zog sie den Berg hinan; oben warteten ihr die Appenzeller hinter der Letze. Das Heer drang in einem Hohlweg hinauf: vorerst 200 Zimmerleute, hierauf die Reiter, dann die Schützen, endlich das Heer des Fußvolks. Als sie eben an die Letze kamen und sie aufhauen wollten, bricht ein Haufe Appenzeller hervor und greift sie mit einem Steinhagel an; zu gleicher Zeit überfallen die Schweizer und Glarner aus dem Wald die hintern Reihen im Hohlwege. Das feindliche Heer drängte aufwärts, um aus der Hohlgasse zu kommen. Da erschien in der Höhe die ganze Macht der Appenzeller. Nun ergriff Schrecken und Verwirrung das Städte-Heer; die Reiterei wandte sich und überritt das Fußvolk; von der Höhe drangen die Appenzeller, auf den Seiten die Schweizer und Glarner in sie, und alles nahm die eiligste Flucht der Stadt zu. Eine große Zahl der Feinde wurde erschlagen, unter ihnen beide Bürgermeister von St. Gallen. Ein St. Galler lag schwer verwundet an der Straße; die Appenzeller wollten ihn tödten; er flehte um Schonung, daß er vor seinem Tode noch sein Weib sehen möge; da führten sie ihn selbst zu ihr hin. Nach ein Paar Tagen starb er; die Wittwe aber lohnte die Menschlichkeit jener Appenzeller lebenslänglich mit Gastfreiheit gegen sie. Mehrern Bürgern erhielt frühere Bekanntschaft mit den Appenzellern das Leben. Mit vier gewonnenen Städtebannern zogen die Sieger ins Land zurück; nur 8 Mann hatten sie verloren. Schamvoll still zog das geschlagene Heer von St. Gallen ab. Nun brachen die Appenzeller mehrere Burgen im Land und durchstreiften plündernd und oft sengend das ganze Gebiet des Abtes; Reiche nahmen sie gefangen und ließen sie dann gegen Lösegeld frei. Nach Goßau kamen sie mit ihren Weibern in die Ernte und führten das Korn auf Saumpferden heim. Niemand konnte weit umher im Lande mehr sicher reisen, als wer einen Geleitsbrief von denen von Schweiz hatte. Der Schweizer Hauptmann Löri handelte als Meister und Herr. Er ließ sich bedienen, den Spieß nachtragen, eignete sich viel von der Beute zu, forderte blinden Gehorsam und strafte jeden Widerspruch. Vieles duldeten die Appenzeller von ihm um der Gunst der Schweizer willen; doch

vom seinem Uebermuth erzürnt, jagten sie ihn einmal mit Steinwürfen fort. Nicht lange nachher verlor er in einem Streifzug das Leben. Die Stadt St. Gallen kam nun in schlimme Lage. Die Bundesstädte verließen sie und gaben der Verrätherei ihrer Bürger die Schuld der Niederlage; die Appenzeller und Schweizer aber behandelten sie feindlich, und in der Stadt selbst stritten sich zwei Parteien. Durch Vermittlung eidgenössischer Orte kam jedoch bald ein Friede zwischen Appenzell und St Gallen sammt den Reichsstädten zu Stande. Noch wollte der Abt keinen Frieden, und der Krieg wider ihn dauerte fort. Die St. Galler verbanden sich wieder mit den Appenzellern; der Abt verließ die Stadt und wohnte mit den Konventherren zu Weil. Die Appenzeller straften den Adel damit, daß sie seine Leute aufforderten, ihm keine Zinse, Steuern und Dienste mehr zu leisten; die Herren aber sahen einer dem Schicksal des andern zu, bis die Noth sie endlich zur Wehre trieb, wenn sie nicht nach und nach alle vertrieben werden wollten.

Krieg mit Oestreich und dem Abt.

Kuno hatte den Frieden ausgeschlagen, weil er sich schon der Hülfe von Oestreich versichert hatte. Dieses Haus sah in den Appenzellern einen ähnlichen gefahrvollen Feind, wie in den Eidgenossen, und der Landesadel rief den Herzog um Rettung an. An dem vom Herzog Friedrich aus seiner Herrschaft vertriebenen Grafen Rudolf von Werdenberg hatten indessen die Appenzeller einen nützlichen Freund erhalten. Er begab sich in ihr Land, gewann ihr Vertrauen, zog ihre Kleidung an, gab als ein Kriegserfahrner guten Rath und wurde ihr Hauptmann. „Wie einer von Euch," sagte er, „will ich leben und streiten; nur wer frei ist, der ist adelig. Oestreich hat auch mich beraubt." Er blieb ihnen unveränderlich treu.

Der Herzog hatte 1405 den Landes-Adel mit einem Heer von 3000 Mann zu Arbon gesammelt. Er theilte dasselbe in zwei Heerhaufen: mit dem einen wollte er selbst St. Gallen erobern; der andere sollte vom Rheinthal her

über den Stoß ins Land Appenzell dringen. Dieß wurde den Appenzellern vom Landvolk, das ihnen günstig war, gemeldet. Am Frohnleichnamstage, den 17. Brachmonat, rückten beide Haufen gegen die Orte ihrer Bestimmung an. In der Stadt St. Gallen lagen 400 Appenzeller; das übrige Appenzellervolk mit den Zuzügern von Schweiz und Glarus hütete die Landwehre. Als der Herzog mit seinem Heerhaufen auf den Hauptlisberg vor St. Gallen kam, sah er die Stadt so gut gerüstet, daß er die Belagerung aufgab und nach Arbon zurückzog. Der andere Heerhaufen war an eben diesem Tage, 1200 Mann stark, von Thal nach Wolfhalden hinaufgezogen. Er ward überrascht und mit Verlust von 500 Mann geschlagen. Bald nachher zog ein östreichisches Heer von 3000 Mann von Altstätten aus, den Stoß hinan, um Appenzell zu überfallen. Es kam an die Letze und brach eine Oeffnung durch dieselbe; Niemand wehrte. Nun zog es durch die Oeffnung weiter den Berg hinauf. Auf der Höhe des Stoßes erscheint aber unerwartet eine wohlgerüstete Schaar von 400 Appenzellern und einigen Schweizern und Glarnern, unter Anführung Graf Rudolfs von Werdenberg, der ihnen den Rath gegeben hatte, auf dem vom Regen schlüpfrigen Rasen die Schuhe auszuziehen, um fester zu stehen. Sie hatten einen Haufen von Holzblöcken und Steinen bereit gemacht, die sie nun auf den ansteigenden Feind hinunter wälzen. Hierauf rennen sie mit großem Geschrei bergab, bewerfen den Feind mit handvölligen Steinen, bis sie zum Handgefecht an ihn kommen. Den Herren waren die Armbrüste durch den Regen unnütz geworden; an der schlüpfrigen Höhe hatten sie keinen festen Stand und wurden überstürzt. Während der Schlacht zeigte sich eine Schaar Appenzellerinnen, die Hirtenhemden angezogen hatten, auf einer Höhe zur Seite. Da übernimmt Schrecken die Feinde; sie fliehen; die Appenzeller hinter ihnen her. In der zu engen Oeffnung der Letze drängen sie sich, und eine Menge Feinde fällt in diesem Gedränge. Durch den höchsten Heldenmuth zeichnete sich Uli Rotach aus. Von 12 Oestreichern angefallen, stellt er sich an eine Hütte und wehrt sich lange mit seiner Hatnbarte; fünf Feinde hatte er schon getödtet, als die übrigen

die Hütte in Brand steckten. Dennoch ergibt er sich nicht und kämpft fort, bis ihn Rauch und Flamme tödten. Etliche hundert Feinde, unter ihnen viele vom Adel, wurden erschlagen. „Gott stritt für uns mit seinem Regen," sagten die Appenzeller. Auf die Stelle des Angriffs bauten sie eine Kapelle als Siegesdenkmal und ordneten eine jährliche Dankfahrt dahin. Herzog Friedrich, verdrießlich über den erlittenen Verlust, löste sein Heer auf und übertrug die Fortsetzung des Kriegs in seinem Namen dem Grafen von Tokenburg, der ihn nachlässig führte. Der Herzog aber verließ das Land. St. Gallen und Appenzell erneuerten ihren Bund für 9 Jahre. Jetzt zogen sie von einem Land der Feinde in das andere. Ohne Gegenwehr eroberten sie das Rheinthal, Werdenberg und Sargans, wo sie das Städtchen verbrannten, das Land verwüsteten. Im Heimzug brachen sie Hohensax und Forsteck, und nahmen die Huldigung von den Leuten in der Herrschaft Sax. Auch die Edeln nahmen das Landrecht zu Appenzell, um bei Burgen und Gütern zu bleiben. Aus Furcht schloß Feldkirch und bald alles Land bis ans Tirol mit St. Gallen und Appenzell einen Bund auf 10 Jahre. Im Wintermonat ging ein Streifzug durchs Thurgau; um Weihnachten durchs Thurthal und über den Hummelwald in die Mark, die Oestreich gehörte. Die Appenzeller ließen sich da erst huldigen; dann schenkten sie das Land denen von Schweiz. Ungeschädigt gingen sie durch Tokenburg nach Hause. Auch die Landschaften des Grafen von Tokenburg traten, ohne daß dieser es wehrte, in Verbindung mit Appenzell und St. Gallen, versprachen, ihnen freien Handel und Wandel zu gestatten, ihren Feinden aber abzuschlagen und sie durch ihr Land von Niemand überziehen und bekriegen zu lassen. Mit Graf Rudolf zogen dann die Appenzeller über den Rhein und über den Arlenberg bis an die Etsch hinein, und schlugen jeden Feind, brachen Burgen, machten Beute. Der Name Appenzeller flößte weit und breit Schrecken ein; wo sie hinkamen, hörte der Widerstand auf; der Adel zitterte; denn sie drohten ihn auszurotten. Im Augstmonat lagerten sich die Appenzeller und St. Galler vor Weil, wo Abt Kuno sich aufhielt, und der stolze und

eigensinnige Mann mußte sich ergeben und mit ihnen nach St. Gallen zurückkehren. Es geschah ihm nichts Leides, als daß einige Knechte spottend sagten: „Der gute Herr hat zu Weil Erbseintrank (von wilden, sauern Beeren) getrunken? wir wollen ihm doch zu St. Gallen Most oder Wein geben.“ Nun hatte der Abt auf das Kloster eine Schuldenlast von 100,000 Gulden gehäuft und fast alle Vogteien und Einkünfte verpfändet; das Kloster vermochte den Unterhalt der Bewohner nicht mehr zu bestreiten, und die zwei noch übrigen Laienbrüder mußten ausgeschickt werden, ihren Unterhalt zu suchen. Die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell sicherten dem Abt und dem Kloster Schirm zu. Dann durchzogen die Appenzeller wieder ohne allen Widerstand das Thurgau, und brachen viele Burgen. — Alles Volk vom Bodensee bis ins Tirol hinein rief: „wir wollen Appenzeller sein!“ und Niemand wollte sich mehr gegen sie zur Wehre setzen. In diesen Kriegszügen eroberten sie 64 Städte und Burgen.

Ihr Unglück.

Als aber die Appenzeller durch jede Eroberung zu neuer gereizt und durch ununterbrochenes Gelingen frech und sorglos wurden, da wandte sich das Glück. Im Wintermonat 1407 zogen sie zur Belagerung von Bregenz aus. Neun Wochen lang lagen sie vor der Stadt und standen alles Ungemach von Kälte und Nässe aus. Am 13. Jenner 1408 rückte die Ritterschaft aus Schwaben mit einem Heer von 8000 zu Roß und zu Fuß gegen sie heran. Von einem Nebel begünstigt, thaten die Feinde vom Land und See her den Angriff, ehe die Appenzeller, welche um die Stadt zerstreut lagen, sich in Schlachtordnung stellen konnten, und brachten sie alsbald in Verwirrung. Die Appenzeller verloren im Treffen ihren Hauptmann und etwa 80 Knechte; viele wurden gefangen, die übrigen flohen ihrer Heimath zu. Alles Belagerungszeug sammt dem Banner fiel in die Hände des Feindes; unter Anderm eine Wurfmaschine, „die Appenzellerin“ genannt, womit man zehnzentnerige Steine schleudern konnte. Wüthend rief Beringer von Landenberg: „Wohlauf, laßt uns ihnen nachziehen und Weib und Kind

erschlagen, damit keine Zucht noch Samen mehr von ihnen entspringe zum Verderben des Adels, haben sie uns doch 7 Jahre lang so großen Schaden gethan.“ Aber Niemand wollte ihm folgen. Auch im Thurgau verloren die Appenzeller das Meiste, was sie erobert hatten. Sie rüsteten sich zwar zu neuem Kampf; doch fingen sie an, Friedens-Mahnungen, besonders von Schweiz und Glarus, Gehör zu geben, und willigten in Waffenstillstand; aber die Friedensunterhandlungen hatten keinen Erfolg. Graf Friedrich von Tokenburg schloß mit ihnen ein Bündniß auf 10 Jahre. Um Pfingsten 1410 zog Herzog Friedrich von Oestreich mit einem Heer von 7000 Mann ins Rheinthal hinauf und vertrieb die Appenzeller daraus; doch getraute er sich nicht, ihr Land anzugreifen. Durch die Bemühung derer von Schweiz erhielten die Appenzeller endlich das lang gewünschte Burg- und Landrecht mit Zürich, Luzern, Uri, Schweiz, Untermalden, Zug und Glarus (24. Wintermonat 1411), und damit Sicherung ihrer Freiheit, besonders durch die Beschränkung, daß sie nun ohne Wissen und Willen der Eidgenossen keinen Krieg mehr anfangen durften. Nur die Eidgenossen vermochten den unbändigen Sinn dieses Volkes zu zähmen, daß es ihrem Rechtspruch Folge leistete. Tschudi urtheilt: „Sie waren unbändig und mochten sich unter einander selbst nicht gemeisteren. Doch erkriegten sie ihnen selbst und ihrem Land große Freiheit.“ Erst jetzt errichteten sie ein gemeinsames Landesregiment, das dann der Kaiser bestätigte.

Ungerechte und gerechte Freiheit.

Nach einiger Zeit ergriff die Appenzeller wieder ein wilder Freiheitstaumel; sie wollten dem Stifte St. Gallen die ihm mit Recht zuerkannten Abgaben nicht mehr bezahlen, und dessen Leute durch Aufnahme in ihr Landrecht seiner Herrschaft entziehen. Jede Gemeinde hatte bisher willkürlich gehandelt; darum konnte der Rath noch lange Zeit Ansehen und Folgsamkeit im Lande nicht erhalten, wenn eine Gemeinde oder eine Schaar Volkes widerwärtig war,

Auch dem Spruch der Eidgenossen über das, was sie dem Abt schuldig seien, wollten sie nicht folgen: „denn des ungezähmten Volkes war zu viel; und wenn die Obrigkeit schon gebieten ließ, daß jeder seine Pflicht thue, so gaben Ungehorsame nichts darum, und durfte sie dann Niemand strafen; also ungezogen waren sie noch.“ Der Abt klagte; die Eidgenossen mahnten; die Appenzeller gaben nichts darum; Gewalt wollte Niemand anwenden. Endlich erklärten doch die Zürcher, wenn sie sich ferner widersetzen, so wollen sie von ihnen, als meineidigen Leuten, die Hand abziehen. Auch gegen die Stadt St. Gallen wurden sie unfreundlich. Der Papst erklärte sie 1426 in den Bann, und jeden, der mit ihnen umgehe. Als nun Jedermann sie floh, mit ihnen nicht mehr gehen, sprechen, essen, beten, handeln, in die Kirche sie nicht einlassen wollte, kamen sie in Wuth. Auf einer Landsgemeinde setzte der Landammann ins Mehr: „Welchem wohlgefällt, daß wir nicht im Ding sein sollen, der hebe seine Hand auf,“ und es wurde so beschlossen. Wer sie nun für Gebannte hielt, den mißhandelten sie, besonders Geistliche, die sie plünderten, schlugen, ja tödteten. An ihren Grenzen war Niemand sicher. Jetzt brachen sie wieder über die Lande des Abts von St. Gallen und des Bischofs von Konstanz los, und Alles zitterte vor ihnen; Alles schrie über sie, als Leute, welche alles Recht ausschlagen, christliche Gesetze und Ordnung so wenig als die des Kaisers und der Eidgenossen halten. Nur zu lange sahen auch die Eidgenossen unthätig zu. Der Abt von St. Gallen floh wieder nach Weil. Endlich beleidigten die Appenzeller in ihrem Uebermuth ihren mächtigen Nachbarn, den Grafen von Tokenburg, und nöthigten ihn zum Krieg (1428). Bei Goßau besiegt er sie und zum Glück wurden da gerade die wildesten Lärmer erschlagen; auch im Rheinthal verlieren die Appenzeller ein Treffen. Nun begann sich ihr Toben zu stillen; nun durften die Alten und Ehrbaren im Land, denen man bisher nicht hatte folgen wollen, wieder reden, und das ungemeisterte Pöbelvolk, das bisher die Ehrbarkeit übermehrte, fing nach erlittenem Schaden an zahm zu werden, und ließ von Mittlung und Frieden reden. Die Eidgenossen gaben ihnen nun jährlich wechselnd

einen Hauptmann als Vormund, legten endlich (1429) durch einen Rechtspruch, den sie pflichtwidrig lange verzögert hatten, den Krieg bei. Die Appenzeller mußten den Spruch von 1421 erfüllen, dem Abt für rückständige Schulden und Schaden 2000 Pfund bezahlen, des Klosters und Adels Leute aus dem Landrecht entlassen, der Abt sie dagegen kostenfrei aus Acht und Bann lösen. Nun fingen die Appenzeller an, klüger und gerechter zu werden; sie kauften sich von den Abgaben an ihre Lehensherren los, genossen ruhig ihre Freiheit, lebten in Frieden mit den Nachbarn, kamen immer mehr in freundliche Verbindung mit den Eidgenossen, denen sie im Bellenzerkrieg tapfern Beistand leisteten. Kaiser Siegmund bestätigte ihnen 1436 alle ihre Freiheiten, und gab ihnen auf des Abts Bitte selbst das Blutgericht; aber im Geheimen bewarb sich dieser bei Kaiser und Papst um Herstellung aller seiner ehemaligen Rechte. Appenzell und St. Gallen schlossen 1137 wieder Bund, und die Vormundschaft der Eidgenossen hörte auf. Endlich im Jahr 1452 schlossen die VII Orte ein ewiges Bündniß mit ihnen, worin sich die Appenzeller verpflichteten, ohne Willen der Eidgenossen weder Krieg anzufangen, noch Bündniß zu schließen, das Rechtbieten vor die Eidgenossen anzunehmen und der Mehrheit derselben gehorsam zu sein.

Stift und Stadt St. Gallen bis zum Bund. 1411 — 1454.

Als die St. Galler und Appenzeller den Abt Kuno zu Weil gefangen nahmen, und als bei seinem Tod (1411) das in Schulden versunkene Kloster nur noch zwei Conventherren hatte, wäre es den St. Gallern nicht schwer gewesen, das Kloster sammt dessen Gebiet sich zuzueignen. Da es aber nach ihrem Glauben eine heilige Stiftung war, so wollten sie nicht gegen ihr Gewissen handeln; sie huldigten dem von den Conventherren ernannten Abt, Heinrich von Gundelfingen, und der neue Abt gab der Stadt einige neue Rechte.

Während der Kirchenversammlung zu Konstanz zogen viele Handels- und Gewerbsleute nach St. Gallen. Konstanz

sank im Wohlstand, obwohl dorthin durch die Kirchenversammlung ungeheuer viel Geld gebracht wurde, weil die Arbeitsamkeit aufhörte und Verschwendung herrschte; St. Gallen stieg hingegen durch Gewerb und Handelsthätigkeit im Wohlstand und sein Handel ging selbst in entfernte Länder. Für 2000 Gulden kaufte sie sich bei Kaiser Siegmund von der Reichssteuer los und erhielt das Recht, Münze zu schlagen. Im Jahr 1418 brannte die Stadt sammt dem Kloster bis auf 17 Häuser ab. Der Handelsgewinn ersetzte bald den Brandschaden. Noch einmal konnte die Stadt sich leicht der Herrschaft über Stift und Land bemächtigen. Der Abt schrieb selbst an den Kaiser Siegmund: „ich habe Grafen, Dienstmänner, Priester, selbst arme Geistliche gefragt, ob sie zu mir ins Kloster wollten, und habe Niemand erfragen können.“ Das Kapitelssiegel wurde der Stadt anvertraut. Aus frommer Gewissenhaftigkeit ließ sie das Stift bestehen; nur nach eigener Freiheit und Unabhängigkeit strebte die Bürgerschaft unablässig, und erreichte sie endlich.

Der Abt hatte 1421 den Leinwandzoll in der Stadt an Hugo und Peter von Watt um 29½ Mark Silbers verkauft. Die Bezahlung war schon geschehen und der Kaufbrief ausgeliefert, als die von Watt fanden, daß der Kauf zu wohlfeil sei, und dem Abt aus eigenem Antrieb noch 6½ Mark Silbers nachbezahlten. Diese Bürger verkauften nachher eben diesen Zoll an die Stadt; der Abt aber löste ihn wieder ein und verlieh ihn (eben nicht edelmüthig) wieder an einen Bürger. Ein anderer Bürger, Hans Streif, der einem Appenzeller für 14 Gulden Silber verkauft und nachher wieder dasselbe um 12½ Gulden abgekauft hatte, fühlte darüber Gewissensunruhe. Er befragte einen Geistlichen. Dieser sagte ihm: „Mit Gott kannst du es nicht behalten,“ und Streif schickte jenem das Mangelnde zu.

Die Stadt wurde in dieser Zeit um einen Drittheil erweitert und neue Ringmauern erbaut. Sowohl die Stadt als reiche Bürger und Edle, besonders die von Watt, hatten Schlösser und Herrschaften in der benachbarten Landschaft. Adelige und Bürger verheiratheten sich unter einander.

Ohne Unruhe entstand 1438 eine Zunftverfassung, und

Bürger und Adelige mischten sich in der Regierung ohne Zank und Krieg, wie anderswo meistens geschah. — Abt Eglof Blarer schloß 1437 für sein Stift und dessen Gebiet ein Landrecht mit Schweiz, demzufolge er auch den Krieg gegen Zürich führen half. Ihm folgte 1411 Kaspar von Landenberg, ein gelehrter, milder Mann, sehr gesellschaftlich, der gern die Herren und Bürger der Stadt auf der Trinkstube besuchte; da er aber kein guter Haushalter war, versank sein Stift wieder in Schulden. Von Kaiser Siegmund erhielt der Rath der Stadt 1430 die höchste Gerichtsbarkeit. Mit allen seinen Landen zwischen dem Boden- und Zürichsee schloß der Abt 1451 ein ewiges Bündniß mit Zürich, Luzern, Schweiz und Glarus. Die IV Orte versprachen dem Stifte Schutz für seine Besitzungen und Rechte; das Stift machte alle Städte und Schlösser des Gebiets zu offenen Häusern für die Bundsgenossen; es sollte ohne deren Willen keinen Krieg führen und von ihnen das Recht nehmen. Nun suchte und erwarb auch die Stadt St. Gallen ewiges Bündniß mit den VI Orten: Zürich, Bern, Luzern, Schweiz, Zug und Glarus, die ihr Schutz für ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten zusicherten. Auch sie durfte Krieg und Bund nur mit der Eidgenossen Willen schließen. Am 23. Brachmonat 1454 beschworen alle Bürger über 16 Jahre alt den Bund. Die eidgenössischen Gesandten und alle Bürger, 1500 Mann, speisten im Baumgarten zusammen. Abt Kaspar machte sogar der Stadt Hoffnung, gegen eine Summe Geldes die Landesherrschaft zu übergeben. Schon ward ein Vertrag entworfen: die Stadt sollte tausend Gulden für die Oberherrschaft bezahlen, das Stift die niedere Gerichtsbarkeit behalten, St. Gallen mit dem Lande ein Ort der Eidgenossenschaft und die Abtei ein Chorherrenstift werden. Dazu gaben die Eidgenossen zuerst Beifall. Aber der Konvent verweigerte das Siegel für diesen, ohne seine Einwilligung gemachten Vertrag; Weil und Appenzell widersprachen, während die Landschaft günstig gestimmt war; die Ordensobern erklärten den Vertrag für ungültig. Nun ließ die Stadt die Sache auf einen gütlichen Rechtspruch der VI Orte kommen, und diese hoben

den Vertrag auf. Abt Kaspar ward entsetzt und Ulrich Rösch zu seinem Nachfolger erwählt. Zur Entscheidung der andern Streitigkeiten zwischen Stadt und Stift ward der Rath zu Bern zum Richter gewählt. Er that den 5. Hornung 1457 den Spruch: Die Stadt St. Gallen soll dem Kloster 7000 Gulden bezahlen, und damit volle Unabhängigkeit vom Stift erhalten. So ward St. Gallen nun eine unmittelbare Reichsstadt und eine ganz freie eidgenössische Bundesstadt.

Tokenburg.

Das Thurthal, das sich von dem Ursprung der Thur, die aus dem Hochgebirg des Säntis und der Kuhfirsten zusammenfließt, bis in die Nähe der Stadt Weil hinabzieht und sich in einige Nebenthäler verzweigt, erhielt von einer Burg, welche die mächtigsten Edeln dieser Landschaft in der Berggegend des Hörnli erbauten, den Namen Tokenburg. Das obere Thal ist schönes Berg- und Alpenland, das untere Hügelland und Ebene mit allen Erzeugnissen des Ackerbaues. Das Kloster St. Gallen erhielt aus diesem Lande schon vom VIII. bis XI. Jahrhundert zahlreiche Vergabungen von Edeln und Freien; seine Zinsgüter waren durchs ganze Land zerstreut. Um die Mitte des XI. Jahrhunderts erhält man die erste Kunde von dem Hause Tokenburg, welches dann bald den Grafentitel erhielt, und außer dem größten Theil des Tokenburg, auch die Herrschaften Uznach, Embrach und Bubikon besaß, und die Lütisburg, Lichtensteig und andere Burgen erbaute. Es war im Land ein zahlreicher niederer Adel, der theils von diesen Grafen, theils vom Stift St. Gallen Burgen und Güter zu Lehen hatte. Zahlreich waren auch die Freien im Lande, die unter den Vogteien des Reichs standen. Aus einer Einsiedelei in der Wildniß, unfern den Quellen der Thur, entstand um 1150, durch die Vergabungen eines reichen Landmanns erst, und dann dieser Grafen, das Kloster St. Johann.

Der Brudermord.

Auf der Lütisburg saß ums Jahr 1228 Graf Diethelm der ältere, ein sehr reicher, aber auch sehr menschenfreundlicher, wohlthätiger Herr. Dieser hatte zwei Söhne, Diethelm und Friedrich, und eine Tochter. Friedrich, der jüngere Sohn, war von sanften Sitten und darum der Liebling der Eltern. Diethelm war ein wilder, roher Ritter; schon hatte er den Vater einmal gefangen gehalten und auf seine Mutter einen Pfeil abgeschossen. Wider der Eltern Willen heirathete er eine Tochter des Grafen von Welschneuenburg, ein Weib auch von bösem Gemüthe. Diese wollte Friedrich bereden, ihre Schwester zur Ehe zu nehmen. Da er aber, dem Vater folgend, ihrem Wunsche nicht entsprach, warf sie bittern Haß auf ihn, der noch unversöhnlicher ward, als der Vater dem jüngern Sohne die Stammburg Tokenburg und die Stadt Weil übergab, und sie reizte Diethelm durch die Vorstellung, daß er, der ältere Sohn, den Stammsitz in dem Besitze des jüngern sehen müsse, und wie dadurch das Erbe ihrer Kinder geschmälert werde, zu so grimmiger Rachsucht, daß er den Entschluß faßte, seinen Bruder zu ermorden. Diethelm wohnte auf der Burg Rengersweil bei Wängi im Thurgau. Die Brüder hatten sich eine Zeitlang nicht mehr sehen wollen. Nun ließ Diethelm seinen Bruder wissen, daß er Versöhnung wünsche, und berief ihn zu einem Gastmahl. Friedrich kam gerne; er wurde auch mit allen Zeichen brüderlicher Liebe empfangen. Aber in der dritten Nacht wird er von Mördern überfallen; unter ihren Streichen ruft er seinem Bruder, der ihn eben ermorden ließ, um Hülfe. Diethelm eilt, noch vor Tag Besitz von Tokenburg und Weil zu nehmen: aber zwei Diener Friedrichs waren früher aus dem Schlosse geflohen und hatten die Nachricht von dem Mord dahin gebracht; sie wurden ihm nicht geöffnet. Die Eltern wurden von so untröstbarem Herzeleid und Gram ergriffen, daß sie fast die Besinnung verloren. Abt Konrad von St. Gallen eilte, so wie er die Unthat vernahm, sie zu trösten; bald kamen auch der Bischof von Konstanz und der Graf von Kiburg. Da sprachen

die unglücklichen Eltern zum Abt: „Weil unser schnöder Sohn, Diethelm, unsern liebsten Sohn, Friedrich selig, so schändlich ermordet, so soll Weil und Tokenburg ihm und seinen Kindern nimmermehr werden, da ein solcher Sohn fürhin nicht würdig ist, den Erbsitz des Stammes Tokenburg zu besitzen. Sie sollen als Eigenthum dem Gotteshaus St. Gallen gehören, damit Gott allda ewiglich für uns beide, für alle unsere Vordern und unsern ermordeten unschuldigen Sohn gebetet werde.“ Der Abt dankte und ließ alsbald schriftliche Versicherung darum aufrichten und sich die Burgen übergeben; den Leichnam des Ermordeten ließ er in die Münsterkirche von St. Gallen führen. Der Mörder hätte gern diese Vergabung gehindert und suchte die Gnade seiner Eltern, fand sie aber nicht mehr. In kurzer Zeit starben Vater und Mutter vor Gram. Auch das böse Weib verließ den Mörder und ging zu ihren Eltern. Verabscheut von dem Volk, führte er noch eine Zeitlang ein unruhiges, kriegerisches Leben, mit einer Rotte, mit der er, ungeachtet er in Acht und Bann lag, unablässig Fehde mit dem Abt führte, wodurch das Land verheert ward.

Bis zum Aussterben des Hauses.

Diethelm, der Brudermörder, hinterließ mehrere Söhne. Der älteste der ihn überlebenden, Kraft, war ihm ähnlich, treulos, gewaltthätig, kriegerisch. Er ward 1259 von einem Edelknecht, Locher, dessen Bruder er umgebracht hatte, aus Rache erstochen. Andere Brüder Krafts machten die Uznaburg zu einem Raubnest, woraus sie die Kaufleute auf der Handelsstraße nach Italien plünderten; Graf Rudolf von Habsburg mit den Zürchern eroberte und zerstörte sie (1267). Unter den Söhnen des wilden Kraft hatte es wieder bessere Menschen; zwei waren Minnesänger; sie begabten das eben gestiftete Kloster Magdenau, und bauten Neu-Tokenburg bei Lichtensteig.

Die Grafen von Tokenburg waren mit den Eidgenossen wechselnd in freundlichen und feindlichen Verhältnissen. Friedrich III., östreichischer Landvogt über Glarus und

Gaster, suchte Mittlung zwischen Oestreich und den Waldstätten, denen er wohl wollte, vor der Schlacht am Morgarten, in welcher vier seines Geschlechtes fielen. Friedrich IV. ward der mächtigste Herr im östlichen Helvetien. Durch die Erbtochter der Grafen von Vaz erhielt er 1330 die X Gerichte u. a. Herrschaften in Bünden, und die große Grafschaft Kiburg als Pfandlehen von Oestreich. Donat verlor in der Schlacht zu Näfels 400 Mann seines Volkes sammt dem Banner.

Friedrich VI. war Herr eines großen zusammenhangenden Landes vom Zürichsee bis ans Tirol hinauf. In dem Krieg zwischen Appenzell und dem Abt von St. Gallen war seine Lage zwischen den Ländern Schweiz, Glarus und Appenzell gefährlich, und dieß um so mehr, da ihn sein Volk mehr fürchtete als liebte, weil er, zwar gerecht, aber streng regierte und hart auf seinen Herrschaftsrechten hielt, und die Appenzeller in wildfreiem Zustand sich ums Recht nicht kümmerten. Friedrich schlug ihre Einfälle auf sein Gebiet zurück und schloß (1405) ein Burgrecht mit Zürich, das ihm Schutz, wie gegen Fremde, so auch gegen Aufstand der eigenen Unterthanen, zusicherte. Herzog Friedrich von Oestreich übertrug ihm nach der verlornen Schlacht am Speicher die Führung des Krieges gegen Appenzell, und gab ihm dafür Gaster und Sargans als Pfandschaften. Aber Friedrich bekriegte die Appenzeller nicht und schloß 1406 Frieden mit ihnen. Im Jahr 1415 benutzte er das Unglück des Herzogs; er kündigte ihm seine Dienste auf und ließ sich nicht nur mit den von Oestreich erhaltenen Pfandschaften, sondern auch mit Feldkirch und Wallgau von Kaiser Siegmund belehnen. Hierauf erneuerte er das Burgrecht mit Zürich und schloß 1417 mit Schweiz und 1419 mit Glarus zehnjähriges Landrecht, mit ähnlichen Bestimmungen, wie mit Zürich. Da ihn die Appenzeller 1427 im Uebermuth beleidigten und ihm dann nicht zu Recht stehen wollten, schlug er sie so, daß sie Friede mit ihm suchten. Auch erneuerte er das Landrecht mit Schweiz, das bis 5 Jahre nach seinem Tode dauern sollte, und übergab diesem Lande die Herrschaft über seinen Antheil an der Mark nach seinem Absterben, aber

mit Lossprechung seiner Unterthanen von Steuern und Frohnen. Er starb den 30. April 1436, und mit ihm erlosch der Mannsstamm dieses mächtigen Hauses. Dadurch, daß er keine feste Bestimmung über seine Lande getroffen hatte, verursachte er einen langen, schrecklichen Krieg.

Die Tokenburger, in Besorgniß über die Folgen des Erbstreites, vereinigten sich auf einer Landsgemeinde zum Schutz gegen Jeden, der an ihren Rechten und Herkommen sie schädigen wollte; dem rechtmäßigen Erbherrn aber soll nichts benommen werden; bis dieser ihnen durch das Recht zugewiesen werde, setzten sie einen Rath zur Landesverwaltung ein. Friedlich kamen die zahlreichen Verwandten bei der Theilung von Friedrichs Erbe überein. Die Freiherren Georg von Rhäzuns, Hildebrand und Peter von Raron erhielten das Tokenburg; die Wittwe aber nur eine Aussteuer. Die Herren schwuren, sammt ihrem Volk, ewiges Landrecht mit Schweiz und Glarus zu Schutz und Hülfe für beide. Nicht nur bestätigten die gütigen Herren ihrem Volk die alten Freiheiten und den Landeid, den es zum Schutz derselben geschworen hatte, sondern beglückten es mit neuen großen Freiheiten. Gleiche Freiheiten gaben andere Erben des Grafen dem Volk in den X Gerichten. Die Tokenburger mußten auch, vermöge des Landrechts, an dem zwischen Zürich und den Ländern Schweiz und Glarus ausgebrochenen Kriege Theil nehmen. Sie thaten einige Fehdezüge in Zürichs und Oestreichs Gebiet und litten selbst wenig Schaden. Zwischen den Landesherren und dem Volk aber war ein Austausch von Wohlthaten gegen Liebe und Gehorsam der Unterthanen.

Die Landschaften Sargans, Gaster und Uznach.

Diese Landschaften sind ein zusammenhängendes Thal von 14 Stunden Länge, das an den Bündner- und Glarner-Hochgebirgen beginnt und sich an den Zürichsee hinabzieht. Durch sie ging einst die große Handelsstraße nach Rhätien

und Italien. Ihre Einwohner besaßen seit Alters nicht nur in den Städtchen, sondern auch auf dem Lande viele Freiheiten. Sargans, ein rhätisches Land, mit romanischen Namen seiner Dörfer und Berge, ist theils ein fruchtbares, warmes Thalland, wo Korn und guter Wein gedeiht und Dörfer von schönen Baumgärten umgeben sind, theils Berg- und Alpenland, wild im Kalfeuser- und Weißtannenthal, gras- und baumreich in den mit Häusern reich besäeten Berghöhen über Mels und Flums. Der Walensee, zwischen Sargans und Gaster, deckt den schauerlichen Abgrund am Fuß der senkrechten Wände der Kuhfirsten. Auch Gaster ist Alpenland am schönen Ammonberg und um den hohen Speer, dessen Aussicht mit der des Rigi wetteifert; zwischen Berg und Linth ist es weites, ebenes, obstreiches Wiesenthal. Das Uznacherländchen hebt sich vom Sumpfland der Linth hinauf an die sanften, schönen Hügel gegen Tokenburg und die Zürchergrenze, und wieder hinab in Kornfeldern, Wein- und Baumgärten an den Zürichsee. Die Städtchen Uznach, Wesen, Walenstad, Sargans, lagen zu den Füßen oder waren die Umgebung ihrer Burgen. Ueber das Taminathal hatte volle Herrschaft das schon 720 gestiftete und mit Gütern und Einkünften von Cläven bis Zürich reich begabte Kloster Pfäfers, das aus wiederholten Kämpfen mit weltlichen und geistlichen Herren, aus Verarmung durch Krieg und schlechte Wirthschaft sich immer wieder emporkämpfte und seinen Besitz wieder erwarb. Der Burgvogt zu Wartenstein, der durch eine Predigt vom Fluch ungerechten Gutes in seinem Gewissen erschüttert ward, gab reuevoll die Burg dem Abt wieder. Hier war der Abt selbst der Richter der leibeigenen Unterthanen. Zweimal des Jahres ritt er mit dem Schirmvogt von Ort zu Ort, um Gericht zu halten, und die Einwohner hielten sie dann gastfrei. Das Kloster besaß köstliches Kirchengeräthe und einen noch bessern Schatz an Büchern des römischen und christlichen Alterthums. Einer von Hohenbalken bemerkte 1240 auf einer Vogeljagd warmen Dunst aus einem Felsenschlund aufsteigen; mit großer Mühe und Gefahr spürte er der Ursache nach und entdeckte im Dunkel der Felsenhöhle die Heilquelle bei Pfäfers.

Noch im XI. Jahrhundert sprach das Volk dieses Thals romanisch. Auf der Burg Sargans wohnten die alten Landesherren, ein Zweig des mächtigen Hauses Werdenberg, die seit 1380 als Erben der Herren von Vaz einen beträchtlichen Theil von Rhätien besaßen. Graf Hans, östreichischer Heerführer im Glarnerkrieg, verarmte, und verpfändete dieß sein Stammland für 13,000 Gulden an Oestreich, und dieses Haus gab es wieder 1403 als Pfandlehen an den Grafen Friedrich VI. von Tokenburg, bei dessen Tod es vorerst wieder östreichische Herrschaft ward.

Im Gaster, genannt von dem römisch-rhätischen Lager gegen Helvetien, stand schon im 8ten Jahrhundert auf dem Benkenberge ein Kloster und die Wandelburg, der Sitz des Landesherrn. Rhätische Grafen stifteten 806 das Stift Schännis, das durch sie und dann durch ihre Erben, die Grafen von Lenzburg, reiche Vergabungen in Rhätien und im Reuß- und Aarthal erhielt. Die Herrschaft über Stift und Land ging von Lenzburg an Habsburg-Oestreich über, dessen Vogt hoch auf der Windek wohnte. Am Ausfluß des Walensees lag das Städtchen Wesen, von den Herzogen äußerst begünstigt, seit Glarus sich zu den Eidgenossen neigte; es ward steuerfrei, erhielt eigenes Gericht und Rath, Markt und Anderes, und ward deßwegen seiner Herrschaft so anhänglich, daß es Ehre und Treue gegen seine Nachbaren vergaß und dafür 1388 mit der Zerstörung büßen mußte. Der Ort kam wieder unter Oestreich, blühte durch Handel und alte Freiheit wieder auf, aber durfte nicht mehr Stadt werden. Das Volk im Gaster litt viel durch Oestreichs Kriege mit Schweiz und Glarus bis zum Frieden von 1389. Dann kam die Landschaft mit Sargans als Pfandlehen 1403 an Tokenburg und durch des letzten Grafen Tod wieder an Oestreich.

Uznach hatte im 8ten Jahrhundert einen Hof mit einer Kirche, die dem Stift St. Gallen vergabt waren. Seine Herren waren die Grafen von Rapperswil. Das Städtchen war steuerfrei; die Bürger mußten die Ringmauern bauen, aber der Graf die Bürger dann speisen; sie mußten mit ihm zu Feld ziehen, aber er mußte für ihren Unterhalt

sorgen. Im XIII. Jahrhundert kam das Ländchen durch Erbe an Tokenburgs Grafen; diese stifteten den reichen Antonsspital. Die Uznaburg, welche die Handelsstraße unsicher machte, ward 1267 von Rudolf von Habsburg erobert und zerstört. Im Jahr 1407 entstand aus einer Bruderschaft bei der Kirche Uznach eine Gesellschaft Musiker (Geiger und Pfeiferbruderschaft), die ihre vom Grafen bestätigten Satzungen hatte und alljährlich aus weitem Umkreis im Städtchen Uznach zusammen kamen und auch die Jahreszeit ihrer indessen verstorbenen Mitbrüder begingen.

---

2. Der alte Zürichkrieg.

Die Ursachen des Krieges.

Um den Besitz der Landschaften Sargans, Gaster und Uznach bewarben sich nach dem Tode des Grafen Friedrichs VI. von Tokenburg die Stadt Zürich und die Länder Schweiz und Glarus. Zürich hätte durch sie nicht nur sein Gebiet sehr erweitert, sondern auch die Herrschaft über die Schifffahrt auf beiden Seen und über die Handelsstraße bis Bünden erworben. Schweiz und Glarus waren diese Vortheile auch wichtig, besonders aber auch die Verbindung durch diese Landschaften mit St. Gallen, Appenzell, Thurgau, dem Bodensee und Rhein; Glarus insbesondere mußte wünschen, daß es nicht auf See und Fluß von dem zu mächtig werdenden Zürich abhängig und in sein enges Thal für immer verschlossen werde.

Die zwischen dem Grafen und der Stadt Zürich geschlossene Verbindung dauerte zwar dem Buchstaben des Vertrages nach, so lange Friedrich lebte, aber die freundschaftliche Gesinnung wurde durch eine zwischen ihm und dem Bürgermeister von Zürich entstandene persönliche Feindschaft in feindliche verwandelt. Rudolf Stüßi, ein Glarner, der 1378 nach Zürich zog, war einer der angesehensten Räthe daselbst geworden. Sein Sohn war der Bürgermeister

Rudolf Stüßi, ein körperlich schöner, starker Mann, den Kaiser Siegmund bei seiner Krönung zu Rom ausgezeichnet und zum Ritter geschlagen hatte. An Geistes- und Willenskraft war er mächtig, „so daß er alles, was er sich vornahm, in Zürich durchdruckte.“ Aber sein Stolz und seine Herrschsucht brauchte sie zum Unglück seiner Stadt und der ganzen Eidgenossenschaft. Auch Graf Friedrich von Tokenburg suchte die Zuneigung dieses mächtigen Mannes. Der Bürgermeister hatte einen Sohn, Namens Hans, der zwar nicht des Vaters Geist, aber doch seine stolze Eitelkeit hatte; ihn sandte er an Friedrichs Hof, die Sitten der Vornehmen jener Zeit zu lernen. In seiner Aufgeblasenheit meinte der junge dummstolze Mensch, weil er der Sohn des mächtigen und berühmten Bürgermeisters von Zürich sei, „sollten sich an diesem Hofe Stühle und Bänke gegen ihn bücken,“ sagt Tschudi. Das verdroß die jungen Edeln am Hofe; sie gaben ihm Merkmale von Verachtung und hielten ihn für einen „hoffärtigen Güggel.“ Hans Stüßi klagte darüber bei seinem Vater, und der reizbar stolze Bürgermeister glaubte sich selbst und Zürich in seinem Sohn geschmäht; er ruft seinen Sohn heim und läßt dem Grafen Drohworte hinterbringen. Der Graf, der die Sache erst nach des jungen Stüßi's Abreise erfahren hatte, wollte des Bürgermeisters Unwillen, der ihm nicht nur in Zürich, sondern auch bei den Eidgenossen gefährlich werden konnte, besänftigen; er bezeugte ihm sein Bedauern, wenn dessen Sohne, ohne sein Wissen und Willen, etwas Unangenehmes begegnet sei, und bat um Erhaltung seiner Freundschaft. Der stolze Mann war aber auch eigensinnig und rachsüchtig, und der Graf erhielt Merkmale seines Hasses; nun sah der Graf aber auch in allem Beleidigung und rächte sich bei Gelegenheit. Das erfuhr Stüßi und die Zürcher, als sie verlangten, daß er den Erben anzeigen solle, mit dem sie nach seinem Tode das Burgrecht halten sollen — und die Uebergabe der Pfandherrschaft Gaster, die Kaiser Siegmund ihnen zu lösen bewilligt hatte. Friedrich verschob die Antwort und berief nun eine Botschaft von Schweiz nach Uznach. Da kam der Landammann Itel Reding, an Ansehen, Stolz und Kraft Stüßi ähnlich; mit ihm der

Landammann Hans ab Iberg. Diesen eröffnete Friedrich: Er wünsche für seine Lande Tokenburg und Uznach mit ihnen ein ewiges Landrecht zu schließen; dagegen soll das Burgrecht mit Zürich, nach Vertrag, fünf Jahre nach seinem Tode erlöschen. Es ist wahrscheinlich, daß dieß geschah, um den Samen der Zwietracht unter die Eidgenossen zu werfen. Den Zürchern ließ er nichts davon wissen. Die Verabredung mit Schweiz wurde auch verschoben, urkundlich auszufertigen. Zwar erklärte nun Friedrich den Zürchern seine Gemahlin als Erbe; aber nicht, daß sie nur Nutznießerin und nicht Besitzerin seiner Lande sein solle, und also kein Recht habe, sie zu vertauschen oder zu verkaufen. Graf Friedrich starb den letzten April 1436, ohne seine Erbschaft urkundlich angeordnet zu haben.

Erster Krieg.

1436—1441.

Graf Friedrichs Tod erregte in Zürich und den beiden Ländern Schweiz und Glarus große Bewegung. Schweiz nahm alsbald in dem tokenburgischen Antheil der Mark die Huldigung ein. Zürich, sich auf die Schenkung der Gräfin Wittwe, als Erbin, berufend, wollte das Nämliche in Uznach thun. Es kam der Bürgermeister Stüßi mit andern Gesandten und forderte Huldigung. Die Uznacher, die sich zuvor vereinigt hatten, Niemand zu huldigen, der ihnen nicht durchs Recht zum Herrn gesetzt sei, weigerten sich. Da fährt sie Stüßi an: „Was unterstehet ihr euch, den Eid zu weigern? Ihr und die Eingeweide in euerm Leib sind unser!“ Die Leute antworteten: „Nun, wir wollen sehen, wer sie uns nehmen will!“ Auch bei Gaster fand Zürich keine Zuneigung; das Land gab seiner alten Herrschaft, Oestreich, den Vorzug; ebenso Sargans. Hier hatte sich das Volk Peter Weibel von Mels, „einen unruhigen Mann,“ zu seinem Führer gewählt, und von ihm beredet, forderte es von dem Herzog so viel, daß ihm nur der Schein der Herrschaft geblieben wäre. Verdrießlich darüber, gab er das Land als Pfandlehen dem Grafen Heinrich, Nachkommen der alten

Stammherren. Erbittert darüber, da dieser Graf seine Unterthanen in Bünden durch Vögte hart drückte, suchten und erhielten die Sarganser Burgrecht mit Zürich, und die Zürcher besetzten das Land. Der Graf widersprach und schloß nun Landrecht mit Schweiz und Glarus, und der Herzog gestattete ebenfalls dem Lande Gaster ein 30jähriges Landrecht mit diesen Orten, die nun im Christmonat 1436 sich schon Tokenburg, Uznach, Gaster und den Grafen von Sargans durch Landrecht verbündet hatten. Erzürnt darüber, schlagen die Zürcher jenen Landschaften den freien Kauf ab. Die Eidgenossen mittelten. Schweiz und Glarus zeigten sich gemäßigt: sie erbieten sich, alle Eidgenossen in jene Landrechte aufzunehmen, was nicht angenommen ward; dann bieten sie Zürich Gemeinschaft an und wollen endlich selbst Uznach demselben überlassen. Mit Starrsinn beharrt Zürich auf allen seinen Ansprüchen. Der eidgenössische Rechtspruch ergeht; er erkennt die Gräfin nicht als Erbe, und damit fällt die Schenkung an Zürich hin; die Landrechte aber bestätigt er. Dieser Spruch erbittert Zürich so sehr, daß es Volk an die Grenzen schickt; doch bewirken die Mahnungen der Eidgenossen seinen Abzug. Nun schließen auch die Erben des Tokenburg Landrecht mit Schweiz und Glarus und verpfänden diesen Orten für 1000 Gulden die Herrschaft Uznach. Gaster hatte vom Herzog auf unbestimmte Zeit Selbstherrschaft erworben; es war aber im Volk keine Einigkeit, und auf die Vorstellung von Schweiz und Glarus, daß es nicht stark genug sei, die Unabhängigkeit zu behaupten, gehen Gesandte der Landschaft mit denen der beiden Orte, den Herzog zu bitten, daß er denselben die Pfandherrschaft übertrage, die sie auch gegen Erlegung von 3000 Gulden erhielten. Auch mit dem Abt von St. Gallen schloß Schweiz zu eben dieser Zeit Landrecht. Schon zogen die erbitterten Orte 1439 gegen einander aus: Zürichs Heer stand zu Pfäffikon, die Schweizer am Etzel, und Zürich kündigte den Krieg an, als den Eidgenossen noch gelang, auf ein Jahr Waffenstillstand zu erhalten, und sie setzten die Mittlung eifrig fort, aber es war keine Versöhnung mehr zu bewirken. Wie weit die Erbitterung ging, zeigte sich im Sommer 1440. Arme Leute von Uznach und

Gaster waren als Schnitter ins Aargau gegangen; für deren Arbeit ihnen auf St. Gallentag ausgedroschenes Korn nach Zürich geliefert wurde. Es war theure Zeit. Die Armen kamen nach Zürich, das Korn abzuholen; es ward ihnen nicht ausgeliefert. Arme Wittwen, die viele Kinder hatten, gingen zum Bürgermeister Stüssi, und baten ihn mit vielen Thränen darum. Es half nichts. Die Armen kamen jammernd heim, und groß war das Geschrei über diese Grausamkeit in der ganzen Eidgenossenschaft. Dieß geschah in der Stadt, welche ein Jahrhundert hernach, und seither bis auf unsere Tage, die wohlthätigste Stadt in der Eidgenossenschaft war. Hierauf folgte alsbald der Ausbruch des Krieges. Durch gemeinschaftlichen Besitz, wozu die andern Eidgenossen sie ermahnten, und noch besser, durch Aufnahme dieser Landschaften in den Eidgenossenbund, hätten Zürich, Schweiz und Glarus dieses um der Handelsstraße willen ihnen so wichtige Gebiet von fremder Herrschaft befreien, ihre Vortheile sichern und den Krieg vermeiden können. Zorn und Haß und eigennützige Herrschsucht hinderte alles. Zürich verwarf den eidgenössischen Rechtspruch, welcher seine Forderungen absprach, und sperrte die Ausfuhr.

Schweiz und Glarus besetzten das Sarganserland, wo Weibel und seine Rotte das Volk verführt hatte, den Landesherrn abzusetzen, sein Eigenthum versteigern und in allen Kirchen verbieten ließ, ihm Gehorsam zu leisten oder Gefälle zu entrichten. Nun flohen beim Anrücken der Schweizer und Glarner die übermüthigen „Hochbocher," die auch die Eidgenossen prahlerisch herausgefordert hatten, aus dem Lande und überließen das verführte Volk sich selbst. Es bat um Gnade, huldigte, gab das Zürcher Burgrecht auf. Was dem Herrn oder Landleuten geraubt worden, mußte genau ersetzt werden, sonst geschah den Einwohnern kein Leid. Gnade auch für sich nun hoffend, kam Weibel mit den Seinigen wieder zurück. Auf den Knieen flehte er um Leben und Gnade, und gegen strengen Ersatz alles dessen, was durch ihn geraubt und geschädigt worden, erhielt er sie. — Nun brach der Krieg vollends aus; Schweiz und Glarus erklärten ihn am 2. Wintermonat 1440 an Zürich. Uri und

Unterwalden erschienen mit ihren Bannern auf die Mahnungen, aber noch unentschieden, als bewaffnete Zwischenkunft. Da entschied der Bannerherr von Uri mit dem Wort: „Gott verbiete mir, daß ich das Banner von Uri wider die trage, die immer auf Bundesrecht gedrungen haben!“ — „Er hat Recht!“ rief alles Volk. Bürgermeister Stüßi stand mit 6000 Mann zu Pfäffikon. Da vernahm das Zürcherheer, daß die Eidgenossen sich mit Schweiz und Glarus vereinigen. In der Nacht wird Kriegsgemeinde gehalten. Stüßi muß heftige Vorwürfe hören; es entsteht Lärm und Verwirrung; dann kommt plötzlich Schrecken ins Heer und vor Tag bricht es auf und schifft nach Uerikon hinüber, und auch von da eilt es in schreckenvoller Flucht nach der Stadt. Vertrauen und Muth war von allem Volk gewichen. Die Stadt wird voll Flüchtlinge; Ordnung, Sicherheit, Gehorsam hört auf, und das Land wird von den Eidgenossen geplündert. Nun willigt Zürich in Frieden; es verspricht bundesgenössisches Recht anzuerkennen, und muß die Höfe am obern Zürichsee an Schweiz abtreten. Diese letzte Bedingung erbitterte besonders die Zürcher und war die Hauptursache, daß Stüßi und der Stadtschreiber Graf (ein Oestreicher von Stockach) einen neuen, noch größern Krieg entzünden konnten.

Zweiter Krieg.

1442—1446.

Diese Männer erhitzten die gemeinen Bürger mit dem Vorgeben, die Eidgenossen begegnen Zürich immerfort mit Verachtung und Uebermuth. Der Stadtschreiber aber reizte den Unwillen der Eidgenossen geflissentlich durch Spott- und Schmachworte in seinen Schreiben. Als das unfehlbare Mittel, sich an den Eidgenossen rächen und sie besiegen zu können, schlagen sie Aussöhnung und besondern Bund mit Oestreich und dem neuen Kaiser Friedrich III. vor. Mancher weise, wohldenkende Mann in Zürich redete zuerst ernstlich dawider. „Es wird übel ausschlagen,“ sagten solche, „wenn die Schafe zum Wolf sich verbinden und ihre Brüder übergeben.“ Oestreich hatte ja erst die Länder, nun Zürich

begünstigt; wie klar war seine Absicht! — Aber es gelang Geßler und Graf, den großen Haufen so zu verführen und aufzuhetzen, daß Niemand mehr gegen ihren Anschlag reden durfte. Gesandte wurden nun an den kaiserlichen Hof geschickt, welche um Bund mit Oestreich gegen Anerbietung der größten Opfer, selbst der Grafschaft Kiburg, die den größten Theil des zürcherischen Gebietes ausmachte, sich bewerben sollen. Der Bund wurde geschlossen, aber von Zürich eine Zeitlang verheimlicht, so daß der Eidgenossenbund beschworen ward. Er war, obwohl dem Schein nach der eidgenössische Bund darin vorbehalten worden war, dennoch seinem Wesen nach mit demselben unverträglich. Zürich trat Kiburg ab; dagegen ward ihm die Einlösung des Gasters und die Aufhebung der Landrechte mit Tokenburg und Uznach versprochen. Zürich sollte Oestreich zu Einlösung von Baden behülflich sein, und wollte mit Oestreich einen neuen Eidgenossenbund zu beiden Seiten des Rheins, von Basel bis Bünden, errichten. Der neue Kaiser verweigerte den Eidgenossen die gewöhnliche Bestätigung ihrer Freiheiten; es sei denn, daß sie Oestreich das Aargau wieder zurückgeben. Die Eidgenossen baten aufs Dringendste, daß Zürich diesen Bund aufgebe; vergeblich. Zürich entschuldigte sich mit der Sorge für die Sicherheit des Handels im Reich. „Wir hätten euch wohl dabei geschützt," antworteten die Eidgenossen. Diese schickten Boten ins Aargau, die Treue für die Eidgenossen daselbst zu prüfen; sie ward ihnen, mit Ausnahme von Bremgarten und Baden, überall versichert, und der Kaiser, auf seiner Reise durchs Aargau nach Bern und Freiburg, konnte keine günstige Erklärung bewirken. Der Kaiser kam selbst nach Zürich, wurde mit großem Jubel empfangen, und der Bund mit großer Feierlichkeit beschworen. Die Eidgenossen versprechen einander dagegen: Gut, Leib und Leben für Erhaltung ihres Bandes. Alles Mitteln blieb fruchtlos. Die Beleidigungen mehrten sich täglich. Die Zürcher schlugen das Recht nach dem Bunde aus.

Jetzt erklärten Schweiz und Glarus den Krieg. Nach hartem Kampf schlugen sie die Zürcher zu Freienbach. Dann vereinigten sich die Eidgenossen mit ihnen. In

grimmigem Zorn über zugerufene Schmähworte erstürmen die von Luzern, Uri und Unterwalden die Schanze am Hirzel, worin meistens Landleute vom See lagen. Stüßi kam ihnen nicht zu Hülfe, weil sie ihn kurz zuvor mit frechen Worten beleidigt hatten, wofür er sich nun dadurch rächte, daß er sie preisgab. Das Zürcherheer zog in die Stadt zurück. Die Eidgenossen brachen Sonntags während des Gottesdienstes ins Dorf Horgen, verbrannten es und übten in der Kirche Schandthaten aller Art, verbreiteten sich über die Landschaft, raubten und brannten von einem Ende zum andern. Eine Rotte von Schweiz, Unterwalden und Zug hatte auch wilden Unfug im Kloster Rüti getrieben: sie zerschlugen alles, brachen die Gräber auf und warfen sich mit den Gebeinen; auch Graf Friedrichs Leiche rissen sie aus dem Grabe und trieben gräulichen Muthwillen damit. Von Zürich wagte man keinen Ausfall; es war dort Streit, denn die eidgenössische Partei regte sich beim Unglück wieder und sagte: „Das ist die Frucht des Abfalls von den Eidgenossen!“ Am 22. Heumonat 1443 zog das eidgenössische Heer bei 6000 Mann stark vor Zürich; das östreichische und zürcherische lagerte sich bei St. Jakob an der Sihl; nach kurzem Kampfe floh es in die Stadt zurück. Stüßi wollte die Fliehenden aufhalten, und vertheidigte die Sihlbrücke heldenmüthig gegen den andringenden Feind, bis ein Bürger von Zürich ihn mit den Worten: „Gotts Wunden, dieß Wesen hand wir allein von dir!“ durchbohrt. Voll Wuth über ihn, den Urheber des Kriegs, mißhandeln dann die Schweizer, besonders aber seine glarnerschen Landsleute und Verwandte, seinen Leichnam auf scheußliche Weise, weil einer aus ihrem Lande und Geschlechte so viel Unheil über die Eidgenossenschaft gebracht habe. Zürich war in großer Gefahr: denn mit den fliehenden Zürchern drangen schon einige Eidgenossen durchs offene Thor hinein, als eine unerschrockene Frau den Schutzgatter fallen läßt und so die Stadt rettet. Der Landschreiber Rudolf Küng von Glarus hatte schon inner dem Thore den Bannermeister von Zürich erstochen und ihm dessen Fahne genommen, als der Gatter fällt und er sich nun verloren sieht. Da reicht er einem

Landsmann die eroberte Fahne durch den Gatter hinaus u fällt dann von Schüssen getödtet. In der Stadt fiel de zweite Stifter des Kriegs. Ein Bauer von Küßnacht sa den Stadtschreiber Graf durch die Gasse rennen; er hä ihn auf und sagt: „Das hast du mit deinem nichtswürdige Schreiben gemacht; dafür mußt du hier sterben," und durch sticht ihn. Einen Augenblick schien es, als wenn der Frie vermittelt werden könnte. Vor der Stadt Rapperswei welche mit der größten Tapferkeit den Eidgenossen widerstan wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und auf einem Ta zu Baden äußerten die dahin geschickten Zürchergesandte friedliche Gesinnungen. Zürich sollte den Bund mit Oestreic aufgeben. Um Vollmacht zu erhalten, kehrten sie mit Ge sandten von einigen Reichsstädten nach Zürich zurück. E hatte sich hier immer noch eine zahlreiche eidgenössische Partei erhalten, und die Führer der östreichischen Partei fürchteten ihr Einfluß möchte den Frieden bewirken. Der Pöbel wird aufgehetzt. Die Verführer rufen: „Die Stadt ist verrathen, die Schweizer kommen!" Die Thore werden geschlossen; Haufen stürmen ins Rathhaus und fordern Oeffnung der Rathstube, um die Verräther herauszuholen; die Friedensfreunde im Rath werden ins Gefängniß geführt und selbst die fremden Gesandten bedroht. Eilig ward über die Gefangenen Gericht gehalten; keine Schuld fand sich, als daß sie Stüßi und andern Feinden der Eidgenossen ernstlich entgegen geredet und den Frieden zu fördern gesucht hatten. Die Boten und einige andere Räthe werden alsbald zum Tod verurtheilt und enthauptet, andere aus dem Rath gestoßen. Die Gesandten der Städte schickte man ohne Antwort weg und schlug dann den Frieden aus. Jetzt bieten die Eidgenossen wieder aller Macht auf. Man hatte durch Friedensunterhandlungen die Eidgenossen nur aufhalten wollen, bis die erworbene Hülfe vom König von Frankreich anrücke. Der Krieg wüthet nun wieder in Raub und Brand über das unglückliche Land fort; das eidgenössische Heer belagert Zürich ohne Erfolg.

Die gerechten Appenzeller.

1442.

Oestreich und Zürich forderten die Appenzeller auf, in ihren Bund zu treten. Sie antworteten: „Das können wir mit Ehren nicht thun, als wenn man uns mit Recht von den Eidgenossen weiset“ — daß nämlich ihr Bund mit denselben nicht rechtmäßig sei. Die Eidgenossen verlangen Zuzug von ihnen, und sie antworteten: „Wenn zwischen den Eidgenossen und Zürich Krieg entsteht, werden wir uns eines Theils annehmen, da dieß unser Bund vorschreibt und das mitteln heißt.“ Die Eidgenossen boten ihnen für die Rithülfe bessere Bundesbedingungen als die gegenwärtigen an, und erinnerten sie an den von ihnen (Schweiz und Glarus) empfangenen Beistand zu Erlangung ihrer Freiheit. Die Appenzeller erwiedern den Boten: „Da wir einem Orte wie dem andern geschworen, so müssen wir allen den Eid gleich halten.“ Zornig und drohend spricht darauf der Landammann Reding: „Wir sehen wohl, daß Ihr wenig Willen zu den Eidgenossen habet, da Ihr Einen Ort so viel achtet als sechs und der alten Wohlthaten vergesset. Bedenkt Euch eines Bessern, denn wo Ihr je nicht anders wollet, würde man Euch vielleicht mit einer stählernen Stange weisen.“ Die Appenzeller blieben bei ihrem Entschluß, den weder des Kaisers Macht, noch Redings Drohen zu ändern vermochten. Dann aber, als Zürich allen Frieden verwarf und Oestreichs Macht die Eidgenossenschaft bekriegte, zogen die Appenzeller ihren Eidgenossen zu Hülfe.

Grausame Rache zu Greifensee.

1444.

Als im April 1444 alle Banner der Eidgenossen wieder zu einer Kriegsthat gegen Zürich ausgezogen waren, beschlossen sie auf einer Kriegsgemeinde zu Kloten, daß sie die Festung Greifensee, aus der sie schon geschädigt worden, belagern wollten. Am ersten Mai erschienen sie vor derselben. Daselbst lag Wildhans von Landenberg mit 20 Mann

aus der Stadt und 60 ab dem Land. Alsbald wurde Stadt und Schloß heftig beschossen, aber auch tapfer vertheidigt. Als die Besatzung sah, daß sie das Städtchen nicht zu erhalten vermochte, verbrannte sie es, nachdem sie Weiber und Kinder weggeschickt hatte. Die Eidgenossen gaben den Jammernden etwas Lebensmittel und schickten sie nach Uster, mit dem Befehl, daß ihnen kein Leid zugefügt werde. Desto ergrimmter wurden sie aber über die Besatzung, durch die sie sonst schon manchen Mann verloren hatten. Mit Schießen und Stürmen griffen sie nun das Schloß an, aber vergeblich, und schon dachten sie auf den Abzug, als ein verrätherischer Landmann ihnen die schwächste Stelle der Burgmauer gegen den See zeigte. Da verfertigten sie ein Schirmdach, um unter dessen Schutz an die Schloßmauer zu kommen. Die Belagerten warfen einen Altarstein hinunter, der zerschlug das Dach sammt den Arbeitern; es wurde ein anderes verfertigt, das nicht mehr zerschlagen werden konnte. Nun fingen sie an, die Mauer zu untergraben. Uneinigkeit vereitelte den Entsatz von Zürich aus. Als die Besatzung die Gefahr des Untergrabens bemerkte, bat sie, daß man vor die Hauptleute bringe: sie wollen sich auf Gnade übergeben. Man sagte ihnen, sie seien im Sack, worauf Landenberg erwiederte: „Nun dann zerstören wir, ehe wir sterben, Hab und Gut, das im Schloß liegt, und die Eidgenossen verlieren die Beute.“ Am 27. Mai ergab sich die Besatzung auf Willkür der Eidgenossen. Neun von der Besatzung waren erschossen; einige lagen verwundet; noch 72 Junge und Alte waren übrig. Große Beute wurde in der Burg gefunden. Des morgenden Tages rathschlagte die Kriegsgemeinde über die Gefangenen. Die Frage kam zuerst an den Landammann Itel Reding, obersten Hauptmann. Dieser gab den Rath, alle mit dem Schwert zu richten, den Ulrich Kupferschmied von Schweiz, um seiner Verwandten willen, ausgenommen. Ein Anderer urtheilte: „Die aus dem Amt Greifensee sollen am Leben bleiben, denn sie haben nichts Anderes gethan, als was Ehrenleute auf Befehl ihres Herrn haben thun müssen; die Söldner aber soll man hinrichten.“ Dann erhob sich Hauptmann Holzach von Menzingen und sprach:

„Mich bedünkt auf meinen Eid, daß keiner von Allen mit Recht zum Tod verurtheilt werden möge. Der von Landenberg ist ja Bürger von Zürich, und also schuldig gewesen, den Befehl seiner Herren zu erfüllen, wenn er nicht sein Gut verlieren und Eid und Ehre übersehen wollte. Ich finde, er habe wie ein Biedermann gehandelt, und will ihn mit seiner Habe abziehen lassen. Seine Knechte sind ihrem Herren treu geblieben, haben sich bieder gehalten; ich spreche sie auch frei. Die Söldner sind arme Handwerksleute, etliche haben viele Kinder, und die Noth der Zeit drängte sie, sich so zu nähren; sie haben zu Greifensee als Ehrenleute gehandelt; auch sie muß ich ledig erkennen; und ebenso urtheile ich über die von Greifensee. Das dünkt mich recht und wohl gehandelt.“ Da sprang Itel Reding in wildem Zorn auf und entgegnete Holzach: „Potz Wunden! Es thäte kein Eidgenosse den Bürgern von Zürich Gutes, als Du!“ Holzach hierauf: „Ich weiß, daß ich allen Eidgenossen so gerne Gutes thue und nichts Böses, als Du, und habe nichts Anderes hier gerathen, als was mich bedünkt, daß es ihnen Nutzen und Ehre sei. Ich hoffe zu Gott und Jedermann, daß ich wohl und nicht übel gerathen habe, und wisse, daß ich wohl so fromm und bieder bin, als Du und die Deinigen. Tödtet man diese biedern Leute, wie Du gerathen hast, so wird Jedermann sehen müssen, daß Gott das an uns und den Unsrigen nicht ungestraft sein läßt, sondern es hart und schwer rächen wird.“ Reding erwiedert höhnisch: „O, ich höre wohl an deiner Rede, daß dir die Federn vom Pfauenschwanz einstecken.“ Man sprach nun viel durch einander. Einige wollten den Kupferschmied beim Leben lassen, einige die Greifenseer, und darein wollte endlich Reding willigen. Unwillig wurden die, welche alle gern am Leben erhalten hätten. Da schwur Reding wüthend: „Ehe ich den Hauptmann und die Söldner will gehen lassen, will ich alle mit Stumpf und Stiel tödten!“ Es kamen die Eltern, die Weiber und Kinder der Knechte von Greifensee, die Mütter mit Unmündigen und Säuglingen und flehten jammernd um Gnade. Nichts rührte den Reding. Da riefen Stimmen: „So trink' dich denn satt an Menschenblut!“ Landenberg

rief: „Was wollt Ihr doch diese Unschuldigen strafen? sie sind ja nur ihren Obern gehorsam gewesen; hätten sie das nicht gethan, was sie nun als redliche Leute gethan haben, so wären sie des Schwertes würdiger. Begnügt Euch an mir! Ist dieß Euch noch nicht genug, so richtet noch die Stadtknechte und verschont der armen Leute, die man zur Beschützung des Ihrigen zwang!“ Es half nichts. Wuth und Lärm herrschte; viele liefen unwillig von der Gemeinde weg. „Um den Feinden Schrecken zu machen, muß man sie tödten,“ rief man. Die Ermordung Aller wurde das Mehr. Die Schweizer und Unterwaldner trieben am meisten zur Hinrichtung. Jetzt wurden die Gefangenen auf eine große Wiese bei dem Dörfchen Nänikon geführt, und der Scharfrichter von Bern erhielt den Befehl, sie alle, bis auf zehn, die man wegen hohen Alters und zarter Jugend aussönderte, zu enthaupten; aber auch diese mußten zusehen! Die biedern Männer knieeten nieder und beteten. Da trat Landenberg hervor und sprach: „Weil es doch nicht anders sein kann, so will ich eben der Erste sein, daß Keiner gedenke, ich wolle mich von Euch scheiden, oder sich unter der Zeit etwas ereigne, daß ich beim Leben bleibe; der Erste will ich vor Euern Augen als ein Biedermann sterben!“ Unverzagt kniete er nieder, befahl Gott seine Seele und empfing den Todesstreich. Ihm folgten die beiden Zürcherstadtknechte. Als der Scharfrichter diese drei enthauptet hatte, wandte er sich unwillig zu den Hauptleuten: „Habet um Gotteswillen ein Begnügen; ich mag nicht weiter richten.“ Der unmenschliche Reding ruft ihm zu: „Du sollst weiter richten, oder man wird wohl Einen finden, der dich und sie richte.“ Der Scharfrichter fuhr fort. Einer nach dem Andern kniete nieder in seiner Mitgesellen Blut und empfing den Schwertstreich. Als der Scharfrichter an den Zehnten kam, forderte er ihn voll Erbarmen für sich; „dieß sei,“ sagte er, „nach kaiserlichem Recht:“ „Bei uns gilt Landrecht; schweig, du Kläffer!“ antwortet Reding. Beim 20sten blickt der Scharfrichter nochmals wehmüthig auf den Landammann: „Stumpf und Stiel miteinander!“ ruft er ihm zu. Die Erde schluckte das Blut nicht; es strömte. Die Nacht brach ein. Bei Fackelschein

wurden die Letzten gerichtet; Alle mußten geschlachtet sein. Reding, der Gräuliche, wich nicht, bis der Letzte verblutete. Diese Gräuelthat verursachte viel Unwillen unter den Eidgenossen. Tschudi sagt: „Was die Eidgenossen seither lange Zeit Unfalls erlitten, meinte man, sie haben es an dieser That erholt.“ Die Eidgenossen verbrannten nun das Schloß und zogen ab. Die Hingerichteten wurden von den Benachbarten nach Uster geführt und dort mit Ehren begraben. Auf der Stätte des Mordes ward dann eine Kapelle erbaut und für die Hingerichteten daselbst gebetet. Der Verräther seiner Landsleute wurde, als er einst Fische ins eidgenössische Lager tragen wollte, ergriffen, nach Zürich geführt und daselbst enthauptet.

Thomas von Falkenstein und der Brand von Brugg.

1444.

Thomas von Falkenstein besaß Burgen und Güter im Jura. Er war Bürger zu Bern. Der Rath dieser Stadt führte über ihn und seinen Bruder, Hans, die Vormundschaft, als ihr Vater frühe starb. Thomas verließ als Jüngling Bern, und diente lieber Oestreich. Während die Berner mit den Eidgenossen vor Zürich lagen, machte Thomas den Anschlag, Aarau zu überfallen. Zwei Knechte sollten das Wirthshaus zum Löwen außer der Stadt um Mitternacht anzünden, und während Alles dem Feuer zulaufe, wollte er von Gösgen her über die Aarbrücke mit seinem Volk als Rothhelfer einrücken und die Stadt in Besitz nehmen. Die Ausführung mißlang. Nun macht Falkenstein einen Anschlag auf Brugg, wo er verbürgerrechtet und wohl bekannt war. Am 27. Heumonat 1444 kam er nach Brugg, wurde wohl aufgenommen, beehrt, bewirthet. Er gab vor, daß er aus dem Lager vor Zürich komme und den Bischof von Basel abholen wolle, um den Frieden, der nahe am Abschluß sei, vollends zu fördern. Von Brugg ging er nach Laufenburg, sammelte da eine Bande, wobei Rechberg und Thüring von Hallweil waren, und rückte mit derselben

in der Nacht vom 30. Heumonat über Mömbal, das er verbrannte, und über Remigen und Riniken nach Brugg. Hans Geißberger von Riniken eilte, die Stadt zu warnen, wurde aber eingeholt und erstochen. Vor Tag kommt die Bande an das Thor bei der Aarbrücke, 400 Mann zu Pferd und zu Fuß. Falkenstein klopft. „Wer ist's?“ fragt der Wächter. Falkenstein: „Ich, Gevattermann, laßt mich nur nicht lange warten.“ Der Wächter: „Wer ist bei Euch?“ Falkenstein: „Boten von Basel; laß uns schnell ein; wir eilen ins Feld vor Zürich. Ihr seid ja vor uns wohl sicher.“ Jetzt öffnet der Thorhüter. Es kamen nun zwei Reiter in der Basler Stadtfarbe, dann der Falkenstein und andere nach ihm. Dieß scheint dem Hüter zu viel. „Gnädiger Herr Gevatter, Ihrer sind viele; ich darf sie nicht alle ohne Erlaubniß einlassen; ich will's dem Schultheiß anzeigen.“ Falkenstein aber schlägt dem Hüter den Kopf ab. Alles reitet nun durchs offene Thor ein. Durch den Lärm geweckt, kamen Bürger, die beim Thore wohnten, heraus und fielen alsbald, 13 an der Zahl, unter der Hand der Mörder. Die Rotte verschloß nun die Thore; der Schultheiß Effinger, der Rath, die angesehensten Bürger wurden in ein Haus zusammengesperrt; dann wurde die Stadt geplündert; das Archiv, die Banner und Fahnen sammt dem Raub werden auf Schiffe gebracht. Dann wollte Falkenstein die Gefangenen enthaupten lassen. Das fand Rechberg doch zu ehrlos und sprach: „Was haben Euch die unschuldigen biedern Leute gethan?“ Während des Ueberfalls waren einige Bürger an Seilen über die Stadtmauern hinausgekommen und riefen das Landvolk zu Hülfe. Nun eilten die Räuber; die Stadt wurde an mehrern Orten angezündet. Da erhob sich Jammergeschrei von Weibern und Kindern, und Falkenstein warf mit einem Schimpfwort einer Frau die Schlüssel des obern Thores zu: „Schließ es auf, daß ihr nicht verbrennet!“ Die gemeinen Bürger ließ man los; die Kinder trieb man aus den Häusern zusammen aufs Feld hinaus; die angesehenen Bürger aber wurden fortgeführt. Im Eichwald ob der Stadt wollte Falkenstein noch einmal Befehl geben, die Gefangenen zu enthaupten. „Könnte man da nicht mähen, wie

auf der Wiese bei Greifensee?“ Rechberg sagt hierauf zürnend: „Falkenstein, du hast Mords genug gethan, an Leuten, die dich nicht beleidigt haben; hätte ich die Sache gewußt, du hättest mich nicht hieher gebracht, — du hast hier Ehre eingelegt, die ich dir bas gönne, als mir selbst.“ Die Brugger mußten in ihrem Elend von Gefühllosen den Vorwurf hören: sie seien eben zu freundlich mit dem Adel gewesen, wofür er ihnen nun so gelohnt habe. Die Gefangenen wurden dann auf den Thurm ob dem Rheinfall zu Laufenburg gelegt. Burkhard Küffer wagte für seine Mitgefangenen das Leben. An einem aus dem Bettgewand gedrehten Seil ließ er sich Nachts vom Thurm herab, kam auf einen Holderbaum über dem Wasserstrudel, sprang bei anbrechendem Tag in die Wogen, durchschwamm sie, kam ans Land, lief fast nackt zu einem Meier, der ihm Kleider lieh; dann eilte er nach Brugg. Alsbald verkauften die Weiber was sie an Hab und Gut hatten, schickten eine große Summe als Lösegeld und erhielten ihre Männer wieder. Jedes Ort der Eidgenossenschaft gab der unglücklichen Stadt eine Steuer. Solothurn zog nun vor Gösgen, wo Falkensteins Frau, der diese Herrschaft gehörte, sich befand; sie floh Aerlisbach hinauf an die Schafmatt und sah hinter ihr die Burg in Flammen auflodern, erschrak und bebte, wurde ereilt und nach Bern geführt. Doch erhielt sie 1450 die Herrschaft durch einen Rechtspruch wieder, da sie, die Unschuldige, nicht des Mannes Verbrechen büßen solle. Thomas aber durfte nicht mehr in der Herrschaft wohnen. Die Schulden nöthigten endlich die Brüder von Falkenstein, eine Herrschaft nach der andern an Solothurn und Basel zu verkaufen. Bei einem solchen Verkauf bewies Thomas, daß noch menschliches Gefühl in ihm sei. Bei der Uebergabe der 1461 an die Stadt Basel verkauften Herrschaft Farnsburg traten ihm die Thränen in die Augen und er sagte: „Liebe Herren von Basel, auf diesen heutigen Tag übergebe ich Euerer Gewalt und Macht fromme und willige Unterthanen, und bitte, Ihr wollet Euch dieselben allezeit in Gnaden lassen befohlen sein.“ Er wandte sich ab und weinte. Brugg wurde bald nach seinem Unglück wieder erbaut, und schon 1450 stifteten barmherzige Bürger daselbst

ellen Spital für einheimische Arme und durchwandernde Fremde. Als eben ein Jubeljahr einfiel, widmete man das Ablaßgeld dazu.

Schlacht bei St. Jakob an der Birs.

Als die Berner vernahmen, daß ein Theil der Mordbrenner von Brugg auf Farnsburg liege, schickten sie, um mit ihnen die Solothurner und Luzerner, Volk zur Belagerung derselben. Die Burg wurde so heftig beschossen, daß die Besatzung sich zur Uebergabe erbot, wenn man sie mit Hab und Gut abziehen lasse. Das verweigerten die Belagerer und verlangten Zuzug aus dem Lager vor Zürich: wohin dann 300 von Bern und 300 aus andern Orten ihnen zugeschickt wurden. Da vernehmen sie, daß der Dauphin mit einem Heer von 60,000 Mann in der Gegend von Basel angekommen sei. Die Eidgenossen wollten noch zuerst Farnsburg einnehmen, und dann dem Heer entgegen gehen. Der Dauphin schickte eine Vorhut von 8000 Mann zu Roß und Fuß gen Pratteln; 10,000 standen hinter denselben zu Muttenz, und mit dem Hauptheer von 40,000 lag er vor der Stadt Basel. Jene 8000 sollten die Eidgenossen vor Farnsburg überfallen. Alsbald entschlossen sich die Eidgenossen, das Volk aufzusuchen und anzugreifen. Unter der Anführung des Bernerhauptmanns, Hans Matter, ziehen 1600 Mann dem Feind entgegen; 150 Baslerlandleute führte Seevogel von Basel, der die Eidgenossen zu warnen aus der Stadt gesandt worden. Spottend hatten ihn die Eidgenossen gefragt: „Warum sich die Basler hinter den Mauern fürchten? Sie fürchten sich im freien Felde nicht.“ Seevogel antwortete: „Nie war ich verzagt, will's auch heut nicht sein;“ er stritt auch bei ihnen bis in den Tod. Mit Anbruch des Tages, den 26. Augstmonat 1444, brachen sie gegen Bratteln auf, wo der feindliche Heerhaufe sie auf der großen Matte erwartete. Als die Schaar der Eidgenossen den Feind vor sich sah, wollten die Hauptleute das Volk in Schlachtordnung stellen; aber da war kein Aufhalt; ohne Ordnung lief alles an den Feind. Nach kurzer Gegenwehr zog sich dieser nach Muttenz

zu und ließ viele Erschlagene zurück. Die Eidgenossen eilten nach. Als sie auf die Weite vor Muttenz kamen, stand ein Heer von 10,000 Mann zu Roß und Fuß in Schlachtordnung ihnen gegenüber. Auf der Stelle wurde auch dieses Heer angegriffen. Eine Weile war der Kampf hart; dann wurde die Schlachtordnung des Feindes gebrochen; er floh über die Birs und ließ Banner, Wagen, Rosse, Zeug und Gut in Menge auf dem Schlachtfeld. Jetzt wollten die Hauptleute das Volk an der Birs aufhalten; verboten bei Ehre und Eid, sie zu überschreiten; heute, sagten sie, sei Ehre und Sieg genug erkämpft, sie seien ermüdet, alles stehe bei ihnen gut, sie haben keinen Mann verloren, aber viele seien wund. Als sich aber die ganze Schaar an der Birs gesammelt hatte, mochten sie die Hauptleute nicht mehr aufhalten. Ein Bürger von Basel, der sie warnte und von dem großen Heere bei Basel sprach, wurde von einigen Frechen erstochen, als Einer, der an ihrem Muthe zweifle. Je mehr die Hauptleute abmahnten, desto tobender und wüthiger wurde das Volk. Uli Loreti von Glarus schrie seinem Hauptmann Rettstaller zu: „Willst du ein Zag (Feiger) sein, so gehe nach Farnsburg zurück.“ Rettstaller antwortete: „Du Böswicht, dein Zag will ich nimmer sein; mit Ehre will ich leben oder sterben.“ So wurden mehrere Hauptleute geschmäht. Da sie sahen, daß alles nichts helfe, so führten sie nun das Volk hinüber. Da empfing sie das große Heer des Dauphins, bei welchem auch mehrere tausend Oestreicher waren, in 4 große Haufen aufgestellt, in guter Schlachtordnung. Rechberg hatte ihm den Rath gegeben, daß er immer frische Haufen folgen lasse; nur so werde es ihm gelingen. Die Reiter, 8000 stark, waren auch in gesönderte Schaaren geordnet. So wie die Eidgenossen über das Wasser kamen, ging das große Geschütz in sie, das viele tödtete und verwundete. Dann sprengte die Reiterei heran, trennte sie, so daß 500 an die Birs gedrängt wurden; wo sie in einer meist von Wasser umgebenen Aue sich zur Wehre stellten. Die übrigen drangen gegen Basel vor und hofften, die von Basel werden ihnen zum Entsatz entgegen rücken; sie vermochten aber nicht durchzudringen, denn auf der Höhe bei St. Margarethen

stand ein starker Heerhaufe zwischen ihnen und der Stadt. Zwar zogen die Basler mit dem Banner den Eidgenossen vor St. Albansthor zu Hülfe hinaus. Die Feinde aber thaten ihnen so noth und sie waren so sehr in Gefahr, von der Stadt abgeschnitten zu werden, daß Bürgermeister Roth sie beim Eid hieß zurückziehen und sie kaum wieder zur Stadt kommen mochten. Als die noch übrigen 500 Eidgenossen sahen, daß sie nicht zur Stadt vordringen mögen, besetzten sie das Siechenhaus zu St. Jakob, da wollten sie sich wehren, „so lange sich ihre Adern noch regen.“ In der Noth kam ihnen nun Greifensee zu Sinn und man hörte den Ruf: „O Greifensee, rauh ist die Rache! heut rächen sich die biedern Leute von Greifensee!“ Der Dauphin, die Tapferkeit ehrend und bewundernd, wollte des Restes der Eidgenossen schonen; das hinderte der östreichische Ritter von Mörsberg, und berief sich auf das gegebene Versprechen, Niemand zu verschonen. Die Eidgenossen in der Aue und die bei St. Jakob wußten nichts mehr von einander. Die in der Aue hätten noch über die Birs zurückweichen können; aber lieber wollten sie sterben als fliehen, und blieben fest bei einander bis in den Tod. Die Eidgenossen im Siechenhaus wurden mit Feuersnoth daraus und in den Baumgarten, den eine Mauer umgab, getrieben; 99 waren im Gewölbe des Kellers erstickt. Grimmig stürmten die Feinde, und eben so trieben sie die Eidgenossen ab; immer wieder ein frischer Haufen griff sie an, und den dritten Sturm schlugen die Eidgenossen zurück; aber die meisten waren schon gefallen; es wurden ihrer immer weniger. Nochmals ging das große Geschütz in sie; die Mauer fiel auf den Grund nieder, und nun hatten sie weder Schirm noch Rücken mehr. Jetzt war nichts mehr als der Tod vor ihnen. Was noch lebte, brach mit Verzweiflung in die Feindesschaaren, und sie fielen endlich alle unter Haufen von Erschlagenen nach zehnstündigem Kampf. Auf gleiche Weise kämpften die in der Aue. Ein frischer Haufe über den andern griff sie an, bis sie der Uebermacht erlagen. Keiner gab sich gefangen. Nur 32 schwer Verwundete blieben von allen Eidgenossen übrig, die man für todt liegen ließ. Nur zehen wurden flüchtig, die im

Anfang vom Haufen abgetrennt wurden. Vom feindlichen Heer wurden bei 8000 Mann, darunter eine Menge von hohem und niederm Adel, erschlagen; eine große Zahl verwundet; 1100 Rosse lagen auf der Wahlstatt. Der Dauphin bedauerte den Tod so vieler Tapfern, die er lieber in seinem Dienste wünschte. Er bezeugte, härter Volk habe er nie gesehen, noch erhört, und niemals wolle er mehr wider die Eidgenossen streiten. Er verbot, die Verwundeten zu beleidigen, und gestattete den Baslern, die erschlagenen Eidgenossen zu begraben. Des Morgens nach der Schlacht schickten dann die Basler 400 Mann hinaus, ihre Leichname abzuholen; mancher Ehrenmann vom Rathe ging mit, dabei zu helfen. Sie wurden theils in der Stadt, theils zu St. Jakob begraben. Die 32 schwer Verwundeten führten sie in die Stadt, wo sie auf gemeine Kosten gearznet und gepflegt wurden; mehrere genasen. Von den Glarnern war nur Einer noch am Leben, der 7 große Wunden hatte; es war Werner Aebli, nachher Landammann und Vater des Landammann Hans Aebli, des Friedensstifters bei Cappel 1529. Von Unterwalden lebte keiner mehr; von Schweiz kamen zehn Verwundete nach Basel; einer war nicht verwundet und wurde zu Schweiz sein Lebenlang verachtet. Nach der Schlacht ritt Herr Burkhard Münch, Ritter, einer der Hauptfeinde der Eidgenossen, der die Feinde gegen sie führen half, mit etlichen deutschen Reitern über die Wahlstatt; that seinen Helm auf und sprach beim Anblick der erschlagenen Eidgenossen laut lachend: „Heut baden wir in Rosen!“ Das hört ein verwundeter Eidgenoß, ergreift einen Stein, und wirft ihm, mit dem Wort: „Da friß eine Rose!“ den Stein mit solcher Gewalt ins Angesicht, daß ihm Aug und Nase eingeschlagen werden, er ohnmächtig vom Pferd sinkt und nach drei Schmerzenstagen stirbt. Rechberg mordete noch Verwundete. Die Basler vertrieben nun ihren Stadtadel, unter welchem heftige Eidgenossenfeinde waren. Von nun an suchte Frankreich Vereinigung mit den Eidgenossen. Auf die falsche Sage, daß Frankreich durch Burgund Bern und Solothurn anfallen wolle, zogen die Eidgenossen, die noch vor Farnsburg lagen, eilig ab und ließen das große Geschütz

vor derselben stehen; sie sagten: „ihnen liege mehr am Vaterland, als an den Büchsen.“ Nachts kam Hallweil mit der Nachricht von der Niederlage der Eidgenossen nach Zürich. Da, nachdem zwei Monate lang keine Glocke mehr geläutet worden, erschallte mit anbrechendem Tage das Geläut aller Glocken eine Stunde lang. Noch wußten die Eidgenossen nichts von der Schlacht, und hörten mit Verwunderung das Freudengeläut. „Ist der Wein bei Euch so wohlfeil geworden, daß Ihr so fröhlich seid? Was gilt die Maß?“ ruft ein Eidgenosse. „So viel als ein Maß Blut bei Farnsburg,“ antwortet ein Zürcher. „Geht gen Basel, salzet Fleisch, reichet die Euern, die erschlagen sind,“ rufen Andere. Erst Mittags erhalten nun auch die Eidgenossen Bericht von der Schlacht. Bald kommt ein Läufer von Bern, seine Landsleute heimzumahnen, weil die Feinde in ihr Land fallen wollen. Das ganze Heer hebt nun das Lager vor Zürich auf und zieht heim. Zur Rache für das Freudläuten über ihre Niederlage verbrannten die Eidgenossen alle Häuser, die noch standen, verderbten die Reben, die Bäume; alles, was noch nicht verheert war, wurde auf beiden Seiten des Sees zerstört, nichts blieb aufrecht. Die Besatzungen wurden weggezogen. Der Dauphin aber führt sein Volk von Basel weg ins östreichische Land, das von den rohen Schaaren schrecklich leidet. Frankreich und Oestreich kommen nun selbst in Zerwürfniß, und mit einer großen Summe Geld muß Oestreich den Abzug der Franzosen aus seinem Land erkaufen. Schon im Weinmonat schloß Frankreich einen ewigen Frieden mit den Eidgenossen; ihr Ruhm ging in alle Lande aus.

Das Ende des Krieges.

Nach dem Abzug vor Zürich wurde dann der Krieg in verheerenden Raubzügen fortgeführt, und nur eine Weile durch unredliche Friedensunterhandlung unterbrochen. Rapperswil ward noch einmal vergeblich belagert. Man bekämpfte einander in Seegefechten, in welchen die Zürcher siegten, und in einem für die Zürcher unglücklichen Treffen zu Wollerau. Dann nahmen die Eidgenossen die Landschaft

Gargans ein. Als sie 1100 Mann stark zu Mels lagen, kam ihnen die Nachricht: Der Feind sei mit einer Macht von 6000 Mann über den Rhein gebrochen, sammle sich zu Ragaz, und ziehe gegen sie an. Hierauf zog sich das kleine Heer berghalb und erwartete die Ankunft des Feindes. Er kam nicht. In der Nacht wurden sie zu Rath, weil morgen des Glarner-Schutzheiligen, St. Fridolins, Tag wäre, mit den Feinden sich zu schlagen. Alles ist einhellig, freudig. Treue Garganser führen sie noch in der Nacht berghalb in die Nähe von Ragaz, wo sie den Morgen erwarten. Der Feind in Ragaz war guter Dinge, setzte sich eben zum Morgenessen, um dann nach Mels hinab zu ziehen an die Schlacht mit den Eidgenossen. Hans von Rechberg zieht mit einigen Reitern auf Kundschaft aus, und sieht die Eidgenossen in der Nähe, sprengt zurück, macht Lärm. Alles springt vom Essen auf und rüstet sich schnell. „Wohl Manchem fiel voll Schrecken der Löffel aus der Hand.“ Das feindliche Heer rückte in guter Ordnung an; Reiterei in der Mitte, Fußvolk zu beiden Seiten, Geschütz vor ihnen her, ein Heerhaufen bleibt hinter ihnen am Dorfe; so zieht es vor's Dorf hinaus auf die Weite gegen Freudenberg. Jetzt mahnen der Ammann Jost Tschudi und Itel Reding, der jüngere, die Eidgenossen zu tapferm Streit; fröhlich, kampfgierig ziehen sie mit fliegendem Banner an den Feind, greifen mit Heftigkeit an, schlagen den Anfall der Reiter ab. Eine Weile dauert heftiger Kampf; dann dringen die Eidgenossen in die Schlachtordnung, durchbrechen sie, und der Feind wendet sich zu eiliger Flucht gegen den Berg und gegen den Rhein — die Eidgenossen ihnen nach. Die feindlichen Reiter kamen wohl über den Strom, aber das Fußvolk zwischen den Eidgenossen und dem Rhein ward entweder erschlagen, oder stürzte sich in den Fluß und ertrank, nur Wenige retteten sich durch Schwimmen; 1300 Mann fielen auf dem Lande; ganze Schaaren strömte der Rhein weg. Groß war die Beute. Nach vollbrachter Schlacht kehrten die Eidgenossen nach Ragaz zurück, und aßen das Morgenbrot der Feinde; dann zogen sie nach Hause. Der Krieg endete nun mit einzelnen Raubzügen. Alle Parteien waren des Kriegs müde. Ein

edelmüthiger junger Reichsfürst, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, der „Sanfte“ genannt, vermittelte den Frieden mit angestrengter Mühe und großen Kosten. Am 9ten Brachmonat 1446 wurde der Friede geschlossen, und Sonntags den 12ten mit Sonnenaufgang fing er an. An diesem frohen Sonntagmorgen schallte Freudengeläut durch die ganze Eidgenossenschaft. Die Landleute zogen aus der Stadt Zürich in ihre Heimath, freudig und traurig zugleich, denn sie fanden Haus und Hof verbrannt, das Feld verwildert. Eifrig bauten sie nun wieder Häuser und pflanzten Saaten. Zürich ließ sich nun durchs Recht den Bund mit Oestreich absprechen, und man gab ihm sein Land wieder. Ohne besondern Vertrag hörte der Krieg mit Oestreich auf. Die Zürcher und die übrigen Eidgenossen gaben einander alsbald wieder Beweise alteidgenössischer Freundschaft und Treue.

Obgleich die Eidgenossen auf Kriegskosten und Zürichs Land Verzicht thaten, hatten sie im Frieden doch Großes gewonnen: Durch gegenseitige Treue war ihr Bund erhalten; Zürich, das mächtige Bundesglied, war wieder eidgenössisch und von Oestreich getrennt; die östreichischen Landschaften Aargau, Gaster, Sargans, wie Uznach und Tokenburg, wurden nun mit Recht Eidgenossenland. Zürich erhielt Kiburg wieder. Siegreich, bewundert und gefürchtet von aller Welt, gingen die Eidgenossen endlich aus dem schrecklichen Kampf mit Oestreichs und Frankreichs Uebermacht hervor.

---

3. Schaffhausen und Thurgau und Kriege mit Oestreich.

Bis 1474.

Verhältniß zwischen Oestreich und den Eidgenossen.

Der Krieg, den Oestreich in Verbindung mit Zürich gegen die Eidgenossen geführt hatte, war nicht durch einen förmlich geschlossenen Friedensvertrag, worin die gegenseitigen

Streitpunkte erörtert worden wären, beigelegt worden, wie dieß zwischen Zürich und den Eidgenossen geschah. Es bestand nur ein Waffenstillstand zwischen beiden ermüdeten Partein. Immer blieb bei den Eidgenossen das eifrige Bestreben, die östreichische, ihnen immer feindliche Herrschaft aus dem Land zwischen dem Rhein und den Alpen zu entfernen, und bei Oestreich und dem Adel, das Verlorne wieder zu erobern. Damit konnte nun nicht lange Friede bestehen. Von der Linth bis an den Bodensee und bis Bünden hinauf waren beim Schluß des Zürichkrieges die südöstlichen Landschaften mit den Eidgenossen in Bündniß oder unter ihrer Herrschaft. Zürich, wo die Eidgenössischgesinnten so lange von der östreichischen Partei durch Kriegsvolk unterdrückt gewesen, war nun wieder durchaus eidgenössisch. Schon 1448 hatte die Stadt zum Zeichen der Versöhnung die Eidgenossen zur Fastnachtfreude eingeladen und 1500 derselben bewirthet. Vom übermüthigen Adel gedrängt, suchte nun zunächst Schaffhausen Bündniß mit den Eidgenossen.

Schaffhausen.

Vor der östreichischen Herrschaft.
Bis 1331.

Auf der Grenze zwischen den Grafschaften Hegau und Kleggau, da, wo der über und zwischen Felsen wild strudelnde Rhein die Schifffahrt unterbricht, lag zu Anfang des IX. Jahrhunderts ein Schiffer- und Fischerdorf, wo auch einige Edle Burgen hatten, von denen sich eine mit der Jahrzahl 876 bis auf unsere Zeiten erhielt; neben ihnen wohnten auch freie und Dienstleute. Weinberge und Baumgärten umgaben das Dorf gar schön in einem Halbkreis; aber die engen Thäler, die sich gegen den Randen hinanziehen, waren noch mit Wald bedeckt und die Gegend durch Räuber gefährdet. Noch hatte das Dorf keine Pfarrkirche; sie war zu Büßingen; auch war die Straße noch nicht durch die Felsen am Rhein gesprengt. In diesem Dorfe, wo es schon Mühlen,

Fleischbänke und Schenken hatte und das Landgericht gehalten ward, stiftete im XI. Jahrhundert Graf Eberhard von Nellenburg das Kloster Allerheiligen, dem er nun diesen Ort mit dessen Umgegend und viele andere weit zerstreute Güter vergabte, welche dann auch andere Wohlthäter so mehrten, daß dieselben auf 200 Meierhöfe gerechnet wurden. Der Stifter schloß seine Lebenstage darin als Klosterbruder und seine Gemahlin als Nonne in dem von ihr gestifteten Agnesenkloster. Ein räuberischer Kastvogt entriß dem Kloster viel Besitzungen; im Alter aber ergriff ihn die Reue und er entschädigte dasselbe mit der Pfarrei Illnau und 27 Meierhöfen (1122). Die Zahl der Mönche und Klosterleute stieg bis auf 300, und manche Brüder widmeten sich der Wissenschaft und sammelten einen Bücherschatz. Zu Ende des XI. Jahrhunderts baute das Kloster die Münsterkirche mit ihren gewaltigen Säulen und der mächtigen Glocke, und bald die St. Johanniskirche für die Bürgerschaft. Der Reichthum des Klosters zog Edle zu den Lehen, Rebleute und Bauern zum Bau der Güter, Handwerker für die vielen Bedürfnisse des Klosters herbei; dadurch wurden die nächstgelegenen Ortschaften entvölkert oder gingen ein. Es wohnten etwa 80 Adelgeschlechter zu Schaffhausen. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts ward der Flecken durch Ringmauern zur Stadt gemacht und die Brücke erbaut. Die ganze Bürgerschaft, Mann und Weib, arbeitete daran; daher ward ihr bis auf unsere Zeit an der Pfingsten Wein und Brot ausgetheilt. Zu dieser Zeit war der Abt Herr der Stadt. Er setzte den Vogt, nachher Schultheiß genannt. Neben diesem bestand ein Rath von 12, den theils der Abt aus dem Adel, theils die Bürger aus den achtbarsten ältesten Geschlechtern wählten. In wichtigen Sachen entschied Schultheiß, Rath und Gemeinde. Auch ihr gab Kaiser Rudolf, als einer Reichsstadt, Befreiung von fremden Gerichten. Die Edlen und Reichen der Stadt gaben viele Beweise frommer, wohlthätiger Gesinnung. Den Barfüßern ward 1260 ein großes Kloster erbaut; sie wurden die Stadtprediger. Das Kloster Allerheiligen hatte längst schon einen Spital für Arme und Kranke überhaupt; die begüterten Bürger aber stifteten nun

einen besondern für unglückliche Bürger. Da die Zahl der Armen zu groß geworden, daß das Vermögen nicht zureichte, wandte sich der Rath bittend an eine Versammlung von Bischöfen, und erhielt von denselben einen Empfehlungsbrief zu Steuern mit Verheißung von Ablaß, und der Spital kam zu hinreichendem Gut. Das Siechenhaus auf der Steig ward vorzüglich von einer adeligen Mutter, die einen aussätzigen Sohn hatte, und von einem Edelmann Fridbold, von einem Geschlecht, dessen Wohlthätigkeit 300 Jahre hinab Urkunden beweisen, begabt. Ein Edler, Hegenzi, stiftete 1358 ein Schwesternhaus für arme Weibspersonen, so ehrbar lebten. Ein anderer Edelmann, Werner zum Thor, als er das Lebensende nahen fühlte, strich in seinem Schuldbuch die Schulden der Armen durch, vermachte einen Theil seiner Güter zu Gaben an alle Stiftungen in der Stadt und für eine jährliche Spende an die Armen. Im Stifte wechselte die Lebensweise: bald war sie entsprechend der Regel frommer Zucht, dann wieder regellos, so daß die Lustigkeit der ausschweifenden Mönche zum Sprichwort ward und sie die geistlichen Obern bändigen mußten.

Unter östreichischer Herrschaft.

Das erste bekannte Bündniß schloß Schaffhausen 1312 mit Zürich und St. Gallen zum Schutz gegen äußere und innere Gewalt, als Baiern und Oestreich um die Kaiserkrone stritten. Bei der Aussöhnung verpfändete Kaiser Ludwig die Stadt dem östreichischen Hause, doch mit Vorbehalt ihrer Freiheiten. Die Herzoge regierten milde und rechtlich und die Stadt war treu. Mit Zürich war man bald freundlich, bald feindlich, nach der Herrschaft Willen. Zwischen Adel und Bürgern gab es bisweilen heftigen Zwist; dann vereinigten sie sich wieder für die Ehre oder den Nutzen ihres Gemeinwesens. Als Einer vom Schaffhauser Adel von seiner Burg Ewatingen auf dem Schwarzwald Raub trieb, zogen 34 vom Adel und 70 Bürger aus, stürmten und zerstörten sie. So thaten sie 1449 gegen die Burg Balm bei Rheinau, aus der Kaufleute beraubt wurden; das Raubgut gab man

den Beschädigten. Der Rath vermochte 1348 die Juden gegen die allgemein schreckliche Verfolgung zu schützen; aber 1401 ward der wüthende Pöbel Meister, und unter schrecklichen Mißhandlungen wurden 30 verbrannt, die ihre Unschuld bis in den Tod bezeugten. Später wurden sie wieder aufgenommen und 1435 war hier eine berühmte Judenschule. Ein 1372 im Spital entstandener Brand verzehrte den größten Theil der Stadt; nun ward Gesetz, daß die Häuser von Stein erbaut werden sollen. Die zehn reichsten Bürger leisteten für die Geldsumme, die man zum Wiederaufbau in Freiburg entlehnte, Bürgschaft. Den Streit zwischen Adel und Bürgern über Regimentsbesetzung legte der Fürst selbst bei, durch Festsetzung eines Großen und Kleinen Rathes, beide zur Hälfte aus dem Adel und aus der Bürgerschaft erwählt. Für ein neues Gesetz mußten von 36 wenigstens 20 und für Abschaffung eines alten, wenigstens 27 stimmen. Schweren Verlust litt Schaffhausen in den Schlachten gegen die Eidgenossen: bei Sempach fielen 28, bei Näfels 54, gegen die Appenzeller 17 Edle und Bürger, und jedes Mal ging das Banner verloren. Mit großer Pracht und vor unzähligen Zuschauern ward 1392 auf dem Herrenacker ein Turnier gehalten, wo 241 Fürsten, Grafen u. a. Edle Waffenspiele übten. Der Adel erwies sich so bürgerlich und rechtlich, daß er 1391 in seinem Gesellschaftsbrief bestimmte: wer den Gesetzen der Stadt nicht nachleben wolle, soll von seiner Gesellschaft ausgeschlossen werden. Welch fromme Weisheit etwa auch im Kloster wohnte, zeigt der schriftliche Nachlaß eines Mönchs daselbst. Zur Probe Folgendes: „Einem Menschen, der ein scharfes, hartes Wort übersieht, trägt es mehr Nutzen, denn daß er seinen Leib mit Ruthen zerschlüge; wer täglich nur eine Stunde sein Gewissen erforscht, mit Vorsatz nicht mehr zu sündigen, ist ihm nützer, denn alle Weisheit Salomo's; und wer seinem Nächsten thut oder nicht thut — wie er's für sich wünscht, das nützt ihm mehr, als wenn er alle weltlichen und geistlichen Rechte und alle sittliche Kunst außen lernte und wüßte.“ Großer Jubel war 1447 in Schaffhausen, als der Abt im Münster das größte Christusbild in diesen Landen aufstellte: es hieß „der

große Gott von Schaffhausen;“ man sprach bald von Wundern, und es entstand Wallfahrt zu ihm. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts erhielt die Stadt mehrere Einkünfte und Rechte vom Abt durch Kauf zu Lehen; auch fing die Bürgerschaft an, von dem verarmenden Adel Gerichtsherrlichkeiten anzukaufen, wozu die reichen Bürger das Geld liehen oder gegen ihre Bürgschaft aufnahmen. Durch den Untergang eines großen Theils des Adels in jenen Schlachten gewannen nun die Bürgergeschlechter an Zahl und Gut das Uebergewicht; sie verlangten 1411 eine Zunftverfassung, und Herzog Friedrich bewilligte sie; alle Stadtämter, mit Ausnahme des Vogts, wurden nun von den Bürgern besetzt; sie waren aber so wenig gesucht, daß ein Gesetz verordnete: Nach Jahresfrist soll keiner genöthigt werden, das Amt wieder anzunehmen. Aber manche vom Adel gaben im Unwillen gegen diese Verfassung das Burgrecht auf und zogen weg. Im Krieg des Kaisers mit Oestreich (1415) wurde Schaffhausen als Reichsstadt erklärt. Um jeden künftigen Anspruch zu tilgen, bezahlte sie die Summe, um die sie einst vom Kaiser an Oestreich verpfändet worden.

Wie die Stadt in den Bund kommt.

Ungern verlor Oestreich die Stadt, und suchte mehrmals, theils durch Versprechungen, theils durch geheime Anschläge, sie wieder zu gewinnen; iene wurden abgewiesen, diese vereitelt. Kaiser Friedrich III. kam 1441 selbst in die Stadt, um sie seinem Hause wieder zu gewinnen; vergeblich; doch bestätigte er ihre Freiheiten. Die Fehde um die Burg Laufen, die den Fulach gehörte, so wie die Zuneigung, welche Schaffhausen nun gegen die siegreichen Eidgenossen zeigte, nährten bei Oestreich feindlichen Sinn, und der Adel, besonders Bilgrim von Heudorf, einst Bürger zu Schaffhausen, nun aber erbitterter Feind der Eidgenossen und der Stadt, reizten Herzog Siegmund zu dem Versuch, die Stadt durch plötzlichen Ueberfall einzunehmen. Heudorf sollte ihn selbst ausführen. Mit einigen hundert Reitern wollte er plötzlich erscheinen und in die Stadt dringen, ehe

man auf Gegenwehr sinnen könne. Dennoch kommt von treuen Klekgäuern Warnung. Die Thore werden eilig geschlossen, und die Bürger ergreifen die Waffen. Der Feind ist alsbald da, und in der Stadt sieht man Verwirrung und hört Jammer. Heudorf fordert Uebergabe ohne Vorbehalt der Freiheit, und droht bei Zögerung mit Gewalt. Der Bürgermeister antwortet: „Die Artikel sind zu hart; ich darf sie der Bürgerschaft nicht vorbringen. Ihr Herren überspannt den Bogen und treibet die Sache zu hoch. Ich versichere Euch, es wird auf diese Weise nicht angehen.“ Heudorf besteht darauf. Rath und Bürgerschaft versammelt sich zur Berathung. Der Schrecken des Ueberfalls und der Mangel an Rüstung hätte die Uebergabe an Oestreich bewirkt, wenn die alten Rechte und Freiheiten freundlich wären zugesichert worden. Jetzt suchte man zu zögern. Der Bürgermeister meldete den Herren: „Die Bürgerschaft sei nicht ganz ungeneigt, den Erzherzog als Oberherrn anzuerkennen, wenn man die alten Freiheiten und Rechte bestätige.“ Da wurde Heudorf noch trotziger und forderte unbedingte Unterwerfung: „Wir wollen's jetzt so haben und nicht anders,“ fuhr er den Bürgermeister an. Diese Antwort erregt den Stolz des Adels zum Zorn, und er will nun nichts mehr von Uebergabe wissen. Einstimmig wird nun beschlossen, die Oestreicher mit sanften Worten hinzuhalten, und man verlangt einige Tage Bedenkzeit. Diese werden gestattet. Indessen schicken Rath und Bürgerschaft eiligst eine Gesandtschaft erst nach Zürich, und von da aus an die andern Eidgenossen, um nachbarliche Hülfe, die ihnen auch alsbald zugesagt und schleunig aufgeboten wurde. Diese Gesandtschaft sollte zugleich um ein Bündniß mit den Eidgenossen werben; auch dieß wurde von Zürich, Bern, Luzern, Schweiz, Zug und Glarus mit Freuden bewilligt. Alsbald eilten Boten aus diesen Orten heran, um die Stadt ihres Beistandes zu versichern und ein 25jähriges Schutzbündniß zu schließen. Indessen lagerten die Oestreicher auf der Engi, der Antwort wartend, und schlossen die Stadt von der Landseite so ein, daß Niemand aus- noch eingehen konnte. Plötzlich kommt (1. Brachmonat 1454) die Nachricht in die Stadt, daß der

Eidgenossen Boten nahen. Ein lauter Jubel geht durch die ganze Stadt. So wie man sie erblickt, werden alle Glocken geläutet; von den Thürmen schallen die Trompeten, auf der Rheinbrücke empfängt sie die Bürgerschaft und bewillkommt sie mit solchem Freudenruf, daß er an die Engi hinaufschallt. Das Jubelgeschrei, das Glockengeläute, macht die Oestreicher staunen; jetzt sehen sie den Einritt der eidgenössischen Gesandten über die Rheinbrücke. Sie vernahmen noch mehr: daß der Eidgenossenbund so eben beschworen werde. Jetzt gaben sie ihren Anschlag verloren. Hohn und Trotz ist in Schande und Spott verwandelt. Nun entbrennt ohnmächtiger Zorn und kehrt sich gegen die Mitgesellen des bösen Anschlags. Heudorf fluchte, und beinahe hätte er von seinen Gesellen Schläge bekommen; Randek, ein aus Schaffhausen wegen Betrug in der Vermögenssteuer verbannter Junker, übergoß Heudorf und Andere mit Vorwürfen: „Hab ich Euch nicht vorhergesagt, Ihr spannet den Bogen zu hoch? Die Stadt wäre ohne Schwertstreich unser gewesen! Euer Trotz hat sie für immer verloren!“ Jetzt wandte sich der Zorn gegen den Randek; gefesselt wurde er nach Waldshut geführt. Eilig brechen die Oestreicher auf und laufen in Verwirrung auseinander. Nun stand Schaffhausen im Schutz der Eidgenossen, und seine Freiheit war gerettet. Der Bund enthielt die Bedingungen gegenseitigen Beistandes, die Versicherung aller Freiheiten und Rechte der Stadt, freien Handels und Wandels. Die Stadt versprach, ohne Bewilligung der Eidgenossen mit Auswärtigen keine Verträge zu schließen oder Krieg zu führen. „Die Eidgenossen sind so,“ schrieben die Zürcher an Schaffhausen, „daß, was sie helfen rathen, das helfen sie auch thun.“ — Bald erhob sich der Streit zwischen den Eidgenossen und Oestreich um das Thurgau.

Thurgau.

In der voreidgenössischen Zeit.

Von der St. Gallischen Landesgrenze an, liegt an der Thur und der Murg, und dem westlichen Ufer des Bodensees

und des Rheins das schöne Hügelland Thurgau, voll Obstwälder und Weingärten, dessen Flachsbau schon in frühen Zeiten den Handel in Konstanz erst, dann in St. Gallen aufblühen machte. In Arbon fanden der h. Gall und Kolumba schon eine christliche Gemeinde. Seit dem VIII. Jahrhundert wurden viele Klöster gestiftet; durch sie und ihre Meierhöfe blühte das Land auf. Ein beträchtlicher Theil des Landes ward an das Kloster St. Gallen vergabt; vieles auch an Reichenau im Bodensee, das lange ein Sitz der Wissenschaft war. Der berühmte Bischof und Abt Salomo III., aus thurgauischem Adel, errichtete das Stift Bischofzell, um welches sich dann die Stadt anbaute. Eine Edelfrau in dieser Gegend verlor einst ihre beiden Söhne bei der Ueberfahrt über die angeschwollene, wilde Thur; um solches Unglück in Zukunft zu verhüten, ließ sie die Brücke zu Bischofzell bauen, bei welcher kein Zoll sein sollte, aber auf einem Stein ward der Wanderer erinnert, für das Seelenheil dieser Söhne und ihrer Mutter zu beten. — Da, wo jetzt das Kloster Kreuzlingen steht, stiftete der h. Konrad, Bischof zu Konstanz, eine Pilger- und Krankenherberge, wo er selbst die Kranken pflegen half. Das Gelübde einer englischen Königstochter, zum Dank für Rettung aus einem Sturm auf dem Bodensee, gab dem Frauenkloster Münsterlingen den Ursprung. Die Herren zu Ittingen gaben 1150 Schloß und Güter zur Stiftung des Klosters daselbst, und wurden selbst Mönche. So stiftete meist der Landesadel auch die andern Klöster: Fischingen, St. Katharinethal, Feldbach, Däniken, die Komthurei Tobel u. a. Der größte Theil des Thurgau war Klostergut. Um 1255 waren diese Gegenden voll des Ruhmes des Mönchs Berchtold von Winterthur, dessen ernsten Sittenpredigten Tausende zuströmten.

Aber auch voll Adel und Burgen war dieß Land. Isembart, des Landes Graf, war einer von Karls des Großen Helden, der ihm gegen einen Auerochsen das Leben rettete. Im X. Jahrhundert erscheinen die Grafen von Kiburg als Landgrafen von Thurgau. Der hohe Adel suchte die Freien im Lande durch seine Uebermacht zu Eigenleuten zu

erniedrigen; dagegen setzten sich diese unter Heinz von Stein 992 zur Wehre, wurden aber nach hartem Kampf geschlagen und erlagen ihrem Geschick. In den Kriegen zwischen Papst und Kaiser ward das Thurgau 20 Jahre lang so verheert, daß es großentheils zur Wüste ward. — Das kleine Dießenhofen machte 1178 Graf Hartmann von Kiburg zur Stadt, und gab ihr die Freiheiten der Reichsstadt Köln, und Frauenfeld, in unbekannter Zeit erbaut, erhielt von Oestreich viele Freiheiten. Thurgau's Adel hatte viele ausgezeichnete Männer: aus ihm gingen mehrere der berühmtesten Männer St. Gallens hervor; mehrere waren Minnesänger. Unter ihnen Bligger auf Steinach, der dem verleumdeten Biedermann das Trostwort zusprach: „der ist ja ohne Werth, den Neidhart übersieht.“ Unter den reichen Freiherren von Altenklingen, die Herrschaften im Thurgau und Aargau bis ins Elsaß hinunter besaßen, hatte es Dichter, Geschichtschreiber und Krieger; Heinrich, Kaiser Rudolfs Kanzler und Bischof zu Konstanz, sammelte die Arbeiten der Dichter seiner Zeit. Die Andwil waren Krieger; Marquard, Kaiser Heinrichs VI. Feldherr in Italien, war Herzog von Ancona, Ravenna und der Romagna, und konnte weder lesen noch schreiben. Traurige Berühmtheit erhielt die vom Bischof zu Konstanz 1251 erbaute Burg zu Gottlieben, weil sie 1415 das Gefängniß von Huß und Hieronimus von Prag und später des ernsten Sittenpredigers, Chorherr Felix Hämmerlins von Zürich, ward. Die Herren von Hattnau bereiteten sich 1260 selbst die Strafe ihrer Habsucht. Sie schlossen ihren Schwiegervater, Rudolf von Hagenweil, in den Kerker, damit er nichts mehr vergaben könne; da brach der Abt von St. Gallen, dem er früher ein Gut vergabt hatte, auf, fehdete sie, befreite den alten Herrn; dieser ging nun nach St. Gallen und vergabte all' sein Gut diesem Kloster gegen lebenslänglichen Unterhalt. — Als 1332 durch Theurung große Noth über das Thurgau kam, lebte zu Konstanz ein Schutzengel der Armuth: Bischof Niklaus speiste 3—4000 Arme wöchentlich drei bis vier Mal. Mit Unwillen wies er einen seiner Räthe ab, der ihn erinnerte, sparsamer zu sein. Als

er starb, trugen ihn nach seinem Willen die Armen vom Schlosse Castell nach Konstanz zu Grabe. Lange Zeit blühte Thurgau im Frieden, bis die Appenzeller 1407 wie ein alles verheerender Strom einbrachen, Burgen zerstörten und viele Dörfer plünderten und verbrannten, obgleich Andere ihnen als Befreier zujauchzten. Nur die Frauenfelder schlugen sie zurück. Manche Edle schützte das Zürcher Burgrecht. Wie unfähig damals manche Pfarrer waren, bezeugte 1417 der Kirchherr zu Dießenhofen selbst. Es ward ihm vorgelesen, was er zu thun habe; er versprach, „es stät und fest zu halten; zwar wäre er nicht würdig, noch gut dazu, aber er wollte einen verstanden guten Helfer haben, der ihn unterwiese und lehrte, und der uns predigte und thäte, was man thun sollte;“ das gelobten mit ihm Vater und Bruder.

Herzog Siegmund verlor 1415 das Thurgau plötzlich. Die Stadt Konstanz erhielt die Vogtei, das Landgericht, das Recht, Reichslehen einzulösen, und mehrere Vornehme besaßen Herrschaften; sie war auf dem Weg zur Herrschaft über das Thurgau; aber Parteizwist der Bürger vereitelte es. Oestreich erhielt 1418 Alles wieder. — Unversehens sah sich Konstanz (1458) im Krieg mit den Eidgenossen. Man hatte hier ein Schützenfest veranstaltet und die Eidgenossen auch dazu eingeladen. Gegen das Ende kam es zwischen einem Luzerner und einem Konstanzer zum Streit über einen Bernerplappart. Der Konstanzer wollte ihn nicht nehmen und sagte: „Das wären Kühplapparte; der Bär sei eine Kuh; um solche wolle er nicht schießen.“ Diese Schimpfrede verdroß den Luzerner; er sagte: „Fromme Christen haben sie gemünzt; solche Schmähungen sind ein Geleitsbruch.“ Jetzt zankten sie, bis es zu Schlägen kam; nun mischten sich auch Andere in den Streit, höhnten die Eidgenossen und nahmen Partei wider sie. Vielen Bürgern, besonders aber der Oberkeit, war dieß widrig. Diese getraute sich aber nicht, Bürger zu strafen, die einen großen Anhang hatten. Mit Unwillen und Zorn zogen die Eidgenossen heim und klagten über den Schimpf. Eilig waren die Luzerner mit dem Banner auf und mahnten alle Eidgenossen, Konstanz zu überziehen; ihnen folgten alsbald die Andern; nur Bern, dessen Münze war

geschmäht worden, zögerte. Mit 4000 Mann kamen sie nach Weinfelden, welches Berchtold Vogt, ein Konstanzer und Verwandter dessen, der die Eidgenossen zuerst beschimpft hatte, besaß und nun dafür leiden mußte. Unverweilt wollten sie vor Konstanz ziehen. Da gelang es dem Bischof und andern Herren und Städten, einen Vertrag zu vermitteln, dem zufolge die Stadt Konstanz den Eidgenossen 3000 und der Herr von Weinfelden 2000 Gulden bezahlen sollte; der Bischof aber schloß mit ihnen ein Schirmbündniß für seine Stiftlande. Mit Recht redete man dieses Feldzugs wegen übel von den Eidgenossen.

Undankbare Vernachlässigung von Seite Oestreichs, Nichtbezahlung der Schuld, erzeugte in der bisher so äußerst treuen Stadt Rappersweil eine, den Eidgenossen günstige Partei, und als Herzog Siegmund einige derselben gefangen wegführen ließ, forderte die ganze Bürgerschaft deren Befreiung. Sie ward gewährt; aber der Herzog hatte nun Zuneigung und Vertrauen verloren. Rappersweil wollte zuerst mit Zürich Bündniß schließen; es ward, um den Frieden mit Oestreich nicht zu verletzen, abgelehnt. Auf der Heimkehr von Konstanz nahmen die Länder den Weg über Rappersweil, und es ward (1458) ein Schirmbund der III Orte: Uri, Schweiz, Unterwalden, mit Rappersweil beschlossen, in den später auch Glarus trat. Einige in Treue an Oestreich Beharrende wanderten aus. Zürich und Schaffhausen schlossen 1459 Bündniß mit der Stadt Stein am Rhein, die sich von den Herren von Hohenklingen frei und selbst ihr Schloß gekauft hatte; sie sollte freie Reichsstadt, aber der Bundesstädte offenes Haus sein.

Der Thurgauerkrieg.

1460.

Was mit Konstanz und Rappersweil geschehen, und daß die Zürcher den Gradner, verbannten Hofleuten Herzog Siegmunds, Burgrecht und die Herrschaft Eglisau (1460) zu kaufen gaben u. a. mehr, mußte bei Oestreich Mißtrauen und Feindschaft aufregen. Der Herzog aber liebte den Krieg

nicht, und es kam durch den König von Frankreich und den Papst Pius II. eine Vermittlung mit den Eidgenossen zu Stande. Bald kam neuer Zwist. Noch vor Ablauf des 50jährigen Friedens zogen einige Orte, der Abmahnung anderer nicht achtend, gegen den Herzog ins Feld, und bemächtigten sich des Thurgau's ohne Widerstand; nur Dießenhofen verweigerte die Uebergabe und schlug Recht dar. Ein Heerhaufen von 2000 Eidgenossen brach bei Rheineck über den Rhein, erstürmte Fußach, mordete die Besatzung und den Herrn vor den Augen der Gattin, verbrannte den Ort, brandschatzte das Volk und zog wieder ins Thurgau zurück, wo nun auch die übrigen Eidgenossen angekommen waren und, 16,000 Mann stark, vor Winterthur standen. Ein Theil des Heeres lagerte sich vor Dießenhofen, und steckte das nahe Kloster St. Katharinenthal in Brand. Erst nach heftiger Beschießung ergab sich die Stadt mit Vorbehalt aller ihrer Freiheiten. Ganz Thurgau schwur dann den Eidgenossen mit gleichem Vorbehalt; die Gerichtsherren behielten alle ihre Rechte und Güter, Konstanz das Landgericht. Die Berner mit ihren Verbündeten, den Freiburgern und Solothurnern, kehrten nun heim; die übrigen Eidgenossen setzten die Belagerung von Winterthur fort. Die große Zürcher Kartaune schoß 80 Pfund schwere Steine; Feuerkugeln zündeten an drei Orten; die Mühlen wurden weggenommen; dennoch sprach Niemand von Uebergabe. Tapfer schlugen die Männer Anfälle ab; Knaben füllten jeden Mauerbruch mit Steinen, Weiber wehrten sich mit eisernen Gabeln auf den Mauern, Kinder trugen ihnen siedendes Wasser zu, die Stürmenden zu begießen; Tag und Nacht arbeiteten sie auch, rottenweise wechselnd, beim Kornrellen — das Alles beim Schall von Instrumenten und Gesang, so daß die Belagerer ihnen zuriefen: „Seid ihr unsinnig geworden?“ Neun Wochen hatte die Belagerung schon gedauert. Kein Zeichen zur Uebergabe! Da ward Waffenstillstand. Die Eidgenossen behielten das Eroberte; Winterthur blieb Oestreich und sollte hiefür unparteiisch bleiben. Nach Pfingsten 1461 ward ein 15jähriger Friede geschlossen; Thurgau blieb den Eidgenossen und ward nun von ihnen gemeinschaftlich beherrscht. Winterthur, nun

auf allen Seiten von Oestreichs Land abgeschnitten, verkaufte der Herzog 1467 für 10,000 Gulden der Stadt Zürich, mit Vorbehalt all' ihrer Freiheiten. Durch eine auf Stadt und Land gelegte Steuer brachte Zürich die Summe auf.

Nun machten die nur zu sehr kriegslustigen Eidgenossen mehrere Züge um Sold und Beute. Dem Pfalzgrafen am Rhein gewannen 2000 derselben einen entscheidenden Sieg über deutsche Fürsten bei Sekenheim am Nekar. Viele liefen schon in französische und burgundische Kriegsdienste. Ja, ein Privatmann, Georg Beck, der Keller des Abts zu Kempten, gewann einen Zuzug zur Fehde gegen seinen Herrn, der ihn einen Dieb gescholten hatte, dafür nicht zum Recht stehen und die Schmähung auch nicht zurücknehmen wollte. Vergeblich hatte sich Beck an die Reichsgerichte gewendet; da begab er sich in die Eidgenossenschaft, rühmte deren Liebe zum Recht, und 334 Freiwillige liefen ihm zu, womit er des Abtes kleines Heer von 1300 Mann schlug, ihn zwang, Ehrenerklärung zu thun, Ersatz und Kriegskosten zu bezahlen. Schon ergingen Tagsatzungsbeschlüsse, daß jeder Ort die Seinigen von willkürlichem Laufen in Kriegsdienste abhalte.

Der Mühlhauser- und Waldshuterkrieg.

1465—1468.

In einer weiten, fruchtbaren Ebene des Elsaßes, an der Ill, liegt Mühlhausen, von Kaiser Rudolf 1261 als freie Reichsstadt erklärt. Unter vielem, selbst blutigem Kampfe mit dem Adel, in und außer der Stadt, erwarben die Bürger eine Zunftverfassung und Theilnahme am Stadtregiment, und schützten sich durch Bündnisse mit Reichsstädten, besonders mit Basel, Straßburg und Solothurn. Im Jahr 1437 ward die kleine Herrschaft Illzach und Modenheim angekauft. Mit äußerster Anstrengung vermochte sich die Stadt gegen das französische Heer 1444 zu erhalten, nach dessen Abzug dann, wie zu Basel, der größte Theil des Adels wegen seiner Parteilichkeit für den Feind verbannt ward. Daraus entstand

eine fast immerwährende Fehde mit dem, auch von Oestreich begünstigten, Adel in der Umgegend. — Hermann Klee, ein Müllerknecht, forderte 1465 seinem Meister 6 Plapparte Lohn; dieser glaubt nicht so viel schuldig zu sein. Der Knecht beschwert sich bei dem Bürgermeister, und dieser vernachlässigt die Sache, bis der Knecht mit der Drohung, anderswo sich helfen zu lassen, die Stadt verläßt. Die 6 Plapparte werden ihm nach Brunnstatt geschickt; er aber verkaufte seine Ansprache einem Edlen von Regisheim, dessen Vorfahren aus der Stadt verbannt worden. Dieser schreibt nun spöttisch nach Mühlhausen: Er habe wegen guter Nachbarschaft dem Klee die 6 Plapparte bezahlt und begehre, daß man sie ihm, nebst Botenlohn und Kosten, erstatte. Die Antwort war: Solche Freundschaft habe man nicht verlangt; dem Knecht sei der Lohn nachgeschickt worden; man wolle des Rechts erwarten. Regisheim schickt nun für sich und seine Mithelfer den Fehdebrief und klagt auch bei den östreichischen Landvögten im Elsaß. Die Mühlhauser weisen fremdes Gericht ab und schließen mit Bern und Solothurn Bündniß auf 15 Jahre, und erhalten, auf Fürsprache dieser Bundsgenossen, auch von den Eidgenossen Zusicherung von Beistand. Indessen werden die Bürger in der Umgegend feindlich behandelt: man bezahlt ihnen keine Schulden, verheert ihr Feld, höhnt, verhaftet, mißhandelt sie, und dieß wird auch von dem östreichischen Landvogt gebilligt. „Wir wollen keinen Kuhstall der Schweizer in unserm Lande haben," sagt der Adel. Friedensunterhandlungen sind vergeblich. Rachsucht treibt die Mühlhauser, Leute zu erkaufen, in Ensisheim Feuer anzulegen. Bern und Solothurn schicken 100 Mann Besatzung; auch elsaßische Städte ziehen aus, erobern und verbrennen zwei Raubschlösser, wobei auch Klee, der Urheber des Unglücks, erstochen wird. Regisheim bat nun um Frieden, und erhielt ihn gegen Befreiung der Gefangenen und eine Summe von 825 Gulden.

Indessen machte Heudorf und seine Helfer um Schaffhausen Alles unsicher. Er nahm zu Villingen den Bürgermeister Hans am Stad gefangen, und hielt ihn im Kerker, bis 1800 Gulden Lösegeld bezahlt wurden. Weder die

Eidgenossen, noch der Herzog, wünschten den Krieg: aber dieser wußte den Adel und bei jenen die Oberkeiten das Volk nicht zu bändigen. Vergeblich war ein Mittlungstag. Auch der Krieg mit Mühlhausen hatte wieder begonnen. Konrad Küffer, der Knecht eines Edlen, fehdete die Stadt und die Eidgenossen wegen der Schmachrede eines Rathsherrn, als man ihm, statt 100 Gulden, die er forderte, das Recht anbot, und die Adelsfehde beginnt wieder wie zuvor. Die Eidgenossen erklären nun Oestreich den Krieg, und schicken Besatzungen nach Schaffhausen und Mühlhausen. Hallweil, der östreichische Landvogt, bot Mühlhausen eine Vergütung von einigen tausend Gulden an, wenn sie das Bündniß mit den Eidgenossen aufgäbe und zum Reich träte: sie sei ja von jenen doch getrennt und nähre sich aus diesem Lande. Er erhielt keine Antwort. Nun kommen zwei Eidgenossenheere, 7000 Berner, Freiburger und Solothurner, und 8000 von den übrigen Eidgenossen, ins Elsaß, das sie, die Schlösser stürmend und zerstörend und die Dörfer plündernd und verbrennend, durchziehen; doch schonten sie Kirchen und Mühlen, Geistliche und Weiber — was man „mit Ehren Krieg führen" nannte. Der Feind ließ sich vor ihnen nicht blicken. Nur als 40 eidgenössische Reiter Lebensmittel aus Mühlhausen ins Lager auf dem Ochsenfeld, wo sie vereint lagen, führen wollten, wurden diese von 200 Feinden angesprengt und umzingelt, und dennoch von jenen geschlagen. Beutebeladen verließen die Eidgenossen das Elsaß. Von Schaffhausen aus ward das ganze Klekgau und die Stadt Thüngen eingenommen und der Schwarzwald überzogen und gebrandschatzt.

Nach wenigen Tagen Rast brachen alle Banner der Eidgenossen nochmals mit 15,000 Mann zur Belagerung von Waldshut auf. Die Stadt kam durch Beschießung von beiden Seiten des Rheins in Noth; der Entsatz ward zurückgeschlagen und weit und breit im Land von den Eidgenossen geplündert. Aber nun entstand Zwist wegen des Sturms; er unterblieb; es kamen Friedensmittler von Fürsten und Städten. Man schlug Loskauf der Stadt vor. „Das ist unrühmlich; nicht Geld, sondern Städte und Schlösser zu nehmen, sind wir ausgezogen," sagten die Berner. Endlich

gaben sie der Friedensbegierde der übrigen Eidgenossen nach. Am 28. Augstmonat 1468 ward der Friede geschlossen. Der Herzog versprach, den durch Heudorf verursachten Schaden und das Lösegeld für den Bürgermeister von Schaffhausen zu vergüten und den Eidgenossen 10,000 Gulden an die Kriegskosten zu geben, wofür Waldshut und der Schwarzwald Pfand sein sollen; Mühlhausen soll bei seinen Rechten und Freiheiten bleiben. Die Folgen dieses Friedensschlusses waren die Ursachen des Burgunderkriegs.

V.

Vom Burgunderkrieg bis zur Reformation.

1474 – 1519.

---

1. Geschichte der westlichen Eidgenossenschaft bis zum Burgunderkrieg.

Freiburg, Solothurn, Basel, Biel mit Erguel und dem Tessenberg und Neuenstadt, Wallis, hatten schon in früherer Zeit wiederholt mit Bern Bündnisse geschlossen und mehr oder weniger an eidgenössischen Angelegenheiten Theil genommen. Mit dem Grafen und der Bürgerschaft zu Neuenburg (dessen Geschichte bei der Reformation nachgeholt wird) hatte Bern nicht nur ein ewiges Schirmbürgerrecht, sondern war auch Schiedrichter in ihren Streitigkeiten. Der Burgunderkrieg vereinigte sie alle mit Bern und den Eidgenossen. Darum treten sie bei diesem Zeitpunkt am schicklichsten in die Geschichte der Eidgenossenschaft ein, obgleich sie erst später als Orte oder als Zugewandte in ewige Verbindung mit den alten Eidgenossen treten.

Freiburg.

Unter Zäringen, Kiburg und Oestreich.

Der Vater des Stifters von Bern, Berchtold IV., Herzog von Zäringen, machte 1178 den Ort Freiburg, an und auf Felsen gelegen, die der Saanefluß umströmt, durch Mauern und Thürme zur Stadt. Deutsches und welsches Volk wurden hier bis auf diesen Tag zu Einer Bürgerschaft vereinigt. Mit der Stadt machte das Land in einem Umkreis von drei Stunden eine Gemeinde aus. Freiburg erhielt von seinem Stifter die Freiheit einer Reichsstadt. Nach dem Aussterben des zäringischen Hauses mußte Freiburg die Oberherrlichkeit des Hauses Kiburg, das aber alle verliehenen Rechte und Freiheiten bestätigte, anerkennen, während Bern, auf Reichsboden gelegen, ganz unabhängig ward. Beide Städte schlossen 1236 einen ewigen Bund, den aber Freiburgs Oberherren oft gewaltsam zerrissen. Der Handfeste (Grundgesetz) zufolge, die der Stifter der Stadt verliehen, hielt der Schirmherr dreimal im Jahr Gericht nach den Rechten und Gesetzen der Bürger. Die Bürger waren zollfrei, aber jede Hofstatt bezahlte der Herrschaft einen Grundzins. Zum Kriegsdienst für ihren Schirmherrn waren sie nicht weiter verpflichtet, als daß sie Abends wieder nach Hause kehren konnten. Selbst der Graf durfte gegen den Willen des Bürgers dessen Haus nicht betreten. Das Regiment war dem bernischen sehr ähnlich. Jedoch verlieh der Herr das Schultheißenamt. Der Spital u. a. Armenanstalten wurden schon in den frühesten Zeiten der Stadt gegründet.

Als Freiburg beim Aussterben des ältern Hauses Kiburg an das von Habsburg-Laufenburg fiel, verkaufte Graf Eberhard, durch Schulden aufs Aeußerste gebracht, seine Rechte daselbst 1277 um 3040 Mark Silbers an Kaiser Rudolf. Von dieser Zeit an ward sie in die Kriege des östreichischen Hauses verwickelt, und die alte Freundschaft zwischen Bern und Freiburg so zerstört, „daß sie einander grimmiger schädigten, als andere Feinde.“ Mit aller Macht und großer Tapferkeit stritten Freiburgs Bürger 1338 in der Schlacht

bei Laupen gegen Bern. Bei dem darauf folgenden Ueberfall und Brand der Galternvorstadt war sie in großer Gefahr des Untergangs; besonnene Bürger retteten sie durch das Abwerfen der Brücke. Ermüdet durch den langen verderblichen Krieg, erneuerten endlich 1343 die beiden Städte das alte Bündniß, und fehdeten nun auch gemeinschaftlich Greierz und andere Herren (1348). Im Sempacherkrieg ward Freiburg wieder zum Krieg mit Bern hingerissen. Nach zwei Jahren Krieg sahen sich die Freiburger durch großen Verlust an Volk und Gut in großer Noth und von Oestreichs Hülfe abgeschnitten. Da boten ihnen die Berner Frieden an, wenn sie die Ernte mit 5000 Gulden lösen, der Herrschaft Oestreichs entsagen und Bern huldigen. Die einmüthige Antwort der Bürgerschaft war: „Lieber wollen wir sterben, als dem rechtmäßigen Herrn entsagen und damit die Ernte erkaufen.“ Nun ziehen die Berner mit einigen tausend Mann und 500 Schnittern aus und rauben Ernte und Vieh; selbst Fruchtbäume wurden niedergehauen. Auf die Nachricht, daß Hülfsvolk für Freiburg im Anzug sei, kehren sie zurück. Nun ziehen ihre Feinde aus, schneiden das Korn um Laupen ab und lassen die übrige Saat von den Pferden zertreten. Endlich (4. April 1389) wird der Friede geschlossen, das alte Bündniß erneuert, und 1403 schwören sich die Städte in der Kirche zu Laupen ewiges Burgrecht: Freiburg wollte sich gegen die Eidgenossen halten, wie die Berner, und Bern die Freiburger bei ihren Rechten schützen. Jetzt waltete das freundlichste Vernehmen. Im großen Brand (1405) erhielt Bern von keinem Ort so schnelle und große Hülfe, als von Freiburg. Als die Berner 1415 zur Eroberung des Aargau's auszogen, schickten die Freiburger 700 Mann zur Beschützung der Stadt Bern, da sie ihr Volk nicht wider Oestreich, ihre Herrschaft, durften ziehen lassen, und doch Bern, vermöge des Bundes, Hülfe schuldig waren. In den walliser Unruhen (1418) zogen sie mit Bern aus und mittelten zugleich. In der Stadt blühten nun Tuchweberei und Gerberei. Das Freiburger Tuch war so beliebt, daß es die Töchter zu Straßburg für ihre Hochzeitkleider verlangten. Im Jahr 1440 ward der Bau des herrlichen, 365 Stufen hohen, Thurmes

an der schönen Hauptkirche begonnen. Gemeinschaftlich mit Bern kaufte Freiburg 1424 die Vogtei Grasburg oder Schwarzenburg von Savoien. Sonst bestand das Gebiet der Stadt bisher nur aus der alten Landschaft, worin das reiche Kloster Altenreif lag, dessen Mönche sich durch ihre Klosterzucht, besonders aber durch ihre Arbeitsamkeit, auszeichneten, und ihr Stift durch geschickten Anbau des Landes bereicherten. Schon im XIII. Jahrhundert lernten sie den Nutzen des Mergels beim Wiesenbau kennen. Durch ihre Nachahmung erhoben sich auch ihre Bauern zum Wohlstand. Im Kloster waren Tuchwebereien und mancherlei Handwerke. Papst Innozenz III. bewilligte den Wunsch dieser Mönche, auch an Feiertagen einige Stunden arbeiten zu dürfen. Auch Wissenschaft blühte hier. Nach einer menschenfreundlichen Vergabung eines Herrn von Fernay an dieses Kloster (1256) sollten alljährlich bei Begehung seiner Jahrzeit 360 Arme in seinem Hause zu Romont mit Brot und Käse gespeist werden. — Wie gewissenhaft waren die zwei Freiburger, welche 1446 dem Rath zu Bern klagen, daß sie zu Riggisberg, von dessen Unterthanen gefangen, nach Bern geführt wurden und dann nach Freiburg gehen wollten, aber von Bernern angegriffen und beinahe getödtet worden, wenn nicht andere Leute gewehrt hätten, dann wieder nach Bern zurückkehren und daselbst fünf Wochen am Arzt liegen, und schwören mußten, bis Andreastag 10 Gulden zu bezahlen. „Nun," schreiben sie, „sind wir die, die unsern Ehren und Eiden genugthun wollen, wiewohl uns ungütlich geschehen ist, und schicken Euch das Geld."

Unruhen und Befreiung von Oestreich.

Mit dem Jahre 1447 entstanden große Unruhen in der Stadt. Der Schultheiß, Wilhelm von Wiflisburg, hatte einen Gefangenen um Geld ledig gelassen, und wurde dafür seiner Würde entsetzt und gefangen gelegt. Nachdem er sich schuldig erkannt und dem Ausspruch der Gemeinde unterworfen hatte, wurde er auf Fürbitte des Adels gegen Urfehde ledig gelassen, und seine Verwandten leisteten Bürgschaft

für ihn, daß er sich nicht rächen wolle. Dennoch ließ ihm die Rache keine Ruhe; heimlich entfloh er aus der Stadt zum Herzog von Savoien, von dem er Lehen hatte. Daraus entstand Krieg mit dem Herzog. Ein Streit wegen Heirath einer reichen Erbin, Louise Ritsch zu Freiburg, erbitterte die vornehmsten Häuser zu Bern und Freiburg gegen einander. Um Friedens willen ging die Edle ins Kloster. Ihr Opfer war vergeblich; denn man stritt sich nun um ihr Gut. Bern führte nun, mit Savoien verbündet, Krieg gegen Freiburg. Ein östreichischer Beamteter beraubte einen vornehmen Savoier um 4000 Gulden; dafür pfändete der Herzog Kaufmannsgut der Freiburger zu Genf. Bern schlug sie mit einem Verlust von 400 Mann bei der Galtern. Oestreich aber zwang die Stadt zum Krieg, bis sie keine Kraft zum Widerstand mehr hatte, und nun den Frieden mit 40,000 Gulden Kriegskosten und andere Entschädigungen, besonders dem Schultheißen, dem die Stadt wieder geöffnet ward, erkaufen mußte. Acht Rathsherren mußten dem Herzog knieend Abbitte thun. Die östreichischen Hauptleute forderten für zehn Monate schlechte Dienste 4000 Gulden. So wurde die Stadt das Opfer von Freund und Feind. Der nachtheilige Friede erzeugte Parteikrieg in der Stadt, weil ein Theil dem andern das Unglück Schuld gab. Schulden, Auflagen, Verlust im Handel, erbitterten die Bürger wider einander; aufrührische Bürger forderten das Vermögen der Räthe zur Tilgung der Schulden. Man kam dem Ausbruch des Aufruhrs durch Bestrafung der Aufwiegler zuvor; reiche Häuser übernahmen Bürgschaft für die Anleihen der Stadt, und es wurde für eine Weile gutes Vernehmen zwischen Regierung und Volk hergestellt. Die Freiburger hingen so treu an Oestreich, daß Herzog Rudolf einst selbst erklärte, „daß sie ihm und seinen Brüdern vor allen ihren Unterthanen aus mit eifriger Treue und Ergebenheit zugethan seien“ Diese Treue vergalt einer der Herzoge mit dem häßlichsten Undank.

Herzog Albrecht begab sich 1450 nach Freiburg, die Zwiste daselbst zu stillen. Die Stadt empfing ihn mit Freuden als Friedensstifter; man gab ihm das gewöhnliche Geschenk, und sein Begleit wurde auf der Stadt Kosten verpflegt,

die ihm überdieß Anleihen machen mußte. Nun hörte er die Klagen der Gemeinde und des Rathes, und ordnete das Regierungs- und Gerichtswesen. Ruhe, Recht und Glück schien so für Freiburg gesichert, da die fürstliche Gewalt die Willkür des Vornehmen beschränkte, und dem Bürger und Bauer seine Rechte schützte. Vor seiner Abreise ließ der Herzog ein festliches Mahl bereiten, wozu der Adel, der Rath und die vornehmsten Frauenzimmer eingeladen wurden. Zu Ehre des Fürsten brachten die Vornehmen ihr Silbergeschirr zu diesem Mahle; nach demselben war Tanz auf der Tuchlaube, an dem er mit seinem Begleit auch Theil nahm. Der großen Freude folgte bald die schmerzlichste Trauer. Zwei Tage nachher hielt der Herzog Obergericht. Er ließ durch seinen Marschall, Thüring von Hallweil, den ganzen Rath vor sich berufen, und schwören, sich nicht ab dem Rathhaus zu begeben, bis auf seinen Befehl. Hierauf verreiste der Herzog. Dann wurden, auf Befehl Hallweils, mitten in der Nacht die Räthe gefesselt und in verschiedene Thürme gefangen gelegt, und erst nach vier Wochen auf die Bedingung losgelassen, daß sechs derselben sich zu Freiburg im Breisgau vor dem Herzog stellen sollen. Der ganze Rath wurde entsetzt und ein Fremder zum Schultheiß ernannt. Die sechs Räthe, welche sich dort stellten, wurden ins Gefängniß geworfen und grausam behandelt, bis sie gegen Bezahlung schwerer Loskaufsummen sich Befreiung erkauften. Indessen findet der neue Rath zu Freiburg keinen Gehorsam. Er schreibt Auflagen zu Bezahlung der Summe an den Herzog von Savoien aus. Die Landgemeinden verweigern sie und fordern, daß die Räthe zahlen sollen, welche die Ursache des Kriegs gewesen. Es entsteht Streit zwischen Stadt und Land, und die Bauern haben eine Partei in der Stadt für sich, die Hallweil, des Herzogs Amtmann, begünstigt. Die Reichen, bei dritthalbhundert, verlassen die Stadt und flüchten sich nach Romont zum Schultheiß von Wifflisburg, und die Bauern besetzen die Stadt. Der Großweibel kam mit sicherm Geleit in die Stadt zurück; dessen ungeachtet ließ ihn Hallweil henken. Die entwichenen Räthe drohen mit Fehde. Savoien und Bern mitteln. Die Parteien in

der Stadt vereinigen sich und die Bauern werden aus der Stadt gewiesen. Auf die Drohungen von Bern und Savoien zieht dann Hallweil das Kriegsvolk aus der Stadt und stellt die alte Regierung wieder her. Savoien aber drängt die Bürger um die Summe für die Kriegskosten, und hält von ihren Räthen einige zu Genf als Geißel gefangen; vergeblich bittet die Stadt den Herzog um ein Anleihen. Er beschloß, die Herrschaft über die verschuldete und von dem übrigen östreichischen Gebiet abgeschnittene und entfernte Stadt aufzugeben, sie sich selbst zu überlassen, zuvor aber ihr noch einen Raub abzunehmen. Durch Hallweil ließ er nun ankündigen: der Fürst komme selbst, um Ruhe und Frieden herzustellen. Man rüstet sich zu seinem Empfang. Hallweil benutzt den Vorwand, viel Silbergeschirr zu entlehnen, packt es ein und schickt es weg. Man wartet auf die Ankunft des Fürsten. Hallweil zeigt wirklich den Tag seines Einzugs an. Der Adel zieht mit ihm aus zum Empfang. Ihnen kommt eine Schaar Reiterei entgegen. Dann wendet sich Hallweil gegen die Freiburger und sagt: „Der Herzog wird nicht mehr zu Euch kommen. Er sieht, daß Ihr den Schweizerbund suchet, und er Euch wegen der Entfernung von seinen Herrschaften nicht erhalten könnte. Mit dieser Urkunde, welche ich Euch nach Befehl übergebe, erklärt Euch seine Hoheit ganz frei und als Herren Euer selbst; doch umsonst wollte er dieß nicht thun, darum befahl er mir, zur Entschädigung Euer Silbergeschirr zu nehmen.“ Mit diesen Worten kehrte er ihnen den Rücken, ritt weg und ließ sie in Erstaunen. Ebenso behielt der Hof eine Summe von 12,000 Gulden, welche die Herrschaft der Stadt schuldig war. Aber Herzog Siegmund, Albrechts Bruder, hatte damit auf sein Herrschaftsrecht nicht Verzicht gethan und wollte es bald hernach an Savoien verkaufen. Da klagte Freiburg bei dem Kaiser, und bat um Aufnahme in den Reichsschutz. Immer noch dauerte Feindschaft zwischen Stadt und Land fort, und die Bauern hatten mit Hallweil und den östreichischen Kriegsleuten verabredet, die Stadt zu überfallen und Schultheiß und Räthe zu ermorden. Doch fürchteten sie die Folgen und verlangten vom Herzog gesiegelten Befehl, und nicht

nur mündliche Zusicherung. Einer der Verschwörer wird von Abscheu ergriffen und eröffnet dem Rath den Anschlag, kurz vor dem zum Ausbruch angesetzten Tage. Alsbald bemächtigt man sich einiger Verschworner, führt sie vor Gericht und sie werden auf der Stelle verurtheilt und enthauptet. Andere, welche von der Verschwörung gewußt, sie aber nicht offenbarten, wurden mit Geldbußen belegt. Noch hinderten Verarmung und innere Parteiung das unglückliche Freiburg, ganz frei zu werden. Nun bewarb sich der Herzog von Savoien und die Stadt Bern um die Herrschaft über sie. Der Herzog brachte sie in Noth durch Schuldbetreibung. Da beschlöß die Stadt, die Rechte des Hauses Oestreich, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten, auf Savoien zu übertragen (1452). Der Herzog erließ ihr die große Schuldforderung, übergab ihr die Selbstregierung, und versprach ihr zur Wiederaufnahme ihres Gemeinwesens für 20 Jahre einen jährlichen Beitrag von 2200 Gulden. Das gemeine Wesen wurde nun ruhig. Bern aber ärgerte sich sehr, daß ihm Freiburg entrissen worden. Im ersten Eifer darüber wollte es Krieg anfangen, wurde aber von den Bundesgenossen abgehalten, und Herzog Ludwig besänftigte den Zorn mit 15,000 Gulden Kriegskosten und willigte in die Erneuerung des alten Bundes- und Burgrechts der beiden Städte. Durch den erneuerten Bund mit Bern kam Freiburg in Verbindung mit den Eidgenossen, und schickte von nun an seinen Zuzug in die Kriege, die sie führten. Die Oberkeit hielt nun, geschützt von Savoien und Bern, auch die mächtigsten Herren unter ihren Bürgern zum Recht und Gehorsam. Bern ließ Freiburg wieder zur Mitherrschaft über Schwarzenburg, und theilte mit ihm die Herrschaft Gümminen.

Solothurn.

Aufblühen, Gefahren und Rettung.

Am Fuße des Weißenstein, in fruchtbarer Ebene an der Aare, liegt die Stadt Solothurn, von dem Fluß in die große und kleine Stadt geschieden. In unbekannter Zeit,

schon vor 870, entstand Stift und Stadt auf dem Schutt des römischen Salodurum. Sie war eine der Hauptstädte des zweiten burgundischen Reiches; hier ward (1038) Kaiser Heinrich III. von den Reichsständen zum König von Burgund erwählt. Die Herren vom Stift ernannten wahrscheinlich in den frühesten Zeiten das bürgerliche Gericht; über Verbrechen aber richtete der vom Kaiser ernannte Reichsschultheiß mit 12 achtbaren Männern der Grafschaft, woraus später der Rath entstand. Die Bürger nannten sich „die freien Leute des heiligen Urs.“ Kaiser Rudolf gab der Stadt das Recht der Selbstgesetzgebung, der Aufnahme freier Leute zu Bürgern, die Befreiung von fremden Gerichten. Der Rath bestand aus dem Schultheißen und 11 Räthen, die alljährlich gewählt wurden. Die Bürgerschaft mehrte sich vorzüglich durch wohlhabende Leute, die von dem Land in die Stadt zogen. So kam 1315 Ulrich, ein Metzger von Altreu, nach Solothurn, und ward Stammvater eines Geschlechts, das bald darauf geadelt ward und aus dem ein Retter der Stadt entsprang. Die erste, und dann immer fortdauernde und innigste Verbindung schloß Solothurn mit Bern im Jahr 1291.

Die Stadt Solothurn hatte sich, wie die Waldstätte, geweigert, den Herzog Friedrich von Oestreich als Kaiser anzuerkennen. Dieß zog ihr (1318) eine Belagerung von dessen Bruder, Herzog Leopold, zu. Die Berner sandten ihren Bundsgenossen 400 Mann zu Hülfe. Mit großer Macht lagerte Leopold vor der Stadt und umschloß dieselbe auf beiden Seiten der Aare, über die er eine Brücke schlagen ließ. Hugo von Buchek war Schultheiß und Hauptmann der Stadt. Urs, sein Sohn, wurde in einem Ausfall, als er eben auf den Herzog eindrang, verwundet, gefangen und mit dem Tode bedroht. Der Vater fuhr dessen ungeachtet in der tapfern Vertheidigung fort. Schon mehrere Wochen umlagerte des Herzogs Heer die Stadt; da bricht ein Unwetter ein; heftige Regengüsse schwellen die Aare so auf, daß man das Wegschwemmen der Brücke befürchtet. Um sie zu erhalten, läßt sie Leopold mit Steinen beschweren und das Kriegsvolk sollte heranschwimmende Holzstücke

schritten. Der Schwall wurde aber so groß, daß die Brücke brach und die Leute auf derselben von dem wilden Strome fortgerissen wurden. Niemand der Ihrigen vermochte sie zu retten. Sie schwammen zur solothurner Brücke hinab. Bei diesem Anblick wandelt sich bei den Solothurnern die Feindschaft augenblicklich in Erbarmen um; sie sehen unter den Unglücklichen auch bekannte Nachbarn, Zosinger u. a.; wagen sich mit ihren Schiffen in den Strom und fangen dieselben auf; kein Leid geschieht ihnen; sie werden in die Stadt gebracht, erquickt und dann dem Herzog zugeführt. Dieser, dadurch gerührt, hebt die Belagerung alsbald auf. Mit einem Begleit von 30 Mann begibt er sich selbst in die Stadt, schließt Friede, und hinterläßt den Solothurnern sein Banner, das von da an bei feierlichem Umgang am Charfreitag herumgetragen wurde; dem tapfern Hugo gibt er seinen Sohn. Im Jahr 1818 wurde die 500jährige Gedächtnißfeier dieses schönen Tages durch ein Freudenfest und Gaben für die Armen begangen. Solothurn schloß nun noch in jenem Jahre Bündnisse mit Biel, Murten und Freiburg.

In einer Fehde mit Graf Eberhard von Kiburg brachte ein treuloser Bürger, Billing, die Stadt (1331) in großes Unglück. Er beredete die Bürger, einen Streifzug gegen Burgdorf zu thun, und benachrichtigte den Grafen davon, der ihrer dann in einem Hinterhut wartete, sie umschloß und ihnen eine Niederlage beibrachte, in der sie das Banner verloren. An der Schlacht bei Laupen stritten 80 Reiter von Solothurn. Im Jahr 1345 schlossen dann Bern und Solothurn den bisherigen Bund auf ewig, und von nun an zog Solothurn in allen Kriegen Berns und dessen Eidgenossen mit. Zwar ward auch hier 1346 die Bürgerschaft in 11 Zünfte getheilt; die Räthe wurden aus ihnen, aber nicht von ihnen gewählt. Der Kleine Rath wählte den Großen von 66 und dieser den Kleinen von 33 Gliedern, die Bürgerschaft aber den Schultheißen und Venner. Beide Räthe zusammen wurden die Hundert genannt.

Unversehens kam Solothurn (1382) in die größte Gefahr des Untergangs durch eine von Graf Rudolf von Kiburg und Graf Diebold vom Burgundisch-Neuenburg angestiftete

Verrätherei. „Mit Hülfe unsers Herrgotts und der Jungfrau Maria," sagen diese Böswichte in ihrem Vertrag; „wollen wir Solothurn auf St. Martinsabend einnehmen. Der von Kiburg soll die Stadt behalten und dem von Neuenburg 5000 Gulden bezahlen. Von dem Raube nimmt jeder ein Drittheil, den übrigen Drittheil gibt man den Knechten als Sold." Ein Chorherr von Solothurn, der sein Haus an der Ringmauer hatte, war gewonnen, die Stadt um Mitternacht zu öffnen, und im Geheimen wurde von den Grafen zahlreiches Kriegsvolk gerüstet. Ein Landmann, Hans Roth von Rumisberg, hörte von dem Anschlag, lief der Stadt zu, kam um Mitternacht vor das Eichthor, rief dem Wächter und entdeckte ihm die Gefahr. Dieser eilte zum Schultheißen, Mathias von Altreu, der Sturm zu läuten befahl; da waren die Glocken mit Tüchern umwunden, die man eilig abriß. Es war hohe Zeit; die Feinde rückten an. Mit großem Geschrei wurden alle Bürger aufgerufen und Alles eilte den Thoren und Mauern zu. Der Verräther wurde gefangen und bei ihm ein Vorrath von Seilen und Kerzen gefunden. Dann geschah ein Ausfall durch das Eichthor. Nun ließ Graf Rudolf im wüthenden Aerger morden, wen er antraf und die Häuser verbrennen. Der verrätherische Chorherr mußte eines elenden Todes sterben, und auch das Stift, dessen Propst des Grafen Oheim war, das wahrscheinlich Kenntniß davon hatte und schwieg, wurde um einen Zehnten gestraft, den man für eine jährliche Spende an die Bürger verwendete. Der Bauer Hans Roth aber wurde dankbar beschenkt, und je dem ältesten seiner Nachkommen immerfort ein Rock von der Stadtfarbe zum Andenken bestimmt. Am folgenden Morgen mahnte man Bern um Hülfe. Die Folge dieser Unthat war der Untergang des verdorbenen kiburgischen Hauses.

Einige Züge aus dem bürgerlichen Leben zu Solothurn.

1369—1465.

Als ein Bürger von Solothurn, Zimmermann seines Handwerks, Isabella von Raron aus Wallis heirathete, und

dieſes mächtige Adelshaus darüber zürnte und jenes Bürgers Ehre angriff, vertheidigte ihn der Rath, und meldete den ſtolzen Junkern, daß das Ehepaar recht friedlich und glücklich lebe.

Ein Rathsherr, der treue Verſchwiegenheit brach, und Unterthanen willkürlich drückte, wurde 1379 abgeſetzt und des Bürgerrechts verluſtig erklärt.

Kuno Thürings Wittwe zu Bern, eine Solothurnerin, vergabte ihre Häuſer und Hofſtätten zu Solothurn mit Zinſen von vielen Gütern zu der Beſtimmung: daß die drei ärmſten Perſonen der Stadt in denſelben Wohnung, Unterhalt und eine eigene Perſon zu ihrer Bedienung haben ſollen. Späteres Erbe, das ihr zufiel, vergabte ſie zu Erweiterung dieſer Anſtalt. Wer aus ihrem Geſchlechte verarme, ſoll den Vorzug zur Aufnahme haben. Eine andere Wittwe folgte ſchon 1402 dieſem Beiſpiel mit Vergabungen an eben dieſe Stiftung. Schultheiß Niklaus von Wengi baute den großen Spital.

Als 1405 ein großer Theil von Bern abbrannte, brachen die Solothurner alsbald die Ziegel von ihren Stadtmauern, um 40,000 derſelben ſchnell ihrer Bundesſtadt ſchicken zu können.

Ein Walliſer ſollte 1419 wegen großer Diebſtähle hingerichtet werden; da jammerten des armen Sünders kleine unerzogene Kinder, einige ehrbare, fromme Frauen, und ſie baten um Gnade für den Miſſethäter bei Gottes und unſerer lieben Frauen Ehre, daß die Kleinen möchten erzogen werden. Da wurde er begnadigt und in ſeine Heimath gewieſen. Solche Milde erfuhren mehrere, welche in Fehden gefangen wurden. Aber ſcheußlicher Aberglaube verführte die Solothurner ſchon um 1467 oft, Hexen zu verbrennen.

Eben ſo weiſe als gerecht wurde 1439 auf Verleumdung eine ſo ſchwere Strafe geſetzt, wie auf andere große Verbrechen.

Zu Sewen errichtete die Oberkeit 1465 einen Kornſpeicher, um in Theurung Vorrath zu haben und Lebensmittel zu billigem Preiſe geben zu können. Im Jahr 1458 ward der Wein faſt um die Hälfte wohlfeiler aus dem Stadtkeller verkauft.

Zu Anfang des XV. Jahrhunderts wurden auch noch die letzten Verbindlichkeiten gegen das Reich ausgelöst. Zugleich benutzte die Stadt damals die Verarmung des Adels, Herrschaften anzukaufen, wozu Alles willig steuerte. So kam sie von 1389—1458 durch Kauf zu den Vogteien am Lebern, Balm oder Flumenthal, Kriegstetten, Balstall und der Stadt Olten. Unbillige Fehde gegen Eptingen mußte sie 1468 nach einem Spruch ihrer Eidgenossen mit Entschädigung büßen. Ueberhaupt brachte sie der zahlreiche Adel in der Umgegend oft für und wider denselben in Waffen. Die Stadt ward mit großer Anstrengung befestigt. Besonders glücklich schätzte sich wohl die Herrschaft Gösgen (auf beiden Seiten der Aare von Olten bis Aarau), als sie von ihren tirannischen Herren erlöst ward. Johann von Gösgen war schon 1340 ein erbarmenloser Dränger, der die Unterthanen erarmte, auch ins Stift Schönenwerth einbrach und es ausraubte. Dann kam die Herrschaft an die Falkenstein und Thomas, der gräuliche Mordbrenner von Brugg, war ihr letzter Herr.

Noch war Solothurn nicht ein Glied des eidgenössischen Bundes; dennoch nahm es Theil an Glück und Unglück der Eidgenossen, stritt für sie in allen Kriegen und war immer thätig, Zwist unter ihnen beizulegen. Darum ward es auch auf Tagsatzungen berufen. Als seine Gesandtschaft 1462 auf derselben nicht erschienen, schrieb es derselben: „Wir werden nach Euerm Beschluß thun zu ewigen Zeiten, in Lieb und Leid mit Euch ziehen, und Leib und Gut in Treuen zu Euch setzen. Keine Sache, so es Noth und Euer Gefallen ist, soll uns zu seiner Zeit verhindern, Euch Treue, Freundschaft und Liebe zu erzeigen.“ Solothurn half den Eidgenossen, besonders Bern, das Land gewinnen, das sie eroberten; für sich selbst eroberte es nichts, sondern erwarb sein Gebiet durch Kauf.

Basel: Stadt und Bisthum.

Früheste Geschichte bis 1335.

In dem Lande zwischen dem Juragebirg und Rhein, Rauracien genannt, blühte zur Zeit der Römer die große,

schöne Stadt Augusta Rauracorum, von welcher durch die gesprengte Felspforte im Münsterthal die Hauptstraße nach Helvetiens Hauptstadt, Aventicum, führte. Nach ihrer Zerstörung in der Völkerwanderung, ward, zwei Stunden davon entfernt, da, wo der Rhein sich nordwärts wendet und sein Thal sich ins Elsaß und das badische Land weit öffnet, Stadt und Bisthum Basel in unbekannter Zeit gegründet. Bischof Hetto war Kaiser Karls des Großen Vertrauter, sein Gesandter an den griechischen Kaiser und an den Papst. Er war ein Bischof ganz nach dem Herzen des großen Kaisers. Selbst der Geistlichkeit Muster in Amt und Leben, gab er derselben vortreffliche Satzungen und Anleitung, eine fürs Leben fruchtbare Religion zu pflanzen. Neben der geistigen Bildung förderte er auch den Landbau. Schön und wahr lobt ihn einer seiner Schüler: „Er stieg wie ein goldener Stern auf und erleuchtete die finstere Welt.“ Im höhern Alter gab er sein Amt auf, rubte noch manche Jahre im Schooße der Wissenschaft aus, und starb 836 als 73jähriger Greis. Im X. Jahrhundert ward die Stadt von den Ungarn zerstört und bald wieder von den burgundischen Königen erbaut; das Bisthum aber ward erst durch sie, dann durch die deutschen Kaiser, die Grafen von Neuenburg u. a. mit großen Vergabungen bereichert, und kam so zur Herrschaft über die vom Rhein an den Jura sich hinaufziehenden Thäler, früher die Grafschaft Augst, dann Sißach genannt, und über die deutschen und welschen Thäler der Birs nach bis Burgund, Neuenburg und den Bielersee hinauf, mit ihren Städten: Biel, schon 814 eine Zollstätte, Neuenstadt, 1311 durch Bischof Gerhard erbaut, Delsberg, St. Ursitz, Pruntrut, Laufen, von den Bischöfen im XII. und XIII. Jahrhundert zu Städten gemacht. Der Bischof hatte auch die Oberherrlichkeit über die Stifte und deren Herrschaften in diesen Thälern: Münster, St. Ursitz und St. Imer, die im VII. Jahrhundert schon aus Einsiedeleien Klöster wurden, und Bellelay, das ein Propst von Münster, der in den Wildnissen der Freiberge auf der Jagd sich verirrte, zufolge eines Gelübdes stiftete. Durch diese Klöster wurden die Thäler angebaut und bevölkert. Einen kleinen Theil des

Gebiets erhielt das Bisthum auf der rechten Rheinseite unter Basel. Die Städte Biel und Neuenstadt, auch durch Bündniß mit Bern geschützt, regierten ihr Gemeinwesen in fast völliger Freiheit; der Tessenberg und Erguel hatten große Freiheiten, für die sie Berns Burgrecht zum Schutz hatten; die Bischöfe ertheilten solche auch Münsterthal und den Freibergen. Die Bischöfe waren im XII. und XIII. Jahrhundert unerschütterlich treue Anhänger des Kaisers gegen den Papst, und trugen zehn Jahre lang sammt der Stadt den Bann. Es mehrten sich in diesen Zeiten die Kirchen, Klöster und Stifte in Basel; 1225 ward die Rheinbrücke und der große Bürgerspital gebaut. Die Grafen von Hamburg, Thierstein und Frohburg erhielten die sißgauischen Thäler als Lehensherrschaften.

Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts ward die Stadt von einem aus 4 Herren vom Ritterstand und 8 Bürgern aus den ältesten und vornehmsten Geschlechtern vom Bischof ernannten Rath regiert. Als sich durch Gewerbe und Handel der Wohlstand hob, wünschte sie Selbstregierung. Bischof Leuthold II. gestattete ihr die Zunftverfassung, und zu jenen 12 Räthen kamen noch 12 von den Zünften gewählte. So regierten nun Adel, Kaufleute und Bürger, die Handwerke und Gewerbe trieben, gemeinschaftlich. Klein-Basel ward erst 1270 Stadt, und dessen Einwohner mit Stadtrechten und Freiheiten begnadigt. Zu Sicherung des Handels und der Freiheit trat Basel 1233 in den ersten großen Städtebund am Rhein. Aus dem Streit der Adelshäuser in Basel, die sich in zwei Gesellschaften, vom Stern und Papagei (Psittich), parteiten, entstanden heftige Fehden in und außer der Stadt, in die sich auch fremde Herren mischten, besonders auch Graf Rudolf von Habsburg, der zweimal die Stadt belagerte. Während der letzten Belagerung kommt die Botschaft von seiner Kaiserwahl. Alsbald gewährt er Friede; die Parteien versöhnen sich und die Stadt öffnet dem Kaiser die Thore. Zu welchem Reichthum auch Handwerker in dieser Handelsstadt gelangten, zeigte jener Gerber, der den Kaiser in goldenen und silbernen Gefäßen bewirthete und dennoch seine Handwerksarbeiten verrichtete. Die Ruhe der

Stadt ward von Zeit zu Zeit durch Parteien gestört. Als 1335 ein päpstlicher Gesandter die Stadt, weil sie Ludwig von Baiern als Kaiser erkannte, in den Bann erklären wollte, ward er erschlagen. „Wir wollen nichts billigen, was der deutschen Nation Recht und Herrlichkeit zuwider sei," erklärten die Bürger.

Unglück und Erhebung.

Die Jahre 1348—1356 brachten unbeschreibliches Unglück über Basel. Erst wüthete die Pest, der „große Tod" geheißen, so, daß 14000 Menschen in der Stadt starben und nur drei Eben ungetrennt blieben. Dann gingen, wie es unter dem Pöbel bei großem Unglück gewöhnlich ist, greuliche Sagen umher. Die Juden sollten die Pest durch Vergiftung der Brunnen verursacht haben; durch die Pein der Folter ward Einigen dieß Geständniß ausgepreßt, und dann in einem Auflauf der Rath gezwungen, sie verbrennen zu lassen, was unter höllischer Freude, besonders derer, die dadurch ihrer Schulden frei wurden, geschah. Dann wurden die rohen, geängsteten Gemüther von der Schwärmerei ergriffen (1349): Man geißelte sich öffentlich zur Versöhnung der Sünden und unter dem Schreien nach Gottes Barmherzigkeit. Es ward ein Brief verlesen, den ein Engel vom Himmel gebracht haben sollte, worin diese Söhnung anbefohlen werde, obgleich der Papst es verbot, so wie er auch den Judenmord mißbilligte. Doch ließ sich auch zu dieser Zeit die Habsucht der Basler und Straßburger Kaufleute nicht abschrecken, vom Raubadel im Elsaß Gut zu kaufen, das er Zürcher Kaufleuten genommen hatte, wofür dann die Zürcher 100 Basler und 70 Straßburger, die nach Einsiedeln wallfahrteten, verhafteten, bis vermittelt ward. — Am 18. Weinmonat des Jahres 1356 bebte die Erde weit und breit. Eine Menge von Schlössern, Thürmen, Kirchen stürzten ein; Waldungen versanken, Felsen rissen sich vom Gebirge; vom Schwanken läuteten die Glocken von selbst, bis sie mit den Thürmen fielen. Die Stadt Basel wurde fast ganz zerstört. Zehn Erschütterungen folgten um 10 Uhr Nachts schnell auf

einander; Alles bebte, krachte, stürzte; da floh man aufs Feld. Die Domkirche brach zusammen; einer ihrer Thürme mit den Glocken stürzte in den Rhein; Kirchen, Thürme, Thore, Mauern, Häuser fielen in Schutt; dann brach Feuer aus, brannte etliche Tage und verzehrte, was das Erdbeben übrig ließ; nur etwa hundert Häuser blieben unzerstört. Manche, die nach den ersten Stößen wieder zurückkehrten, liebe Menschen oder Habe zu retten, wurden durch neue Stöße verschüttet. Mehr als 300 Menschen lagen unter dem Schutt begraben. Dennoch gab es solche Bösewichte, die selbst in dieser Jammernacht raubten. Reiche und Arme litten Hunger und Mangel. Noch etliche Tage war die Erde in Bewegung, und das Jahr hindurch wiederholten sich die Erdstöße. Zu eben dieser Zeit war Herzog Albrecht von Oestreich im Unfrieden mit Basel. Man benachrichtigte ihn von diesem Unglück und bemerkte ihm: „Gott habe ihm selbst den Weg nach Basel geöffnet; er habe nun die beste Gelegenheit, sich der Stadt zu bemächtigen; Thürme und Mauern seien zerfallen und die Einwohner so erschrocken, daß sie nicht widerstehen werden.“ Da gab der edle Herzog zur Antwort: „Wenn Gott wider diese Stadt kriegt und mit Erdbeben und Feuer sie zerstört, so wollen wir uns an ihr nicht rächen. Ferne sei von uns die Grausamkeit, daß wir die, welche Gott verwundet, tödten wollen.“ Dagegen sandte er der unglücklichen Stadt 400 Bauern aus dem Schwarzwald in seinen Kosten, den Schutt wegräumen zu helfen. In Nähe und Ferne stand man der Stadt bei: Die Nähern sandten Nahrungsmittel und Arbeiter, die Entferntern Steuern. Betrübt über das schreckliche Unglück, verbot man zu Basel Kleiderpracht, Tanz und Spiel; hingegen gab und stiftete man den Armen große Almosen. Mit dem größten Eifer vereinigten sich die Bürger zur Wiedererbauung der Stadt, die nach wenigen Jahren wieder hergestellt war.

Große Gefahr drohte Basel, als die Schaaren des Coucy (1365) anrückten. Man öffnete die Stadt dem Landvolk zur Rettung von Leib, Hab und Gut vor diesem Räuberheer. Aber noch waren die Ringmauern seit dem Erdbeben nicht völlig wieder hergestellt. Da bat der Rath die Eidgenossen

um Hülfe, und, obwohl Basel nur mit Bern und Solothurn Bund hatte, schickten alle ihren Zuzug; viele weinten bei ihrem Einzug vor Freuden, denn nun hielten sie sich sicher. „Stellt uns dahin, wo ihr am meisten Gefahr besorgt," sagte der Berner Hauptmann. Die Feinde wagten keinen Angriff. Voll Unruhe und Unglück war die Regierung des Bischofs Johann von Vienne, der ein stolzer, kriegerischer Mann war und seinem Hochstift mit Waffengewalt wieder erwerben wollte, was es früher besaß. Die Stadt Biel, deren Bürger durch trotziges Betragen, auch gegen den eigenen Rath, ihn zum Zorn reizten, wollte er zwingen, dem mit Bern 1352 geschlossenen ewigen Bündniß zu entsagen, und als die Bürger, mit Berufung auf ihr altes Recht, zu gehorchen sich weigerten, ließ er die Vornehmsten auf die Burg gefangen setzen. Die Bieler mahnten Bern, dieses die Eidgenossen, und mit dem Banner von Bern zogen auch 900 aus den Ländern zum Schutze Biels heran. Aber vor ihrer Ankunft hatte der Bischof die Stadt überfallen, sie plündern und verbrennen lassen; nun brachen die Berner die Burg, befreiten die Gefangenen und vergalten dem Bischof Gleiches im Erguel und Münsterthal (1367). Dieser Krieg brachte ihn so in Schulden, daß er die Stadt Olten, und Zoll und Münze zu Basel verpfänden mußte. Dennoch erhob er 1375, in Verbindung mit Herzog Leopold, Fehde mit der Stadt Basel. Da ward ihm Pruntrut verbrannt; für des Herzogs Hülfe mußte er demselben Klein-Basel abtreten, und einige Jahre später, da er wieder den Frieden brach, nahmen ihm die Basler, nun mit dem Herzog wider ihn verbunden, Liestall weg. In schweren Schulden und mit großem Verlust hinterließ er bei seinem Tode das Stift. Die Basler benutzten diese Umstände und erwarben sich die sißgauischen Aemter als Pfandherrschaften von den Bischöfen und Befreiung von fast allen Besitzungen und Rechten derselben in der Stadt. Gerne steuerten die Bürger das Geld dafür zusammen, um den feindlichen Adel aus ihrer Umgegend zu entfernen. Jenes gewaltthätigen Bischofs Nachfolger halfen Biel wieder auf, daß es nun schöner aus seiner Asche entstand, und bestätigten seine Freiheit, die es unter

Berns Schutz bewahrte. Den schönsten Landgewinn machten sie durch den Anbau der Freiberge, die bisher fast ganz noch Wildniß waren; sie zogen Deutsche und Burgunder durch Verleihung großer Freiheit in diese Gegend; diese fällten nun den alten Wald, schafften sich ein schönes Hirtenland, stifteten Gemeinden und lebten in einem selbstregierten Gemeinwesen.

Eine ausschweifende Fastnachtslust, die der umliegende Adel 1376 bei Herzog Leopold zu Klein-Basel hielt, brachte großes Unglück. Er ritt in die große Stadt hinüber und trieb auf dem Münsterplatz mehrfachen Unfug. Im Zorn darüber ergriffen die Bürger gegen die Abmahnung des Raths die Waffen. Kaum entrann der Herzog; einige der Herren wurden erschlagen, andere gefangen. Der Rath befreite alsbald die Gefangenen; er strafte einige Bürger mit dem Tode, andere verbannte er, und mit schwerem Geldopfer kaufte er den Frieden, da der Kaiser die Stadt in die Acht erklärt hatte und der Adel auf jeden Basler außer den Mauern Jagd machte. Kurze Zeit nach der Sempacher Schlacht kam endlich Klein-Basel durch Kauf an Groß-Basel, und beide vereinigten sich zu Einem Gemeinwesen und Regiment; nur behielt jede Stadt eine besondere Gerichtsbehörde. Basel half 1389 den Frieden zwischen Oestreich und den Eidgenossen vermitteln. Da Pest und Krieg früher die Bürgerschaft sehr vermindert hatten, so gab man eine Zeitlang das Bürgerrecht jedem, der Waffenrüstung mitbrachte.

Zu Anfang des XV. Jahrhunderts verbreitete sich besonders eine Frömmlersekte, deren Anhänger, ohne ins Kloster zu gehen, wie die Barfüßermönche lebten, sich Leute von der evangelischen Armuth und Vollkommenheit nannten. Zwei und zwei zogen sie durch die Straßen und bettelten; man bat sie oft zu Gaste. Unter dem Vorwand der christlichen Liebe und Heiligkeit, der Krankenpflege u. a. mischten sich diese Schwärmer in die ehelichen und häuslichen Angelegenheiten, brachten Zwist in die Ehen, so daß sich manche Ehegatten verließen; unter dem angenommenen Heiligenschein wußten sie ihre Gelüste zu befriedigen; die Weibspersonen

gaben sich vorzüglich mit dem Kuppeln ab, und wer lieber betteln als arbeiten wollte, lief mit ihnen. Ihre Zahl stieg endlich auf 1500 Männer und Weiber. Es entstand über diese Sekte viel Streit. Manche rühmten ihren frommen Geist und Leben; Johannes Mühlberg aber, ein vorzüglicher Prediger, und der Leutpriester, eiferten sehr gegen sie, besonders gegen den Einfluß der müßigen Weiber. Die Schlechtigkeit brach immer mehr durch die Hülle der Scheinheiligkeit; man entdeckte bei ihnen Verständnisse mit Feinden der Stadt, und der Papst verwarf die Sekte. Da änderte sich schnell der Beifall in Verachtung und Spott; der Pöbel und die Buben rissen den Betschwestern die Schleier ab und besudelten sie; der Rath verbannte sie endlich. Als aber jener Prediger auch die Laster der Geistlichen und Weltlichen überhaupt scharf bestrafte, wand er als Ketzer verschrieen und vertrieben: denn der steigende Reichthum brachte auch die Laster des Müssiggangs und der Herrschsucht. Es wurden Wollusthäuser öffentlich geduldet, man prangte in üppiger Kleidung, ergoß Unzucht und Zorn in schändliche, lästernde Reden; man nahm und gab Mieth und Gaben — und zürnte dem eifrigen Prediger. Doch stiftete in dieser Zeit die Wohlthätigkeit der Reichen die Elenden-Herberge zur Verpflegung armer Reisender. Die Bürgerschaft war 1409 so zahlreich, daß in einer Fehde mit Oestreich 5000 Mann unter dem Banner auszogen, zu denen Bern und Solothurn 4000 Mann Hülfsvolk schickten. Nachdem man einander Burgen und Dörfer wechselseitig verbrannt hatte, machte man Friede und schloß selbst Bündniß. Kaiser Siegmund bot der Stadt 1415 das östreichische Land bis nach Schaffhausen hinauf als Pfandherrschaft an; sie schlug es aus und bereute es nachher. Haufen von Zigeunern kamen 1422 nach Basel. Man glaubte ihren fabelhaften Erzählungen, wie sie Christen geworden und nun eine siebenjährige Bußreise thun müssen; sie betrogen das leichtgläubige Volk mit Wahrsagen, Traumdeuten, Zaubermitteln, und bildeten Räuberbanden. Als der vortreffliche Bischof Johann von Fleckenstein sein Stift so verarmt sah, daß alle Besitzungen verkauft oder verpfändet waren, lieh ihm Basel Geldsummen zur Einlösung, und die

Leute zu Delsberg und in den Freibergen legten sich selbst schwere Steuern auf, daß sie der Bischof von dem burgundischen Pfandherrn lösen könne, der sie so plagte, daß sie auszuwandern begannen; als er sich weigerte, half die Stadt dem Bischof, ihn mit den Waffen zu zwingen.

Kirchenversammlung. Krieg. Hochschule.

Mit dem Jahre 1431 begann die allgemeine Kirchenversammlung zu Basel, zu Verbesserung der Gebrechen in der Kirche. Sie dauerte 17 Jahre; der Papst verwarf ihre Beschlüsse; die weltlichen Fürsten verließen sie, und ohne Erreichung ihrer Zwecke ging sie auseinander. Aeneas Sylvius (später Papst Pius II.) war ein Glied desselben und hinterließ eine Beschreibung vom damaligen Zustand der Stadt. „Die Kirchen," sagt er, „sind nicht so schön geschmückt wie in Italien. Die Häuser sind wohl eingetheilt und reinlich, meist von außen gemalt, umgeben von Höfen, mit Gärten und Brunnen. Die Dächer glänzen von vielfarbigen Ziegeln; die Stuben haben Glasfenster, sind getäfelt, auch mit Tapeten und Tuch bekleidet. Auf den Tisch kommt viel Silbergeschirr. Man hält viele Singvögel. Die Straßen sind breit, die Marktplätze geräumig; Quellwasser ist so reichlich, daß jedes Haus einen Brunnen hat; Mauern und Bollwerke sind nicht stark; die Bürger halten ihre Eintracht für die größte Stärke, und sie wohnt hier. Mit der Oberkeit ist man zufrieden. Im Umfang der Stadt hat es viele Baumgärten mit Eichen und Ulmen, unter denen die Jugend ihre Spiele treibt und wo auch Frauen singen und tanzen. Die Stadt ist von der Herrschaft des Bischofs frei geworden; sie hat eine Zunftverfassung; die Aemter behält man auf Wohlverdienen hin. Es hat hier keine Rechtsgelehrten, da man mehr nach Herkommen, als nach geschriebenem Gesetz, und in einem neuen Fall nach eigener Einsicht richtet. Man ist streng, gerecht; nichts befreit von verdienter Strafe; die Lebensstrafen sind mannigfaltig. Die Religion und die Geistlichen sind geehrt; das Alterthum und die Wissenschaften aber kennen sie nicht. Der Schulmeister lehrt

Grammatik, Logik und Musik; zu ihm kommen auch viele von den nächsten Dörfern und leben meistens von Almosen. Die Adeligen kommen oft auf ihren Gesellschaftshäusern zum Tanz zusammen und gestatten nur den Vornehmsten Bürgern Zutritt. Die Männer sind groß, höflich, schön aber nicht prächtig gekleidet; Krieger tragen bisweilen Purpurkleid; die Reichsten kleiden sich schwarz; das Frauenzimmer hat nur Eine bleibende Tracht; das Volk ist roh, schlecht gekleidet. Man liebt das Wohlleben, das Tafelsitzen, schweift auch wohl in Liebe und Wein aus. Die Leute sind treu, halten Wort, wollen nicht scheinen, sind zwar haushälterisch aber genügsam und nicht habsüchtig." — Als 1439 neben der Pest, die täglich hundert Menschen tödtete, zugleich Hungersnoth herrschte, beschloß man, ein großes Kornhaus zu errichten.

Auch die Basler wurden in den Zürichkrieg hineingerissen und folgten der Mahnung ihrer Bundsgenossen Bern und Solothurn, mit denen sie Laufenburg belagerten, dann Friede mit Oestreich schlossen, den aber der Adel brach, als die Franzosen anrückten. Da rüsteten sie sich auf eine Belagerung und öffneten dem Landvolk zur Rettung seiner Habe die Stadt. Vergeblich aber war der Ausfall, den Eidgenossen zu Hülfe zu kommen. Die bei St. Jakob erschlagenen Eidgenossen wurden zur Bestattung, die wenigen Verwundeten zur Heilung und Pflege in die Stadt geführt, und ein Basler beschrieb den Heldenkampf der Eidgenossen. Alle die 57 Edlen, welche sich als Feinde der Eidgenossen erzeigt, wurden für ewig verbannt. Weder durch Versprechungen, noch Drohungen der Sieger, ließ sich die Bürgerschaft zur Uebergabe bewegen, obgleich sie sich nun ohne Hülfe sah. Nach dem Abzug der Franzosen ging der Krieg heftig um Rheinfelden und Seckingen. Als Rheinfelden 1448 vom östreichischen Adel überfallen, geplündert und die Bürger mit Weibern und Kindern vertrieben wurden, nahmen die Basler 400 auf und gaben ihnen in ihren Häusern, im Spital und der Elenden-Herberge Unterhalt. Den Schluß der grausam geführten Fehden machte 1448 der Zug gegen Blamont. Der Junker von Eptingen überfiel aus dieser Burg einige

Basler und beraubte sie. Hierauf schickte er erst einen Fehdebrief nach Basel, worin er unter seinen Helfern auch seinen Hund, Delphin, nannte. Darüber ergrimmten die Bürger. Der Rath, weil er eben in Friedensunterhandlungen mit Oestreich stand, wollte den Zug gegen ihn hindern; die Bürger aber ließen sich nicht abhalten, sie brachen auf, brannten die Vorburg weg, vergeblich aber ward das Schloß aufgefordert. In einem Ausfall wurden einige Basler verwundet; man führte sie heim; sie zeigten ihre Wunden den Zuschauern mit den Worten: „sie sind gerächt.“ Grethe Schnebelin, eine Küfersfrau, als sie ihren Mann erblickt, springt hinaus, wirft sich auf ihn und saugt ihm unter Thränen das Blut aus der Wunde. Dieß entflammt neuen Eifer; noch eine Schaar junger Bürger zieht gegen Blamont. Das Schloß wird untergraben und droht den Einsturz. Da ergibt sich der Junker auf Gnade. Reiche Beute ward bei dem Räuber gefunden. Er muß sein Schloß erst brennen sehen; dann wird er neben seinem Hunde, und wie derselbe, an einem Seil nach Basel in den Thurm geführt, aus dem ihn aber der bald erfolgte Friede mit Oestreich befreite. Oswald von Thierstein kaufte bei 200 meist Schweizer-Söldner, welche in der Neujahrsnacht 1466 die Stadt anzünden und ihm zum Raub und Mord öffnen sollten.

Bischof Johann von Venningen liebte die Wissenschaften. Er und die Häupter der Stadt wünschten eine Hochschule, wie eine solche eben zu Freiburg im Breisgau war errichtet worden. Sie baten den Papst, Pius II. (Aeneas Sylvius), den Freund der Stadt und eifrigen Liebhaber der Wissenschaften, um Bewilligung und Unterstützung dazu. Der Papst entsprach der Bitte am 12. November 1459. Basel sollte von nun an eine Hochschule haben für Theologie, Recht und jede andere Wissenschaft, und der Bischof ihr Kanzler sein. Zu ihrer Unterhaltung wurden 4 Stiftpfründen in der Stadt, und eine in jeder der Städte Zürich, Zofingen, Solothurn, Kolmar und St. Urstz bestimmt. Am 4. April 1460 geschah die feierliche Einweihung, und der Rath übergab ihr die Urkunde von Abgabenfreiheit und Selbstregierung. Ungefähr um dieselbe Zeit ward zu Basel

auch die erste Papiermühle von zwei Spaniern errichtet. Der Kaiser bewilligte Basel jährlich zwei Handelsmessen. Das Gebiet ward durch Kauf mit Farnsburg, Sißach, Homberg vermehrt, und das arme Volk freute sich der Befreiung von seinen meist tirannischen Herren. Die Söhne der bittersten Feinde der Stadt mußten nun ihre Herrschaften derselben verkaufen. Das Verhältniß zu Oestreich ward nun freundlicher. Erzherzog Siegmund kam selbst zu einer Fastnachtfeier nach Basel. Im Mühlhauserkrieg blieb die Stadt, die damals in keinem Bundverhältniß zu Eidgenossen stand, unparteiisch; sie öffnete aber den unglücklichen Bewohnern des Sundgau's die Thore, und half dann den Frieden bei Waldshut vermitteln. Basel suchte auch den Erzherzog Siegmund von der Verpfändung der Rheinlande an den Herzog Karl von Burgund abzuhalten, und bot ihm dafür, aber vergeblich, Gelddarleihen an. Hagenbach, Karls Landvogt über diese Lande, rächte sich dafür durch viele Beleidigungen. Die Stadt und der Bischof nahmen dann Theil an dem Bündniß wider den Herzog von Burgund.

Das Land Wallis.

Früheste Geschichte bis 1008.

Von der Furka bis zum Genfersee, 36 Stunden lang, zieht sich das Land Wallis zwischen den höchsten Gebirgen Europa's, durch die es von Bern und Italien geschieden wird. Der Rhonefluß durchströmt das Hauptthal, von dem sich viele Nebenthäler in die Hochgebirge hinaufziehen. In diesem Lande finden sich die Wärme und die Früchte Italiens und die Kälte und Unfruchtbarkeit Islands beisammen. Nur vom Genfersee her steht das Land offen; von jeder andern Seite führten einst nur wenige rauhe, schauerliche Gebirgspässe hinein. Erst nach schwerem Kampf unterwarfen sich die Römer die kleinen Völkerschaften, die das Land zu ihrer Zeit bewohnten. Die heutigen Walliser sind verschiedenen Stammes: in Unterwallis sind sie Nachkommen der

Helvetier und Burgunder, die sich mischten, und sprechen eine französische Mundart; in Oberwallis sind sie Nachkommen der Alemannen und sprechen deutsch. Schon im 4ten Jahrhundert kam das Christenthum in dieses Land, und eine berühmte Schule des reichen Klosters St. Morizen bestand noch im 7ten Jahrhundert. Seit den frühesten Zeiten hatte das Land auch seinen eigenen Bischof zu Sitten, der zugleich im Namen des Reichs die Oberherrlichkeit besaß. Ein Bergsturz im Jahr 563 verschüttete den Auslauf der Rhone, die dann aufschwellend das Thal bedeckte, dann durchbrach und den ganzen Genfersee schnell erhöhte, so daß alle an demselben liegenden Orte mit ihren Bewohnern untergingen. Im 6ten Jahrhundert kämpften die mächtigen Nachbar-Völker, die Longobarden (in der jetzigen von ihnen noch so genannten Lombardie), und die Burgunder und Franken nun dieses Land und seine Pässe.

Das Stift auf dem St. Bernhardsberg.

960.

Schon zu der Römer Zeit ging über den Bernhardsberg eine Kriegs- und Handelsstraße. Es war hier eine Waarenniederlage, ein Tempel und eine Herberge, von einer Wache beschützt. Karl der Große führte 773 durch diesen Paß ein Heer nach Italien, verbesserte die Straße und erneuerte die Herberge. Bernhard von Menthon, ein savoischer Edelmann, den sein Vater dem Kriegsstand widmen wollte, folgte seiner Neigung zum Mönchsleben, und ging ins Kloster. Um das Jahr 960 begab er sich auf den Bernhardsberg, stellte daselbst die zerstörte Herberge für Reisende wieder her und gründete eine Stiftung für Geistliche, die in dieser todten Wüste, wo ewiger Winter herrscht, neben dem Kirchendienste die Pflicht haben sollten, die Reisenden mit allen Lebensbedürfnissen zu erquicken, ihnen Hülfe zu leisten und Verirrte, Ermattete, in Schneestürmen Verschüttete, zu retten, wozu von Alters her eigens dazu abgerichtete Hunde gehalten wurden. Jedem Reisenden ohne Unterschied ward ein Becher Wein und ein großes Stück

Brot dargeboten, ohne etwas dafür zu verlangen. Wer erkenntlich sein konnte oder wollte, legte dafür eine Gabe in den Kirchenstock. Hinderte Unwetter die Reise, so wurde der Reisende unterhalten, bis die Bahn wieder geöffnet war. Die Menschenfreunde der umliegenden Länder aber wurden um Steuern für die wohlthätige Stiftung angesprochen. Bernhard stand selbst dieser Stiftung bis zum Jahr 1008 vor.

Der Kampf des Oberwallis für Unabhängigkeit.

Adel und Volk in Wallis hatten mit den benachbarten Fürsten und Herren manchen schweren Kampf zu bestehen, bis sie des Landes Unabhängigkeit erfochten. Herzog Berchtold V. von Zäringen führte 1211 Krieg mit dem Adel im Oberland und dem Land Wallis; er schlug sie im Grindelwald; als er dann aber verheerend ins Wallis einbrach, ward er bei Ulrichen geschlagen. Dann wandten sich die Walliser 1233 zum Widerstand gegen die Grafen von Savoien, welche das Unterwallis als Reichslehen beherrschten und auch in Oberwallis die Herrschaft suchten. Die Savoier wurden geschlagen und mehrere Burgen gebrochen. Als dann um 1250 Mangepan, einer der fremden Burgherren im Lande, die zu Mörill schwer drückte, riefen diese den Grafen Peter von Savoien zu Hülfe. Er brach zwar dessen Burg und befreite sie von dem Tirann; aber kam auch in Fehde mit dem Bischof u. a. Herren im Lande, nahm Sitten und mehrere Burgen ein und bedrohte die Freiheit des Landes. Wallis schloß um diese Zeit Bündniß mit Bern. Als 1318 der oberländer Adel das Land überfiel, ward sein Heer in der seither so genannten Seufzermatte bei Leuk von den Wallisern umringt, und obgleich es sich ergeben wollte, mit wilder Wuth bis an Wenige umgebracht.

Wallis hat sein freies Gemeinwesen aus jenen Zeiten bis auf unsere Tage erhalten. Oberwallis war in 7 Zehnten abgetheilt und stand unter der Regierung eines Landraths, dessen Haupt der Landeshauptmann war. In allen wichtigen Dingen aber mußten die Zehnten selbst befragt werden. Der Adel hatte großes Ansehen, besaß eine Menge Burgen im

Lande und übte oft willkürliche Gewalt. Der Bischof hatte auch Theil an der Landesregierung und vereinigte in seiner Person die höchste geistliche und bürgerliche Würde. Die Stadt Sitten hatte Burgermeister und Räthe. Jeder Zehnte regierte sein besonderes Gemeinwesen selbst. Unterwallis war noch Savoien unterworfen.

Krieg zwischen Adel und Volk.

1375—1420.

Der Bischof Wischard von Tavelli hatte sich seit 33 Jahren durch seine Regierung die Liebe des Volks erworben, und es war Friede im Lande, als plötzlich eine Frevelthat im Jahr 1375 ihn für lange störte. Zwischen dem Bischof und seinem Schwestersohn, dem mächtigsten Freiherrn des Landes, Anton von Thurn zu Gestelenburg, entstand Streit über Gerichtsbarkeit. Eines Mals, als der Greis auf seiner Burg, Seon bei Sitten, Gottesdienst hält, kommt der Freiherr mit Begleit und fordert Befriedigung seiner Ansprüche. Als der Bischof sich weigert, ergreifen ihn die Leute des von Thurn, reißen ihn fort und stürzen ihn vom Burgfelsen in die Tiefe zum Tode. Abscheu und Zorn geht durchs Land. Dennoch nehmen die mächtigsten Herren, die von Raron und Blandra, und der Adel überhaupt, des Mörders Partei. Fünf Zehnten vereinigen sich, die Unthat zu rächen; sie brechen die Burg zu Gradez; schlagen den Adel in einem Treffen; erobern und zerstören endlich auch die große Gestelenburg. Nun geht der von Thurn aus dem Land, und lebt in Ansehen an dem savoischen Hofe, und es entsteht Krieg mit Savoien. Wallis wird mit einem übermächtigen Heer überfallen, Sitten und die untern Zehnten erobert, aber die Savoier von den obern Zehnten unter Anführung des vaterländischgesinnten Peter von Raron den 20. Christmonat 1388 gänzlich geschlagen.

Statt des gestürzten Hauses der Freiherren von Thurn, steigen nun die Freiherren von Raron zur größten Macht in Wallis. Wilhelm aus diesem Hause wurde Bischof, und sein Neffe, Wischard, Landeshauptmann. Der Herzog

von Savoien kam 1411 wegen des Kaufs des Eschenthals vom Herzog von Mailand in Krieg mit den Eidgenossen, die dieses Thal erobert und sich zugeeignet hatten. Die Herren von Raron gaben dem savoischen Kriegsvolk Paß über den Simplon gegen die Eidgenossen, welche nun aus dem Eschenthale vertrieben wurden. Dieß und die prahlerische Rede des Landeshauptmanns: „wenn er gegen sie gestritten hätte, so wäre keiner davon gekommen“ — erbitterte die Eidgenossen; sie erhoben Klage über ihn im Lande Wallis. Die Walliser entschuldigten sich, der Durchzug sei ohne ihren Willen geschehen; sie haben in keinen Bund mit Savoien gewilligt, und haben selbst über den Stolz und die Härte dieser Herren, die das Land sich unterwerfen wollen, zu klagen. Jetzt ging ein Geschrei über die Raron durchs ganze Land, und ihnen wurde vieles aus Haß mit Unrecht zur Last gelegt. Zu eben der Zeit kehrten savoische Kriegsleute aus dem Eschenthal durch Wallis zurück; sie wurden entwaffnet und verächtlich aus dem Lande gejagt. Der Bischof und der Landeshauptmann wollten die Thäter strafen. Daraus entstand Empörung. Man erhob zu Brieg die Matze wider sie. Dieß war ein großer Kolben, wie ein Menschenkopf geschnitzt. Ein junger Birkenbaum wurde aus der Erde gerissen (Bild der Ausrottung), in dessen zusammengewundene Aeste dann der Kolben eingesteckt und noch mit Dornen umwunden, aus denen das Antlitz herausschaute (Bild der Quälerei). Wer von der Rottirung sein wollte, schlug einen Hufnagel in den Baum. Einer trug den Kolben (die Matze) herum und hieß Matzenmeister. Dann fragte man: „Matze, was leidest du? Warum bist du hier?“ Der Matzenmeister sprach sie dann auch an: „Sie wollen dir helfen, Matze, sag', wen fürchtest du?“ Er nannte einige vom Adel, und sie wurde nicht bewegt. Dann fragt er: „Ist's der von Raron?“ Da neigt er sie und sagt: „Die Matze hat Euch geklagt; wer sie retten will, der hebe seine Hand auf.“ Da hoben sie die Hände auf. Nun wurde sie von Dorf zu Dorf geboten. Neben der Matze stand ein Banner, auf dem eine Hundemutter mit vielen jungen Hunden gemalt war (Bild der Verjagung). Jetzt wurde die Matze vor die Häuser der

Freunde von Raron getragen, in die man einbrach und sie plünderte. Sobald Raron hörte, daß man ihn matze, erschrak er und floh; denn er hätte der Matze sein Leben opfern müssen. Er bat Bern um Hülfe, das sich aber seiner nicht annehmen wollte; dann Freiburg, das sich für ihn verwandte und eine Richtung zuwege brachte. Raron gab die Landeshauptmannschaft auf und seine Burgen und Güter wurden ihm zugesichert. Aber auf die Sage, daß er um Hülfe gegen das Land werbe, steht das Volk nochmals gegen ihn auf. Es heißt: „Er ist ein Verräther, will das Land verkaufen, die Freiheit ihm rauben, trotzt auf seine Burgen und fragt dem Volk nichts nach.“ Man raubt sein Vieh, stürmt seine Burgen, plündert und zerstört sie. Auch Savoien läßt Raron ohne Hülfe. Nur die Felsenburg Seon bleibt ihm noch, wohin er seine Gemahlin mit seinem Gute flüchtet. Endlich vermögen seine Klagen und Bitten, daß Bern das Burgrecht mit ihm erneuert. Nun suchen und erhalten die meisten Zehnten von Wallis Burg- und Landrecht mit Luzern, Uri und Unterwalden, und helfen diesen das Eschenthal wieder erobern. Beinahe wären nun Bern und die drei Orte über diese widerwärtigen Verbindungen selbst in Krieg gerathen. Uri, Unterwalden und Freiburg gelingt eine Vermittlung: daß Raron, gegen Versicherung freien Abzugs für seine Familie und sein Gut, die Feste Seon den Wallisern übergebe. Diese brechen aber den Vertrag; sie berauben die Gräfin und verbrennen die Burg. Nun rüstet Bern zum Krieg. Die vier unparteiischen Orte: Zürich, Schweiz, Zug und Glarus mitteln eifrig, und verhindern, daß doch nicht zwischen den Eidgenossen der Krieg ausbricht; aber in Wallis bricht er aus. Der mißhandelte Raron stürmt mit Schaaren, die er im Oberland sammelte, über Sanen ins Land hinab, überfällt Sitten, plündert, setzt die Stadt in Flammen und zieht dann wieder ab. Endlich stellen sich Raron und die Walliser vor ein Schiedgericht. Dieses urtheilt: Die Walliser sollen zuerst Raron in Besitz des Verlornen herstellen, dann soll Raron dem Lande auch um alle Klagen zum Recht stehen. Das gefiel den Wallisern nicht. Sie beginnen den Krieg wieder durch Heerdenraub im Oberland, und man vergilt

ihnen mit Gleichem. Endlich bricht Bern zu Ende Herbstmonats 1419 mit seiner und der Bundsgenossen Macht (wobei auch 300 von Schweiz), 13,000 Mann stark gegen Wallis auf. Die 3 Orte: Luzern, Uri und Unterwalden sitzen still. Die Berner brechen über die Grimsel ein und von Gestelen bis Ulrichen hinab setzen sie ein Dorf um's andere in Flammen. Da hält bei Ulrichen ein gemeiner Mann, Thomas in der Bündt, das fliehende Volk auf, erinnert es, wie hier ihre Väter den Herzog von Zäringen geschlagen. „Schlagt Euch auch heute für Freiheit und Land!“ ruft er — und 200 Mann schaaren sich um ihn und stellen sich, den Rücken sichernd, an die Höhe. So mahnt die Männer zu Münster der Kaplan Minichow, und führt 400 nach Ulrichen hinauf. Diese 600 schlagen den Anfall der Berner ab. Thomas fällt in dem Kampfe. Am folgenden Tage bricht Unwetter ein, und das entmuthigte Bernerheer, besorgt, durch den Schnee im Gebirge abgeschnitten zu werden und in Hungersnoth zu gerathen, verläßt das Land. Unverzüglich rüstet Bern neuen Kriegszug. Die Eidgenossen bewirken aber, daß alle Parteien versprechen, sich einem Urtheilsspruche zu unterwerfen; dieser entschied dann (25. Jenner 1420): Wallis soll Raron alle seine Herrschaften und eine Entschädigung von 10,000 Gulden, Bern an die Kriegskosten eben so viel, der Kirche zu Sitten für Verwüstung 1000 Gulden, und den Herren, welche die Thädigung machten, 1000 Gulden geben. Nur mit Mühe konnten die obern Zehnten durch die untern und die Landrechtorte zur Annahme des Spruchs bewogen werden. Raron kehrte nicht mehr in sein Vaterland zurück. „Die Walliser,“ sagt Tschudi, „waren sehr ungeschickt, hatten böse Ordnung und Regiment im Lande, Einer wollte dieß, der Andere jenes, mochten sich selbst nicht meistern und folgten den Ehrbaren nicht, zu ihrem großen Schaden, und waren selbst nie gemeinsam, noch einmüthig in Rathen noch Thaten, verkriegten viel Leibs und Guts und wollten sich keines Gleichen weisen lassen.“

Langsam beruhigten sich die Gemüther in Wallis. Endlich kamen 1431 bei 60 Boten aus allen Zehnten des Oberwallis zu Beilegung aller aus dem Kriege noch unerörterten

Streitsachen zusammen, und machten eine Verordnung über die gemeinsame Landesregierung. Der Landeshauptmann, das weltliche Haupt des Landes, sollte nicht länger als für ein Jahr gewählt, aber wieder bestätigt werden können. Noch immer blieb aber das Volk leicht verführbar zu Unruhen. Der Bischof Wilhelm von Raron sah sich durch den Ungestüm des Volkes bewogen, einen großen Theil der bischöflichen Rechte, die er, als Graf des Landes, seit Uralters in der Landesregierung besaß, aufzugeben. Es geschah aber ohne Einwilligung des Domkapitels und mit Widerspruch des Papstes. Sein Nachfolger, Heinrich Ofverling von Raron, wollte das Bisthum vor Herstellung der alten Rechte nicht annehmen, welches auch 1454 geschah. Indessen ward Manches für Beförderung des Landeswohls in Gemeindsverfassungen gethan. Das Bad zu Brieg kam in Aufnahme; das Forstwesen ward besser besorgt (eine damals seltene Sache!). Der Kriegsdienst für Mailand ward zu Erhaltung guter Nachbarschaft und freien Handels und Verkehrs freigegeben. Die Bündnisse, welche Wallis in diesen Zeiten mit Savoien und Mailand, mit Bern, Luzern, Uri und Unterwalden hatte, gewährten dem Lande Sicherheit von außen und die Vermittlung der Eidgenossen Beruhigung im Innern. Bern aber hatte an Wallis eine Vormauer gegen Mailand und Savoien. Mit den eidgenössischen Orten wurden dann die Bündnisse 1473 und 1475 auf ewig geschlossen.

---

2. Bundesgeschichte bis zur Reformation. 1519.

Burgunderkrieg bis 1477.

Ursachen. 1469—1474.

Der Waldshuterfriede, den Herzog Siegmund von Oestreich von den Eidgenossen erkaufte, brachte den geldarmen Fürsten in Verlegenheit, denn wenn er die bedingten

11,800 Gulden nicht bis um die Mitte des Jahres 1469 entrichtete, so fiel Waldshut und der Schwarzwald an die Eidgenossenschaft. Auch erhielt sich nach dem Frieden die feindliche Gesinnung des Adels und, durch ihn aufgereizt, des Herzogs gegen die Eidgenossen: Schaffhausen und Mühlhausen erfuhren feindliche Behandlung. Siegmund wandte sich vergeblich um Geld und Bündniß an die deutschen Reichsstände, an den Herzog von Mailand, an König Ludwig XI. von Frankreich; nur dieser gab ihm, dem Verwandten, ein Jahrgeld. Herzog Karl von Burgund entsprach nun seinem Wunsche; gegen Verpfändung mit Wiederlösungsrecht der östreichischen Herrschaften im Elsaß, Sundgau, Breisgau, des Schwarzwalds und der vier rheinischen Waldstätte, machte er ihm ein Anleihen von 80,000 Gulden. Freudig ergriff Karl diese Gelegenheit zu Erweiterung seiner Herrschaft, denn der herrschsüchtige Fürst wollte das burgundische Reich herstellen, und seine Hoffnung stieg bis zur Kaiserwürde hinauf. Seinem Reichthum, seinem Heer, seiner Kühnheit schien alles möglich.

Bisher hatten sich mehrere eidgenössische Orte als Freunde seines Hauses erwiesen und einen ewigen Friedensvertrag mit seinem Vater, Philipp, geschlossen. Herzog Karl setzte Peter von Hagenbach, einen stolzen, gewaltthätigen Mann, zum Landvogt über die verpfändeten Lande. Um diesen sammelten sich Heudorf, Eptingen und andere alte Schweizerfeinde. Den Eidgenossen wurden zu Wasser und Land schwere Zölle aufgelegt und Kaufleute beraubt. Der Herzog behandelte eine eidgenössische Gesandtschaft, die Klagen bei ihm führte, verächtlich; sie aber bestand auf Vollziehung der von Oestreich eingegangenen Friedensbedingungen und Entschädigung der beraubten Kaufleute; wolle er Krieg, so werden die Eidgenossen ihr Vaterland schützen. Der Herzog von Oestreich ward aufgefordert, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Die Grenzorte wurden besetzt; besonders legte man auf die Bitte der Basler, als Karl die benachbarten Lande mit Kriegsvolk besetzte, einen Zusatz von 800 Mann in ihre Stadt, und versprach Entsatz auf den Fall einer Belagerung. Eine Gesandtschaft der Eidgenossen wurde von Karl mit beleidigendem Stolze empfangen;

lange ließ er die Boten vor ihm knieen und schickte sie ohne bestimmte Antwort nach Hause. Er hatte aber auch Ursache zu Mißvergnügen über die Eidgenossen erhalten. Schon 1470 hatte König Ludwig mit ihnen einen Vertrag geschlossen, daß kein Theil dem Herzog gegen den andern beistehen solle. Von da an betrieb er Unterhandlungen, um eidgenössische Söldner in seinen Dienst zu erhalten, und die Eidgenossen selbst zum Krieg gegen den Herzog aufzureizen. Er gewann durch Pensionen die Mächtigsten im Rathe der drei ersten Hauptstädte durch die ihm ergebene Familie Diesbach zu Bern. Vergeblich eiferten die redlichsten Vaterlandsfreunde dagegen. Von den eidgenössischen Orten war nur Glarus noch rein geblieben, und von den Bundesgenossen erklärte sich Freiburg gegen französische Kriegsdienste. Es antwortete Bern: „Wir haben in unserm Lande nicht Volk genug, um uns für Geld desselben zu berauben; wir begnügen uns mit der Freundschaft von Bern und den Eidgenossen, wollen uns nicht um die Huld fremder Fürsten bewerben und wünschen nur Frieden.“ Indessen reizte der hochmüthige Landvogt Hagenbach die Eidgenossen mit höhnenden Schmachreden. „Wir wollen dem Bären die Haut abziehen und uns einen Pelz daraus machen; die Eidgenossen sind Buben; bald wollen wir an ihrer Statt Vögte nach Lenzburg, Thun, Baden und Kiburg schicken.“ Karl ließ ihn, aller Klagen ungeachtet, das Rheinland nach seinem Muthwillen regieren. Adel und Volk wandten sich dann mit ihren Beschwerden an Herzog Siegmund und drohten, wenn er das Land nicht wieder einlöse, so wollen sie entweder zu den Eidgenossen fallen oder ganz burgundisch werden. Als Herzog Karl sah, wie sich ein großer Bund zwischen Frankreich, den Eidgenossen und Oestreich gegen ihn anbahne, ließ er den Eidgenossen die freundlichsten Erklärungen thun; versprach, seine Amtleute, wenn sie Eidgenossen schädigen, zu strafen und warnte, daß sie die alte Freundschaft seines Hauses nicht gegen eine neue Freundschaft mit den alten Feinden vertauschen. Es war zu spät. König Ludwig brachte es durch seine Vermittlung dahin: daß den 11. Jenner 1474 zwischen Oestreich und den Eidgenossen ein ewiger Friede geschlossen wurde.

Sein Hauptinhalt war: Jeder Theil soll behalten, was er in vergangener Zeit an sich gebracht; die Eidgenossen geben dem Herzog Kriegsleute um Sold; freier Handel und Wandel soll ohne neue Belästigung bestehen; die vier Waldstätte am Rhein sollen den Eidgenossen im Krieg offen stehen. So ward die alte Feindschaft zwischen Oestreich und den Eidgenossen ausgesöhnt. Hierauf folgte ein zehnjähriges Bündniß zu gegenseitigem Beistand, an welches sich Fürsten und Städte am Rhein, der niedere Bund genannt, und der Herzog von Lothringen anschlossen. Auch mit Frankreich wurde ein Hülfsbündniß geschlossen, wofür der König den Orten Jahrgelder und den angesehensten Räthen Pensionen versicherte. Herzog Siegmund machte dann eine Reise nach Zürich und Einsiedeln, und wurde von Zürich und Schweiz ehrenvoll empfangen. Doch gab es nicht wenige Eidgenossen, welche den alten Widerwillen gegen Oestreich noch nicht verwinden konnten. Der Herzog legte die Auslösungssumme seiner verpfändeten Lande, welche ihm Frankreich und der niedere Bund verschaffte, nach Basel; Herzog Karl verweigerte die Annahme derselben und die Abtretung des Landes. Als Hagenbach nach Breisach kam, tirannischen Muthwillen daselbst übte, so daß z B. Weib und Mann von jedem Stand in den Osterfestagen Frohnarbeit verrichten mußten, wurde er selbst von den Bürgern gefangen gelegt und seine Söldner aus der Stadt gejagt. Herzog Siegmund kam mit Kriegsvolk ins Land, während Herzog Karl am Niederrhein Krieg mit dem Kaiser führte, und ließ Hagenbach für seine tirannische Regierung auf öffentlichem Landgericht, bei welchem auch eidgenössische Boten saßen, zum Tod verurtheilen und hinrichten. Noch waren manche eidgenössische Orte unwillig zum Krieg mit Burgund, wurden aber endlich von den andern hingerissen.

Der Krieg. Schlacht bei Granson.

1476.

Herzog Karl that nun einen Einfall in das östreichische Sundgau. Die Eids- und Bundesgenossen aber beschlossen

einen Heerzug nach Ober-Burgund, und Bern erklärte im Namen der Eidgenossen (24. Oct.) dem Herzog den Krieg. Als dieser den Fehdebrief empfing, ward er so grimmig, daß er vor Zorn nichts sprechen konnte, als: „O Bern! Bern! Rache.“ Ein Heer von 8000 Eidgenossen und 10,000 Bundesgenossen brach nun in Burgund ein und belagerte Hericourt. Ein burgundisches Heer rückte zum Entsatz an, wurde den 13. Wintermonat 1474 geschlagen, Hericourt dann eingenommen und große Beute nach Hause gebracht. Das Jahr 1475 hindurch geschahen dann Fehdezüge: erst nach Burgund; dann ging der Krieg gegen das auch feindliche Savoien, die Waat ward erobert und der Widerstand zu Orbe, Jougne, Stäffis, Iferten u. a. furchtbar mit Feuer und Schwert gerächt, Genf gebrandschatzt, ein ungeheures Raubgut aus dem burgundischen und savoischen Land weggeführt und der blühende Wohlstand der Waat zerstört. Die Walliser aber schlugen die über den St. Bernhard einbrechenden Savoier und Italiener mit Hülfe derer von Sanen und Simmenthal. — Sowohl der Kaiser als König Ludwig wurden an den Eid- und Bundsgenossen treulos; jener schloß mit dem Herzog von Burgund Frieden, dieser neunjährigen Waffenstillstand, und nun wandte Karl seine ganze Macht gegen die neuen Feinde und eroberte schnell das Herzogthum Lothringen.

Mit einem Heer von 60,000 Mann brach Karl dann am 14ten Jenner 1476 von Nancy, der Hauptstadt Lothringens, gegen die Eidgenossen auf. Am 9ten Hornung kam er mit dieser Macht vor Stadt und Schloß Granson, welche Bern im vorigen Jahre erobert und nun mit 500 Mann Besatzung versehen hatte. Das Lager schien einer großen Stadt ähnlich. Alsbald ließ der Herzog die Stadt stürmen, und gewann sie im zweiten Sturm nach drei Tagen. Die Besatzung schlug sich durch den einbrechenden Feind ins Schloß hindurch. Die Berner zogen mit ihrem Banner und aller Macht, 7000 Mann stark, aus, und erwarteten bei Neuenburg die Macht der anrückenden Eidgenossen, um Granson zu entsetzen. Indessen ward das Schloß Tag und Nacht beschossen, viele von der Besatzung waren todt oder

verwundet und die Lebensmittel bald erschöpft; es bereitete sich neuer Sturm. Der Herzog ließ sagen: „Wenn sie ihn länger aufhalten, sei der Galgen ihr Lohn.“ Die Antwort der Mehrheit war: „Nur wenn unsere Herren befehlen, öffnen wir.“ Jetzt kam ein burgundischer Edelmann mit der Besatzung zu sprechen. Er gab vor: daß er den Herzog bewogen habe, ihnen aus Achtung für ihre Tapferkeit freien Abzug zu versprechen, wenn sie sich unverweilt ergeben; Hoffnung zum Entsatz sei keine mehr für sie; denn die Eidgenossen seien uneins und ziehen Bern nicht zu; ja er schwur: Freiburg sei schon erobert und alle Einwohner umgebracht worden, und nun ziehe der Herzog ohne Widerstand auf Bern und Solothurn. Wollen sie dem Herzoge dienen, so erhalten sie guten Sold. Der Hauptmann war krank; sein Stellvertreter ließ sich verführen und mit ihm die Mehrheit der Besatzung. Dem Verräther geben sie 100 Gulden zur Belohnung für seine Fürsprache und verlassen nun das Schloß. So wie sie aber heraus sind, werden sie unter Hohn und Schmach zu Zehn und Zwanzig an Stricke gebunden und vor den Herzog geführt. Er fragt: „Wer sind die?“ Der Verräther: „Die Besatzung von Granson, welche an Eure Gnade sich ergeben hat.“ Der Herzog: „Ich habe ihnen nichts versprochen.“ Nun baten die von Stäffis und Iferten, die von den Bernern viel gelitten hatten, und der Graf von Romont, ja der Verräther selbst, daß der Herzog sie tödten lasse, um Schrecken in die Feinde zu bringen. Der Verräther sagte öffentlich: er habe dieß gethan, um sich für einen Schaden zu rächen, den ihm einst Solothurner gethan. Nun wurden die noch übrigen 450 Knechte theils erhängt, theils ertränkt; „geduldig und mannlich starben sie.“ Indessen waren 16—20,000 Eidgenossen zu Neuenburg angekommen. Jetzt erfuhren sie das Schicksal der Ihrigen zu Granson: schnell geht's von Mund zu Mund. Da brechen sie in unbeschreiblichen Zorn aus und Alle schwören, mit Blut und Leben müssen ihre Brüder gerächt werden. Sie wollten in der Stadt nicht mehr ruhen, nicht mehr essen, sondern zogen eilig vorwärts, das neuenburgische Volk mit ihnen. Herzog Karl hatte indessen die Burg Vaumarcus

eingenommen, und rückte auch vorwärts den Eidgenossen unter Kriegsmusik entgegen. Er meinte freilich, als er sein Volk zum Marsch aufrief: „Diese elenden Bursche seien des Kampfes nicht werth.“ Am Morgen des 3. März trafen beide Heere aufeinander. Bergwärts waren die Schweizer und Thuner voraus gegen Vauxmarcus gezogen; ihnen nach die Berner und Freiburger; dem See nach die übrigen Eidgenossen. Von der Anhöhe herab sahen jene die ungeheure Macht des Herzogs vor sich, die so eben aus dem Lager aufbricht. Auf der Stelle beschließen sie den Angriff, ohne das Nachrücken der andern Eidgenossen, von denen ein Theil durch Schnee und enge schlechte Wege aufgehalten wurde, abzuwarten. Im Angesicht des burgundischen Heeres stecken sie nach Gewohnheit Spieße und Fahnen in die Erde, knieen nieder und beten. Da meinen die Burgunder, sie bitten um Gnade, und der Herzog ruft: „Beim heiligen Georg, diese Schurken schreien um Gnade! Kanoniere! gebt Feuer auf diese Kerls!“ Aber die Eidgenossen erheben sich vom Gebet, und in Schlachtordnung, mit gräßlichem Geschrei: „Granson! Granson!“ rennen sie auf die Feinde ein. Diese empfangen sie erst in guter Ordnung; sie brennen das Geschütz los, das aber zu hoch geht; sie bedrohen die Schaar mit Umzingelung; eine Reiterschaar von 6000 Mann stürmt vom Berge her auf die Banner, wird aber nach dem heftigsten Kampfe abgetrieben. Jetzt erst rückt die ganze Macht der Eidgenossen und die Reisigen von Oestreich an; die Schlachthörner von Uri und Unterwalden brüllen. Es fährt ein Entsetzen durch die Burgunder. „Was ist das für ein wildes Volk?“ fragt der Herzog, und vernimmt mit Schrecken: daß das die alten Eidgenossen seien. Die Berner litten eben Noth; da drängt sich Jeder, der Vorderste zu sein, und mit unaufhaltsamem Stoß brechen sie in den Feind, der sich nun zur Flucht wendet. Vergeblich wüthet Karl gegen die Fliehenden; er muß mit ihnen. Das Heer der Burgunder wird wie eine ungeheure Heerde Vieh von den Eidgenossen vor sich her getrieben, durch des Herzogs Wagenburg und Lager, Granson vorbei; manche werden in den See gesprengt, andere sinken mit den Schiffen. Die Eidgenossen ihnen nach, bis

sie vor Müdigkeit die Verfolgung aufgeben; auch wollten die Hauptleute das Heer nicht durch zu weite Verfolgung des Feindes zerstreuen lassen. Der Verlust des Feindes an Mannschaft war nicht groß, da die Schlacht so bald entschieden war. Auf dem Schlachtfelde knieten nun die Sieger nieder, und dankten Gott in unsäglicher Freude, daß sie die furchtbare Macht des grausamen Karls, den noch Niemand geschlagen hatte, zu besiegen vermochten. Mit schmerzlicher Trauer aber sehen sie ihre erhängten Brüder, Söhne, Väter vor Granson. Jammernd lösen sie solche ab und tragen sie weg; an ihre Stelle hängen sie todte Burgunder auf. Einige Edle, bei 30, hatten sich in der Angst aufs Schloß Granson geflüchtet und begehrten, daß sie die Hauptleute zu Gnaden aufnehmen; das wollen diese, aber die von Bern und Freiburg sehen auf ihre gehängten Brüder, wollen nichts davon wissen, brechen ins Schloß; Niemand vermag ihnen zu wehren; nur Einer zur Auswechslung des gefangenen Hauptmanns von Stein und ein Paar Knaben bleiben verschont; alle Andern werden theils erhängt, theils über die Schloßmauern hinuntergeworfen. Ein gleiches Schicksal steht denen auf der Burg Vauxmarcus bevor; aber ein Landmann weiß sie bei Nacht glücklich aus dem Schloß und durch unbekannte Bergpfade zu retten. Auf dem Schlachtfelde wurden nun viele Berner und andere Eidgenossen zu Rittern geschlagen. — Im Lager des Herzogs erquickten sich die Eidgenossen mit Allem, was sie gelüstete. Man hatte beschlossen und beschworen, eine gemeinsame Beute zu machen; aber die Beutelust trieb Gewissenlose, heimlich zu plündern, so daß ein großer Theil verstohlen ward; dennoch war die Beute unbeschreiblich groß. Man fand 420 große Geschütze, die unter die Orte vertheilt wurden, und unzählige Waffen von jeder Art. Der Pulvervorrath ward meistens im Freudentaumel verbraucht. Mit den 27 Bannern und mehr als 500 Fahnen wurden dann die Kirchen geschmückt. Lebensmittel und Waaren aller Art fanden sich in etwa tausend Läden in großen Haufen; Pferde zu Tausenden; goldgewirkte und Damast-Zeuge, Spitzen von Flandern, Tapeten von Arras wurden bei der Elle vertheilt. Seidenzeuge waren so viele, daß eine Zeitlang solche

Kleider so gemein waren wie tüchene. Welche Kostbarkeiten fanden sie in den 400 mit Seiden behängten Zelten der Vornehmsten des Heers, und vor allen in des Herzogs Zelt, das in unerhörter Pracht von Außen und Innen strahlte! Da nahmen sie seinen goldenen Stuhl, seinen mit einer Krone von Edelsteinen schimmernden Hut, den ein Krieger aufsetzte, dann abwarf, und sagte: „Lieber will ich einen Harnisch;“ sein eben so kostbares Prachtschwert, seinen von Rubinen, Smaragden und Saphir blinkenden Dolch, das Ordenszeichen des goldenen Vließes, seine Halsbinden und andere unschätzbare Kleinodien, wie Ringe u. dgl., sein goldenes, Pfund schweres Siegel, seinen Rosenkranz, dessen Kugeln Edelsteine waren, und sein herrlich mit Gold und Malereien verziertes Gebetbuch; auch Kirchenzierden, Heiligengebeine und anderes Heiligthum in Kästchen von Gold und Kristall, mit Perlen und Edelsteinen besetzt; der 12 Apostel Bilder von Silber. Bei Zentnern schwer war das goldene und silberne Tafelgeschirr, und die Geldhaufen wurden mit Hüten vertheilt. Viel Silbergeschirr ward von Einfältigen für Zinngeschirr verkauft, und viele freuten sich mehr der Waffen, als der Kostbarkeiten, die sie, ihren Werth nicht kennend, um eine Kleinigkeit verkauften. Die größten Kostbarkeiten waren drei Diamanten; den größten hielt Karl selbst eines Landes werth. Ein Eidgenosse fand den größten in einem Kästchen neben einer köstlichen Perle; er warf ihn als ein Stück Glas unter einen Wagen und las ihn doch wieder auf, ein Geistlicher gab ihm einen Gulden dafür; ein Berner diesem zwei Kronen, dann gab man Tausende von Gulden, dann Tausende von Dukaten, bis ihn Papst Julius II. endlich für die päpstliche Krone erkaufte. Der zweite kam an König Heinrich VIII. und dann an König Philipp II. von Spanien, und glänzte in den Kronen dieser Schrecksale der Menschheit; der dritte kam in die Krone der französischen Könige. Eine Beute, Millionen an Werth, nahm dieß arme Volk — und sie ward ihm eine Pest! Drei Tage blieben die Sieger im Lager, beluden dann alle Wagen und Pferde mit dem gewonnenen Gut, das sie fast nicht von dannen bringen mochten, und zogen endlich unter frohen Kriegsgesängen ab.

Schlacht bei Murten.

1476.

Herzog Karl floh in der Nacht nach der Schlacht bei Granson unaufhörlich bis Nozeroy in Hochburgund, wo er vor Zorn, Verdruß und Rache zwei Tage weder aß noch trank, und die Seinigen vor seiner Wuth zitterten. Nun bot er weit und breit sein Volk wieder auf. Der Adel aus vielen Ländern sammelte sich wieder um ihn. Von allen Seiten ließ er Geschütz herbeiführen, und die Burgunder mußten ihr ehernes Geschirr und die Glocken hergeben, um Kanonen zu gießen. Der Graf von Romont besetzte die Städte in der Waat. Savoien, Mailand, Venedig lieferten Geld und Waffen. Einen Zuzug von 4000 Lombarden, die über den Bernhard einbrachen, schlugen die Walliser zurück. Nach einigen Tagen zog Karl wieder über den Jura nach Lausanne, wo sein Heer auf mehr als 60,000 Mann anwuchs. Es stand in einem großen Lager vor der Stadt, wo es 7 Wochen verweilte, und das Land so auffraß, daß viel Volk nichts mehr als gesottenes Gras zu essen hatte. Jetzt übernahm den Herzog der alte Uebermuth. In Bern und Freiburg sollten, nachdem alle Einwohner seiner Rache geopfert worden, seine Edeln die Häuser und Güter für ihren Sold erhalten; schon belehnte er sie damit, und sie warfen das Loos darum. Die Eidgenossen waren von Granson wieder heimgezogen. Als sie vernahmen, daß sich der Herzog vor Freiburg legen wolle, schickten sie unter Waldmann von Zürich eine Besatzung von 1000 Mann dahin. Die Berner aber verwahrten Murten mit einer Besatzung von 1500 Mann. Väter, Söhne, Brüder, nahe Verwandte mußten dahin gehen, um auf die Zusage fest bauen zu können, daß sie von den Ihrigen werden entsetzt werden. Der Rath ernannte Herrn Adrian von Bubenberg zum Hauptmann derselben. Obwohl er den Krieg mit dem Herzog abgerathen hatte und deßwegen aus dem Rathe war verstoßen worden, verzieh er das Unrecht und nahm auf die Bitte des Rathes die Stelle an, jedoch unter dem Beding, daß das Volk ihm unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle schwöre. Murten

wurde nun mit allem Nöthigen versorgt und die Mauern mit Bollwerken beschützt. Vergeblich aber war Berns Mahnung an König Ludwig, dem Bund genug zu thun und den Herzog, der in der Mitte zwischen ihnen liege, zu bekriegen. Zum Schrecken der Berner machten die Eidgenossen zuerst Schwierigkeit, nach Murten zu ziehen, das außer dem Bundeskreise liege. Es war in manchen Orten Unzufriedenheit über den Krieg und über die Verstehlung der Beute zu Granson. Aber auf nochmalige Mahnung versprachen alle Orte, überall hinzuziehen, und die Berner bis in den Tod nicht zu verlassen, und zogen auch alsbald mit all ihrer Macht aus, mit welcher sich dann die Macht Oestreichs und des niedern Bundes vereinigte. Das machten die Berner den Ihrigen zu Murten kund, und diese antworteten: Sie sollen nur die Eidgenossen erwarten; indessen wollen sie die Stadt mannlich erhalten und nicht davon weichen; eher müsse sie ihr Kirchhof werden. Am 9ten Brachmonat ließ Karl sein Heer gegen Murten aufbrechen. Bubenberg ging mit 600 Mann dem Vortrab entgegen und schlug ihn. Des folgenden Tages rückte das ganze burgundische Heer vor die Stadt und umschloß sie von der Landseite; der See aber blieb den Belagerten noch offen. Nun erging durch das ganze Berner-, Freiburger- und Solothurner-Gebiet der Sturm. Tag und Nacht eilte das Volk nach Bern. Ueber See wurde noch Volk und Vorrath nach Murten gesandt. Als 6000 Burgunder sich der Brücken von Laupen und Gümminen bemächtigen wollten, wurden sie von der Besatzung in Laupen und den Leuten in der Gemeinde Neueneck, an deren Spitze ihr Priester stand, geschlagen. Einige Tage zuvor schützte ein einziger Neuenburger, Baillod, die Zielbrücke gegen eine feindliche Schaar. Dafür erhielt er eine Denkmünze mit dem Bild eines Stachelschweins und der Umschrift: „der Einzige hat die Kraft eines Heeres.“ Am Abend vor dem Frohnleichnamstag brach das Banner von Bern unter den Schultheißen von Wabern und von Scharnachthal nach Gümminen auf, wo es die Eidgenossen erwarten wollte. Den 18ten Brachmonat fing der Graf von Romont die Beschießung von Murten an. Es wurden Pfeile mit Zetteln hineingeschossen,

die Furcht erwecken sollten. Da hieß es: „Ihr Bauern gebt auf, ihr möget euch nicht erhalten; alle Hämmer möchten nicht genug Geld schlagen, daß ihr damit erlöst werdet; wir kommen bald in die Stadt und werden euch hängen.“ Die Besatzung gab keine Antwort; ihre Vertheidigung aber wurde dadurch nur eifriger. Abends zwischen 6—7 Uhr, nachdem das große Geschütz schon einen Mauerbruch bewirkt hatte, ließ der Herzog stürmen. Des Volkes war so viel, daß sich Einer vor dem Andern kaum rühren mochte. Jeder wollte der Eifrigste sein. Bubenberg hatte genaue Ordnung gemacht, daß jeder wußte, wohin er gehen und was er thun sollte; jeder war gehorsam; still und tapfer war die Gegenwehr. Der harte Sturm währte drei Stunden lang bis in die Nacht; mit einem Verlust von mehr als tausend Mann an Todten und Verwundeten mußte endlich der Feind vom Sturme ablassen. In derselben Nacht schrieb Bubenberg den Bernern: „Brauchet Vernunft; übergebet keinen Vortheil; erwartet die Eid- und Bundsgenossen; wir wollen thun als biedere Leute, bis die Eidgenossen kommen; aber fördert den Zuzug, denn unsere Arbeit ist groß.“ Nach dem fruchtlosen Sturm wüthete der Herzog, schimpfte auf sein Volk, das ihm ein so faules Städtlein nicht gewinnen könne. Bubenberg aber bemerkte nach demselben bei Einigen Muthlosigkeit und Klage; sie gaben Furcht zu erkennen, daß der Entsatz sich zu lange verziehe. Er ließ nun eine Gemeinde versammeln, sprach ernstlich davon, daß Ungehorsam ihr Verderben sei; gebot, Jeden, von dem er zaghafte Worte höre, oder dem ungehorsam sein wolle, was er anordne, als einen Unnützen zu erstechen, oder zu ihm zu bringen, so wolle er ihn richten und nicht leben lassen, damit die Spreuer von dem Kernen, die Bösen von den Guten kämen; wo aber Einer von ihm selbst oder von seinen Räthen ein zaghaftes Wort oder Werk sehe oder höre, der soll an ihnen anfangen und sie erstechen. „Da ward alles gehorsam; man hörte kein zagendes Wort; alles wurde vernünftig und männlich gehandelt.“ Als die Berner zu Gümminen das Schießen auf Murten hörten, entstand unter dem Volke große Bewegung; jeder wollte hin, die Seinigen zu entsetzen; das wollten die Kriegserfahrnen

nicht zugeben, bis die Eidgenossen ankommen, die nun anrückten. Am folgenden Tage ward die Stadt mit großen Hauptbüchsen abermals heftig beschossen, daß Mauern und Thürme niederfielen, aber nicht gestürmt. In der Nacht ließ der Herzog Lärm unterhalten, daß die Besatzung keine Ruhe hätte. Bis in den zehnten Tag hatte sie nun rastlos, bald Stürmen zu wehren, bald Lücken niedergeworfener Mauern wieder zu verschanzen. Es fing ihr an, zu schwer zu werden, und der Hauptmann schickte wieder einen Boten über See: daß man den Entsatz doch eilends fördere; die Leute seien abgefochten, da man ohne Ruhe sei: doch wollen sie das Menschen Mögliche thun, so lange sich eine Ader in ihnen regen möge. Die Belagerer nahten den Bollwerken; unter der Erde traf man zusammen. Jetzt kam ein Banner der Eidgenossen und Verbündeten nach dem andern; die Unterwaldner, welche die letzten gewesen, in den Krieg zu willigen, waren nun, nebst den Entlibuchern, die ersten. Die Zürcher waren Tag und Nacht, im Regen, auf schlechter Straße, hergeeilt; hungrig und todtmüde fielen viele hin. Durch Speise und kurzen Schlaf gestärkt, brachen sie um 10 Uhr Nachts von Bern zum Lager bei Gümminen auf. Samstags den 22. Brachmonat Morgens frühe rüstete man sich zum Aufbruch gegen den Feind. Hans von Hallwyl, der schon Hauptmann bei Granson war und aus andern Feldzügen den Ruhm der Tapferkeit hatte, führte die Vorhut. Die Hauptmacht führte Hans Waldmann, Hauptmann der Zürcher; sie bestand aus allen Bannern von Städten und Ländern: Büchsenschützen und Reiter zu beiden Seiten; in der Mitte Halmbarten und Mordaxten; zu beiden Seiten des Banners tausend lange Spieße. Kaspar von Hertenstein von Luzern führte die Nachhut. Aus 31,000 Mann bestand das Bundesheer. Es war der Jahrstag der Schlacht bei Lauven. Im Kriegsrath der Eidgenossen wollten einige der Führer die Schlacht auf den folgenden Tag verschieben. Sie sagten: Das Volk ist müde, durchnäßt, nicht durch Speise gestärkt, der Tag schon vorgerückt; Andere, kampfbegierig, erwiederten: Es ist unserer Väter Brauch gewesen, so bald man den Feind im Angesicht hatte, ihn anzugreifen; schnelles Erscheinen,

plötzlicher Anfall macht den Feind bestürzt. Man soll nicht fragen: wie viel Feinde? sondern nur: wo sind sie? Die Krieger sind noch stark genug und wünschen unverzüglich an den Feind geführt zu werden; die Kampfbegierde gibt ihnen Kraft. Jetzt, da sie von derselben glühen, an den Feind! Indessen ruft ein Fähndrich: Wer mir folgen will, komme, und geht mit seinem Fahnen voran; alles folgt ihm und die Heerführer mögen kaum erhalten, sie ordnen zu können. Vor dem Angriff stellt sich Hallwyl vor das Heer und spricht: „Fromme Eids- und Bundesgenossen, biedere Leute! Hier seht Ihr vor Augen diejenigen, so euer Haus und Heim, Weib und Kind schon unter sich vertheilt und unsere biedern Leute zu Brie und Granson mörderisch umgebracht haben; an diesen habt Ihr Euch nun begehrt zu rächen; da stehen sie jetzt; seid tapfer, rettet Euch und die Euren; fürchtet nicht ihre große Zahl und Macht! an diesem Tage hat eine kleinere Zahl unserer Vordern zu Laupen eine große Macht geschlagen, nicht minder glückhaftig wird der heutige Tag für uns werden. Denke Jeder, er wolle für sich Alle abtreiben. Gott ist unsere Stärke; hat's der mit uns, so sind wir aller Welt genug; um Kraft und Sieg wollen wir ihn bitten; darum kniet nieder und befehlt Seele und Leib dem Allmächtigen, der unsern Vätern geholfen hat und uns auch helfen will und mag." Während sie beten, thut sich der Himmel auf und die Sonne glänzt. Hallwyl springt auf, schwingt sein Schwert und ruft: „Biedere Leute! mit dem Sonnenglanz zeigt uns Gott an, er wolle bei uns sein und uns leuchten. Darum frisch auf, im Namen Gottes, und denke Jeder an Weib und Kinder, daß er die rette mit mannlicher That." Nun rücken die Eidgenossen aus dem Walde hervor und werden alsbald vom burgundischen Geschütz beschossen. Die Vorhut dringt an den Feind, die Reiterei ihr nach. Ein Hag hält sie auf, hinter welchem das furchtbare Geschütz steht, das auf sie losgebrannt wird. Ein Theil der Vorhut umzieht den Hag; ein Anderer bricht mit dem Geschrei: „Granson, Granson!" durch, stürzt auf das Geschütz los, erschlägt die Büchsenmeister und kehrt die Büchsen gegen den Feind. Auf das nachrückende Hauptheer der Eidgenossen

macht die feindliche Reiterei einen heftigen Angriff. Er wird abgeschlagen, und der Gewalthaufe dringt nun unaufhaltsam der Wagenburg des Herzogs zu. Dieser übersieht von einem Hügel das Schlachtfeld; er bemerkt das unwiderstehliche Vorrücken der Eidgenossen und wie der Schrecken sein Heer ergreift und es sich zur Flucht wendet. Er erblickt Hertensteins Nachhut im Rücken seines Volkes. Da jagt auch ihn der Schrecken auf die Flucht, und, ohne anzuhalten, reitet er bis Morsee, vor Wuth und Scham außer sich. Dem fliehenden Heer setzt die Reiterei nach und zersprengt die Haufen, welche das nachfolgende Fußvolk dann niedermacht; viele wurden noch in den Zelten erschlagen; viele trieb der Schrecken bis an den Hals in den See; die Reiterei versank in dem Sumpf; viele verbargen sich in Häuser; viele kletterten auf Bäume, sich im Laube zu verbergen. Bis über Wifflisburg hinaus wird der Feind verfolgt. Ueber 20,000 Feinde, unter diesen 1200 Edle und Ritter, waren auf dem Schlachtfelde, der Flucht, in Sumpf und See umgekommen, und das ganze Heer zersprengt. Jubelnd kehrten die Banner ins feindliche Lager zurück, und theilten die große reiche Beute. Der Sieg ward eilig durch die ganze Eidgenossenschaft kund gethan; überall wurde Freud geläutet und geschossen, und Gott für die Rettung gedankt. Nach drei Tagen kehrte die Hälfte des Heers nach Hause. Feierlich wurden die Rückkehrenden von den Bernern empfangen. Die Knabenschaar zog ihnen mit Fähnlein in der Hand entgegen; ihr Anführer hielt eine kleine Anrede. Er, der Sohn des Schultheißen von Scharnachthal, dankte, daß sie ihre Väter so treulich gerettet; diese Gutthat wollen sie in ihre jungen Herzen schreiben und ihren Nachkommen verkünden, daß solche Treue nimmermehr vergessen werde. Triumphirend zog dann das Heer mit den eroberten Fahnen, Geschütz und dem Beutegut zu Bern ein. Noch bewirtheten es die Berner, und gaben ihm dann weit hinaus das Geleit. Der übrige Theil des Heeres, 12,000 Mann stark, brach nun zur Eroberung der Waat auf. Als sie vor Milden kamen, zogen ihnen Priester, Männer, Frauen, Kinder mit allem Heiligthum entgegen, und baten um Gnade; dennoch ward die Stadt geplündert. Der Graf

von Greier; kam mit denen von Sanen zuerst nach Lausanne und plünderte die Stadt; dann kamen die Eidgenossen, und nahmen was übrig war. Das Land war voll Schrecken. Die von Genf kamen, um Frieden zu bitten. Der König von Frankreich mittelte, und bewirkte, daß die Eidgenossen inne hielten und nach Hause zurückkehrten.

Friede mit Savoien und Genf. Herzog Karls Untergang. Verhandlungen mit Frankreich. 1476 – 1477.

Auf dem Tage zu Freiburg, 13. Augstmonat 1476, erkaufen Savoien und Genf den Frieden. Die Stadt Genf gab Bürgen für die Brandschatzung von 24,000 Gulden. Savoien ward die eroberte Waat gegen Entrichtung von 50,000 Gulden zurückgegeben, mußte aber alles Herrschaftsrecht auf Freiburg aufgeben und für geraubtes Handelsgut Ersatz leisten; die Herrschaften Murten, Granson, Orbe und Tscherlitz wurden an die Eidgenossen abgetreten; Bern erhielt besonders: Aelen mit dem Bergland Ormond, und Erlach; Freiburg: Illingen, Plafeien und Montenach; Wallis: das Unterwallis.

Die Helden von Murten begaben sich an König Ludwigs Hof zu Unterhandlungen; sie waren da Gegenstände der Bewunderung, und erhielten vom König 24,000 Gulden für die Orte und für sich reiche Geschenke. Der heldenmüthige Jüngling, Herzog Renat von Lothringen, eroberte nun sein Land wieder. Herzog Karl, bei dem alle Friedensmittlung vergeblich war, bot, unter dem Unwillen seines Landes, der letzten Kraft gegen Renat auf. Die Eidgenossen aber schicken ihrem Bundesgenossen 8000 Mann, und mit 15,000 zieht er zum Entsatz seiner Hauptstadt Nancy, die Karl belagerte. Es kommt bei derselben am 5. Jenner 1477 zur Schlacht. Karls treuloser Günstling, Campobasso, geht mit seiner Schaar beim Beginn der Schlacht zu Renat über. Dieser befragt die Eidgenossen über dessen Aufnahme, und erhält die Antwort: „Unser ehrliches, lobliches Herkommen ist, daß wir nie einen meineidigen Mann unter

uns litten; er könnte auch uns verrathen.“ Da ward er abgewiesen. Nach langem, heißem Kampfe wird das burgundische Heer gänzlich geschlagen und Karl in der Schlacht getödtet.

Noch einmal gehen eidgenössische Gesandte zu König Ludwig, um für Burgund, das der Treulose sich nun zueignen wollte, Frieden zu bewirken. Da der Auftrag der Gesandten seinen Absichten widersprach, wurden sie, die vorher so Geschmeichelten, verächtlich behandelt. Voll Entrüstung schrieben sie: „Verlogeneres Volk habt Ihr nie gesehen, und thut uns im Herzen weh, daß die dem König bewiesene Treue so klein geachtet wird und man uns nur hintergeht. Brief und Siegel achten sie nicht. Laßt Euch des Königs Geld und seiner Räthe süße Worte nicht übernehmen, daß Ihr Sachen thut, die unsere Nachkommen entgelten möchten. Ich wollte, daß wir minder mit den Franzosen zu schaffen hätten, wie wir und unsere Vordern gethan, da wir keine Pension hatten. Gnädige Herren! laßt uns deutsch bleiben; die welsche Zunge ist untreu. Haltet zusammen, so sind wir mit Gottes Hülfe aller Welt genug.“ Bubenberg, der Treue, Feste, begab sich verkleidet heim. Waldmann und Imhof ließen sich endlich durch Gold verderben, änderten dann die Sprache und schrieben: „Der König hat 100,000 Mann; Niemand vermag ihm zu widerstehen.“ Mit Silbergeräthe und Pensionsbriefen kommen sie heim, aber ohne Erfolg für ihre Sendung. Mit Oestreich wird nun der ewige Frieden durch die Erbvereinigung — den Schutzbund zwischen den Eidgenossen und den vorderöstreichischen Landen — befestigt. Burgund kaufte dann, nachdem die Schweizer, welche zu Dole in Besatzung lagen, durch Verrath der Stadt die Ehre ihres Vaterlandes geschändet hatten, den Frieden von den Eidgenossen um 150,000 Gulden. Die Eidgenossen straften, zu Rettung ihrer Ehre, jene Verräther an Ehre, Leib und Gut. Bern und Freiburg erneuerten das alte Bündniß mit Savoien und nahmen den Bischof von Genf in ihr Burgrecht. Der Ruhm der Eidgenossen bewirkte, daß selbst der König von Ungarn, der Held Mathias Hunyades, Bund mit ihnen wünschte und schloß; nützlicher war der mit

den Grafen von Würtemberg. Mailand söhnte die Feindschaft mit Geld.

Das thörichte Leben.

1477.

Der Stadt Genf war im Friedensvertrag zu Freiburg eine Brandschatzung auferlegt worden; sie hatte Geißel gegeben, die aber zu entkommen wußten. Auf der Fastnacht zu Zug faßt eine Schaar der aus Lothringen zurückgekehrten jungen verwilderten Krieger den Anschlag, diese Brandschatzung selbst abzuholen. Sie riefen noch mehr Zuzüger auf. Die Oberkeiten vermochten ihren Anschlag nicht zu verwehren. Am Aschermittwoch kamen sie gen Luzern, wo eben die Tagsatzung versammelt war, die sie eben so wenig zurückzuhalten vermochte. Wenn man sie fragte: was ihr Vornehmen wäre? antworteten sie: „Es wäre das thörichte Leben, wozu sie sich verbunden haben.“ Mehr als 700 solcher Gesellen von Uri und Schweiz zogen aus unter einem Banner, in dem ein Streitkolben und ein Eber gemalt war. Ohne Jemand zu beleidigen, marschirten sie durchs Land. Sie kamen nach Burgdorf. Da mahnte sie der Rath von Bern, zurückzukehren und nichts Unfreundliches zu beginnen, wie ihre Drohworte andeuten. Die Gesellen antworteten: Ihr Vornehmen sei nicht wider die von Bern; sie wollen Niemand etwas nehmen und auf dem Zug alles bezahlen. Zurück können und wollen sie nicht mehr ziehen; andere Eidgenossen von den Ländern folgen nach; ohne diese können sie nichts Anderes handeln. Zu Freiburg wollen sie sich sammeln; von dort aus wollen sie sich erklären. Die von Bern trauten nicht und nahmen 3000 Mann in die Stadt. Indessen war die Rotte vor Bern angekommen. Zuerst wollte man sie nicht einlassen. Darüber beklagten sie sich; sie haben nichts Unfreundliches gegen die von Bern im Sinn; solches Ausschließen sei unter Eidgenossen nicht gewohnt; sie seien junge Gesellen und können lange daran denken, und dieß möchte Unfreundschaft bringen. So sprachen ihre abgeordneten Hauptleute vor Rath. Hierauf öffnete man ihnen die Stadt und

bewirthete sie. Des folgenden Tages zogen sie nach Freiburg und erwarteten daselbst die von Unterwalden und Zug. Es waren ihrer nun etwa 2000. Nun erklärten sie, daß sie nach Genf ziehen wollen, um die Brandschatzung zu holen. Die Genfer aber schickten schleunig Gesandte, um mit andern eidgenössischen Gesandten diesen furchtbaren Besuch abzuhalten. Dieß gelang endlich gegen eine neue Bürgschaft für die 24,000 Gulden und einen Sold von zwei Gulden auf jeden Mann. Jetzt ließ die Rotte sich verlauten, sie wolle den Herrn von Neuenburg besuchen und den Wein am See trinken; die Berner aber sandten tausend Mann zum Schutz nach Neuenburg und Erlach. Als die Rotte dieß vernahm, zog sie von Freiburg durch Bern heim, wo sie nun weder essen noch trinken wollten. So verging das thörichte Leben.

Zwist und Vereinigung der Eidgenossen.

Städte und Länder in Streit.

1477—1481.

Nach der Beendigung des burgundischen Krieges entstanden Streitigkeiten unter den Eidgenossen. Die Pensionen und Werbungen von Frankreich, Oestreich, dem Papst und Mailand, welche sich Parteien in den Orten zu verschaffen suchten, weckten Neid und Erbitterung. Die Rotte des thörichten Lebens aus den Ländern erschreckte die Städte und machte sie für ihre Unterthanen fürchten, daß gleiche rohe wilde Freiheit sie reize. Die Städte Zürich, Bern und Luzern schlossen hierauf ein ewiges Burgrecht mit den Städten Freiburg und Solothurn, und verlangten die Aufnahme derselben in den Eidgenossenbund. Schon früher zeigte sich Eifersucht zwischen Städten und Ländern. Diese befürchteten von der Aufnahme mehrerer Städte in den Bund, daß sie dann die Zahl und Macht derselben auf den Tagen überstimme und überwiege; auch sahen sie die Erweiterung des Gebiets der Städte, besonders Berns, nicht gerne, weil dadurch die Kriege vermehrt und ihre Zuzüge häufiger werden müssen; Bern aber strebte vorzüglich nach der Herrschaft über Burgund. Zu Anfang 1478 war der Zwist so groß,

daß der solothurnische Gesandte vom Tag zu Zürich schrieb: „das ist der sorglichste Tag, der je gehalten wurde, seit der erste Eidgenosse aufstand, und daß wohl gut wäre, daß man Gott bäte um Weisheit und Frieden.“ Nicht nur Uri, Schweiz und Unterwalden, sondern auch die zuerst mittelnden Orte, Zug und Glarus, weigerten sich, die Städte Freiburg und Solothurn in den Bund aufzunehmen; und jene bestritten Luzern, dem Bunde zufolge, das Recht, ohne ihr Wissen und Willen Burgrecht mit andern Städten zu schließen, und baten Zürich und Bern, daß sie doch das geschlossene Burgrecht abthun mögen, da dieß die Eidgenossenschaft schwäche und trenne. Diese erwiederten: daß ihr Bund auch andere Bündnisse zulasse; Freiburg und Solothurn haben im letzten Kriege die Aufnahme in den Eidgenossenbund verdient, und Solothurn sei er versprochen worden; schließe man sie aus, so mache man aus Freunden Feinde. Bern, im Zorn, daß die drei Länder Luzern das Burgrecht mit dem Recht wehren wollten, schloß mit Freiburg ein ewiges Burgrecht, selbst ohne Vorbehalt des Eidgenossenbundes. Endlich verursachte auch noch die Theilung der Beute von Granson, die erst nach 5 Jahren vorgenommen wurde, Streitigkeiten. Die Länder forderten gleiche Vertheilung nach den Orten, die Städte aber nach Mannszahl und Kriegskosten. Im Anfang des Jahres 1481 ritten die Boten von Freiburg und Solothurn in alle Orte, um die Aufnahme in den Bund sich zu bewerben; die drei Städte sagten ihnen zu; Uri, Schweiz und Unterwalden gaben Abschlag; Zug und Glarus waren unschlüssig. Die Unterhandlungen auf den Tagen waren fruchtlos; man erklärte sich nicht gegen einander über die wahren Beweggründe zu verschiedener Meinung, und alle Vermittlung blieb fruchtlos. Auf einer Tagsatzung zu Stanz ging die Erbitterung so weit, daß in der dritten Sitzung die Eidgenossen auf dem Punkt waren, auseinander zu gehen, worauf der innere Krieg alsbald ausgebrochen wäre. Um diesen zu verhindern, hatten sich Freiburg und Solothurn edelmüthig schon erboten, von ihrem Begehren, in den Bund aufgenommen zu werden, abzustehen. Der Pfarrer von Stanz, Heinrich im Grund, vernahm

die Gefahr und eilte, seinen Freund, den Einsiedler Niklaus von Flue, den man als Heiligen verehrte, zur Versöhnung der Eidgenossen zu berufen. Niklaus ist alsbald bereit. Eiligst kehrt der Pfarrer zurück, sucht die Boten in ihren Herbergen, bittet sie, die Abreise noch zu verschieben, bis Bruder Klaus, der alsbald komme und mit ihnen zu sprechen wünsche, seinen Rath werde gegeben haben. Sie versprechen es und versammeln sich. Bruder Klaus kommt. Vor dem ehrwürdigen, heilig gehaltenen Mann stehen die Boten ehrerbietig auf. Er sprach zu ihnen: „Liebe Herren! ich komme aus meiner Einsiedelei; mein geistlicher Vater hat mich gerufen. Ich bin ein ungelehrter Mann; aber Gott hat mich unterrichtet. Ihr Städte, laßt das Burgrecht, aus dem nur Schlimmes kommen kann. Ihr Länder, denkt an erhaltene Gutthaten und nehmet Freiburg und Solothurn in den Bund. Ueber Streitigkeiten bleibet bei der alt eidgenössischen Weise gleicher Sätze von jeder Partei. Erobertes theilet nach den Orten und Erbeutetes nach der Leute Zahl. Verbindet Euch nicht zu fremden Herren und nehmet ihre Gaben nicht. Der Herr sei mit Euch!“ „Und Gott gab Gnad,“ sagt Tschudi, „zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß, so schlimm auch die Sache vorher gewesen war, in Einer Stunde Alles verrichtet und gut ward.“ Die Eidgenossen, erfreut über ihre Rettung vom gefährlichsten Feinde, der Zwietracht, schrieben in ihren Abschied: „Des Ersten: Heimbringen die Treue, Mühe und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Klaus, in diesen Dingen gethan hat, ihm das getreulich zu danken.“ Schultheiß und Rath zu Solothurn bezeugen ihm in einem Schreiben ihren Dank, „daß Gott durch seinen getreuen Rath und Unterricht, Fried, Einhelligkeit in der ganzen Eidgenossenschaft gemacht, und daß er ihrethalben so viel Gutes geredet, daß sie in einen ewigen Bund mit gemeiner Eidgenossenschaft verbündet worden. Gott zu Lob und ihm zu Gefallen schicken sie 20 Gulden zu einem guten Jahr an eine ewige Meß, mit Bitte, ihrer im Gebet zu Gott eingedenk zu sein.“ Auch Bern schickte ihm mit einem Dankschreiben eine Gabe, und er antwortet: „Ihre väterliche Liebe freue ihn mehr als die Gabe,“ empfiehlt ihnen Gehorsam

als die höchste Tugend, den Frieden, Sorge für Wittwen und Waisen, wie sie bisher gethan, Bestrafung offenkundiger Laster, Erhaltung der Gerechtigkeit und Festigkeit im Glauben. Von Freiburg nahm er die 50 Dukaten nicht an.

Freiburg und Solothurn werden in den ewigen Bund aufgenommen.

1481.

Als Niklaus von Flüe die Eidgenossenschaft versöhnt hatte, erneuerten die acht alten Orte auf eben diesem Tage (22. Christmonat 1481) ihren Bund und befestigten ihn durch neue Bundesgesetze: Jedes Ort, dem von einem andern Gewalt widerfahren würde, soll von allen übrigen Schutz und Schirm erhalten. Jedes Ort bestraft die Aufrührer in seinem Gebiete. Ohne Willen der höchsten Landesgewalt, in den Städten der Räthe, in den Ländern der Räthe und Landsgemeinden sollen keine eigenmächtigen Versammlungen gehalten, und die Aufstifter dazu gestraft werden. Bei Ehr' und Eid soll keiner die Einwohner eines andern Ortes wider ihre Obern aufweisen, oder sie ihnen abtrünnig machen. Die Orte sollen einander helfen, die Ungehorsamen gegen die Oberkeit wieder gehorsam machen, laut der Bundesbriefe. In Kriegszügen sollen sich die Orte nicht söndern, und einander beistehen. Eroberungen sollen nach den Orten, Beute nach der Zahl der Mannschaft vertheilt werden. Alle 5 Jahre sollen die Bünde und diese Verkommniß in allen Orten beschworen werden. Nun wurden Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen. Die neuen Orte sollten ohne Bewilligung der Mehrheit der VIII alten kein Bündniß schließen, von diesen sich zu Frieden oder Recht weisen lassen, und in Sachen, welche diese Orte allein betreffen, keine Stimme haben, weil die Länder bei der Macht der Städte doch die Stimmenmehrheit sich erhalten wollten. Ueber diese Vereinigung frohlockte das ganze Land. Ein Freudengeläute erschallte im ganzen Umfang der Eidgenossenschaft, wie nach der Schlacht bei Murten. Vor allen bezeugte Solothurn

die höchste Freude, daß es in den ewigen Bund aufgenommen worden. Schultheiß und Rath schrieb allen Vögten auf der Landschaft: „Lieber Vogt! wisse, daß alle Mißhellungen in der Eidgenossenschaft zwischen den Städten und Ländern gerichtet sind, und wir für uns und unsere ewigen Nachkommen zu den acht Orten gemeiner Eidgenossen verbündet worden; darum wir Gott billig loben und danken sollen. Darauf ist unsere ernstliche Meinung, daß du in allen unsern Leutkirchen verschaffest, daß alle Priester solche Freude an der Kanzel öffentlich verkünden, und das Volk mahnen, bis nach der Meß in der Kirche zu bleiben, daß man dann Freud läute, und mit Gesang, als dazu gehört, Gott lobe, und jeder Mensch mit kreuzweis gelegten Armen 5 Unservater und Ave Maria bete.“ Dann meldet der Rath diese Freude unter Anderm auch der Stadt Mühlhausen: „Solch große Ehr' und Freud', deren wir und unsere Vordern manche Jahre haben begehrt, so uns jetzt begegnet ist, haben wir Euch, als unsern lieben Freunden und getreuen Eidgenossen, unverkündet nicht wollen lassen, Euch dessen mit uns in diesem neuen Jahr zu erfreuen.“ Und Bürgermeister und Rath zu Mühlhausen schrieb zurück: „Mit Freuden haben wir Euere Nachricht vernommen. Auch wir lassen auf künftigen Sonntag Euere große Ehre und Freude an der Kanzel verkünden, Freud läuten und singen, und in unserer Leutkirche und allen unsern Klöstern und Gotteshäusern den allmächtigen Gott bitten, Euerer Frommkeit und aller Eidgenossenschaft ferner Stärke, Weisheit, Kraft und Macht zu verleihen, zu regieren, daß es Gott löblich und Euch und uns ehrlich sei.“ Die Tagsatzung verbot zu dieser Zeit alles Kriegslaufen ohne Ausnahme bei Ehr' und Eid, die schamlose Kleidung, die ruchlosen Schwüre, und bei der großen Theurung alle Ausfuhr von Korn, Anken und Wein aus der Eidgenossenschaft.

Eidgenössische Freudentage.

1486, 1487.

So leicht und heftig die Eidgenossen in Streitsachen gegen einander entbrannten, so leicht und bald vergaßen sie solche

und vergaben einander. So ging es früher nach dem Zürichkrieg. Im Jahr 1486 war zwischen mehrern Orten heftiger Streit wegen der Münze. Der Bürgermeister Waldmann und der Zunftmeister Bieger kamen deßwegen als Gesandte vor die Landsgemeinden von Uri und den andern Ländern. „Da that man," erzählt der Stadtdiener, der sie begleitete, meinen Herren große Ehre an und luden uns auf ihre Fastnacht ein. Das schlugen ihnen meine Herren ab und luden sie zu uns, das sie zu großem Dank aufnahmen." Sie kamen, und mit ihnen auch die von Schweiz, 200 Mann stark. Räthe und Bürger empfingen sie feierlich bei der Stadt. Die Gäste wurden in die Wirthshäuser vertheilt. Die Stadt Zürich lud auch ihr Landvolk den Eidgenossen zur Gesellschaft ein. „Es waren einmal bei 5000 Mann auf dem Hof von Meiner Herren Volk. Drei Tage dauerte das Fest; am 4ten Tage geleitete man die Eidgenossen wieder fort bis Wollishofen, wo man ihnen noch den St. Johannessegen (Abschiedstrunk) mit welschem Wein gab. Diese Fastnacht kostete meine Herren 1356 Pfund; denn man alle unsere Eidgenossen von der Herberge löste. Die von Zug luden uns diesen Sommer in die Hürling (den Fischfang); man soll sie nicht verschmähen." Die von Uri schickten eine Einladung auf ihre Kirchweihe im Herbst 1487. An diese zogen über 80 zu Roß und 130 zu Fuß nach Altorf. An ihrer Spitze war der Bürgermeister Röust, manche Räthe, der Propst und etliche Chorherren. Auf dem Weg wurden sie von Zug und Schweiz überall gastfrei gehalten. Die Urner holten sie mit ihren Schiffen zu Brunnen und Küßnacht ab. Zu Altorf empfing sie der Landammann auf einer großen Matte mit einer Rede, worin er sagte: „Und geben wir Euch jetzt in Euere Gewalt was wir haben und vermögen, es sei Haus, Hof oder Anderes, nichts ausgenommen." Drei Tage blieben die Zürcher. „Da mocht einer essen, wo er wollte, er gab nirgends etwas. Da waren Gemsen, Steinböcke, Hirsche, Rehe, Bären und wilde Schweine mehr, als man gessen mochte — auch manche gute Weine: Malvasier, Klaret, Hippokras, Veltliner, weißer und rother, Elsaßer war der geringste. Da fing man am Morgen an,

und aß Semmeln aus Malvasier, dann gesottenes und gebratenes Fleisch, Gewild und zahmes; das trieb man bis in die Nacht. Dann gab man zum Schlaftrunk wieder welsche Weine, und die Tische überschüttete man mit Zuckerwerk, so köstlich, daß man's nicht beschreiben kann." Beim Abschied gaben die Zürcher dem Landammann 200 Gulden in einem verbundenen Seckel, den Weibern und Gesellen zur Letze (Abschiedsgeschenk). Die Wirthe, mit denen man rechnen wollte, nahmen keinen Heller. Man durfte nichts kramen (einkaufen), aus Furcht, daß die Krämer die Bezahlung ausschlagen. Zum Schlusse führten die Urner ihre Gäste kostfrei bis Brunnen. Nun ging zu Schweiz das Fest an. Da war schon ein köstliches Mahl gerüstet. Nach dem Essen war Tanz; so vertrieb man den Tag mit Freuden. Unterdessen waren die von Uri über das Säcklein gegangen, und fanden zu ihrer Bestürzung die große Letze. Zwei Rathsglieder mußten sie den Zürchern gen Schweiz nachtragen, mit dem Befehl, das Geld ja nicht wieder heim zu bringen; aber die Zürcher nahmen es durchaus nicht mehr an. „Die Schweizer baten meine Herren, noch einen Tag zu bleiben. Das kann nicht sein, antworten diese, denn unsere Stadt steht ohne allen Rath, und es müssen viele Leute rechtlos bleiben, denen Tag gesetzt vor Rath und Gericht auf den nächsten Samstag. Nach dem Nachtmahl kamen gar viele Gesellen, die denen von Schweiz Reisbußen (Bußen wegen verbotenen Kriegsdienstes) schuldig waren. Für diese baten meine Herren von Zürich. Da schenkte man ihnen alles. Worauf unsere Eidgenossen von Schweiz auch für die baten, so meinen Herren Bußen schuldig waren; das schenkten sie auch. Und versagte also an dem Tag Einer dem Andern nichts. Donstags Morgens führten die Schweizer ihre Zürchergäste kostfrei nach Art, und Freitags Abends ritt man wieder in die Stadt ein." Bern lud die Eidgenossen auf einer Tagsatzung 1508 auf einen Schießet, „daß die Unsern einander kennen lernen und in Freundschaft kommen," und man brachte es zur Berathung an die Orte: ob man solche Schießet alljährlich von Ort zu Ort wolle umgehen lassen? Es kam aber nicht zu Stande.

Jahrgelder und Kriegsdienste.

1477—1495.

Der Krieg mit Burgund war schon die Folge der Jahrgelder, womit König Ludwig XI. zuerst einige der Vornehmsten zu Bern gewann. Nun nach dem Tode des Herzogs von Burgund war dessen großes, reiches Land die Beute, nach welcher den König gelüstete. Deßwegen suchte er zur Verstärkung seines Heeres die Eidgenossen mit Jahrgeldern für die Orte, und die Vornehmsten in denselben mit vielen Freiheiten in seinem Reich und mit großem Sold für das Kriegsvolk in seinen Dienst zu gewinnen. In der kriegerischen Jugend der Eidgenossen fand er nur zu viel Neigung dazu; denn durch die einträglichen Raubzüge in der Waat und in Burgund, und durch die ungeheure Beute zu Granson wurde das Kriegsvolk zum Wohlleben und zur Verschwendung verführt, und nach Sold und Beute immer lüsterner; die Liebe zur Arbeitsamkeit verschwand und zu Tausenden liefen sie in des Königs Dienste. Neben dem König von Frankreich bewarb sich auch das burgundische Land um Hülfsvolk gegen Ludwig, und oft dienten Schaaren von Eidgenossen bei beiden Parteien.

Mailänder Feldzüge.

Wiedereroberung von Livinen.

Schon vor dem Burgunderkrieg erneuerte Uri zweimal die Fehde mit Mailand. Leute von Urseren konnten 1439 in Streitsachen vor den mailändischen Gerichten in Livinen und Bellenz kein Recht finden, da brachen die Urner, in Verbindung mit den Oberbündnern, auf und nahmen schnell Livinen und Bellenz ein. Der Herzog, der in Krieg mit Venedig verwickelt war, bat Zürich, Unterwalden und Wallis um Vermittlung, und durch den Spruch eines Schiedgerichtes erhielt Uri 3000 Dukaten, für deren Bezahlung Livinen verpfändet ward, und den Eidgenossen ward Zollfreiheit bis Mailand zugesichert. Der Regentenstamm der Visconti

starb 1447 mit dem Herzog Philipp Maria aus. Die eheliche Tochter desselben, Valentina, war an Herzog Ludwig von Orleans vermählt, deren Erbanspruch später die Ursache der großen Kriege um Mailand ward. Eine uneheliche Tochter, Blanca, hatte Franz Sforza, den größten Kriegsheld seiner Zeit und Feldherrn ihres Vaters, zum Gemahl. Nun erhob sich vielfacher Kampf. Mailand strebte wieder ein Freistaat zu werden, Sforza aber, die Herzoge von Orleans und Savoien, und der Freistaat Venedig nach der Herrschaft über das herrliche Land. Rusca, Herr zu Lauis, war für, Bellenz wider Sforza. Die Mailänder suchten die Freundschaft der Urner, und diese, nebst andern Eidgenossen, zogen ihnen zu Hülfe, halfen einen Sieg über Sforza's Heer erkämpfen, und bemächtigten sich des Landes um den Langensee. Indessen war aber Sforza der Stadt Mailand Meister geworden; schnell hatte er auch die übrigen Feinde geschlagen und ward 1450 als Herzog anerkannt. Alsbald suchte er Friede und Freundschaft mit den Eidgenossen, gab ihnen Handels- und Zollfreiheit und trat Uri die Landschaft Livinen ab. Er war ein Held und ein vortrefflicher Fürst, und hinterließ sein Land in blühendem Wohlstand; sein Sohn und Nachfolger Galeaz aber war ein nichtswürdiger, grausamer Tirann, verhaßt und verachtet zugleich; doch hinderte seine vortreffliche Gemahlin, Bona, viel Böses. Als er 1476 von Verschworenen ermordet worden, führte sie, nebst dem weisen Minister Zekko, die Vormundschaft über den unmündigen Sohn, Johann Galeaz, versöhnte die Eidgenossen durch Entschädigungsgelder und erneuerte 1477 die Verträge.

Der muthwillige Mailänderkrieg.

Der Papst führte 1478 Krieg mit Florenz, Mailand und Venedig, und warb bei den Eidgenossen um Bund und Volk, fand aber wenig Eingang bei ihnen; nur Uri wußte er zu gewinnen, wo man wegen Streitsachen über einen Kastanienwald und Viehweiden gegen Mailand aufgereizt war. Die Herzogin Regentin bot Recht an. Man traf in Bellenz eine Uebereinkunft;

als aber die Genehmigung zu Mailand zögerte, zieht eine Schaar Urner aus und fängt die Feindseligkeiten an. Nicht achtend die Abmahnungen der Eidgenossen und das Erbieten, ihnen zu Recht zu helfen, bricht am 18. Wintermonat 1178 auch das Land mit dem Banner und aller seiner Macht nach Livinen auf, und mahnt die Eidgenossen bei den Bünden zu Hülfe. Nach wiederholter fruchtloser Abmahnung ziehen sie endlich, mit Ausnahme von Bern, das erst unterhandeln wollte, doch für Uri aus; aber auch nachdem sie Mailand die Absage geschickt hatten, wollten sie noch vermitteln. Stolz und wahr antwortete die Herzogin auf die Absage: „Wir hätten Euch bessere Sitten und mehr Vernunft zugetraut als dem Alvenvolk; haben uns aber getäuscht. Was habt Ihr zu klagen? Wir haben Euch zum Schaden der Unsrigen mehr Zölle und Handelsfreiheiten gestattet, als wir sollten. Euer Betragen beweist blinden Geiz und Hunger nach fremdem Gut. Wir sind bereit zu Frieden und Krieg, wollen Euch aber keine Freiheiten mehr in unserm Gebiet gestatten. Wollt Ihr Krieg, so bringen wir Euch solche Kost, wie unser Volk gewohnt ist, Feinden zu geben. Euere Boten haben wir menschlich behandelt, nicht wie die Urner, die Feinde des Rechts und der Ehrbarkeit, die den Unsrigen geschlagen haben, das selbst bei Ungläubigen nicht geschieht.“ Dennoch kommen eidgenössische und mailändische Gesandte nach Bellenz, um Frieden zu vermitteln, und man erwartete eben Genehmigung eines gemachten Entwurfs aus Mailand. Da rückte das eidgenössische Heer vor die Stadt und fing an, sie zu bestürmen. Die Gesandten waren in großer Gefahr, als Verräther vom Volk behandelt zu werden; heimlich half man ihnen aus der Stadt. Aber bei den Eidgenossen kamen sie in gleiche Gefahr. Indessen war auch Bern mit seiner Macht, durch Freiburger und Solothurner verstärkt, vor Bellenz angekommen. Das Heer, unter Waldmanns Oberbefehl, war 10,000 Mann stark, aber in demselben weder Eintracht noch Ordnung. Man machte Anstalt, die Stadt zu stürmen, und unterließ es dann wieder; so ging es mit einem Zug, den man in die Lombardei thun wollte. Das Ende war, daß sich das Heer auflöste, und jeder Haufe

den nächsten Weg in seine Heimath zog. Die von Uri nebst einigen Orten ließen zur Bewahrung von Livinen 600 Mann zurück. Ein Heer von 15,000 Mailändern wollte diese Schaar von mehrern Seiten anfallen und aufreiben. Die Eidgenossen erwarteten sie am Engpaß zu Irniß. Es war Winterkälte. Am Abend des 27. Christmonats leiten die Eidgenossen, auf den Rath des Landrichters Stanga, das Wasser der Bäche über die Straße und die Wiesen hinunter. Des Morgens finden die Italiener die Anhöhe mit einer glatten Eisfläche bedeckt, auf der sie keinen festen Stand finden konnten. Bei ihrem Anrücken rollen die Eidgenossen erst Steine auf sie herab; dann fallen die mit Fußeisen versehenen Büchsenschützen unter der Führung des Hauptmanns Frischhans Theilig von Luzern den Feind an, und schlagen ihn den Berg hinab, wo Einer den Andern im Fliehen stürzte. Das Heer weicht; die Kanonen werden ihm genommen; alles läuft durch einander; viele werden in den Tessin gejagt. Nur zwei Eidgenossen starben an den empfangenen Wunden, von denen der Eine Stanga war, der durch seinen klugen Rath zu dem leichten Siege verhalf. Die Urner mahnen mit der Meldung des Siegs die Eidgenossen zu einem neuen Zuge auf. Man half ihnen Livinen beschützen. Es hielt aber schwer, die Herzogin, die auf ihrem guten Recht bestand, zu einem Opfer zu bringen, besonders als Uri die unverschämte Forderung von 100,000 Gulden machte. Schon mahnten die Urner ihre Eidgenossen wieder zu einem Feldzuge. Da gelingt es dem König von Frankreich, die Herzogin zu bewegen, daß sie mit 24,000 Gulden den Frieden erkaufte. Die alten Verträge wurden dann wieder erneuert. Uri behielt Livinen.

Das Reislaufen.

Geld floß in Strömen unter die Eidgenossen. Im Jahr 1480 bezogen sie große Summen wegen Burgund, dann von Mailand, von Savoien, vor allen Jahrgelder von Frankreich und großen Sold für die Krieger. Und doch war es so unsicher im Lande, daß die Tagsatzung zu Baden befahl, daß jeder, der eines Strickes Werth stehle, gehängt werden

solle, und in kurzer Zeit 1500 hingerichtet wurden, wodurch für einige Zeit Sicherheit geschafft wurde. Aber die Jugend hatte sich so an's wildfreie, kriegerische Leben gewöhnt, daß auch die Obrigkeiten sie nicht mehr vom Reislaufen, selbst durch Todesstrafen, zurück zu halten vermochten; Landammann Reding von Schweiz sagte darum: „Die Eidgenossen müssen ein Loch haben.“ Sie liefen selbst nach Spanien, wo man aber von den Eidgenossen ein ehrenvolles Urtheil fällte. Eine spanische Chronik erzählt: „Es kamen 1483 in des Königs und der Königin Dienste, Leute, die man Schweizer heißt, Deutsche aus dem Königreich Schweizerland; sind Kriegsleute, die zu Fuß fechten, und nie dem Feind den Rücken kehren; sie führen leichte Waffen, um geschwinder im Gefecht zu sein. Sie dienen in fremden Landen um Sold, und helfen gern dem, der Recht hat. Auch sind sie fromm und gute Christen, und halten's für große Sünde, Jemand das Seine zu nehmen.“

Züge in französischen Dienst.

König Ludwig XI. gewann schon 1478 Bern, wo er sich zum Bürger annehmen ließ, und bald auch die andern Eidgenossen zu einem Vertrage, der ihm freie Werbung bewilligte. Er gab jedem Fußknecht monatlich den unmäßigen Sold von 4½ rhein. Gulden. Im Jahr 1480 ward die beständige Leibwache des Königs errichtet. Mit dem eidgenössischen Kriegsvolk unterwarf er sich Burgund und Bretagne und zwang die mächtigen, dem König oft trotzenden Fürsten in seinem Reich zum Gehorsam, und beendigte den innern Krieg; durch sie gründete er die unbedingte Königsgewalt in Frankreich. Die Schweizer waren das Muster eines guten Heeres jener Zeit. Ihre Stärke bestand vorzüglich darin, daß sie Heerhaufen von 3 bis 4000 Mann bildeten, bewaffnet mit zehn und noch mehr Fuß langen Spießen, daher Igel genannt, gleich einer beweglichen Festung, unangreifbar für die Reiterei. Sonst waren ihre Waffen auch kleine Schwerter, Halmbarten, mit beiden Händen geführt, Armbrüste und Büchsen. Ihre Kleider waren vielfarbig; den Hut zierte ein

Federstrauß. Das französische Heer hielt sich nur durch sie stark und unüberwindlich. Sie vereinigten Tapferkeit, Zucht und Ertragen aller Mühsale, vor allem zeichnete sie Treue aus.

Als König Karl VIII. den Thron bestieg, erneuerte er die Pensionen nicht. Hatte er gerne Eidgenossen im Sold, so liefen sie ihm dennoch zu. 1484 schickte er die Söldner nach Hause. Da kamen sie heim mit allen ihren Lastern, mit Uebermuth und Frechheit gegen Gesetz und Oberkeit, verführten die Jugend auch dazu und verbreiteten einen aufrührischen Geist. Ueberall war Rauferei und Diebere, so daß man froh sein mußte, wenn solche Rotten wieder aus dem Lande kamen. Nun liefen sie in die Dienste des Erzherzogs Maximilian in die Niederlande, in die des Herzogs Siegmund gegen die Venetianer und in die des Herzogs von Savoien. In den Ländern fing das Reislaufen gewöhnlich an; dann sagten die Landleute unter der Städte Herrschaft: „Ist's diesen recht, — so auch uns!“ In den gemeinen Herrschaften nahmen die Landvögte kleine Bußen, und ließen dann die Unterthanen laufen. Kleine Städte beriefen sich auf ihre Freiheiten. Wenn man das Reislaufen bei Strafen verbot, kamen Antworten, wie die eines Wäggithalers: „Ich kann die Buße nicht bezahlen, weil ich nichts zu arbeiten finde; in den Krieg bin ich gelaufen, um nicht stehlen zu müssen“ — denn in den Ländern war viel Volk, wenig Ackerbau und kein Handel und Gewerbe; Wieswachs und Alpen fordern wenig Leute; wer also kein liegendes Gut hatte, litt Hunger. Die Jahrgelder wurden aber auch von Aufruhrstiftern zu Erregung von Unruhen beim Volk benutzt. Da hieß es 1489: „Wir sind feil und verkauft!“ Schweiz verlangte Untersuchung und forderte Aufhebung jenes Artikels der Stanzerverkommniß, welcher eigenmächtige Gemeindsversammlungen ohne Willen der höchsten Gewalt eines Ortes verbot. Die Städte, besonders Bern, widersprachen, und der heftigste Feind der Jahrgelder, der biedere Anshelm, urtheilt: „Thät das weislich, denn eine Gemeind ist ein sorglich ungestüm Wetter, ein unberittener, ungezäumter Hengst.“ Die Länder waren 1492 für, die Städte wider Frankreich, und diese tagten besonders. Bern wies Rotten aus den Ländern, die nach

Frankreich zogen, aus seinem Land zurück; dafür drohte Schweiz: Man wolle sich an dessen Gemeinden wenden. Rath, Stadt und Volk aber bedrohten Jeden, der sich einmischen wolle.

In König Karls VIII. Kriegszug nach Neapel, 1494, zogen 8000 Eidgenossen und Bündner mit. Die Heimmahnung von mehrern Orten war vergeblich; ja die obersten des Heers bedrohten die Gesandten mit dem Tode, so daß sie mit ihren Landsleuten nicht sprechen durften. Die Berner zürnten darüber so sehr, daß sie während Karls Leben nie mehr den Bund mit ihm erneuerten. Karl eroberte zwar Neapel, mußte es aber bald wieder verlassen, um einen mächtigen Bund in Ober-Italien zu bekämpfen; 2500 Eidgenossen ließ er, nebst Franzosen, als Besatzung in Neapel zurück; die übrigen 3000 begleiteten ihn auf seinem Rückzug, und gewannen ihm vorzüglich den ihn rettenden Sieg bei Foronovo, wo er vom feindlichen Heere schon umzingelt war. Die eidgenössischen Knechte spannten sich selbst an die Kanonen, um sie über Felsenpfade zu ziehen, wo Pferde nicht gebraucht werden konnten. Der König war Tag und Nacht unter ihnen, weil er auf ihre Treue am meisten zählte. Ihnen war die Bewachung des Geschützes vorzüglich übergeben. Es wechselten bei ihnen Thaten der Rohheit und des Edelsinnes. In Pontremoli hatten die Einwohner in einem Streit einen Eidgenossen getödtet; daran erinnerten sie sich auf dem Rückzug und beschlossen Rache zu nehmen. Sie brachen in die Stadt, plünderten und mordeten. Edel handelten sie gegen Pisa. Der König, leichtsinnigen Charakters, hatte den Pisanern versprochen, ihre Freiheit zu erhalten, und den Florentinern ein andermal, ihnen wieder den Besitz dieser Stadt zu verschaffen. Auf dem Rückzug hatte er die Florentiner nöthig, und Pisa war in Gefahr. Mit Flehen und Thränen, auch durch Weiber und Kinder, baten diese den König, die Hofleute, die Krieger, sie nicht dem fürchterlichen Haß der Florentiner zu opfern, welche ihr Vaterland unaussprechlich elend machen würden; sie haben sich ja auf des Königs Wort verlassen, und die Feindschaft jener um seinetwillen sich zugezogen. Besonders aber gewannen sie die Fürsprache der

Eidgenossen, die in großen Haufen zum König sich begaben und ihn um seiner und seiner Nation Ehre und auch um ihrentwillen, die alle Stunden bereit seien, für ihn das Leben zu wagen, baten, das den Pisanern gegebene Wort zu halten. Sollte Geldmangel ihn zu Treubruch reizen, so solle er ihre goldenen Ketten und all ihr Geld nehmen, auch Sold und Pension; auch ließen sie Drohungen gegen die fallen, welche dem König Anderes rathen würden. Der König verschob, und entschied nicht. — Der Feldzug endete mit Jammer für die Söldner, die zerstreut heimzogen. Die Italiener gaben ihnen vergiftete Lebensmittel, mischten Gyps, Kalk, Glas ins Mehl; viele blieben elend auf dem Feld, den Gassen, in Spitälern liegen, oder verdarben auf Heuställen und Misthaufen wie sterbende Hunde. Nicht besser ging es denen, welche in Neapel blieben; von diesen kamen nicht hundert gesund heim. Manche, die noch das Vaterland erreichen konnten, mußten abgesöndert in Siechenhäusern an scheußlichen ansteckenden Krankheiten verderben.

Das Reislaufen ging dennoch fort. Die Städte hielten es meist mit dem Kaiser; die Länder mit Frankreich. Die Boten der Berner auf einem Tag zu Luzern meldeten: „Die drei Boten von Frankreich kamen in großen Schiffen auf dem See nach Luzern gefahren, mit Pfeifen, Trommeln und großem Geschrei. Man fuhr ihnen entgegen. Sie erzählten von Zusagen, die sie in den Ländern erhalten. Jeder drängte sich zu ihnen. Der Bailly (Vogt) von Dijon geht hier nicht anders, als wäre er unser Aller Landesherr oder Hauptmann. Er hat besonders mit uns geredet und gesagt: „Wollen wir Witzigen ihm nicht gute Antwort geben, so wisse er mit unsern Gemeinden wohl das Mehr zu machen. Solches soll jedem Biedermann zu Herzen gehen, daß es in einer Eidgenossenschaft dazu gekommen ist, daß ein fremder Mann mehr Gewalts soll haben, denn wir selbst.“ — „Der arme Bote von Mailand klagt sich erbärmlich, daß man seinem Herrn zugesagt hat, ihm sein Geld abnimmt, und alles nichts ist, er gebe denn einen Gulden mehr Sold denn der König. Etliche rathen, man solle mit dem König beschließen, und darnach Frieden mitteln, so legen wir große Ehre ein

und bleiben bei beiden Vereinigungen und Pensionen. Mahlen also mit Nutzen und Ehren alle Mühlen.“ Der König erbot den Eidgenossen, wenn sie ihm helfen das Herzogthum erobern, so wolle er ihnen mehr Pensionen, Zoll und Geleitfreiheit geben, als der Herzog, und überdieß Bellenz, Lauis, Luggarus als Eigenthum. So kam es, daß dem König 20,000 Eidgenossen gegen den Herzog von Mailand zuzogen; mit ihnen aber auch Gesandte, zwischen dem König und dem Herzog zu mitteln. Zürich und Bern sandten aber weder Volk noch Boten, untersagten allen Zuzug, riefen die Hingelaufenen zurück, straften die Ungehorsamen und befahlen, die Aufwiegler, auch selbst den französischen Gesandten, gefangen zu nehmen. Dafür schmähten und bedrohten sie andere Orte. Doch wurden auf einer Tagsatzung zu Luzern im Heumonat 1495 diejenigen, welche alte Aufrichtigkeit, Fried und Ruhe begehrten, Meister, und beschlossen: „Wir wollen aller fremden ausländischen Herren müßig gehen, Pensionen nimmermehr nehmen und unsere Knechte nimmermehr in Sold laufen lassen. Das wollen wir jedesmal mit den Bünden beschwören und einander dabei schützen, und kein Ort soll dieß ohne Mehrtheil der andern ändern oder abthun, und wer es übertritt, den wollen wir als meineiden, ehrlosen Mann an Leib und Gut strafen. Jeder Bote soll dieß heimbringen und auf den nächsten Tag Antwort bringen.“ Diese kam aber nicht, und bald wurden andere Leute auf der Tagsatzung Meister. Diese beschlossen: „Man wolle Niemand seine Hände beschließen und ein frei Loch lassen. Nur müsse man darauf fleißig sehen, daß die fremden Herren nicht eins werden, so gebe es viel und fetten Speck in die Rüben, ziehe streitbare erfahrne Leute. Es sei besser, die Eidgenossen seien getheilt, daß so ein Theil dem andern die Fische in die Reusen jage, und jeder die Wahl hätte, an einem oder mehrern Orten zu fischen; denn die fremden Herren rufen sie auch zu ihrem Nutzen und nicht aus Freundschaft für die Eidgenossen. Es sei ja besser, zwei oder mehr Melchkühe zu haben, als nur Eine.“ — „Doch ist,“ sagt Anshelm, „sich mehr über der Herren Geuden als der Eidgenossen Geizen zu wundern.“

Das Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer," brachte ein französischer Feldherr in diesen Zeiten auf; aber es spricht eine Ehre aus: denn sie wollten ihren Sold regelmäßig erhalten und nicht auf Raub des Landes angewiesen sein, wie es etwa geschah, wenn der Fürst nicht zahlen wollte oder konnte. Und im Ganzen genommen waren doch die eidgenössischen Hauptleute und gemeinen Krieger menschlicher und treuer, als die der benachbarten Nationen.

Diebold Schilling von Luzern, der gleichzeitige Geschichtsschreiber, macht die tröstende Bemerkung: „Bisher ist noch unter allen Orten nicht solcher Maßen Irrung entstanden, daß sie nichts desto minder stets in Nöthen, nach Inhalt der Bünde, einander freundlich, frommlich und trostlich sind beigestanden." Dieß bewies auch der nun folgende Schwabenkrieg.

Der Schwabenkrieg.

Ursache und Vorbereitung.

1499.

Die Eidgenossen waren längst schon nur dem Namen nach Glieder des deutschen Reichs, von dem sie so wenig Schutz und Nutzen hatten, als sie demselben gewährten. Die Kriege mit Oestreich hatten sie demselben entfremdet. Kaiser Maximilian wollte sie nun wieder genauer mit dem Reich verbinden. Er forderte sie 1488 auf, in den schwäbischen Bund zu treten, den er zu Erhaltung des Reichsfriedens stiftete, der Reichsregierung sich, wie andere Stände, zu unterwerfen, und besonders ihre Verbindung mit Frankreich aufzugeben. Die Eidgenossen weigerten sich dessen; die Reichsgerichte aber verfolgten diejenigen, welche sich ihrem Gericht nicht unterwerfen wollten. Dieß erbitterte. Ganz besonders aber zeigte der Adel und das Volk in Schwaben immerfort große Erbitterung gegen die Eidgenossen, die sie in Schmähworten und Schandliedern ergossen; so kam's, daß jede

Beleidigung, jeder Zwist die Eidgenossen in Waffen jagte. Wie 1458 eine Beschimpfung den Plappartkrieg, so entzündete 1495 ein Zwist des Urner Landvogts im Thurgau mit der Stadt Konstanz über einen Rechtsstreit, der eine Jüdin betraf, einen Kriegszug der drei Orte Uri, Unterwalden und Zug über diese Stadt, den die andern nur mit Mühe und eigener Gefahr heimzuweisen vermochten, der aber doch Konstanz ein Geldopfer kostete, aber auch diese Stadt den Eidgenossen entfremdete. — Der Churfürst von Mainz drohte einst den eidgenössischen Gesandten, mit seiner Feder als Reichskanzler, womit er Befehle unterzeichnen könne, mit dem Beifügen: „Man wird Euch einen Herrn geben.“ „Ein Gänsekiel wird nicht bewirken, was Halmbarten nicht vermochten,“ — antwortete man ihm. Der Kaiser drohte: Ich will einer der Ersten im Angriff auf Euch sein!“ Bürgermeister Schwend von Zürich erwiederte: „Das rathe ich Eu. Majestät nicht! unser Volk ist so unwissend, daß ich besorge, königliches Leben würde nicht geschont.“ Die Aufforderung des Kaisers, die Söldner aus Frankreich abzurufen, ward abgeschlagen. Zwischen Oestreich und Bünden waren schon lange Zwistigkeiten über Landmarken, Zölle, Gerichtsbarkeiten im Engadin. Der Bischof von Konstanz, dem die Sache zum Spruch übergeben war, starb 1496. Der Kaiser wünschte Entscheidung des Streites im Frieden, durch's Recht; seine Beamteten aber handelten so feindlich, daß es zum Bruch kommen mußte. Das sahen die Bündner und suchten Verbindung mit den Eidgenossen. Der obere Bund schließt den 24. Brachmonat 1497 und der Gotteshausbund den 12. Christmonat 1498 ewiges Bündniß mit den VII alten Orten. Zwar enthielt dieser Bund nicht Verpflichtung gegenseitiger Hülfleistung im Krieg, aber Versicherung ewiger Freundschaft, freien Verkehrs und Sicherheit gegen feindlichen Ueberfall. Darüber entrüstet, begannen die Oestreicher den Krieg durch Besetzung des bündnerschen Münsterthals. Ebenso trieb die gegenseitige Erbitterung zum Ausbruch des Kriegs zwischen den Eidgenossen und dem schwäbischen Bund. Ein armer Mann aus dem Thurgau rief zu Konstanz den Landrichter um einen Rechtstag an. Dieser

antwortet ihm: „Geh' nur hin! wir wollen bald im Thurgau richten, daß Gott einen Jammer daran haben muß!"

Der Ausbruch des Krieges.

Jenner bis März 1499.

Sowie die Bündner den Einfall der Oestreicher ins Münsterthal vernehmen, brechen sie auf. Der Abt von Disentis ruft die Urner zu Hülfe, welche in der rauhsten Jahreszeit mit 1500 Mann zu Hülfe ziehen und die andern Eidgenossen aufmahnen, die auch aufbrechen und die Grenzen gegen den Rhein und Bodensee besetzen. Bern suchte noch bei dem Kaiser den Frieden zu erhalten, und die Bischöfe von Chur und Konstanz brachten einen Waffenstillstand zu wege. Aber die Besatzung auf dem Schlosse Gutenberg, dem Schollberg gegenüber, bricht denselben durch Schmachreden und Beschießung der auf der Landstraße jenseits des Rheins ziehenden Eidgenossen, und der Krieg beginnt. Mit dem König von Frankreich schließt die Eidgenossenschaft einen zehnjährigen Hülfbund. Die Tagsatzung befiehlt, in der Schlacht keine Gefangenen zu machen, sondern die Feinde zu tödten, wie ihre Vordern auch gethan.

Durch Verrath wird Maienfeld von den Oestreichern eingenommen. Die Bündner aber überfallen die sorglosen Feinde an der Luzisteig, ihrer Landespforte. Die Eidgenossen brechen über den Rhein und schlagen mit den Bündnern den Feind bei Trisen, erobern und verbrennen Vaduz. Dann wird Maienfeld wieder eingenommen, und die Verräther büßen mit dem Leben. Ein schwäbisches Heer von 10,000 Mann hatte sich im Hard bei Fußach versammelt und sich hinter Sümpfen und Gräben gelagert. Alsbald ziehen die Eidgenossen gegen dasselbe, greifen an, und nach kurzer Gegenwehr flieht der Feind so schreckenvoll, daß eine Menge in den Sümpfen umkommen, und viele über die Stadt Bregenz hinaus fliehen. Ein Schwabe, der sich in einem Hause verbarg, und hervorgezogen wurde, fällt auf die Kniee und bittet um sein Leben mit den Worten: „O Ihr lieben, frommen Kühmäuler, erbarmt Euch meiner, eines

armen Menschen!“ Zornig und lachend fragen ihn die Eidgenossen: warum er mit solchen Schmachworten um Gnade bitte? Da weint er und bezeugt bei Gott und den Heiligen: „Er habe sie nie anders nennen gehört.“ Jetzt siegte das Erbarmen; man ließ ihn los. Nun wurde die Gegend des Bregenzerwaldes um 22,000 Gulden gebrandschatzt, und auf Bitten der Armen 600 Gulden daran geschenkt. Zu gleicher Zeit geschah ein Zug gegen den Raubadel im Hegau, der die Eidgenossen besonders durch Schmähungen erbittert hatte. Seine Schlösser wurden erobert, ausgeraubt, verbrannt; die Besatzung von Randek mußte im bloßen Hemd mit Stäblein in der Hand abziehen. Aber auch das Land wurde durch Raub und Brand verwüstet, so daß manche vor Hunger und Kälte umkamen. Ein Ruchloser nahm drei Kindern, die auf einer Bettdecke im Feld lagen, dieselbe weg und ließ sie im Schnee umkommen. Eine von Reichsständen versuchte Friedensmittlung war in der ersten Hitze des Kriegszorns fruchtlos. Der Kaiser selbst kommt aus den Niederlanden hinauf und mahnt das ganze Reich, ja die ganze Christenheit gegen die Eidgenossen, als gegen Unchristen. Mehrere Rotten der Eidgenossen ziehen auf Raubzüge ins Klekgau, auf den Schwarzwald und in das Sundgau. Das schändliche Betragen von Freischaaren bewog dann die Tagsatzung, sie bei den schwersten Strafen an Leib und Gut zu verbieten.

Der Ueberfall zu Sax und Hans Wala.

Die Wallgauer im Vorarlberg fielen, ihres Eides und der erhaltenen Schonung vergessend, wieder von den Eidgenossen ab. Ein Heer von 15,000 Mann, zu Roß und Fuß, das sich bei ihnen gesammelt und verschanzt hatte, brach am 25. März über den Rhein in die Herrschaft Sax. Die wenigen Eidgenossen, welche diese Gegend bewachten, schlugen sich dennoch mit ihnen, mußten aber der Uebermacht weichen, nachdem sie 70 Mann verloren hatten; sie zogen sich nach Werdenberg zurück. Die Dörfer von Sax und das große Dorf Gams wurden verbrannt, und hohnlachend sprachen dann die Feinde: „Wo ist nun der Schweizer alter Gott,

daß er ihnen nicht hilft?“ und andere scheußliche Lästerungen. Ehe der Landsturm ankam, waren sie wieder über den Rhein zurück. Solche Unmenschen waren es auch, die einst drei Kinder jenseits des Rheins auf dem Sande spielen sahen, und eine Kanonenkugel zu ihnen hinüberschossen; die Kugel, im Sande matt geworden, lief in den Schooß eines der Kinder, das sie ohne Schaden mit der Hand auffing.

In diesem Ueberfall gab Hans Wala, genannt Schuler, von Glarus, eine Probe von Heldenmuth. Im Kampf war er unter einen Haufen von Feinden gerathen und von zwanzig Reitern umgeben. Er stellte sich mit seinem Spieß zur Wehre und hatte schon drei Reiter aus dem Sattel gehoben, als Herr Niklaus von Brandis zu ihm ritt und ihm Sicherheit seines Lebens erbot, wenn er sich gefangen gebe. Das that er und Brandis nimmt ihn nun auf sein Pferd; führt ihn erst nach Feldkirch, wo ihn Jedermann mit Bewunderung besah. Der Ritter bezeugte dessen Heldenthat mit Brief und Siegel, und schickte ihn dann ohne Lösegeld nach Hause. Die Eidgenossen aber vergalten dem Herrn von Brandis damit, daß sie seinen Sohn, der zu Vaduz gefangen worden, ledig ließen.

Der kleine Krieg der Nachbaren im Jura.

Hornung — Mai.

Zwar trafen die berner und solothurner Vögte in den Gegenden am Jura zu Anfang des Kriegs Uebereinkunft mit den Nachbaren im Frikthal, sich gegenseitig zu schonen; doch hielt man Huten auf den Grenzen. Mehr als einmal entstand blinder Lärm, auf den unter Sturmgeläut alles Volk im ganzen Land auf die Grenze eilte. Im Hornung fiel aber unter Dietrich von Blumeneck eine feindliche Rotte von Rheinfelden in die Herrschaft Schenkenberg, plünderte und verbrannte mehrere Dörfer, so wie auch das solothurnische Kienberg. Nach ihrem Abzug ward ein Anschlag auf Wiedervergeltung im Frikthal gemacht. Da schrieb Küfer, der solothurner Vogt auf Gösgen, an seine Herren: „Meine Leute schreien gen Himmel, weil sie wissen, daß

ihnen Gleiches begegnen werde; dann könnten die Leute nicht mehr hausen, würden fortziehen und damit auch meine Herren Schaden leiden. Wollet darum Euere armen Leute wohl bedenken und nicht Jedermann gestatten, seinem Willen nachzuleben, sondern der Vernunft und dem Nutzen; es ist wäger, einen Schaden erlitten, denn zwei und noch mehr." Auch bittet er, sein Schloß zu versehen, wo keine gute Büchse noch Armbrust, weder Pulver noch Pfeile seien; klagt über Ungehorsam, da man zu Aerlisbach ohne Noth gestürmt habe, ob er es gleich bei Leib und Leben verbot. Am 4. März kam eine Schaar Solothurner mit Raubgut nach Aerlisbach. Sie brachten Brotkörbe, Windeln, Laternen, Fenster, Kratten, Gläser, Pfuggeschirr „und solch schimpflich Ding." „Aber die Euern," schreibt Küfer, „so der Raub nicht berührt, fürchten, sie müssen ein Roß um ein Pfeifstein geben, und es bleibe nicht ungerochen, besonders des Pfuggeschirrs halber, das unerhört und wider Kriegsrecht sei, zu rauben. Ich hab' bei Leib und Gut verboten, bis auf weitern Befehl zu rauben." Er wünscht Bericht, „denn sie wild darüber thun." Die von Aerlisbach und Küttigen bitten um einen Zusatz, sonst müssen sie wegziehen. Die von Aarau und aus dem Lenzburgeramt gehen Tag und Nacht über's Gebirg, zu rauben, haben aber zuvor nichts gethan. Einen Lügner von Lostorf, der alles Volk von Sempach herab in Bewegung brachte, möge man doch streng bestrafen, weil es bei dem Volk heiße, man wolle uns nicht mehr zuziehen. Denen von Lostorf und Aerlisbach habe er verboten auszuziehen; sie folgen aber nicht, und die Alten, so zurückbleiben, sind unruhig, weil sie keinen Widerstand zu thun vermögen. „Ich bitte um einige Knechte zum Schutz, denn heute haben die Feinde zu Ober-Aerlisbach vier der besten Rosse genommen. Bern und Freiburg wollen von Baden ins Frikthal ziehen." — Zofingen beklagte sich, von Mannschaft entblößt zu sein, da schon der vierte Auszug fort sei. Bern wollte der Stadt einen Zusatz geben; sie aber bat um Rückkehr der Hälfte ihrer Bürger, die sie besser schützen können, als Fremde; es ward ihr entsprochen.

Die Thaten zu Hallau, im Schwaderloch und bei Fraſtenz.

April 1499.

Auf dem hoch gelegenen und mit ſtarker Mauer geſchützten Kirchhof zu Hallau lag eine Beſatzung von Einwohnern und Eidgenoſſen, meiſtens Zürchern, 300 an der Zahl. Dieſe ſchlugen einen Heerhaufen von einigen tauſend Feinden, der ſie beſtürmte, in die Flucht, und Melchior zur Gilgen von Luzern mit 40 Eidgenoſſen, die er führte, 500 Feinde bei Schaffhauſen.

Der ſchwäbiſche Bund machte den Anſchlag, die Eidgenoſſen im Schwaderloch bei Konſtanz, deren etwa 400 daſelbſt lagen, zu überfallen. Um ihre Abſicht zu verbergen, ließen ſie an allen Orten, wo Eidgenoſſen lagen, Lärm machen. Am 18. April zogen mit Tagesanbruch mehr als 10,000 Mann von Konſtanz und Reichenau aus zum Ueberfall der Eidgenoſſen, die unter einem ſorgloſen Hauptmann ſchlechte Wache hielten. Es kam dem Hauptmann Warnung. Frech ſagte er: „Wer ſich fürchtet, lege einen Panzer an.“ Indeſſen fielen die Schwaben ins Dorf, erſchlugen den Hauptmann und mit ihm 73 Mann, und manche auf der Flucht. Die übrigen 300 zogen ſich fechtend in den Wald zurück; zwei Schlangenbüchſen würden ihnen abgenommen. Nun wurde das Dorf geplündert und verbrannt; grauſam wütheten die Feinde. Burkard von Randek erſtach jauchzend und gottläſternd einen Greis vor dem Altar. Das Plündern verurſachte Unordnung. Eben jener wilde Junker warnte: „Habt Sorge; haltet Ordnung; die Schweizer werden ſuchen den Schaden zu rächen.“ Das wurde verachtet. Viele gingen mit ihrer Beute nach Konſtanz, trugen Keſſel, Häfen, Pfannen an ihren Gewehren; führten Korn, Wein, Betten, Hausrath ab; Andere fraßen und ſoffen; Viele wollten, daß man gegen Zürich ziehe. Ueber die Büchſen entſtand Streit zwiſchen den Reitern und denen von Konſtanz, daß ſie die Waffen gegen einander zuckten. Die Eidgenoſſen ließen indeſſen den Landſturm ergehen. Es gab ſolche, welche die Zuziehenden wenden wollten: „Es ſei ja Alles verloren;“ die

meisten aber riefen: „Nein, man muß die Schmach rächen; lieber wollen wir ehrlich sterben, als ehrlos leben.“ Erst sammelte Oswald Rotz, ein Unterwaldner, etwa 300 Mann; noch mehrere brachte Rudolf Has, der Luzerner. Als etwa 1500 sich gesammelt, und von einer Höhe die Unordnung im feindlichen Heer gesehen hatten, beschlossen sie den Angriff. Still zogen sie durch den Wald. Als sie dem Feinde nahe waren, schlugen die durch den ganzen Wald zerstreuten Trommelschläger Lärm, daß der Feind den Wald voll Krieger glaubte. Mit einem furchtbaren Geschrei fallen sie den Feind von der Seite an. Dieser brennt das Geschütz los; es geht aber zu hoch, und im Rauch dringen die Eidgenossen an den Feind und stechen die ersten Glieder nieder. Er fängt an zu weichen — die Eidgenossen rufen einander zu: „Dran! dran! sie fliehen!“ Auf alle Seiten treibt die Noth den Feind; 1400 Mann fallen auf der Wahlstatt und bis Konstanz; bei tausend wurden in den See gesprengt. Unter den Todten war auch der wilde Burkard von Randek, der in der Wuth gesagt hatte: „Wenn ich umkomme, so ladet mich in eine Stückbüchse, und schießt mit mir noch einige Kühmelker todt.“ Viel Geschütz ward erobert. Nach der Schlacht kamen Priester und die Weiber der umgekommenen 130 Bürger; sie suchten weinend ihre Leichname und führten sie heim. Die übrigen Todten wurden den wilden Thieren und Vögeln zur Beute gelassen. Ein großer Theil des feindlichen Kriegsvolks lief nach Hause.

Bei 10,000 Eidgenossen lagen vor der Feste Gutenberg. Mit Bedauern vernahmen sie durch den ersten Boten die Nachricht von dem Ueberfall und dem Verlust der Ihrigen im Schwaderloch; bald aber kam der zweite Bote mit dem Siegesbericht. Da entschlossen sie sich wetteifernd, das bei Fraſtenz verschanzte Heer von 14,000 Feinden den 20. April anzugreifen. Heini Wolleb von Uri mit 2000 Mann ersteigt den steilen, mit guten Schützen besetzten Berg Lanzengast, und fällt ins feindliche Lager herab; vorn erstürmen die übrigen Eidgenossen die Schanzen, und schlagen den bis zur Verzweiflung kämpfenden Feind, der mehrere tausend Todte hinterläßt. Von den Eidgenossen fällt der tapfere Wolleb,

und vergütet durch den Kampf und Tod fürs Vaterland frühere böse Thaten eines rohen Kriegslebens. Von einer Kugel getroffen, ruft er noch: „Gott sei Dank! Eidgenossen! der Sieg ist euer,“ und stirbt.

Als die Eidgenossen, nach Gewohnheit, drei Tage auf dem Schlachtfelde verweilten, kamen die Priester mit dem Sacrament, und nach ihnen Weiber und Kinder des Wallgau's, das an den Eidgenossen treulos geworden war, zitternd vor der Rache, jammernd und mit Thränen die Eidgenossen bittend: Barmherzigkeit an ihnen zu beweisen, als Beschirmer armer Wittwen und Waisen, denn die meisten ihrer Väter, Söhne, Brüder, Männer liegen erschlagen, und sie stehen nun da als arme, elende, trostlose Leute. Sie sollen ihrer schonen, daß sie die vaterlosen Kinder erziehen mögen, und sich daran begnügen, ihnen eine Brandschatzung aufzulegen, die sie gern geben wollen. „Das war so erbärmlich zu sehen und zu hören, daß mancher Kriegsmann mit den Feinden weinte;“ 8000 Gulden wurden ihnen auferlegt, und die armen Leute dankten. — Die Eidgenossen wollten in das Nonnenkloster bei Feldkirch brechen und plündern. Da ergreift eine Nonne das Kruzifix und stellt sich mit all' ihren Schwestern unter die Pforte. Die Eidgenossen staunen und ziehen ehrerbietig ab.

Die Glarnerin zu Blumenfeld.

Zu der Zeit, als die Schlachten im Schwaderloch und bei Frastenz geschahen, zogen eidgenössische Heerhaufen über den Rhein, eroberten zuerst das Städtchen Thiengen, dessen Besatzungsknechte im bloßen Hemd mit einem Stäblein in der einen und einem Stück Brot in der andern Hand abziehen mußten. Während des Plünderns ging es in Flammen auf. Gleiches Schicksal hatte Stühlingen, wo sich die Eidgenossen bei dem Beutemachen selbst schlugen. Nun ging der Zug vor Blumenfeld, einem Städtchen und Schloß eines Herrn von Roseneck. Dieser Ort war fest, mit 500 Mann besetzt, und ein Paar Tage hindurch tapfer vertheidigt; dann ward er auf die Bedingung übergeben, daß die Besatzung,

mit Ausnahme des Herrn, frei abziehen und Weib und Kinder so viel Habe mitnehmen können, als sie heraustragen mögen; alles Uebrige soll den Eidgenossen als Beute bleiben; doch sollen sie nicht brennen. Da lud die Ehefrau des Herrn von Roseneck, eine Glarnerin, ihren Gatten auf die Schulter und trug ihn so heraus, als ihre beste Habe. Sie nahm auch ihre besten Kleinode mit; gerne gönnten ihr die Eidgenossen auch diese, gerührt von ihrer ehelichen Liebe, und als ein Eidgenosse nach denselben greifen wollte, wurde er kaum vom Strick erbeten. Aber auch hier entstand über der reichen Beute Streit. Im Zorn ward das Versprechen, nicht zu brennen, gebrochen, und zu Schande und Schaden der Eidgenossen verbrannte Städtchen und Schloß mit großem Gut. — Dazu kam noch anderer Streit. Bern, Solothurn und Freiburg wollten heim ziehen, um ihr Land vor Einfällen zu sichern; es gab Vorwürfe, und besonders wurden die Berner der Bestechung und des Verraths beschuldigt. Es hieß auch unter den Bernern: „Man sollte Hauptleute machen, die Herz hätten und dem römischen König Feind wären.“ Vor Stockach mußten die Eidgenossen schmählich abziehen, und auch an andern Orten verursachte Zwietracht Verlust und Schande. Im Schwaderloch drohte Unordnung und Ungehorsam große Gefahr; die Glarner z. B. schrieben den Ihrigen: „Schickt uns Geld, sonst ziehen wir heim.“ Zuchtlose Krieger beraubten die Landleute.

Schlacht auf der Malserheide und Benedikt Fontana.

Mai und Brachmonat 1499.

Die Tiroler hatten an der Grenze des bündnerischen Münsterthals, auf der Malserheide, von einem Berge zum andern eine sehr starke Landwehre aufgeführt, die in der Ebene auch durch Wasser beschützt war, in welche sie 12,000 Mann Besatzung mit vielem Geschütz legten. Aus dieser Landwehre brachen sie dann ins Unter-Engadin, plünderten und verbrannten mehrere Dörfer. Die Einwohner, welche nicht durch Flucht sich retten mochten, schlossen sie in

die Kirchen und quälten sie mit Hunger, bis Lösegeld für sie bezahlt wurde. Man bot den Feinden endlich selbst eine Brandschatzung an, um dann Ruhe zu haben; dieß ward angenommen, eine große Summe angesetzt und 33 der reichsten Männer des Landes als Geißel weggeführt. Das Volk mußte dem Kaiser huldigen. Viele waren dem Jammer ins Ober-Engadin entflohen. Nun brechen alle drei Bünde zu Rettung des Landes auf. Am Pfingsttage kommen sie vor die Landwehre mit 8000 Mann, zu denen sich viele Weiber aus Rache über die erlittenen Mißhandlungen gesellten. Lachend und spottend empfangen sie die Feinde; aber ein Herr von Brandis warnte die Uebermüthigen vor dem Schicksal derer zu Fraſtenz. Am 21. Mai machten die Bündner den Anschlag: Nachts mit 4000 Mann den hohen Berg, die Schlinge genannt, zu übersteigen, und die Feinde im Rücken ihrer Bollwerke anzugreifen; dazu wurden die der Gegend kundigen Engadiner und Münsterthaler gebraucht. Als diese die Höhe des Berges gewonnen und die ihn vertheidigenden Feinde vertrieben hatten, gaben sie den Ihrigen vor der Schanze ein Feuerzeichen. Nach der nächtlichen mühsamen Reise und einem schon bestandenen Kampfe stehen sie nun vor einem wohlgerüsteten, übermächtigen Feinde. Um Mittagszeit greifen sie ihn dennoch an. Nicht wenige von ihnen fallen durch das Geschütz, und lange kämpfen sie schon, ehe die vor der Schanze den Angriff thun; sei's, daß diese das Feuerzeichen nicht geachtet hatten, oder der Hauptmann sie zurückhielt. Sie schicken Boten zu mahnen, eiligst anzugreifen, sonst müssen sie erliegen. Jetzt ward die Landwehr mit dem höchsten Eifer angegriffen, erstürmt, und nach fünfstündigem hartem Kampfe flieht der Feind, wird in Berg und Thal verfolgt, die Brücke über die Etsch bricht ein, und viele ertrinken. Die Feinde verlieren 4000 Mann, und das Hauptbanner von Tirol mit großer Beute wird gewonnen. Beim Erstürmen der Schanze wird Ritter Benedikt Fontana von Oberhalbstein in den Unterleib gestochen, daß die Gedärme herausdringen; er hält sie mit der einen Hand zurück, streitet noch mit der andern und ruft den um ihn Bekümmerten zu: „Nur dran, ihr Bundsgenossen, es ist nur um

einen Mann zu thun. Heut möget ihr Vaterland und Bund erhalten, oder, wenn ihr nicht sieget, bringet ihr ewiges Joch auf euere Nachkommen.“ Die flüchtigen Feinde rächen sich nun an den 33 Geißeln aus Engadin, welche in der Stadt Meran aufbehalten wurden. Auf die Drohung, die Stadt zu verbrennen, werden sie wehrlos ausgeliefert und umgebracht. Hinter den Feinden gehen die Dörfer in Flammen auf. Schwer mit Beute beladen, kehren die Bündner nach Hause zurück.

Der Engadiner-Zug.

Als der Kaiser die Niederlage der Tiroler auf der Malserheide vernahm, begab er sich von Freiburg im Breisgau nach Feldkirch, und von da durch das verheerte Land nach Mals hinauf. Da klagen ihm die Einwohner das Unglück und schreien um Hülfe und Rache. Der Kaiser antwortet: „Wenn ihr hinter so starken Landwehren (wie bei Fraßtenz und Mals) euch nicht erwehren möget, wie ist ihm dann je zu thun?“ Ein neuer Heerzug von 15,000 Mann sollte nun durch Umwege ins Engadin einbrechen. Am 8. Brachmonat fällt das Heer ins Thal ein, und alles Land bis Fontana Merla, der Grenze zwischen Unter- und Ober-Engadin, wird vollends mit Brand verheert. Viele Engadiner, nachdem sie die Sachen von Werth vergraben, zündeten selbst ihre Häuser an und flohen in die Berge. Jammervoll war der Zustand des Landes. Willibald Birkheimer, des Kaisers Feldherr, gibt selbst eine schauervolle Beschreibung desselben.

„Wir kamen,“ so erzählt er, „durch verbrannte Dörfer und verwüstetes Land zu einem großen, erst abgebrannten Dorfe. Am Ende desselben traf ich auch zwei alte Weiber, welche einen Haufen von beinahe 400 Kindern, Knaben und Mädchen, wie eine Heerde vor sich her trieben; alle vor Hunger eingefallen und abgezehrt. Ich fragte die Weiber: Wohin sie den elenden Haufen treiben wollen? Sie waren wie verwirrt; vor Schmerz und Hunger konnten sie kaum reden; endlich sagten sie: „Du wirst es bald sehen, wohin wir die unglücklichen Kinder führen.“ Sie kamen so eben

auf eine Wiese; da fielen sie auf die Knie nieder und fingen an, wie das Vieh, im Grase zu weiden — nur mit dem Unterschiede, daß, wie jenes dasselbe abbeißt, die Kinder es mit den Händen abrupften und durch Gewohnheit schon gelernt hatten, die Kräuter zu unterscheiden, die bittern und unschmackhaften stehen zu lassen, und die schmackhaftern süßen, vorzüglich aber die säuerlichen, auszulesen. Dieser schreckliche Anblick machte mich stumm; wie sinnlos stand ich lange da. Eine von den Alten sagte dann: „Siehst du nun, warum der unglückliche Haufe Kinder hieher geführt wurde, denen es besser wäre, sie wären nie geboren worden, als daß sie solches Elend ausstehen müssen? Ihre Väter fielen durchs Schwert; ihre Mütter starben vor Hunger; ihre Habe raubte der Feind und ihre Wohnungen sind verbrannt. Nur wir Elenden sind noch übrig, um die armen Kinder, wie das Vieh, auf die Weide zu treiben und sie mit Gras zu füttern. Ach, wir hoffen, wir werden bald mit ihnen vom Elend erlöst! Vor wenigen Tagen waren ihrer noch ein Mal so viele; sie starben vor Hunger und Elend — glücklicher durch ihren frühern Tod, als durch längeres Leben.“ „Da brach ich in Thränen aus, erbarmte mich des jammervollen Schicksals der Menschen und verfluchte die Wuth des Krieges.“

Die Feinde kamen nun selbst in Noth. Der Herzog von Mailand, während er den Eidgenossen gute Worte gab, half den Oestreichern mit Kriegs- und Lebensmitteln. Als die Feinde nun im verwüsteten Lande selbst in Noth kamen, ward der Feldherr Birkheimer mit einem Heerzug über das Gebirge nach Worms geschickt, Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche der Herzog von Mailand zu schicken versprochen hatte. Aber nach einem bis zur Erschöpfung ermattenden Marsch über Felsenpfade und durch Schnee finden die Oestreicher die Hülfe nicht — wohl aber Feinde in der Nähe. Sie kehren über das Gebirg zum Heer ins Engadin zurück. Die Bündner erwarten sie auf den Berghöhen und werfen einen Hagel von Steinen und Holzstücken auf sie hinab; Lauinen stürzten Manche in Schlünde; in der Höhe erstarrten sie fast vor Frost. Unwillig wurden die Rückkehrenden vom eigenen Volk empfangen, weil sie beinahe nichts als Wein mitbrachten,

worüber blutige Händel entstanden. Jetzt war das Heer im Engadin ohne Obdach und ohne Lebensmittel; die Bündner selbst hatten noch Alles weggenommen. Die Brücken waren zerstört; aus Hohlwegen und Töblern brachen die Bündner hervor, griffen an, flohen wieder und nirgends sahen sich die Feinde sicher. Sie, die den Hunger ins Land brachten, starben selbst zum Theil vor Hunger und fraßen Gras; manche wurden wahnsinnig und stürzten sich verzweifelnd von den Felsen. Auch die Pest riß ein. Ward Einer davon angegriffen, tröstete ihn der Andere damit, daß er ihm sagte: „er solle Gott danken, daß er geschwinder als durch Hungersnoth sterben könne.“ Man mußte aus dem Lande fliehen. Ein kaiserlicher Hauptmann sollte die Prätigauer überfallen. Als er mit dem Führer an die Grenzen kommt, weist ihnen dieser das Land und sagt: „Hinführen will ich euch wohl, dann mag aber Jeder wohl sehen, wie er wieder daraus komme.“ Das fanden alle auch so, und kehrten ins Wallgau zurück. Unordnung riß im Heer ein; die Soldaten liefen weg; alles floh vor dem Hunger, und der Kaiser befand sich bald ohne Heer. Die Bündner hatten in ihrer Noth die Eidgenossen um Hülfe angerufen. Mehrere Tausend brechen auf und kommen auf Chur und Davos, wo sie den Abzug des Heers vernehmen, und bald auch wieder abziehen. Die Bündner vergelten nun mit Plünderung des Nachbarlandes. Der Vogt Ramschwag auf Gutenberg aber besticht drei Bündner, jeden mit 30 Gulden, durchs Land zu gehen, um Feuer einzulegen. Im Heumonat brachen wieder 500 Feinde ins Engadin ein, und kamen bis Schleins. Die meisten Leute des Dorfes waren mit einer Leiche zur Kirche gezogen. Eine Frau bereitete zu Hause das Todtenmahl — da überfiel sie die Schaar Kriegsleute. Man fragte sie: „Für wen sie diese Mahlzeit bereite?“ Mit Geistesgegenwart gab sie zur Antwort: „Für die alsbald anrückenden Bündner und Eidgenossen!“ Da gerieth die Kriegsschaar in Schrecken und floh. Die Frau eilt zur Kirche und erzählt dem Volke den Vorfall. Das Volk ergreift die ersten besten Waffen, und stürmt unter der Kirchenfahne auf die Feinde los; viele werden erschlagen, andere gefangen, und ein großer Theil stürzt in der

schreckenvollen Flucht über die Felsen hinunter. Die Kaiserlichen finden auch im eigenen Land keinen Vorrath, weil die Beamteten die Fürsorge vernachlässigt hatten. Die Soldaten ziehen im Lande herum, sich Lebensunterhalt zu verschaffen, und endlich geht das Heer ganz auseinander.

Die Eidgenossen wünschen Frieden.

Heumonat 1499.

Kaiser Maximilian mahnte nun das ganze Reich zu Hülfe auf, und aus vielen, auch entfernten Gegenden des Reichs, selbst aus Ungarn, Böhmen, Polen trafen Fürsten mit großer Macht zu Konstanz ein, wohin sich der Kaiser den 4. Heumonat selbst begab. Auf den Kanzeln wurde heftig wider die Eidgenossen als Unchristen gepredigt. Diese fühlten schwer die Last des Krieges. Bern wurden bittere Vorwürfe gemacht, daß es mit so wenig Eifer beistehe. Mehrere Orte, besonders Schweiz, drangen heftig auf Frieden. Zürich antwortete: „Das wäre gut gewesen vorhin zu betrachten, da auch wir uns beschwerten, in den Krieg zu gehen, und lieber Frieden gehabt hätten; das nahm man uns übel. Da es nun aber zum Krieg gekommen, so werden wir von keinem, denn von einem ehrenhaften Frieden reden lassen. Haben wir doch bisher mit Gott alles gewonnen.“ Auch der Herzog von Mailand, den der König von Frankreich bekriegen wollte, bot sich zur Vermittlung an, und es wurde ein Versuch beim Kaiser gemacht, einen Frieden zu unterhandeln. Die Eidgenossen geben dem Kaiser ihren Wunsch in einem Schreiben zu erkennen, worin sie ihm sagen: „Wir führen ungern Krieg, wollen lieber die Streitigkeiten mit Recht als Gewalt ausmachen; es ist Schade um's kostbare Menschenblut, das so häufig vergossen wird. Wird aber unsere Billigkeit und Friedensliebe verachtet, so trauen wir auf Gottes Hülfe, die wir schon erfahren haben. Wir vertheidigen nur die uralte Freiheit unserer Väter; immer werden wir, wie es Männern geziemt, lieber ehrenvoll sterben, als einen schmählichen, schändlichen Frieden machen.“ Der Kaiser gab hierauf keine Antwort. Er hoffte durch die große Macht, die er wieder

zusammengebracht hatte, die Eidgenossen endlich zu bezwingen und die Schmach der frühern Niederlagen zu tilgen. Das Mädchen, welches der Eidgenossen Schreiben überbrachte, — denn wegen der Erbitterung schickte man Briefe nicht durch Männer, — wartete im Vorhofe auf die Antwort. Da fragten einige von der kaiserlichen Leibwache dasselbe: „Was machen die Schweizer in ihrem Lager?“ Das Mädchen: „Seht ihr nicht, daß sie euern Angriff erwarten?“ Die Soldaten: „Wie stark ist ihre Zahl?“ Das Mädchen: „Genug, um euere Angriffe zurückzuschlagen!“ Als die Soldaten nochmals darauf dringen, daß es ihre Zahl angebe, sagt das Mädchen: „Wenn ich mich nicht irre, so hättet ihr erst neulich im Treffen vor den Stadtthoren selbst sie zählen können, wenn die Flucht euch nicht blind gemacht hätte.“ Die Soldaten: „Haben sie auch was zu essen?“ Das Mädchen: „Wie könnten sie denn leben, wenn sie nicht zu essen und zu trinken hätten?“ Das machte die Zuhörer lachen. Aber Einer, um das Mädchen zu erschrecken, legte die Hand an das Schwert. Das Mädchen, ganz unerschrocken: „Ja, du zeigst dich recht als einen tapfern Mann, da du einem so jungen Mädchen drohest. Hast du so großes Verlangen, mit dem Schwert drein zu schlagen, warum greifst du nicht die Feinde an? Wahrlich, dort findest du wohl etwa einen Mann, der deiner hitzigen Begierde entspricht! — aber freilich, leichter ist's, ein unbewaffnetes und unschuldiges Mädchen anfallen, als einem bewaffneten Feinde begegnen, der die Sache nicht mit Worten, sondern mit der That auszumachen weiß.“ Ich hörte dieß, sagt der kaiserliche Feldherr Birkheimer, nicht ohne Freude, und bewunderte das Herz und die Freimüthigkeit des Mädchens.

Als das Stillschweigen des Kaisers den Eidgenossen die Hoffnung nahm, für jetzt einen billigen Frieden zu erhalten, so vereinigten sie sich zu Anstrengung all' ihrer Kräfte, und aller Streit, alle Vorwürfe schwiegen. Es wurden Gesandte nach Frankreich geschickt, das versprochene Geschütz abzuholen und eine Besatzung von 6000 Mann ins Schwaderloch gelegt. Da zeigten zwei Hauptleute, wie Vaterlandsfreunde zum Wohl des Vaterlandes die heftigsten Leidenschaften zu

besiegen wissen. Arnold von Winkelried aus Unterwalden und Zur Kinden von Zürich beleidigten einander, wahrscheinlich im Kriegsdienst, heftig, und haßten sich seither auf den Tod. Sie waren nun im gleichen Lager; die Hauptleute hatten ihnen Friede geboten, so lange der Krieg währe, — und sie gehorchten. Ein Mal waren beide in verschiedenen Haufen ausgezogen. Winkelried wurde von Feinden umringt und kam in die größte Gefahr. Zur Kinden kam dazu, zerstreute die Feinde, rettete Winkelried. Aber Winkelried wollte nicht weniger edel sein. Er ritt noch am gleichen Abend ins Zürchersche Lager und rief dem Zur Kinden. Die Hauptleute redeten ihm ernstlich zu; erinnerten ihn daran, daß er mit Zur Kinden in Frieden gesetzt sei. Winkelried antwortete: „er komme ganz friedfertig: denn er wolle seinem Retter danken.“ Er soll — sprach er — diesen erbeuteten Hengst zum Denkzeichen meiner Liebe gegen ihn annehmen.“ Sie machten nun Freundschaft mit einander — auf immer.

Das Ende des Krieges. Schlacht bei Dornek.

Heumonat 1499.

Der Kaiser sammt dem schwäbischen Bund hatte den Anschlag gemacht, die Eidgenossen zu gleicher Zeit mit großer Macht an drei von einander entfernten Orten zu überfallen. Oben am Bodensee sollte ein Einfall ins Rheinthal geschehen; von Konstanz aus auf das Schwaderloch, und von Basel her über Dornek gegen Solothurn. Hans von Laupen, ein Priester, von Zürich gebürtig, war zu dieser Zeit Caplan eines schwäbischen Hauptmanns zu Konstanz. Dieser vernahm alle Rathschläge der Hauptleute, schlich sich von Konstanz weg und theilte sie den Eidgenossen mit. Dagegen meldete der eine Bürgermeister von Basel, Immer von Gilgenberg, dem Kaiser alles, was er von den Eidgenossen erfahren konnte.

Auf die bestimmte Zeit fuhren 3000 Mann von Lindau über den See gegen Rheineck, wo 200 Eidgenossen lagen, welche, die Feinde verachtend, ihnen ohne Ordnung entgegenrückten und angriffen, aber von dem wohlgerüsteten Feind mit

Verlust von 70 Mann zurückgetrieben wurden. Der Landsturm ging durch's Rheinthal, und die Kaiserlichen kehrten auf ihren Schiffen wieder nach Lindau zurück.

Die Eidgenossen im Schwaderloch bereiteten sich zu einer Schlacht, führten Geschütz auf den Geißberg, hinter welchem sie ihre Schlachtordnung bildeten, und so den Ausfall des kaiserlichen Heers zu Konstanz erwarteten, zu dem sie auch durch Beschießen der Stadt reizten. Am 15. Heumonat ließ dann der Kaiser das Reichsbanner aufrichten, und zog selbst mit allem Kriegsvolk, 20,000 Mann stark, in die Bollwerke hinaus, ordnete drei Schlachthaufen, Reiterei, Fußvolk mit Spießen, und mit kurzem Gewehr. Das Mustern dauerte vom Morgen bis 3 Uhr Nachmittags. Die Eidgenossen zeigten sich in Schlachtordnung, kampfbegierig; sie beschossen die Bollwerke. So ging's zwei Tage. Am dritten sollte der Angriff von den Kaiserlichen geschehen. Das Volk wurde gemustert. Da erhob sich großer Zank. Die Einen sagten: sie seien nur zur Bewahrung von Konstanz gesandt; Andere wollten warten, bis das ganze Reichsheer versammelt sei. Der Adel hielt den Angriff für zu gefährlich, da die Eidgenossen in so fester Stellung und der Gegend kundig seien; sie rathen dem Kaiser, seine Person nicht an die frechen, bösen Bauern zu wagen. Noch Andere sagten: Es seien Friedenshandlungen angefangen, warum jetzt noch unnützes Blutvergießen? Erzürnt über solchen widerwärtigen Sinn, befahl der Kaiser die 80 Stück Geschütz gegen die Eidgenossen abzufeuern, und dann den Rückzug in die Stadt. Er war unwillig und betrübt, wollte nicht mehr zu Konstanz bleiben und sagte: „Ich kann die Schweizer nicht mit Schweizern schlagen."

Zu eben der Zeit zog das dritte Heer der Deutschen, 15,000 Mann stark, bei Basel hinauf, Dornek zu belagern, welches Benedikt Hugi mit einer solothurnischen Besatzung vertheidigte. Auf ihrem Marsch plünderten sie etliche Dörfer, mordeten Männer, raubten Kinder, welche dann die Mütter mit Geld lösen mußten. Solothurn mahnte die Eidgenossen um eilende Hülfe; sein Banner zog unter der Anführung des Schultheißen Niklaus Konrad, 1500

Mann stark, bis Liestal, und wartete da auf die andern Eidgenossen. Eilig folgten Kaspar Göldli mit 400 Zürchern und der Schultheiß Rudolf von Erlach mit dem Banner und 3000 Mann von Bern. Göldli sah von einer Anhöhe herab die Unordnung der Feinde, welche keine Eidgenossen hier vermutheten, und rieth zu unverzüglichem Angriff. Eilig stärkten die Eidgenossen sich noch mit etwas Speise und zogen am 22. Heumonat Abends 3 Uhr an den Streit. Die Feinde lagerten an der Birs, machten Hütten, schlachteten Vieh, kochten, tanzten, badeten, spielten, tranken, dachten an keine Gefahr: denn der Bürgermeister von Basel, der ihnen alle Nachrichten von den Bewegungen der Schweizer gab, hatte ihnen gemeldet, daß alle Macht derselben sich gegen Konstanz gewendet habe. Ein alter Kriegsmann bat den kaiserlichen Feldherrn, Graf Heinrich von Fürstenberg, Sorge zu tragen: denn es dünke ihn, daß sich die Schweizer sammeln. Fürstenberg sagte: „Meinst du denn, daß es Schweizer schneie? Ihrer sind nicht so viele! Sie haben wohl im Schwaderloch vor Konstanz zu schaffen, daß wir hier nichts von ihnen zu besorgen haben! Wer sich aber fürchtet, der lege einen Panzer an!“ Es kam ihm noch mehr Warnung zu, die er auch verachtete. „Er wisse schon, was zu thun oder zu lassen sei.“ Ein Solothurner führt die Eidgenossen unbemerkt durch ein Holz hart an der Feinde Lager. Die Eidgenossen knieen nieder und beten — dann fallen sie mit großem Geschrei ins feindliche Lager. Die Feinde glaubten anfangs, ihr Volk sei unter einander uneins geworden, liefen aus den Zelten und geboten Frieden — bis sie die Eidgenossen erkannten. Fürstenberg eilt auch herbei, um, wie er glaubte, den Streit unter seinen Leuten beizulegen. Er erhält eine tödtliche Wunde. Die Eidgenossen fanden dennoch starken Widerstand; denn ein Heerhaufen der Feinde brach von der Seite her auf sie ein und drängte sie sehr. Manche Feige flohen; ein Theil wurde abgeschnitten und die Eidgenossen wichen etwas zurück, um sich mit diesen zu vereinigen; sie leiden große Noth und lange dauert der heftigste Kampf. Aber gerade in dem entscheidenden Zeitpunkt kommen die Banner von Luzern unter Hauptmann Feer

von 800, und von Zug unter dem Amtmann Steiner von 400 Mann an die Feinde. Sie waren auf dem Wege nach Konstanz, als Boten von Zürich sie erreichten und eilends nach Dornek zu ziehen mahnten. Als sie durch das Holz zogen, hinter welchem die Feinde lagen, kamen ihnen etliche Flüchtlinge von den 3 Orten entgegen und sagten: „O ihr lieben Eidgenossen, ziehet nicht weiter! denn ihr werdet nichts schaffen; die Unsrigen sind so umgeben und geschädigt, daß wenige davon kommen werden.“ Da sprach der Hauptmann von Luzern: „Ihr solltet bis in den Tod nicht von ihnen gewichen sein, und wir werden zu unsern Eidgenossen Leib und Leben setzen.“ Der Hauptmann von Zug sprach: „Sollten wir das Gefecht hören und nicht zulaufen! — das wäre uns eine ewige Schande. Ich halte unsere Eidgenossen dafür, daß sie noch nicht, wie ihr vorgebet, überwältigt seien; und sind sie je erschlagen, so werden sie sich dermaßen an dem Feinde gehalten und ihn ermüdet haben, daß wir etwas schaffen und unsere lieben Eidgenossen rächen können. Darum, welche redlicher Eidgenossen werth sind, die folgen mir nach!“ So zogen beide Banner getrost an den Feind. Als sie an den Ort kamen, wo die drei Städte den Feind angegriffen und geschlagen hatten, fanden sie viele Kriegsleute, welche plünderten. Sie sahen dieselben nicht für Eidgenossen an, weil sie Welsche waren, die sich von dem Berner-Banner abgesondert hatten, nun die todten Feinde auszogen und ihre Brüder in der Noth stecken ließen. Es wurden ihrer viele erschlagen, ehe sie erkannt wurden. Endlich drangen sie zu den Eidgenossen durch, stärkten ihren Muth und bald wandte sich der Feind zur Flucht und wurde bis unter Basel hinab verfolgt — bis die Nacht einfiel. Dann kehrten sie in der Feinde Lager zurück und erquickten sich an dem Mahle, das diese bereitet hatten. Die Feinde verloren über 3000 Mann mit ihrem Feldherrn, dem Grafen von Fürstenberg, und vielen Rittern und Edeln. Aber auch die Eidgenossen verloren viel Volks, weil zu wenig Ordnung und Gehorsam unter ihnen war. Am folgenden Tage kamen auch die von Uri, Schweiz, Unterwalden und Freiburg zu ihnen, konnten aber nur noch Zeugen des Sieges sein. Die

Eidgenossen bestatteten ihre Todten, besorgten brüderlich die Verwundeten und zogen mit den eroberten Kanonen, Gewehren, Bannern und großer Beute als Sieger nach Hause. Die Verwandten des gefallenen Adels baten die Solothurner um Auslieferung der Leichname. „Sie müssen bei den Bauern bleiben!“ antworteten diese trotzig. Der Stolz des Kaisers und der schwäbischen Fürsten war nun gedemüthigt; der Muth entfiel ihnen und sie wurden froh des Friedens, der bald darauf zur Ehre der Eidgenossen geschlossen wurde. Frankreich suchte den Frieden noch zu verzögern, um das Herzogthum Mailand vollends zu erobern und dem Herzog die Hülfe des Kaisers zu entziehen; desto eifriger vermittelte der Gesandte des Herzogs von Mailand. Beide kriegführende Parteien waren müde und kannten Frankreichs Beweggründe. Die Eidgenossen litten viel vom Geld-, Brod- und Salzmangel. Als die Abtretung des Landgerichts im Thurgau an die Eidgenossen bewilligt wurde, kam der Friede den 22. Herbstmonat 1499 zu Stande.

Die weitere Folge dieses Krieges war, daß Basel am 9. Brachmonat und Schaffhausen am 10. Augstmonat 1501 in den ewigen Eidgenossenbund aufgenommen wurden. Mit der Aufnahme von Appenzell am 17. Christmonat 1513 blieb dann der Eidgenossenbund geschlossen.

Die italienischen Kriege.

Die Werbungen nach Italien.

1499—1500.

Während des Schwabenkriegs eroberte König Ludwig XII. von Frankreich das Herzogthum Mailand, auf welches er Erbansprüche hatte. Die Eidgenossen, auch die bisher einem Bunde mit Frankreich widerstrebenden Orte, waren durch den Krieg genöthigt, ein zehnjähriges Bündniß mit Frankreich einzugehen, in welchem ihnen der König seine Hülfe gegen ihre Feinde versprach, die Eidgenossen aber sich auch verpflichteten, auf sein Begehren ihm freiwilliges Volk in

seinen Dienst zu bewilligen. Schon während des Krieges war eine Anzahl am Vaterland treuloser Söldner ihm zugezogen. Als der Friede geschlossen war, verlangte Frankreich Erfüllung der Bundespflicht, und der Zuzug wurde bewilligt. Der französische Gesandte berief die freiwilligen Söldner nach Uri; es kamen 20,000; von diesen wählte er 12,000 aus, nahm mit denselben das Veltlin ein und schickte sie dann zu Ende des Christmonats 1499 wieder heim. Unwillig über die schlechte Behandlung und das Ungemach der gefährlichen Reise über die Hochgebirge in dieser Jahreszeit kamen die Söldner nach Hause zurück. Jetzt wurde die Werbung des Herzogs und des Kaisers von Erfolg. Ungeachtet des Verbots der Oberkeiten traten mehrere tausend Söldner in des Herzogs Dienste; andere liefen wieder den Franzosen zu, und manche nahmen von beiden Parteien Geld. Die Mailänder, welche die Franzosen mit Jubel empfangen hatten, waren nun durch das übermüthige, ausschweifende Betragen derselben so erbittert, daß sie dem Herzog zufielen, der dann das Herzogthum eben so schnell wieder eroberte, als er es verloren hatte. Der König warb ein neues Heer und verlangte von den Eidgenossen neuen Zuzug. Auch der Kaiser warb um Söldner. Dieß benutzte man, um immer größere Anerbieten zu bewirken. Als der französische Gesandte den ersten Abschlag vernahm, sagte er: „Ich merke wohl, wo es haftet; es ist um Geld zu thun; ich will den Kronensack erschütten, so wird es gehen!“ Damit ging er von Ort zu Ort und es ging nach seinem Wunsche; auch da, wo man's verbot, liefen die Söldner haufenweise zu, so daß mehr als 24,000 Eidgenossen mit den Franzosen über den Bernhardsberg zogen. Der Herzog von Mailand wurde in der Stadt Novara belagert. Eidgenossen standen gegen Eidgenossen in beiden Heeren. Die Oberkeiten sandten Boten hin, um beide Fürsten zum Frieden zu bewegen, oder die Knechte heimzurufen, und verboten, daß nicht Eidgenossen mit Eidgenossen sich schlagen. Indessen wurde die Stadt so heftig beschossen, daß sie, da das Kriegsvolk in derselben selbst uneinig war, und einige Hauptleute sogar treulos zu den Franzosen übergingen, aufgegeben werden mußte. Die Eidgenossen

hatten dem Herzog den Rath gegeben, zu fliehen, und ihm Beistand dazu anerboten; das wollte er nicht. Bei der Uebergabe der Stadt suchten sie ihn unter ihre Leute zu verstecken; die Franzosen aber drohten sie alle niederzumachen, wenn sie ihn nicht herausgeben, und suchten ihn auf; — da nahm Rudolf Thormann, ein Einsaß von Uri, den auf des Herzogs Verrath gesetzten Preis und wies ihn den Franzosen; der Herzog wurde gefangen und lebenslänglich in einem französischen Schlosse verwahrt. Mit Unwillen wurden des Herzogs Söldner bei Hause empfangen, die Führer an einigen Orten gestraft und der Verräther, als er später zurückkehrte, und sein Verbrechen vergessen glaubte, enthauptet.

Streit um Bellenz.

1501—1503.

Herzog Ludwig hatte Bellenz an Uri abgetreten, und die Bürger daselbst baten die Länder, sie gegen die Franzosen in Schirm zu nehmen. Das ward zugesagt, und eine Besatzung dahin verlegt. Als dann die französische Regentschaft 1501 die Abtretung verlangte, antwortete Uri: „Auch der König hat uns früher Bellenz zugesagt; wir lassen es nicht, setzen Leib und Leben dazu; wer Bellenz gewinnt, muß auch Uri gewinnen.“ Um diese Zeit erheben 6000 Söldner Ansprüche an den König, wegen großer Rückstände aus frühern Feldzügen, und als der Gesandte sie abweist, brechen sie zu einem Zuge über den Gotthard auf, und bringen von Lauis und Luggarus großes Raubgut nach Hause. Ihre Ansprachen werden dann von einem eidgenössischen Schiedgericht beurtheilt, und sie müssen sich mit 20,000 Kronen, dem zehnten Theil des Geforderten, begnügen. Indessen dauerte der Streit um Bellenz zwischen Uri und dem König fort. Dieser erklärt: Die Ehre erlaube ihm nicht, Bellenz zu lassen; er wolle aber mehr geben, als diese Herrschaft werth sei. Uri erwiedert: „Bellenz haben wir einst erkauft, und lange besessen; die Bürger haben sich freiwillig in unsern Schirm begeben und wir Schutz versprochen; Herzog Ludwig hat es abgetreten, und der König uns früher gleiche Zusage

gethan: wir setzen Alles daran." Der König will ein eidgenössisches Schiedsgericht sprechen lassen. Uri befürchtet Einfluß französischen Geldes und antwortet: „Wir wollen weder Recht noch Geld, sondern das uns zugesagte Bellenz," und der König schwört bei seiner Krone: „Ich will es haben!" Die drei Länder besetzen Bellenz; der König droht Krieg; die übrigen Eidgenossen bitten, daß die Länder um des Friedens willen nachgeben, erhalten aber die Antwort: „Wir schützen Bellenz, wie unser Vaterland, wie Weib und Kind; wir haben den Leuten Treue und Schirm geschworen; unser Siegel und Wort brechen wir nicht; wer uns zwingen will, findet uns in Waffen." Und nun, gemahnt, ziehen die Eidgenossen unter ihren Bannern über den Gotthard (Hornung 1503), die Einen willig, die Andern unwillig, alle aus Bundespflicht. Die Lombardie, voll Schrecken, schickt dem Heer Boten entgegen: „Wir wollen," sagen diese, „Thür und Thor öffnen, Speise genug schaffen, wenn Ihr nicht brennet und verwüstet." Der König, befürchtend, daß Mailand zu den Eidgenossen falle, verspricht nun die Abtretung von Bellenz und die Eidgenossen ziehen nach Hause. Von nun an blieb dieser Schlüssel und Schutzwehr der Alpen den drei Ländern.

Der Kampf der Pensionsfreunde und Feinde.

1504—1512.

Jetzt wurden Reislaufen und Pensionen wieder verboten. Kein Ort sollte ohne Wissen und Willen der andern Orte in Krieg ziehen und Werber mit dem Tode bestrafen. Diese Verordnung sollte mit den Bünden beschworen werden. Die französischen Gesandten, die heimlich Söldner warben, wurden aus dem Lande gewiesen. In Bern wurde Hab und Gut des Ludwig von Erlach und anderer Reisläufer am offenen Markt verkauft. Aber das kriegslustige, verwilderte Volk achtete der Verbote nicht. Bald wurden die Pensionsfreunde wieder Meister und ließen der Werbung freien Lauf. So kämpften oft die Biedern und die den Fürsten Verkauften in den Räthen — während von Frankreich und Mailand, vom Kaiser und Papst Geldströme flossen, um

eidgenössische Söldner mit oder ohne Erlaubniß der eidgenössischen Oberkeiten zu werben.

Der König von Frankreich hatte zu Anfang des Jahres 1507 wieder solchen Einfluß gewonnen, daß ihm die Tagsatzung eine Werbung von 8000 Mann zum Schutz von Mailand bewilligte. Es kamen aber so viele, daß 1500 ausgemustert wurden. „Da war," schreibt Anshelm, „eidgenössisches Fleisch wohlfeiler, als kälbernes." Es blieb so wenig Mannschaft im Land, daß Ackerfelder zu öden Haiden wurden. Statt nach Mailand wurden die Söldner zur Eroberung von Genua geführt. Um den Kaiser zu hindern, Volk in seinen Dienst zu gewinnen, gab die französische Gesandtschaft Geld mit vollen Händen. In Bern, Luzern und andern Orten wurden zu Hunderten bewirthet. Am eifrigsten ward der Söldnerkauf in Baden betrieben. Die französische Gesandtschaft warf dem Volk Geld in die Bäder zu; auf der Straße ließ sich der Gesandte von Weibern und Töchtern fangen, und löste sich dann mit Kronen; er nährte das liederlichste, üppigste Leben. „Ist's nicht Thorheit von den Eidgenossen," sagte er, „wenn sie sich widern, vom mächtigen, reichen König Geld zu nehmen? Gemeiner Nutzen ist nicht, wenn der Staatssecksel, sondern wenn der gemeine Mann das Geld hat." Das Unwesen ward so arg getrieben, daß die Tagsatzung den Gesandten aus dem Lande schickte und die Söldner aus des Königs Dienste heimmahnte; aber diese verweigerten den Gehorsam. Der Kaiser, für den die Männer von Ehre und Recht immer günstiger gestimmt waren, gewann wieder mehr Einfluß. Er versprach unter Anderm auch: Bruder Klaus zu einem Heiligen erheben zu helfen. Zehn Orte versprachen ihm, nach altem Gebrauch, Zuzug zur Kaiserkrönung nach Italien. Der König sah endlich auch, daß das leichtfertige Volk sein Geld nehme und doch nach Belieben auch in andere Dienste gehe, und ihm ohne dieß eine Menge von Söldnern in geheim zuziehen würde. Es drohte sogar der Eidgenossenschaft die Gefahr, daß sich der Kaiser und der König zu ihrem Untergange vereinigen wollten. Das zehnjährige Bündniß mit Frankreich ging 1509 zu Ende. Der König erneuerte es nicht wieder — zum

großen Schrecken der Söldner und zu eben so großer Freude der Vaterlandsfreunde. Die heimlich zugezogenen Söldner wurden verächtlich behandelt, unbezahlt und beschimpft nach Hause geschickt. Dieß zündete einen Haß gegen Frankreich an, der demselben theuer zu stehen kam. Tschudi bemerkt: „Jedem Franzosen ist, als man spricht, in seiner Geburt große Hoffarth und Uebermuth angeboren." Nun schloß der kriegerische Papst Julius II. 1510 ein Bündniß mit den Eidgenossen für 6000 Mann zur Schützung des Kirchenstaates. „Die einfältigen, frommen Leute in der Eidgenossenschaft meinten, was sie dem heil. Vater und dem Stuhl zu Rom thun, das thäten sie Gott im Himmel und wären lauter gute heilige Werke und Verdienste; aber weniger Wort hielt ihnen kein Fürst, wie der Papst." Als die Eidgenossen sich nicht gegen die Bedingnisse des Bundes wollten brauchen lassen, einen mißlungenen Feldzug machten, dem Papste dann Vorwürfe zuschrieben und ihn ermahnten, als ein Fürst des Friedens mit christlichen Fürsten ohne Hinterlist (Praktik) und friedlich zu handeln, so wie auch sie mit dem Kaiser und König in Frieden leben wollen und sich zur Vermittlung erboten — da antwortete er ihnen im höchsten Zorn und Stolz. Der Bischof Schinner, der Franzosenfeind und Urheber des Bundes mit dem Papst, mußte vor dem Zorn der Eidgenossen, verkleidet nach Italien fliehen; der Papst lohnte ihn mit der Kardinalswürde. Die Eidgenossen schrieben nun Entschuldigungen, und der Papst that bald wieder freundlich mit ihnen.

Ein neuer Sturm gegen die Franzosen erhob sich, als diese zu Lauis zwei Läufer von Schweiz und Freiburg ermordeten, den von Bern beschimpften, und die Büchse des Schweizers mit dem Landeswappen unter Spottreden öffentlich versteigerten. Da war alles Abmahnen der Eidgenossen, die Entschädigung der Verwandten des Boten mit 200 Kronen, das Ansuchen und die Erbietungen der Mailänder Regierung und selbst die Verwendung des Kaisers, nicht im Stande, den Zorn der Schweizer zu besänftigen. Auf einer Landsgemeinde zu Martini 1511 beschließen sie den Volksaufbruch, und vor dem Zuzug der zu Hülfe gemahnten

Eidgenossen ziehen sie schon am 14. Wintermonat mit 1500 Mann über den Gotthard, und es folgen alle Orte; 10,000 Eidgenossen rücken gegen Mailand an und kommen bis in die Vorstädte. Da reißt — wahrscheinlich durch Bestochene bewirkt — Unordnung und Zwist ein. Alles Volk geht zurück. Das Land wird geplündert, verheert, weit und breit alle Dörfer verbrannt, Schandthaten geübt. Viele der Räuber wurden von dem verzweifelnden Volke erschlagen. Ohne Ordnung, unter Zank und Schmähen, zogen die Heerhaufen heim, obgleich mehrere Tausend zu ihrer Verstärkung auf dem Wege waren. Aber auch im Lande wurden, das Geleit der Eidgenossen nicht achtend, Kaufleute, die auf die Messe reisten, geplündert. Nach jenem schändlichen Zuge bot der König dennoch 30,000 Gulden Entschädigung; man forderte ihm dagegen 200,000. Da verließ 1512 der französische Gesandte ohne Abschied trotzig die Schweiz. Noch einmal schließen die Eidgenossen Bund mit dem Papst. Sein Gesandter kam, mit großem Ablaß versehen, für den die Eidgenossen viel Geld gaben, das dann wieder zur Werbung verwendet ward, so daß sie sich selbst für den Krieg kauften. Mit 20,000 Mann zogen die Eidgenossen nach Mailand. Das ganze Herzogthum ward nun, in Verbindung mit den Venetianern, erobert, und 6000 Eidgenossen blieben als Besatzung im Lande; mit reichem Sold und Beute zogen die Uebrigen heim. Papst Julius gab den Eidgenossen den Titel: Beschützer der Freiheit der Kirche, beschenkte sie mit einem kostbaren Hut, einem goldenen Schlachtschwert und zwei Hauptbannern; auch erhielt jedes Ort ein besonderes, mit einem Heiligenbild geziertes Banner. Den Gesandten gab man seidene Röcke, damit die Römer bei ihrem Einritt über ihre geringe Kleidung nicht spotten. Maximilian Sforza sollte nun wieder Herzog von Mailand werden, und die Eidgenossen ihn bei seinem Lande schützen.

Betrug des Furno und Raubsucht der Eidgenossen.

1508—1511.

Ein ehemaliger Schreiber des Herzogs von Savoien, Johann von Furno, kam den 3. März 1508, von freiburgischen Rathsherren begleitet, vor den Rath zu Bern, und trug demselben vor: „Wenn ihm für Leib und Gut und schöne Belohnung Versicherung geleistet werde, wolle er beiden Städten einen Schatz eröffnen, wozu sie Fug und Recht haben.“ Man gab ihm diese Zusage auf den Fall, daß seine Sache begründet sei. An einem dazu bestimmten Tage übergab Furno dann zu Genf den Gesandten beider Stände einen von Herzog Karl von Savoien den 17. März 1489 ausgestellten, unterschriebenen und mit dessen Siegel verwahrten Brief, dessen Inhalt sagte: daß der Herzog nach seinem Tode die beiden Städte Bern und Freiburg wegen ihrer dem Hause Savoien so lange Zeit geleisteten Dienste begaben wolle, und zwar Bern mit 200,000 und Freiburg mit 150,000 rheinischen Gulden, die auf seine Erben und auf etliche Herrschaften, als Pfandschaften dafür, angewiesen seien. Die Städte nahmen diesen Brief ohne weiters als gültig an; sie stifteten dem Vergaber eine Jahreszeit in ihren Kirchen, und Furno wurde alles, was er verlangt hatte, zugesichert. Hierauf forderten sie durch eine Botschaft vom Herzog Ausbezahlung der Summe sammt Zinsen, oder das Unterpfand. Der Herzog erstaunt, und schickt eine Gesandtschaft nach Bern, die Falschheit des Briefes, der Zeugen u. s. w. zu beweisen und darauf zu dringen, daß Furno in strenge Untersuchung genommen werde. Die Gesandten und Furno wurden zwar mündlich und schriftlich gegen einander verhört; aber die Städte blieben auf ihrer Forderung, und nur mit Mühe wurde das Volk zurückgehalten, den Schatz mit Gewalt zu holen. Auf die Vermittlung der vom Herzog dazu erbetenen Mächte, ward der Gabbrief zwar für ungültig erklärt; der Herzog aber sollte in Zeit von 8 Jahren beiden Städten 125,000 Gulden bezahlen; Furno wurde von Savoien frei

gesprochen, und schwur in der Kirche zu Freiburg: er habe und wisse keinen Gabbrief mehr.

Nach einiger Zeit ließ Furno durch Ludwig von Erlach bekannt werden: Er habe noch ein ähnliches Vermächtniß, wie für jene zwei Städte, auch für die 8 Orte: Zürich, Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug, Glarus und Solothurn. Alsbald verlangten diese Orte, gegen Zusicherung reichlicher Belohnung, die Auslieferung des Briefes von Furno. Das that er. Es waren darin jedem Orte 100,000 Gulden vergabt, wofür in den Hauptkirchen des Vergabers Jahrszeit begangen werden sollte. Zürich allein zeigte Mißtrauen und wollte die Sache erst untersucht haben. Der Herzog bat, daß man den Böswicht doch erst vors Recht stelle. Die Mehrheit der Orte aber beschloß: Wenn der Herzog nicht entspreche, wollen sie die Vergabung mit den Fahnen abholen. Basel und Schaffhausen mittelten; der Kaiser und der König von Frankreich mahnten von Gewalt ab. Vergeblich bot der Herzog 100,000 Gulden an. Die Länder, mit Ausnahme von Glarus, zogen wirklich nach Wallis und bedrohten den Herzog. Als Bern und Freiburg zu mitteln suchten, erhielten sie die Antwort: „Was ihnen recht gewesen, müsse auch für Andere recht sein.“ Diese Städte verstanden sich endlich dazu, ihre 125,000 Gulden zu einer gemeinschaftlichen Summe zu machen. Der Herzog versprach allen zehn Orten insgesammt 300,000 Gulden, zu gleichen Theilen auf alle Orte, und den Auszügern einiger Orte 10,000 Gulden zu bezahlen, wogegen alle weitere Briefe, die Furno noch hervorbringen möchte, ungültig sein sollen. Nur mit Mühe konnten Uri und Nidwalden zur Annahme bewogen werden. Um die erste Zahlung von 60,000 Gulden leisten zu können, mußte der Herzog sein Silbergeschirr hinter Bern legen und vermünzen lassen. Durch Bern ließ er dann um längere Zahlungsfristen bitten, und um Erbarmen für seine armen, durch die Satzung so bedrängten Leute. Dieß bewog endlich doch die Eidgenossen, daß sie gegen ein großes Geschenk an jedes Ort, die ausstehende Schuld gänzlich erließen, und den Brief herausgaben. Bern machte den Anfang dazu, Schweiz und Freiburg sich sträubend das Ende.

Mehrere Berner aber: Ludwig von Erlach, der vorzüglich Förderer des Betrugs war, Albrecht von Stein und Anton Roll, hatten sich durch diesen schändlichen Handel bereichert. Der Herzog erhielt dann wieder Proben von Freundschaft der Eidgenossen. Ihre Fürsprache ersparte ihm 1517 Krieg mit Frankreich und brachte ihm den Frieden; er erneuerte mit ihnen die ältern Bündnisse. Furno, der Schurke, starb nicht lange hernach zu Freiburg.

Feldzug für Mailand.

1513.

Schlacht bei Novara.

Den 25. Wintermonat 1512 wurde zu Baden eine Tagsatzung gehalten, welche die Eidgenossen mit Stolz erfüllte. Der Kaiser, England, Spanien, Venedig, Lothringen und andere Fürsten bewarben sich um Bündniß mit ihnen, das sie ablehnten. Der König von Frankreich wünschte Frieden zu schließen; als er aber auf Mailand nicht Verzicht leisten wollte, und seine Gesandten heimlich Geld zu spenden anfingen, wurden diese aus dem Lande gewiesen, und die Bestochenen streng bestraft. Hingegen übergaben die Eidgenossen dem Sohne des gefangenen Herzogs Ludwig Sforza, Maximilian, das Herzogthum Mailand, mit der Zusicherung, es wie ihr eigenes Land zu schirmen. Dafür versprach er ihnen die Abtretung von Lauis, Luggarus und Eschenthal, die Summe von 200,000 Dukaten in 8 Jahren, ein beständiges Jahrgeld von 40,000 Dukaten und Zollfreiheit bis Mailand. Auch mit Savoien ward ein 25jähriges Bündniß geschlossen, demzufolge sie des Herzogs Land in dessen Sold beschützen sollen. „Weise Männer aber meinten, die Eidgenossen seien zu stolz und thöricht, daß sie sich verpflichten, anderer Fürsten Lande zu schützen, da sie schwerlich ihr eigen Land zu schirmen vermögen; dieß werde am Ende, wie es auch geschehen, übel ausschlagen.“ Am 29. Christmonat setzten dann die eidgenössischen Gesandten in Gegenwart der Gesandten des Papstes, Kaisers, Königs von Spanien und

anderer Fürsten den neuen Herzog zu Mailand mit großem Pomp in seine Herrschaft ein. Der Herzog nannte die Eidgenossen seine Väter und seines Vaterlandes Hersteller, hielt die Gesandten in fürstlichen Ehren und entließ sie reichlich beschenkt. Im Frühling des Jahres 1513 rückte König Ludwig XII. neuerdings mit einem Heer von 20,000 zu Fuß und 10,000 zu Pferd zur Eroberung von Mailand an. Vergeblich machte er den Eidgenossen große Anerbietungen, um sie zur Ueberlieferung von Mailand zu bewegen. Auf die erste Mahnung des Herzogs schickten sie 4000 Mann zu Anfang und auf die zweite 8000 Mann zu Ende Mai's. Alle zogen Novara zu. Ehe der zweite Zuzug ankam, stand der König schon mit seinem Heer vor dieser Stadt, die er wegnehmen wollte, bevor die übrigen Eidgenossen anrückten. Das Volk des Landes fiel von dem Herzog ab; das spanische Hülfsvolk stand still; selbst im Heer des Herzogs zeigte sich Verrath, so daß er nirgends Sicherheit als bei den Eidgenossen wußte, und sie bat, redlich und treu an ihm zu sein, da er auf Niemand als auf Gott und sie vertrauen könne. Die eidgenössischen Hauptleute, unter denen es doch auch Verräther hatte, versicherten ihm, Leib und Leben zu ihm zu setzen und ihn zu schirmen. Zu Anfang des Brachmonats wurde nun Novara auf's Heftigste beschossen, so daß die Mauern große Sturmlücken bekamen. Die deutschen Landesknechte spotteten der Eidgenossen und sagten: „Nun haben wir die Kühe und Kälber in einen Stall gesperrt, daß sie uns nicht entrinnen können.“ Die Schweizer dagegen riefen: „Braucht doch nicht so viel Pulver und Blei! Wir wollen euch selbst noch mehr Mauern niederreißen!“ Bei offenen Thoren und Mauern erwarteten sie den stürmenden Feind; rückte Geschütz gegen sie an, so brachen sie aus und nahmen es weg; der Feind wagte den Sturm nicht. Und als am 5. Brachmonat der zweite Zuzug anrückte, hoben die Franzosen die Belagerung auf. Einem Heerhaufen, der durch Bünden gezogen war, sagten Verräther, die Eidgenossen seien erschlagen; aber die Kriegsgemeinde beschloß, vorwärts zu gehen und ihre Eidgenossen todt oder lebendig zu suchen, und man eilte noch einmal so streng. Des

folgenden Tages entschlossen sich die Eidgenossen, den Feind alsbald anzugreifen, ehe er sich in seinem Lager befestige. Morgens früh den 6. Brachmonat brachen sie, 9000 Mann stark, mit 8 Büchsen ohne Ordnung wie ein Bienenschwarm aus der Stadt, den Feind aufzusuchen. Sie fanden ihn — er stand wie ein stählerner Berg vor ihnen, an der Seite vom Geschütz gedeckt und durch die Gegend geschützt. Die Wachen werden überstürmt; das französische Heer aber empfängt die Eidgenossen in Schlachtordnung. Plötzlich wird alles Geschütz losgebrannt; die Reiterei haut ein, und eine Menge Eidgenossen fallen. Schnell treten aber die Lebenden in die Lücken der Todten, stürzen auf das Geschütz los, nehmen und kehren es gegen den Feind; bald kommt's zum Handgemenge. Durch ein Gehölz kommen die Eidgenossen auch von der Seite an das französische Heer und dringen des Feldherrn Zelt zu. Stundenlang dauert nun der verzweifelte Kampf, bis es endlich den Eidgenossen gelingt, die Schlachtordnung der Franzosen zu brechen; denn war ein feindlicher Heerhaufen geschlagen, so kam ein anderer ins Gefecht. Aber auch viele Eidgenossen, die erst vor dem fürchterlichen Geschütz geflohen waren, kehrten zurück und halfen nun tapfer kämpfen. Endlich löste sich das französische Heer auf und nahm die Flucht. Das Schlachtfeld war auf eine halbe Meile weit von Blut geröthet und mit Leichnamen bedeckt. Wo der Widerstand heftig war, lagen Todte in Haufen. Von den Eidgenossen fielen 1500, von den Feinden über 8000 Mann. Die Beute war groß. In die Franzosen kam solcher Schrecken, daß sie ohne Aufhalt nach Frankreich flohen und sagten: Sie haben nicht mit Menschen, sondern mit Teufeln geschlagen, die um Küraß, Geschütz, Bollwerk, Gräben und Wehren nichts geben. Der Herzog, der mit großer Angst den Ausgang der Schlacht zu Novara erwartet hatte, weinte nun vor Freuden und konnte den Eidgenossen nicht genug danken. Jetzt ergab sich ihm das ganze Herzogthum; die Abgefallenen baten um Gnade und bezahlten große Bußen. Zur Strafe für den Abfall und um den Sold zu erhalten, den der Herzog nicht zu bestreiten vermochte, ward das Land von den heimziehenden Eidgenossen geplündert. Zum

Schutze des Herzogs ließen sie eine Besatzung in Mailand zurück.

Die Aufruhren.

1513.

Zu eben der Zeit, als die Eidgenossen mit aller Macht das Herzogthum Mailand beschirmten, führten Hauptleute aus mehrern Orten etliche tausend Söldner dem feindlichen König von Frankreich zu Der große Verlust in der Schlacht bei Novara regte nun den allgemeinen Unwillen gegen diejenigen auf, welche ihre Landsleute an den Feind der Eidgenossenschaft verkauft hatten. Die Oberkeiten seufzten über Mangel an Gehorsam, die Väter über Verführung ihrer Söhne, die redlichen Vaterlandsmänner über den schändlichen Blutverkauf. Man wies auf den Reichthum, die Pracht, die Ausschweifungen, den Uebermuth der Menschenverkäufer, und allgemein ging der Ruf durchs Volk: „Es wäre schon längst Zeit gewesen, den Deutsch-Franzosen unter uns den Lohn zu geben“ — und es brach ein allgemeiner Aufruhr aus, worin man Unrecht mit gesetzloser Gewalt strafte. — Zürich eilte zuvorzukommen; verbot alle Pensionen und bestrafte die Schuldigen. — Von einer Kirchweihe zu Köniz zog eine Rotte von 300 Mann nach Bern, unter dem Vorwand, eine Abendmahlzeit zu halten. So wie sie aber in der Stadt waren, erhoben sie Lärm: Sie wollen die deutschen Franzosen und Kronenfresser heraus haben, und fingen an, Häuser zu plündern und zu verwüsten. Da zog ein Schneider des Venner Hetzels Pelz an, und rief: ‚Ei, jetzt bin ich auch ein Junker und ein Herr zu Bern!“ So wurde allerlei Muthwillen getrieben und selbst viele Bürger sahen dieß mit Wohlgefallen. Der Alt-Schultheiß von Dießbach mahnte mit guten Worten ab und gab Wein. Als aber das Getümmel fortdauerte, nahm der Schultheiß von Wattenweil das Banner und stellte sich mit Albrecht von Stein und seinem Knecht an die Kreuzgasse, befahl Sturm zu läuten und die Stadtthore zu schließen. Räthe und Bürger laufen dem Banner zu; und die Rotte wird mit dem Versprechen

der Verzeihung, wenn sie sich ruhig verhalte, aus der Stadt geschickt. Ueber diejenigen, welche im letzten Kriege Söldner nach Frankreich geschickt hatten, wurde die Todesstrafe ausgesprochen, ein Zug gegen Frankreich beschlossen und bei der nächsten Rathsbesetzung einige Rathsglieder entsetzt. Aber der einmal entzündete Aufruhr verbreitete sich im Lande und verursachte auch Gegenaufruhr von der französischen Partei. Endlich wurden drei Männer, welche aber nur Werkzeuge der Mächtigen waren, als Opfer hingerichtet. Michael Glaser, einer derselben, bezeugte, als man sein Verbrechen mit dem Todesurtheil vorlas: „Er habe nichts gethan, als was ihn die Venner und vornehmen Räthe geheißen haben; nicht dafür, aber wohl für andere Missethaten, habe er den Tod verdient.“ Der Rath, mit Zuziehung von Boten zu Stadt und Land, bewilligte dem Volke einige verlangte Freiheiten und versprach, ohne Einwilligung von Stadt und Land, keine Bündnisse mehr einzugehen, und verbot alle Pensionen bei Leib- und Lebensstrafe. Bald kamen aber die Gestraften wieder zu Ehren und Aemtern, und die Pensionen schlichen sich wieder ein. Ein trauriges Schicksal traf den alten Venner, Kaspar Hetzel. Sein Sohn, Rudolf, Vogt zu Erlach, hatte gegen den Willen seines Vaters auch eine Fahne Volks in des Königs Dienste geführt. Erzürnt darüber, schrieb ihm derselbe: Er sei seiner Eltern Schande und ein Meineidiger. „Ich habe dich enterbt, denn mein Gut soll einem Solchen nicht werden. Ist dir dein Kopf feil, so komm her! Du hast die Mutter noch kränker gemacht und auch dein Weib verlassen Mustere deinen Büffelkopf, daß du dieneſt, daß du unser nicht bedürfest, denn wir wollen dich schätzen für den verlornen Sohn.“ Dennoch wurde der Vater, der im Rufe des Geizes und des Hochmuths stand, um seines Sohnes willen, auch für einen Theilnehmer gehalten. Während er mit einem andern Rathsglied zu Solothurn war, um den daselbst ausgebrochenen Aufruhr beizulegen, vernahm er den Zorn des Volkes über ihn. Da wollte er sich auf die Tagsatzung zu Baden begeben, um sich zu rechtfertigen. Auf dem Wege aber wird er aufgefangen, nach Olten geführt, und ungeachtet aller Mahnungen von

Bern und den Eidgenossen, ihn vor Gericht und zum Recht zu stellen, schrecklich gefoltert, um das Bekenntniß zu erzwingen, daß er um den Zug seines Sohnes gewußt. Als die wüthigen Menschen sagten: „Ob er bekenne oder nicht, müsse er doch sterben," bekannte er, um der Marter zu entgehen, und wurde dann enthauptet. Des Venners Sohn schreibt nun einen Klagebrief an den Rath von Bern, worin er des Vaters Unschuld bezeugt, sich selbst entschuldigt, um Gnade bittet, und um Geleit ansucht, der Mutter zum Trost heimkommen zu dürfen, und dieselbe empfiehlt. Die Mutter aber schreibt ihm hierauf: „Hans Rudolf, ich kann dich nicht grüßen; du hast gegen deinen Vater nicht gehandelt, wie ein Biedermann; du hast ihn in den Tod gegeben, wie Judas den Herrn. Er hat's mir noch entboten, daß er deinetwegen müsse den Tod leiden. Man hat ihn unmenschlich gemartert, daran du allein schuld bist. Hättest du deinem frommen Vater einst gefolget, so wäre ich jetzt nicht in solchem Leiden und Kummer; ich glaube, sein Tod werde mein Tod sein müssen. Du hast alle deine Tage deinen eigenen Kopf gehabt und deinem Vater nicht wollen folgen, wodurch wir alle in Kummer und Leiden gekommen sind. Du hast deine ehrliche Frau sitzen lassen. Du hast geredet, der Schultheiß habe dich geheißen hinweg reiten, und hättest ihn bald in solches Leid, wie deinen Vater gebracht. Man nennt dich einen meineidigen Schelm. Gott sei's geklagt, daß dein Vater und ich die große Schande und Laster an dir erlebt haben; wärest du längst umgekommen, so wäre ich des Leides ab gewesen. Du sollst mich nimmermehr für deine Mutter ansprechen; ich will dich nimmermehr für meinen Sohn haben, und sollte ich nach Brot gehen." — Der Bösewicht wurde dennoch gegen 200 Kronen Strafgeld nach 5 Jahren begnadigt und ging wieder in päpstliche Kriegsdienste. Die Hasler vertrieben den vom Rath gesetzten Ammann, die Guggisberger zogen nach Murten und plünderten einige Häuser, unter dem Vorwande, Wucherer und Vorkäufer zu strafen, und wurden dann später bestraft.

Auch durch den Kanton Luzern wüthete der Aufruhr. Er fing zu Willisau an. Hier forderte man den Tod des

Schultheißen des Städtchens, des Rathsherrn ab Iberg, obwohl er als unschuldig sich erweisen konnte; glücklich entfloh er; sein Haus wurde geplündert. Lärmer schrieen: „Unsere Herren wollen uns Alle umbringen, man hat einen Wagen mit Stricken aus der Stadt führen lassen, um die Bauern zu erhängen.“ Nun ging der Aufruhr durch das Land. Die Stadt setzte sich in Wehrstand, und ein Paar Aemter boten ihre Hülfe an. Mit wildem Geschrei lagerten 7000 Bauern vor der Stadt; verwüsteten die Gärten, rissen die Zwiebeln aus (daher der Name Zwiebelnkrieg); fraßen und soffen den Vorrath der Leute vor der Stadt. Die Regierung brauchte Gelindigkeit; sie schädigte die Bauern nicht durch Ausfall und Geschütz. Am dritten Tage schickte sie zu fragen: was sie verlangen? die Antwort war: der Schultheiß Feer (Sieger zu Dorneck), sein Sohn und 6 andere Rathsherren sollen gefangen gesetzt und gestraft werden, da sie schuld am Zuge nach Novara seien und Geschenke von Frankreich und Mailand angenommen haben; sie wollen keine Herren, die fremden Fürsten dienen. Um die Wuth zu stillen, wurden die Genannten gefangen. Der Schultheiß und sein Sohn und Seckelmeister Razenhofer werden in Gegenwart der Boten vom Land, deren einem der Schultheiß in Hungersnoth mit Korn und Geld geholfen hatte, unbarmherzig gefoltert. Arnold Moser, Landvogt zu Rußweil, gestand, er habe Geld von den Franzosen genommen, und wurde in Eile enthauptet. Vor seinem Tode sagte er: „Ihr Herren von Luzern! Es ist um mich allein zu thun. Ich will gern sterben, wenn der Aufruhr durch meinen Tod gestillt wird.“ Die Aufrührer zogen nun von der Stadt ab. Es kamen eidgenössische Gesandte zur Vermittlung. Luzern faßt den gleichen Beschluß, wie Bern, über Pensionen und Bündnisse; verspricht, den Unterthanen nichts Neues aufzuladen, und das Geld vom Herzog zu Mailand mit dem Land zu theilen. Der Schultheiß Feer verlor das Amt und mußte Geldstrafe bezahlen.

Auch in Solothurn und Zug brach Aufruhr aus, wurde aber ohne Blutvergießen und mit Abstellung der Pensionen gestillt. Die Hauptursache der Auftäufe war, daß in

den Räthen selbst Parteien waren, und jede die andere mit des Volkes Gewalt unterdrücken wollte; „dabei aber," wie Anshelm sagt, „nichts Angelegeneres haben, als am Gewalt zu bleiben, dessen zu eigenem Nutzen und Ehre zu brauchen und das gemeine Gut in ihren Eigennutz zu ziehen."

Krieg mit Frankreich.

1514 u. 1515.

Schlacht bei Marignan.

Im Herbstmonat 1515.

Nach der Stillung der Aufruhren brachen die Eidgenossen, 30,000 Mann stark, vereint mit einem kaiserlichen Heer, im Herbstmonat 1514 zu einem Feldzug wider Frankreich auf und belagerten die Stadt Dijon in Burgund. Durch Bestechung und listige, trügerische Unterhandlungen wußte der französische Befehlshaber das eidgenössische Heer zu Aufhebung der Belagerung zu bewegen. Die Eidgenossen kümmerten sich um den Kaiser jetzt so wenig, als er sich ihrer im Jahr zuvor in Italien angenommen hatte, und schlossen den Friedensvertrag ohne seinen Willen. Der König von Frankreich aber verweigerte die Annahme der Friedensbedingungen, und wurde hierauf mit einem neuen Einfall bedroht. In Mailand übte die eidgenössische Leibwache des Herzogs solchen Uebermuth, daß der Herzog deren Forderungen nicht zu befriedigen wußte. Zwischen den Italienern und Eidgenossen wuchs Eifersucht, Haß und Streit; der Herzog aber war ein leichtsinniger, ungeschickter und unwürdiger Regent. Indessen starb König Ludwig XII. von Frankreich am Neujahrstage 1515. Sein Nachfolger, Franz I., schrieb den Eidgenossen schon am 2. Jenner und entbot alles Gute, unterhandelte alsbald um Frieden und Bund, und versprach ihnen gegen Ueberlassung des Herzogthums Mailand die Ausbezahlung der dem Herzog bedingten Summen und erhöhte Jahrgelder, dem Herzog aber eine Gemahlin aus seinem Hause und ein Fürstenthum in Frankreich. Zugleich rüstete er sich aber auch

zu einem neuen Feldzug nach Italien, und gewann durch heimliche Pensionen viele der Vornehmen in den Orten. Die Eidgenossen bestanden auf der Erfüllung des Vertrages von Dijon, worin die Abtretung aller italienischen Besitzungen und die Bezahlung von 400,000 Kronen an die Eidgenossen versprochen worden. Das schlug König Franz aus und zog nun selbst mit dem größten und schönsten Heer, das bisher in Frankreich gerüstet worden, nach Italien. Dem Herzog aber waren in zwei Heerhaufen 14,000 Eidgenossen zugezogen. Durch Besetzung des Gebirges sollte das Land vor Einbruch des feindlichen Heeres geschützt werden. Als die Eidgenossen am Fuße desselben ankommen, gibt Albrecht von Stein den weisen Rath, die Franzosen in den Gebirgspässen anzugreifen. Da erregen die Schweizer und Glarner einen Aufruhr gegen ihn; sie wollen ihn als einen Verräther umbringen, und kaum vermochten die Hauptleute und Cardinal Schinner denselben zu stillen; aber die Zwietracht blieb. Nun ergreift Stein wirklich die französische Partei. Uneinig zieht das eidgenössische Heer ins Mailändische zurück und öffnet den Franzosen den Weg ins Land. Der Kaiser und der Papst überlassen die Eidgenossen sich selbst. Die Hauptleute mahnen die Tagsatzung um neuen Zuzug gegen die französische Uebermacht, und in der Mitte des Augstmonats brechen wieder 12,000 Mann nach Mailand auf. Der König rückt mit seinem Heer Mailand immer näher, bietet aber den Eidgenossen immer Friedensunterhandlungen an, und wiederholt die Anerbietungen, die er ihnen gemacht hatte. Die Hauptleute von Bern, Freiburg, Solothurn und Wallis werden durch des Königs Geschenke gewonnen, und bewegen ihr Volk zur Annahme des angebotenen Friedens, wodurch Mailand dem König überlassen und den Eidgenossen große Geldsummen zugesichert wurden. Andere Orte wanken hin und her, und man zankt sich. Uri, Schweiz und Glarus aber wollen von keiner Unterhandlung etwas hören, und ihnen folgen Unterwalden und Zug. Die gleiche Parteiung wie im Felde, ist auch in der Tagsatzung. Die französisch gesinnten Orte trennen sich und ziehen mit ihren 12,000 Mann heimwärts. Nur der Schultheiß von Wattenweil und

Hans von Diesbach beweisen edle, feste Eidgenossentreue; aber ihre Ermahnungen sind fruchtlos. Die übrigen Eidgenossen schmähen die Treulosen, die einen Frieden ohne Einwilligung ihrer Miteidgenossen schließen, sie verlassen, dem Feinde preisgeben und verkaufen; so hat man, sagen sie, bei Laupen und im Burgunderkrieg an ihnen nicht gehandelt. Auch Zürich und Zug rüsten sich nun zum Heimzug. Da feuert Schinner die festgesinnten Orte zur Schlacht an; er läßt durch Herzogliche einen Angriff machen; man ruft in die Stadt um Hülfe gegen die Franzosen, welche die Eidgenossen angegriffen haben; die große Glocke im Dom läutet Sturm. Die wankenden Orte hält die eidgenössische Treue zurück; sie kehren um, ihren Eidgenossen zu Hülfe. Bei Marignan, unweit Mailand, geschieht nun von den Eidgenossen mit 24,000 Mann, ohne weitern Rathschlag und Anordnung, der Angriff auf das doppelt starke französische Heer, als die Sonne sich schon zum Untergang neigt. Den Angriff hält ein großer Graben auf, und hinter demselben sprühen unzählige kleine und große Feuerschlünde den Tod in die Glieder der Eidgenossen, und viele Hunderte fallen. Dennoch dringen sie hinüber an den Feind, schlagen das Fußvolk zurück, erobern viel Geschütz und einige Fahnen. Nun beginnt aber der härteste Kampf mit der Reiterei; eine Menge des französischen Adels fällt; der König selbst kämpft mit Heldenmuth. Unablässig dauert der Kampf bis nach 10 Uhr Abends. Dann standen beide Heere still. Der Sieg hatte sich auf die Seite der Eidgenossen geneigt. Während der Nacht sammelten sich die zerstreuten Franzosen wieder und rüsteten ihr Geschütz. Bei den Eidgenossen waren viele Verwundete; viele hatten sich, indem sie die Feinde verfolgten, verlaufen; es war unter ihnen große Verwirrung und Unordnung. Auch im Kriegsrath war man nicht einig. Manche, unter diesen der Cardinal Schinner, der sich in der Schlacht als tapferer Mann erwiesen hatte, wollten in die Stadt zurückkehren, um sich zu stärken; Andere meinten, es wäre unehrlich, ab der Wahlstatt zu ziehen und nicht darauf bis zum andern Tag, nach der Eidgenossen Brauch, zu beharren. So verging die Nacht unter heftigem Zank. Man hörte

auch sagen: „Muß Gott erbarmen; muß ich dem seinen großen Sold, dem seine schwere Pension mit meines Vaters, Sohnes, Bruders, Freundes, ja mit eigenem Schweiß und Blut gewinnen!“ Als es Tag wurde, sahen die Eidgenossen ihre Feinde in Schlachtordnung gegenüber; auch sie ordnen sich, und die Schlacht beginnt wieder. Von mehreren Seiten her donnert das französische Geschütz ins eidgenössische Heer und tödtet viele Mannschaft. Fünf Stunden dauerte der erbittertste Kampf, und kein Theil wich. Jetzt um Mittag fällt ein venetianisches Heer in den Rücken der Eidgenossen. Obwohl diese den ersten Angriff abschlagen, so sehen sie sich doch in der größten Gefahr, von der Uebermacht umzingelt zu werden. Nun schließen sie sich zusammen, und der Rückzug nach Mailand geschieht in guter Ordnung. Auf Befehl des Königs wurden sie nur wenig verfolgt; ja Franzosen riefen ihnen zu: „Wir wollen den geschlossenen Frieden dennoch halten.“ Von den Eidgenossen bedeckten 8000 Todte das Schlachtfeld; von den Franzosen 10,000; 1500 Verwundete wurden in den Spitälern zu Mailand von den Franzosen wohl verpflegt. Am Tage nach der Schlacht ziehen die Eidgenossen, alle Bitten des Herzogs und der Bürger nicht achtend, heim. Schrecken hatte sie nun ergriffen. Nur 1500 blieben als Besatzung zurück. Der Befehlshaber, Heinrich Rahn, stieß 300 Verwundete und Kranke aus dem Schlosse, die dann von Soldaten und Landleuten ermordet wurden. Trauer und Klage geht nun durch die Eidgenossenschaft. König Franz bemächtigt sich des ganzen Herzogthums und führt den Herzog gefangen nach Frankreich. Unbeschreiblich war der Jubel der Sieger. Sie rufen frohlockend: „Ist der Kuh der Kübel einmal umgestoßen? Sind sie auch gerichtet, die Fersen vor sich zu kehren? Haben sie einmal Leib und Gut, Schutz und Schirm genug zugesagt?“ Die Feldherren sagen: „Alle andern Schlachten waren Kinderspiel gegen diese, die nicht eine Menschen-, sondern eine Riesenschlacht gewesen.“ Als die Eidgenossen ins Vaterland heimkommen, erhebt sich von Neuem der Zorn gegen die Französischgesinnten. Uri, Schweiz und Unterwalden wollen alsbald wieder aufbrechen, durch neuen Kampf die Kriegsehre

zu retten. Andere wollen gegen die Orte ziehen, welche mit Frankreich Friede gemacht und sie treulos verlassen haben; besonders war man über Bern entrüstet, wo Ludwig von Erlach, Albrecht von Stein u. a. mit dem Blutgeld prangten. Am Zürichsee entsteht Aufruhr und das Volk fällt vor die Stadt. Nach langer Unterhandlung wird es eingelassen. Mehrere Angeschuldigte werden gefangen gesetzt; einige Schuldbewußte entrannen; es ergeht genaue Untersuchung, aber die Gefangenen erscheinen unschuldig; nur auf drei wurde erwiesen, daß sie vom König Geld genommen; diese werden für ehrlos erklärt, aber bald wieder begnadigt. Um das Landvolk wieder aus der Stadt zu bringen, gab man ihm 5000 Pfund. Während es in der Stadt lag, hatte es den Krämern alle aufs Neujahr gebackenen Lebkuchen weggefressen, deren Ersatz viel kostete; daher nannte man diesen Aufruhr den Bimenzelten- oder Lebkuchenkrieg. Es wurde beschlossen, in Zukunft keine Bündnisse mit fremden Fürsten mehr zu schließen und für immer alles Pensionennehmen zu verbieten. Bern, Freiburg und Solothurn schlossen eine Verbindung, sich gegen den Anfall anderer Orte beizustehen; Zürich und andere Orte bemühten sich, den Unwillen zu mildern, und zeigten, daß es in der Eidgenossenschaft sonst übel genug stehe, und man durch Bürgerkrieg nicht erst aus Uebel noch Aeger machen solle, und es gelang ihnen. Kaiser Maximilian entschuldigte sich über die Verspätung seiner Hülfe, und Schinner rief mit dem kaiserlichen Gesandten die Eidgenossen zu einem neuen Zug gegen Mailand auf. Man erlaubte Freiwilligen hinzuziehen; aber eben so große Schaaren liefen, des eben ergangenen Verbotes nicht achtend, in Frankreichs Dienst. In beiden Heeren zogen die Eidgenossen wieder nach Mailand. Der Kaiser, durch Mißtrauen in Furcht gesetzt, brach, als er schon vor Mailand angekommen war, plötzlich mit dem ganzen Heer wieder auf und zog nach Deutschland zurück. Man spottete seiner und malte ihn, wie er auf einem Krebse reitet, mit der Ueberschrift: „Wir reisen nach Italien.“

Der ewige Friede mit Frankreich.

1516.

König Franz wandte nun unausgesetzt Alles an, um der Eidgenossen Freundschaft zu gewinnen und Frieden und Bund mit ihnen zu schließen. Seine Gesandten schütteten Kronensäcke aus, rührten das Geld mit der Schaufel und riefen: „Seht da den reichen, freigebigen König!“ Mit Trompeten, Pfeifen, Trommeln und Jubelgeschrei führte man die Geldwagen in Bern ein; aber Viele sprachen dabei kläglich: „Ei, daß Gott erbarme, das sind unsere Todten von Mailand! daß der Teufel die Franzosen und ihr Geld hätte! O wo sind die frommen, alten Eidgenossen!“ Die Orte: Zürich, Uri, Schweiz, Basel und Schaffhausen widersetzen sich eine Zeitlang; da sie aber nirgends eine Hülfsmacht mehr finden, willigen sie auch ein. Am 29. Wintermonat 1516 wird dann der ewige Friede zwischen Frankreich und allen Eidgenossen geschlossen. Der König bezahlt für den Zug der Eidgenossen nach Dijon 400,000, für den Mailänderzug 300,000 Kronen. Franzosen sollen nicht gegen die Eidgenossen und diese nicht gegen jene dienen; freier Verkehr wird beiden Staaten zugesichert; jedem eidgenössischen und zugewandten Orte werden 2000 Franken Jahrgelder verheißen. An Uri, Schweiz und Unterwalden wird Bellenz; an die 12 Orte Lauis, Luggarus, Mendris und Mainthal, und an Bünden Veltlin, Cläven und Worms abgetreten, oder für diese Landschaften 300,000 Kronen anerboten; die Eidgenossen wählten das Land. Für Streitigkeiten wird ein Schiedgericht bestimmt. Die Eidgenossen behalten die Zollfreiheiten und alten Vorrechte in Mailand. Zürich und Schweiz drangen darauf, daß die Jahrgelder nicht angenommen werden sollen; die übrigen Orte aber wollten sie nicht lassen.

---

3. Innere Geschichte der eidgenössischen Orte, vom Zürichkrieg bis zur Reformation.

Zürich.

Innerer Zustand während des Krieges.

Der Krieg mit den Eidgenossen brachte über Stadt und Land gleich großes Unglück. Als schon im ersten Feldzuge, nach der Flucht des Zürcherheers bei Pfäffikon, die Eidgenossen wie ein verheerender Waldstrom über das Land einbrachen, flüchtete das Volk vom Zürichsee, mit so viel Habe und Gut, als es in Eile mitnehmen konnte, in die Stadt. Handel und Gewerbe stockten; die Zinse blieben aus; die Lebensmittel wurden selten und theuer. Schmerz über den Verlust, Mißtrauen, Vorwürfe brachten Landleute und Bürger in Zwist, und unter der Bürgerschaft und den Räthen selbst war Uneinigkeit; Unordnung und Verwirrung ward allgemein. Nun war nichts mehr sicher; man nahm das Fleisch von der Metzgbank, das Brot ab dem Laden; Salz, Anken, Stroh, Heu, Holz — wo Vorrath war, raubte man, und dem klagenden Bürger antwortete der Räuber: „Wir haben Besseres verloren.“ Dieß förderte nun den Frieden. Bald aber bewirkte die Aufreizung des Parteihasses Bund mit Oestreich und neuen Krieg. Die östreichische Partei unterdrückte gewaltsam die eidgenössische. Zwar fielen Stüßi und Graf, ihre Häupter, nach der Schlacht an der Sihl als Opfer rächender Vergeltung. Aber nun ward der Befehlshaber der östreichischen Besatzung Herr der Stadt, und als nach dem Vermittlungstage zu Baden eidgenössischgesinnte Männer im Rath für den Frieden mit den Eidgenossen sprachen, wurden sie durch den aufgehetzten Pöbel, der in die Rathstube einbrach, von ihren Sitzen weggerissen und mehrere in Eile hingerichtet. Unter dieser Soldaten- und Pöbeltirannei seufzte dann die eidgenössischgesinnte Partei in Zürich, bis die Siege der Eidgenossen ihr mit dem Frieden Befreiung brachten.

Felix Hämmerlin.

Einige Jahre nach dem Frieden und der Versöhnung mit den Eidgenossen ward Felix Hämmerlin noch das Opfer des Parteihasses. Dieser Mann sah sich früh vom Glück begünstigt, da er drei Chorherrenpfründen in Zofingen, Solothurn und Zürich erhielt. Von seinen reichen Einkünften machte er einen edlen Gebrauch; er sammelte einen Bücherschatz von 500 Bänden (damals der größte in diesen Landen), war gastfrei und besonders gütig gegen die Armen. Ihn ärgerte die anmaßungsvolle Eitelkeit unerfahrner junger Leute, die, mit dem Doktortitel prahlend, von den Hochschulen heimkehrten und nun Alles besser wissen und regieren wollten. „Thoren," schrieb er, „machen Thoren zu Doktoren; mit großer Anmaßung kommen sie heim, wissen das Gelernte nicht anzuwenden und geben Schatten für Wahrheit." Eine Zeitlang wohnte er der Kirchenversammlung zu Basel bei, und eiferte da gegen die Schwärmerei und Faulheit der Bettelmönche, den Mißbrauch des Ablasses und die Entfernung des geistlichen Standes von seiner Bestimmung. Der strenge Tadel, und noch mehr der bittere Spott, womit er die Leichtfertigkeit der Stiftsherren und Kaplane in Zürich züchtigte, erzeugte glühenden Haß gegen ihn. Nachlässig waren sie in der Haltung des Gottesdienstes; während desselben saßen viele im nahen Wirthshaus, schwelgten, spielten und lärmten; der Propst nahm selbst an allen Ausschweifungen Theil, seinem Bischof zu Konstanz nachahmend, und die Aebtissin am Fraumünster, des Bischofs Schwester, lief in der Fastnacht vermummt durch die Straßen. Fruchtlos waren seine Vorwürfe; über die Drohung, beim Bischof Klage zu führen, lachten sie. Hämmerlin's pflichttreues Leben war ihnen tägliches Aergerniß. Der Haß ging endlich so weit, daß einige Chorherren (1439) einen Mörder kauften, ihn auf einer Reise zum Bischof zu ermorden. Dieser verwundete ihn und floh, als Landleute nahten. Der Priester in Basel, dem er sein Verbrechen beichtete, legte ihm Genugthuung gegen Hämmerlin auf. Dieser verzeiht ihm unter der Bedingung, daß er die That mit ihren Umständen vor Zeugen bekenne. Da

floh der Chorherr, der ihn gedungen hatte; die übrigen Verschworenen wurden nur mit Geldbuße belegt; denn auch der neue Propst, Matthäus Reidhard, war Hämmerlin's Feind, weil er auch ihn zu Erfüllung seiner Pflichten mahnte, und sich für eine Unbill durch ein Spottgedicht an ihm rächte. Als Hämmerlin den Kirchengesang zu verbessern suchte, schalt man ihn einen Neuerer. Nun brach der Krieg ein. Reidhard war den Eidgenossen günstig; Hämmerlin ihr heftigster Feind. Die fortdauernde Quälerei von den Stiftherren machte ihn bald schwermüthig, bald jähzornig und unbesonnen. Von den Stiftherren schrieb er: „Aus Allen könnte man keinen rechten Geistlichen zusammen bringen;“ vom Propst: „O, wie liebt er seine Brüder! mehr als Christus, denn er gibt nicht nur seinen sterblichen Leib für sie, sondern er zieht sich um ihrentwillen den ewigen Tod zu.“ Gegen die Eidgenossen ergoß er sich in Schmähungen und Spottgedichte. „Ausrotten sollte man sie,“ schrieb er, als sie den Krieg so grausam führten, in der Hitze des Parteieifers. Aber auch er, der die freien Eidgenossen schmähte und den stolzen Adel lobte, schrieb bei anderer Stimmung: „Von Anfang der Welt ist ein Mensch wie der andere. Tirannen entfernen Weise, damit sie nicht ihr Thun tadeln, und damit das Volk aufregen; sie wollen das Volk unwissend haben, weil sie das Licht hassen;“ und seine Wahrhaftigkeit gestand doch den Schweizern Redlichkeit im Halten von Verträgen und Treue zu. Er strafte den liederlich lebenden Adel, der auf den Trinkstuben dem Bürger Aergerniß gab und sich verächtlich machte, beschrieb aber auch die Würde ächten Adels und dessen schöne Bestimmung: der Schutz des Landes, das Vorbild der Ehre und des Edelsinns im Staate zu sein. Er wünschte Zurückführung der Geistlichkeit zur Einfachheit ihrer erhabenen Bestimmung, und bestrafte die Habsucht sammt der Heuchelei, in die sie sich kleide bis zum Papst hinauf. „Man fordert nichts für die Weihe der Kirche — aber der Gefäße; nichts für eine Pfrunde — aber für den Brief; nichts für das Siegel — aber für das Wachs und die Schnur daran. — Der sollte der Allerheiligste sein, der

geschickter als alle Alchemisten versteht, aus Blei (dem Siegel des Papstes) Gold zu machen!"

Als man 1454 in Zürich zu Pflanzung neuer Freundschaft die Eidgenossen auf die Fastnachtlust einlud, erinnerte rachsüchtige Bosheit beim Trunk an Hämmerlins Beleidigungen der Eidgenossen und ihrer Freunde. Da erhebt sich eine von Zorn und Wein entflammte Rotte, und will erst den Großweibel Asper, den einst tapferen Feind der Eidgenossen, aus den Fenstern des Rathhauses stürzen; er entfloh. Nun wird Hämmerlin ergriffen, aufs Rathhaus gebracht, in Gegenwart Tausender auf ein Pferd gebunden und in einen Kerker im bischöflichen Schlosse Gottlieben geführt, und selbst Herzog Albrecht's Fürbitte vermochte nicht, seine Befreiung zu bewirken. Es gelang ihm zwar zu entfliehen, bald aber ward er entdeckt und nun in einen Thurm neben einem Mörder in Fesseln gelegt; Ungeziefer quälte ihn, und erst nach vier Monaten kam er zum Verhör. Da sagte er: „Immer habe ich mich genannt; was ich geschrieben, ist Wahrheit; Niemand hat mich widerlegt. Alle Geschichtschreiber haben das Böse wie das Gute beschrieben; die Gegner haben eben so heftig geschrieben; man hat ja Alle begnadigt. Einen 65jährigen Mann, wie mich, sollte man doch nicht so hart behandeln." Widerruf aber verweigerte er immer. Nun nahm man ihm seine Pfrunde in Zürich und schickte ihn (1455) zu den Barfüßern, seinen Feinden, nach Luzern, wo er wieder zwei Monate in finsterem Kerker zubrachte. Da erzählte er einst dem Quardian, der ihn erst hart behandelte: „In der Stadt Solothurn lebte ein einfältiger Mann. Als die Aare einst anschwoll, sagte er: Wie fromm sind doch die Solothurner! Sie könnten tausend und tausend Eimer Wasser aus der Aare heimlich nehmen, kein Basler würd' es merken; doch dürfen sie's nicht thun. Pater Quardian, wie viel könntest du mir zu lieb thun, das dich nichts kosten würde und die Feinde nicht wüßten." Es half; der Quardian ward milder. Freunde durften ihn besuchen; man ließ ihn auch wieder Messe lesen, ließ ihm Bücher zukommen, und er schrieb noch mehrere Schriften. Er starb in diesem Kloster, man weiß nicht, wann. Ein Mann, dem

auch die Feinde keine schlechte That beweisen konnten. pflichttreu in seinem Beruf, gastfrei und gütig, gelehrt und geistreich — aber der, durch bittern Witz und zornigen Eifer Feinde aufreizend, sich viel Unglück und Noth bereitete.

Wie Zürich wieder zu Macht kommt.

Bald nach dem unglücklichen Kriege mit den Eidgenossen war Zürich höchst glücklich in Wiedergewinnung und Erweiterung seines frühern Gebietes. Die Eidgenossen hatten der Stadt das eroberte Land zurückgegeben. Herzog Siegmund trat ihr 1452 für Baarzahlung von 10,000 Gulden und den Erlaß der Summen, welche Oestreich im Krieg daselbst entlehnt hatte, die große Grafschaft Kiburg wieder ab. — Der Graf von Thengen hatte zu Ende des Zürichkrieges (1446) 16 gefangene Eidgenossen, die, ohne zu wissen, daß er nicht mehr in Fehde stehe, sein Dorf Seglingen, Eglisau gegenüber, verbrannten, und darum von seinem Gericht zum Tode verurtheilt wurden, ungeachtet sie Ersatz anboten, erbarmenlos hinrichten lassen, selbst einen schönen Knaben, den er erst schonen wollte, als dieser ihm sagte: er habe geschworen, mit seinen Gesellen zu leben und zu sterben. Nach einigen Jahren traf ihn Vergeltung, als er 1455 mit andern Edelleuten Straßburger, die aus dem Pfäferserbade heimkehrten, beraubte und zu Eglisau gefangen hielt. Auf die Klage der Straßburger riefen die Freunde und Verwandten jener Hingerichteten zur Rache auf, und ohne Befehl einer Oberkeit zog eine Schaar nach Zurzach, von da über den Rhein, überfiel und verbrannte das Städtchen Thengen in Rachewuth, und verwüstete der Feinde Güter im Klekgau mit Raub und Brand. Zürichs Banner aber nahm Städtchen und Schloß Eglisau und das Kloster Rheinau ein, und befreite die gefangenen Straßburger. Gegen Abtretung der Herrschaft Eglisau erhielt der Graf Frieden; Zürich aber gab eine Geldsumme zur Entschädigung der Unglücklichen von Thengen. Bald verkaufte Zürich die Herrschaft an die reichen Gradner, von denen sie dann durch Wiederkauf 1496 für immer an Zürich kam. — Die Stadt

Stein am Rhein hatte sich 1457 von ihren Herren von Klingenberg um 24,500 Gulden losgekauft und 1460 mit Zürich und Schaffhausen ein 25jähriges Bündniß gemacht. Nun war sie zwar eine freie, unabhängige Reichsstadt; aber der Adel außer, und der Abt des Klosters in der Stadt, waren ihre Feinde; ihr Burgermeister selbst war im Begriff, sie (1478) zu verrathen, ward entdeckt und in einem Sack von der Brücke in den Rhein geworfen. Da zog sie des mächtigen Zürichs Oberherrlichkeit einer gefährlichen Unabhängigkeit vor. Zürich bezahlte mit 8000 Gulden ihre Gemeindsschulden, schloß auch mit dem Abt Burgrecht und erhielt die Kastvogtei. Stein aber blieb im Besitz innerer Freiheit, der Regimentsbesatzung, aller Rechte, Herrschaft und Einkünfte. — Herzog Siegmund verkaufte endlich (1467) auch die von der Grafschaft Kiburg umschlossene Stadt Winterthur für 16,000 Gulden, die eben so ihre Freiheit und Selbstregierung behielt. Die Kaufsumme ward durch eine Schatzung auf Stadt und Land erhoben, die man überall willig entrichtete, weil man sich freute, daß diese so lange feindliche Stadt nun zürcherisch geworden. Nur in der Herrschaft Wädenschweil verweigerte das Volk aus Mißverstand die Schatzung so hartnäckig, daß Waffengewalt Gehorsam erzwingen mußte. Lügenhafte Gerüchte von feindlichen Absichten der Zürcher brachten die Schweizer in Waffen an die Grenzen. Die Eidgenossen wiesen die Sache an den Richter; Berns Ausspruch schützte Zürichs Recht, sicherte aber die Verirrten vor Strafe (1468). Ueberdieß kaufte Zürich die Herrschaften Seldenbüren mit Stallikon, Stammheim im Thurgau, Regenstorf, Birmenstorf mit Urdorf und Schwamendingen. Die meisten dieser Käufe geschahen nicht lange nach der Zeit, da durch Pest, Krieg und Handelsverfall die Stadt um die Hälfte an Einwohnern und Vermögen ärmer geworden war. — Es war besonders für Zürich ein Glück, daß die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel das uralte, abergläubische Vorurtheil aufhoben, als wenn es für einen Christen Sünde sei, von einem Geldanleihen Zins zu nehmen, woraus der scheußliche Wucher von Juden und Lombarden, denen er

gestattet war, entstand, der oft auf einen Viertheil der Schuld im Jahr stieg, und Haupturſache der schrecklichen Judenverfolgungen ward, die nun aufhörten. Allmälig wurden die alten, strengen Grundherrenrechte gemildert; dagegen fesselten auch immer zahlreichere Gesetze die Freiheit im Leben auf andere Weise; besonders wurden die Strafen strenger und grausamer, und die Todesstrafen zahlreicher. Noch ward das Recht der Blutrache 1418 gesetzlich anerkannt, jedoch erst nachdem der Rath den Leib des Todtschlägers zuerkannt hatte; sie ward bestimmt auf Eltern und Kinder bis zu Urenkeln, und auf Geschwister bis zu deren Enkeln hinab. In diesen Zeiten entstanden in vielen Orten aus den Meiern und Untervögten der Grundherren, Vorsteher der Dorfgemeinden, von den Bauern selbst gewählt, vom Herrn genehmigt, die für jene und diese die Verwaltung der Dorfangelegenheiten besorgten.

Bürgermeister Waldmann.

1489.

Plötzlich erschütterte Zürichs Gemeinwesen ein durch Herrschsucht und Rachgier aufgeregter Volksaufruhr, in dem der größte Held und Staatsmann Zürichs unterging. Hans Waldmann war der Sohn armer Eltern von Blickenstorf, einem Dörfchen im Kanton Zug. Er kam als Knabe nach Zürich, lernte das Gerberhandwerk und wurde Bürger. Früh schon zeigte er große Talente: Rednergabe, einnehmende Sitten, Muth, verbunden mit körperlicher Schönheit und Stärke. Da er aber zu seiner Dürftigkeit noch bisweilen liederlich war, so hatte er auch mit Mangel und Verachtung zu kämpfen. Seines Handwerks ward er bald überdrüssig, zog zu Felde, und schwang sich durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit, besonders auch durch seine, damals seltene, Fertigkeit im Schreiben, empor. Er fühlte sich zu etwas Großem berufen; aber sein jugendlicher Muth artete nur zu oft in Ausgelassenheit und groben Muthwillen aus, wofür er ein Paar Mal vom Rath zu Zürich bestraft wurde. Durch Heirath bekam er Vermögen, das er durch Eisenhandel ver-

mehrte; durch Beistand in Prozeßsachen erwarb er sich die Liebe des Volkes. Er kam in den Rath; Ehre und Glück strömten ihm zu. Der Burgunderkrieg begann. Waldmann war der Anführer der Zürcher. Beim Anzug gegen Murten rief er voll Zuversicht: „Zürcher, seid ja nicht die Hintersten! Viel mehr Feinde zwar, als vor Granson; aber erschrecke Keiner; mit Gottes Hülfe sind sie Alle unser!“ Er erhält den Oberbefehl über die eidgenössische Hauptmacht, wird mit andern Anführern zum Ritter geschlagen, und gewinnt mit Hallweil den herrlichen Sieg. Ihm hatte Herzog Renat von Lothringen den Zuzug von Zürich und andern Eidgenossen, und die Wiedereroberung seiner Hauptstadt zu danken. Immer höher stieg Waldmanns Glück, bis er schwindelte. Er wurde Zürichs Gesandter auf den Tagsatzungen und nach Frankreich, wo seine Treue durch Bestechung befleckt wurde. Fürsten bewarben sich um seine Freundschaft; durch ihn ließen sie Jahrgelder vertheilen. Sein Reichthum stieg auf die, für jene Zeiten außerordentlich große Summe von 30,000 Gulden; und freigebiger Gebrauch desselben erwarb ihm die Zuneigung seiner Mitbürger, die ihn von einer Würde zur andern, und 1483 zum Bürgermeister erhoben. Der bisherige Bürgermeister, Heinrich Göldli, der ihm weichen mußte, und andere der Vornehmsten, die es nicht ertragen konnten, daß einer aus niedrigem Stande sich über sie empor schwang, schwuren ihm dafür Unheil und Verderben; Jeden, den er beleidigte, den er strafte, zogen sie an sich. Waldmann aber ward durch Glück und Macht stolz und übermüthig; er liebte den Umgang leichtsinniger Menschen, und gab durch Ausschweifungen Aergerniß. Er sprach und handelte mehr wie Herr, als wie Bürgerhaupt, und vergaß sich, etwa zu sagen: „Es muß gehen wie ich will, so muß es jetzt sein; ich bin Papst und König!“ Den Vornehmen zum Trotze, schmeichelte er dem Volke und erhob Leute aus gemeinem Stande. Aber auch edle Eigenschaften erwies er: Er wollte des Staates Ehre und Wohlfahrt fördern. In vertraulichem Umgang lebte er mit zwölf gleichgesinnten, geschickten Männern, und berathschlagte mit diesen seine großen, meistens weisen und wohlthätigen, Plane, die er dann durchsetzte. Der Abt Ulrich von St. Gallen, ein

ihm ähnlicher Mann, sagte einst zu einer Adelgesellschaft: „Euere Stadt kann auswärtige Feinde bezwingen, und der einzige Waldmann thut Euch alle ein.“ Er wollte den Staat in jeder Hinsicht verbessern, Mißbräuche verbannen. Aber sein Stolz verachtete zu sehr die Klugheit, der Feinde List und Macht, auch selbst das Recht; seine Hastigkeit vergaß die nöthige Besonnenheit und weise Auswahl der Zeit, der Umstände und Mittel. So erbitterte er durch seine Gesetze bald die Geistlichkeit, bald den Adel, durch strenge Polizei die Liederlichen, durch Vermehrung von Abgaben die haushälterischen Bürger und Landleute. Er unterdrückte den Bettel und eine Hauptquelle der Verarmung, die sich immer mehrenden Schenken; verbot das Laufen in die Kriegszüge; betrieb die Aufnahme des Feldbaues, wollte aber auch, daß der Landmann bei seinem Berufe bleibe; Handel und Verkehr sollten auf die Stadt beschränkt sein. Er verordnete strenge Aufsicht auf den Betrug von Gewerbsleuten; zog den Salzhandel an die Regierung, und entzog die Wahl der Untervögte den Gemeinden; dem Staate wollte er für Zeiten der Noth einen Schatz verschaffen, und mehrte die Steuern u. s. w. Auf der Tagsatzung war er nicht nur Zürichs, sondern der Eidgenossen Haupt. Aber auch hier machten ihn Gunst und Gaben der Fürsten, und sein Stolz immer mehr zum Gegenstand des Verdachtes, des Neides und Hasses, besonders aber die gewaltthätige Hinrichtung eines Bürgers von Luzern, der durch beleidigende Reden ihn und die Zürcher beschimpft hatte. Dadurch fiel sein Ansehen. Waldmann, der sich bewußt war, daß er das Wohl seines Vaterlandes Fremden doch nicht zum Opfer bringe, verachtete alle Verleumdungen. Er bewies seine Vaterlandsliebe auch dadurch, daß er sein großes Vermögen auf den Fall, daß sein Neffe ohne Leibeserben stürbe, ganz dem Spital und Siechenhaus vermachte. Im Finstern bereiteten ihm indessen seine Feinde in Zürich den Untergang. Sie stellten Waldmanns Thun bei den Eidgenossen und zu Hause als tirannische, schädliche Neuerung dar. Bald vereitelten sie gute Anstalten, die ihm zur Ehre gereichten; bald reizten sie ihn zu Verordnungen, die ihn verhaßt machten, wofür sie ihn im Rath lobten und beim

Volk schmähten, die Schuld einzig auf ihn schoben, und die Mißvergnügten aufreizten. Ein Sittenmandat, welches Verschwendung und das ausschweifend rohe Leben jener Zeit zügeln sollte, benutzten sie vorzüglich, ihn zu verleumden und verhaßt zu machen, als wenn er gute alte Gewohnheiten und Rechte aufhebe, dem Volke keine Freude gönne, und immer Neuerungen mache. Die Unzufriedenen sahen, daß Uneinigkeit unter den Regenten selbst sei; dieß machte sie kühner. Auf Klagen von Landleuten selbst ward die Verordnung erlassen, daß die großen Hunde abgeschafft werden sollen, und Waldmanns Feinde halfen selbst dazu, weil sie ihn damit verhaßt machen konnten. Waldmann war erst abgeneigt. Der Befehl erging und ward an einigen Orten unter großem Unwillen des Volkes vollzogen. Manchen, besonders Weibern und Kindern, liefen die Augen über, als man ihren Hund niederschlug: „Lieber wollte ich," sagten Einige, „man schlüge mir den Ochs im Stalle nieder, als den Hund beim Hause." Man bedrohte die Rathsboten. Zu Metmenstätten kamen 500 Mann zusammen; zwar führte jeder seinen Hund herbei, aber sie schlugen Recht dar; die Verordneten kehrten nach Zürich zurück; der Rath gab dem Unwillen des Volkes nach, und die Verordnung ward nicht mehr vollzogen — aber der Unwille hörte nicht auf, und fiel allein auf Waldmann, nach dessen Willen, wie man dem Volke sagte, Alles gehen müsse. Nun wurde das Sittengesetz zu Meilen von einigen frechen Buben mit Hohn und Spott übertreten. Dieß wurde mit zu vieler Nachsicht übersehen. Da vermehrte sich der liederliche Haufe auf 400; sie verschworen sich, lieber zu sterben, als, wie sie es nannten, solche Knechtschaft zu dulden. Sie schicken Abgeordnete vor Rath, auf Abschaffung des Gesetzes zu dringen. Mit Freundlichkeit werden sie abgewiesen, und ihnen die väterliche wohlthätige Absicht der Oberkeit gezeigt. Aber der Rebellenhaufe vermehrt sich indessen; an seiner Spitze stand Rudi Rellstab, ein frecher, fertiger Schwätzer. Die Aufrührer begehren nochmals vom Rath Aufhebung des Gesetzes. Eine Rathsgesandtschaft geht nach Meilen, das Volk zu belehren. Bürgermeister Röust spricht die Leute freundlich an, wundert sich über ihren Ungehorsam, ermahnt

sie zum Gehorsam und warnt vor Strafe. „Du aber,“ sprach er zu Rellstab, „hättest du die Leute so sehr abgenommen, als du sie verhetzt hast, so wäre die Sache nicht so weit gekommen.“ Rellstab hierauf: „Ich bin nicht allein schuldig; wir haben es alle mit einander gethan.“ „Ist's nicht so?“ fragt er das Volk. „Ja, ja,“ schrie der Haufe, und hob die Hände auf. Dann erklärte Rellstab: Ihre Meinung sei, sie wollen die Verordnung nicht halten; sie bitten, solche abzuthun und sie wie von Alters her bleiben zu lassen, wie man ihnen nach dem Zürichkrieg zugesagt. Sie wollen sich hierüber nicht strafen lassen. „Was Einem geschieht, geschieht Allen; denn wir setzen Leib und Gut zusammen, unsere Freiheit zu erhalten.“ Der Bürgermeister antwortet: „Dessen bedarf es nicht. Meine Herren sind nicht gesinnt, euch um Recht und Freiheit zu bringen; wählt ehrbare Leute und bittet freundlich um Verhör bei meinen Herren, so werdet ihr freundlichen Bescheid erhalten.“ Dieß ward angenommen. Aber mit Trommeln und Pfeifen zogen sie, 2000 Mann stark, nach Zollikon und Küßnacht, wo sie eine Woche lang sich lagerten und allerlei Muthwillen trieben. Aufwiegler durchliefen das ganze Land. Indessen ermannte sich der Rath auf Waldmanns Ermahnung; er zog eine Wache von 300 treuen Landleuten in die Stadt und gab den Abgeordneten der Aufrührer den Bescheid: Man habe großes Mißfallen an ihrem Aufruhr; die Verordnung sei zu ihrem eigenen Besten und auf die Bitten von Landleuten selbst gegeben worden; sie sollen gehorsam sein, heimziehen, ihren Eid halten; man wolle sie von keinen Freiheiten und Rechten drängen; haben sie andere Klagen, so sollen sie dieselben in der Ordnung vorbringen, und es werde, wie bisher, geschehen, was recht sei. Unzufrieden damit, drohten die Aufrührer. Es kamen von den Eidgenossen und andern Verbündeten Boten zur Vermittlung. Der Volkshaufen gab fünfzig Ausgeschossenen Vollmacht, mit den Eidgenossen und dem Rathe zu unterhandeln; was durch die Eidgenossen nicht gütlich vermittelt werden könne, soll ans Recht gewiesen werden; dann ging der Haufe aus einander, aber vorher schädigte und beraubte er noch die Orte, wo man ruhig und der Oberkeit gehorsam

war. Die verhaßten Verordnungen wurden nun vom Rath zurückgenommen; dagegen sollten die Gemeinden wieder Gehorsam schwören, den Aufruhr abbitten, für dieß Mal Verzeihung erhalten, und bei ihren Freiheiten und Rechten bleiben. Der Stadtschreiber verfaßte den Bericht in glimpflichen Worten. Waldmann aber setzte durch, daß darin geschrieben werden mußte: „Sie haben um Gotteswillen gebeten, ihr Unrecht zu verzeihen, und beständige Besserung dafür gelobt.“ Einige Eidgenossen wollten den so verfaßten Bericht nicht annehmen. Waldmann glaubte indessen für immer gesiegt zu haben, ward übermüthig, reizte seine Feinde durch Drohungen und beleidigte mit seinen Reden auch die Eidgenossen. Seine Feinde, Rache fürchtend, machten überall bekannt, der Bericht sei verändert worden. Neuer Zorn entbrannte gegen Waldmann. Der Aufruhr bricht wieder los. Das Volk hebt den Vertrag auf. Es ergeht der Landsturm; Küßnacht ist der Sammelplatz. Eine Gesandtschaft vom Rath ist in Gefahr, mißhandelt zu werden. Indessen rüstet man sich in Zürich zur Vertheidigung, und Waldmann läßt sich von seinen Vertrauten bewachen. Aber auch die Bürger werden nun vom Geist des Aufruhrs angesteckt; eine Anzahl derselben dringt auf Aussöhnung mit den Aufrührern vom Land und droht, sich mit ihnen zu vereinigen; der Stadtknecht Schneevogel, Waldmanns Liebling, schmäht solche und wird erstochen. Man räth Waldmann, sich wegzubegeben, bis der Sturm verrauscht sei, da man nun dem wüthenden Strome nicht wehren könne. — „Nein,“ sagt er, „ich fliehe nicht schändlich; ich habe eine gute Sache, wollte nur Zürichs Ehre und Wohlstand, wie ich es beschworen habe — darum fliehe ich weder heute noch morgen von der Stadt, der ich mit Eid verbunden bin.“ Indessen führten bei 6000 Mann um Küßnacht herum ein wildes Leben. Waldmann traute auf die Liebe seiner Mitbürger, ließ die Zünfte versammeln, sie zur Treue aufzufordern. Indem er aber sich von einer Zunft zur andern begeben will, läuten seine Feinde die Rathsglocke; er eilt dem Rathhause zu und die Zünfte gehen aus einander. Es sammelt sich ein Bürgerhaufe auf der Brücke; man schimpft auf Waldmann. Der Eidgenossen Boten kommen

vor Rath und bieten ihre Dienste an. Indessen hetzen Lazarus Göldli, des Alt-Bürgermeister Göldli's Vetter, und andere Verschworne durch allerlei Furcht und Zorn erregende Reden die Bürger auf. Waldmanns ärgste Feinde werden zu Ausgeschossenen erlesen. Göldli heißt die Bürger sich waffnen. Die Ausgeschossenen verlangen vom Rath, daß ohne Mitwirkung Fremder die Streitigkeiten durch Zusammentritt von Verordneten aus dem Rath und aus der Bürgergemeinde beigelegt werden sollen, und der Rath entspricht dem Begehren. Aber Göldli geht, ohne den Entschluß zu erwarten, weg, und empfängt unten an dem Rathhause von seinem Knechte Harnisch und Mordaxt, läuft unter die Bürger und ruft: „Daß sich Gott über unsere Stadt erbarme, daß so mancher redliche Mann Zwang und Gewalt leiden muß!“ Da rufen ihm Gedungene entgegen: „Ja, es ist auch Euch, wie Manchem geschehen. Jetzt ist's Zeit, sich zu rächen!“ Der Haufe wächst auf 500 an, die mit Spießen, Schwertern und Aexten bewaffnet vor dem Rathhaus stehen. Einer nach dem andern läuft hinzu; jeder wird von der Arbeit gerufen, vor's Rathhaus zu laufen, und doch weiß man nicht, warum und wozu. Jeder, der einmal gestraft worden, schrie über Unrecht. Getümmel und Geschrei wird endlich so groß, daß man einander nicht mehr verstehen kann. Vernunft und Recht verstummen im Lärm. Die Aufrührer dringen der Thüre des Rathhauses zu und wollen den Rath umbringen. Der Eidgenossen Boten suchen sie mit Bitten aufzuhalten. „Wir wollen die Schelmen im Rathe heraus haben,“ brüllt der wüthende Haufe, — „wir wollen sie mit unsern Fäusten richten.“ Die einen Gesandten verhalten die Thüre; andere rufen von oben herab: „Liebe Eidgenossen, dringet doch nicht so; wir sind ja Euere Eidgenossen und wollen mit Gottes Hülfe die Sache noch wohl zu glücklichem Ende bringen — höret doch; drücket nicht so!“ Indessen fingen auch die Verwandten der Rathsherren an zu schreien: daß man Niemand wider Recht überwältige — es stand auf dem Punkte, daß die Bürger sich selbst mordeten. So war's auch in dem Rathe. Waldmann sagt: „Etliche, die hier sitzen, haben dieses Spiel angestiftet.“ Kaum können die Unparteiischen erwehren, daß die Räthe einander nicht

selbst angreifen. In der höchsten Gefahr des Einbruches der Bürger winken die Boten mit Händen und Hüten und rufen: „Liebe Eidgenossen, hört, hört!“ Es wurde etwas stiller. Da sprach Schultheiß Seiler, der Gesandte von Luzern: „Liebe Eidgenossen von Zürich! Wir bitten aufs höchste, übergebet uns die Sachen und ziehet friedlich heim. Hat Jemand Unrecht gethan, soll er, sei er wer er wolle, ohne Verschonen, nach euerm eignen Recht, an Leib, Ehre und Gut ernstlich gestraft werden!“ Der Haufe schrie: „Wir wollen sie selbst strafen! heraus mit ihnen!“ Anstatt die Bürger nun bei den Bünden zu mahnen und das eidgenössische Recht für den Rath nach dem Bunde vorzuschlagen, und ihn dabei zu schirmen, so zeigten nun die Boten ihre ungünstige Gesinnung gegen Waldmann, besonders Seiler, der nun zu den Aufrührern sagte: „Kann's denn nicht anders sein, denn daß einige gefangen werden, so bitten wir, daß sie im Rathhause bleiben, oder ins Haus schwören, bis das Recht über sie ergeht, und Bürgschaft stellen.“ Der Haufe: „Nein! — in den Wellenberg!“ Die Boten: „So gebt uns die Schlüssel, daß wir sie verwahren.“ Der Haufe: „Wir wollen die Schlüssel haben und sie selbst strafen; hindert uns nicht länger! — Das, und nichts anderes muß sein.“ Der Haufe drückt wieder zur Thüre. Die Boten widerstehen. Seiler sagt: „So begehren wir, daß sie Leibs und Lebens sicher seien bis zum Recht; sonst können wir hierin nicht mit Ehren handeln. Wir wollen sie zum Gefängniß begleiten. Wen wollt ihr denn?“ Der Haufe: „Den Waldmann! — aber noch mehr!“ Seiler: „Wen?“ Der Haufe begehrte noch sechs aus dem Rathe und zwei Amtsdiener. Zwei konnten indessen entrinnen. Da rief Einer noch seinen Schuldherrn, ein Anderer seinen Feind u. s. w., dann hieß es wieder: „Nein, den nicht, bei Gott nicht!“ Die Boten verlangten nun die Gefangenen vom Rath und zwar zuerst Waldmann. Erst erschrack er, dann ermannte er sich, erinnerte den Rath, zu bedenken, was er in Krieg und Frieden für Zürich gethan habe, und wie er auch jetzt um des Besten der Stadt willen leide; sie sollen als Ehrenleute an ihm handeln und ihm zum Recht helfen. Die Eidgenossen erinnerte er ihrer Bünde und Eide, einen

Bürgermeister von Zürich vor Gewalt und Unrecht zu schützen, und zu gedenken, daß er ihr Anführer zur Schlacht, ihr Freund auf Tagen war. Die Boten: „Herr Bürgermeister! wir können jetzt nicht anders; wider Recht wollen wir Euch nichts widerfahren lassen.“ Waldmann: „Gott helfe mir! das habe ich weder um Zürich, noch um die Eidgenossen verdient!“ Der Rath war erschrocken; viele trauerten. Seiler und Reding von Schwei; führten Waldmann in der Mitte, die andern Boten die übrigen geforderten Rathsglieder — alle nach dem Wellenberg. Kaum kamen sie durch das Gedränge und fürchteten, das Volk tödte ihnen die Schlachtopfer unter den Händen. Mit Spott und Schmach wurde Waldmann übergossen. Er sprach kein Wort, und wandelte still und fest durch das rasende Volk. „Daß sie ihnen nichts wollen wider Recht zufügen lassen,“ versprachen die Gesandten den Gefangenen nochmals bei Ehre, Pflicht und Freundschaft. Der Wellenberg ward zahlreich bewacht. Waldmann's Feinde jubelten; verbreiteten die gröbsten Lügen über ihn, da er sie nun nicht mehr widerlegen konnte, und der Lärm machte das erbitterte, erschreckte Volk Alles glauben. Es hieß: „Waldmann habe zu allen Thoren Schlüssel machen lassen; die Thorhüter haben ihm schwören müssen, Jedermann auf ein gewisses Zeichen einzulassen; er habe die Kugeln bei den Büchsen verwechselt; in seinem Keller habe man viele Gewehre gesehen; einen heimlichen Rath habe er gehalten; 60 Zürcher habe er wollen hinrichten lassen.“ Die Volksverführer drückten jedem die Hand: „Danke du Gott, daß Waldmann gefangen ist; auch dir hätte es den Kopf gekostet!“ Dann entstand wieder ein Geschrei: „Es rücke ein von Waldmann bestelltes Heer an; man habe es schon da und dort gesehen; er habe dem Kaiser die Stadt verrathen, dafür sollte er Graf von Kiburg werden“ u. s. w. Nachmittags versammelte sich die Bürgerschaft in der Wasserkirche, in Gegenwart der Gesandten, über die Gefangenen zu berathschlagen. Die Gesandten vergaßen ihres Wortes. Der Rath wurde abgesetzt, ein neuer von 60 Personen erwählt, und Lazarus Göldli zum Hauptmann desselben ernannt. Dieser Rath bestand aus dem Abschaum

der Bürgerschaft; er bekam wegen seiner Dummheit und Unbändigkeit den Namen: hörnerner Rath, und war ein blindes Werkzeug der Göldli, von ihnen so ausgelesen, daß Waldmanns und seiner Freunde Ermordung nicht fehle. Wer für Waldmann oder seine Freunde ein gutes Wort sagte, war Leibs und Lebens nicht sicher. Als die Aufrührer vom Lande Waldmanns Gefangennehmung vernahmen, und daß ein Heer anrücke, erging der Landsturm; bei 8000 Mann sammelten sich vor der Stadt und verlangten, daß man sie ihnen öffne. Aber die Absicht der Feinde Waldmanns war erreicht; dieß Anerbieten war auch ihrer Herrschaft gefährlich; man ließ die Abgeordneten für dießmal bei den Verhandlungen sitzen und schickte sie dann freundlich fort im Begleit von Rathsgliedern, die dem Volksheer sagten: „Wir wollen die Stadt von Innen, ihr sollt sie von Außen bewachen; seid auf der Hut und unverzagt; euere und unsere Verordnete mit den Eidgenossen werden alles zu gutem Ende bringen. Indessen sollt ihr Wein und Brot genug haben.“ Dieß lieferte man aus den Häusern der Gefangenen und gehaßter Bürger, die man beraubte. Des folgenden Morgens war den Aufrührern Wein und Brot schon nicht mehr gut genug; sie wollten Weißbrot, Gesottenes und Gebratenes. „Waldmanns Gut mag Alles bestreiten!“ riefen sie. Rotten besetzten sein Schloß Dübendorf, soffen den Wein aus, plünderten Früchte, Hausgeräthe, Geld — was sie fanden, und führten ein schändliches Leben. Doch trauten und liebten die Aufrührer von Stadt und Land einander nicht; Waldmanns Blut aber forderten beide Theile. Der biedere Bernergesandte, Frikhard, mußte wegen eines Wortes, zu Waldmanns Gunsten geredet, flüchten. Am zweiten Tage nach der Verhaftung verordnete der hörnerne Rath Bürger und Landleute zu Waldmanns Verhör, und das Geständniß der angeschuldigten Vergehungen suchten sie durch die Folter von ihm zu erpressen. Vergeblich. „Er stehe für Alles zu Recht der Gemeinde“ — sprach Waldmann. Das wollten seine Feinde nicht. Man befragte geschworne Kundschaften und seine Bücher; aber man fand kein todeswürdiges Verbrechen. Waldmann sah, daß der Haß nicht ruhe, bis

sein Blut fließe, und machte sich auf den Tod gefaßt. Die Feinde eilten damit: denn sie fürchteten eine Veränderung der Volksgesinnung. Der Montag vor dem Palmtag war der Richttag. Unzähliges Volk strömte herzu; denn man war Waldmanns Tod gewiß. Der hörnerne Rath hielt bei verschlossener Thüre Blutgericht. Als er sich eben zum Urtheil gesetzt hatte, kamen Männer schnaubend hergelaufen und begehrten schleuniges Verhör. Naß waren ihre Hemden von Schweiß, wie sie sagten: — sie hatten sie aber nahe bei Zürich im Stampfenbach genetzt. „Der Kaiser," sagen sie, „ist mit einem mächtigen Zug über den Rhein gefallen, rückt an, den Bürgermeister zu retten, und verwüstet Alles; Eglisau ist in Flammen." Das war veranstaltet, Waldmanns Tod zu beschleunigen. Man glaubt es, und eiligst wird er zur Enthauptung verurtheilt. Ruhig hört Waldmann von seinem Beichtvater die Nachricht; er beichtet, die große Glocke vom Münster läutet ihm zum Tode; rührenden Abschied nimmt er von seinen Mitgefangenen. Auf dem Fischmarkt wird ihm sein Urtheil vorgelesen, worin man ihn beschuldigt: Er habe Frankreich sich zu Dienst verschworen und Pensionen genommen, die Hinrichtung eines Göldli vorgehabt, und die Verfassung umzuändern beschlossen — welches alles von ihm nicht eingestanden war. Darüber empört, hebt er an zu reden: „Es werde ihm leicht sein, seine Unschuld klar an den Tag zu geben. — —" Aber der Beichtvater erinnert ihn des ihm gegebenen Versprechens, zu schweigen und Gott alles anheimzustellen. Waldmann spricht hierauf: „Nun, so sei es Gott empfohlen; er verzeihe mir und meinen Feinden!" — und schweigt. Unerschrocken geht er jetzt seinen Todesweg; grüßt die Nächsten, und wünscht, daß man Gott für ihn bitte. Ueber 10,000 Menschen waren in der Matte versammelt, wo er enthauptet werden sollte — unter ihnen der Eidgenossen Boten, vergessend nun ihrer Würde, wie vorher ihres Wortes. Vor dem Blutgerüste kniet Waldmann nieder und betet, geht ein Paar Schritte vorwärts gegen die Stadt, segnet sie und das Volk. Dann steigt er das Blutgerüst hinan, blickt auf die ungeheure Menge Volks und spricht: „Ich danke Gott für so viele Zeugen meines Todes; betet

für mich; Gott verzeihe mir meine andern Sünden um dieses unverschuldeten Todes willen!“ Der Beichtvater ermahnt ihn wieder, nicht gegen sein Schicksal zu reden. „Groß Heulen und Weinen erhob sich unter Weib und Mann, daß ein so schöner, herrlicher Mann sterben sollte, und die von der Untreu wußten, denen war die Sache desto schwerer.“ Waldmann erblickt Gerold Meyer von Knonau, den Reichsvogt, einen seiner Feinde, und der Eidgenossen Boten, ruft ihnen Abschied zu und bittet sie um Verzeihung: „er habe ihnen und Jedermann auch von Herzen verziehen.“ Noch einmal wendet er sich gegen die Stadt und ruft: „Gott bewahre dich vor Leid, liebes Zürich!“ Mit dem Worte: „Allmächtiger Gott, erbarme dich mein, und verzeihe mir meine Sünde!“ kniet er nieder, und empfängt den Todesstreich. Lautes Weinen erhob sich von Neuem. Sobald Waldmann gerichtet war, sagte der Reichsvogt dem Volke: „Es ist Botschaft gekommen, daß das Gerücht von dem Einbruche des Kaisers falsch sei.“ Die Bösewichte aber, die diese Lüge brachten, blieben ungestraft. Trauernd ging viel Volks heim. Noch 4 Rathsglieder lassen die Stifter des Aufruhrs durch den hörnernen Rath zum Tode verurtheilen; zwei wurden eingemauert — später frei, andere hart an Ehre und Gut gestraft. Einer strafte dem Andern zu Lieb, wen dieser haßte. Die Boten der Eidgenossen vermittelten endlich noch einen schändlichen Vergleich zwischen den Bürgern und Landleuten: „Diese sollen abziehen; hingegen ihr Essen und Trinken solle die Stadt bezahlen, und ihnen noch 9000 Gulden aus Waldmanns Gut überliefern.“ Einige dieser Gesandten schändeten sich so sehr, daß sie Stücke von Waldmanns Hausgeräthe dem hörnernen Rath für den halben Preis abnahmen, ja erbettelten, und zwar die von Luzern und Bern! In der kurzen Zeit, die dieser Rath regierte, ward nicht nur Waldmanns und der andern Hingerichteten großes Gut verschleudert, sondern aufgebraucht, was der Stadtseckel im Vorrath hatte, und überdieß noch 20,000 Gulden Schulden gemacht, denn große Summen kostete das Fressen und Saufen der Aufrührerrotten vor der Stadt, und der Spital hatte nun Waldmanns Erbschaft verloren. Als genug Tirannei und

Bilderei durch den hörnernen Rath ausgeübt worden, stürzten ihn die Stifter selbst als unfähig. Es geschah eine Regierungsveränderung, und man kehrte zur vorigen Verfassung zurück. Verachtung und Haß des Volkes wandte sich gegen die gröbsten Aufrührer. Schneevogels Mörder ward hingerichtet. Die Anstifter aber blieben verschont; doch war für sie Ehre und Glauben beim Volke dahin, man verachtete sie. Ihr Betragen war, selbst in ihren Augen, so schändlich, daß sie die Geschichtserzählungen und Protokolle aus diesen Tagen verbrennen ließen. Auf den Muthwillen des Volkes folgte Mißwachs und Theurung, und Mancher, dem Wein und Brot nicht gut genug war, mußte nun Hunger leiden. Als die Regierung eine Kornordnung für den Verkauf machte, sagte ein Schurke: „Haben wir dürfen das Rathhaus, so dürfen wir jetzt auch das Kornhaus auflaufen.“ Auch die guten Gesetze dieser schändlichen Menschen wurden verachtet. Nichts war dem Volke mehr recht. Aufruhr spuckte bald da, bald dort; selbst auch in andern Orten. Kaum konnte aller Ernst der eidgenössischen Oberkeiten noch Ruhe erhalten. Zürich büßte viel ein; die wohlthätigsten Verordnungen Waldmanns wurden abgethan. Obwohl das Land viele Freiheiten erhielt, waren einige Gemeinden doch noch so schwierig, daß sie nicht ruhen und der Obrigkeit gehorchen wollten — bis endlich die eidgenössischen Boten mit Gewalt drohten. Nun wurden sie andern Sinnes; sie bequemten sich zur Huldigung und zum Gehorsam. Langsam kam Ruhe und Recht wieder. „So bringt,“ sagt Füßli, „ein Volksaufruhr die Schlechtesten ans Regiment, wie er durch die Schlechtesten erregt und geleitet wird.“

Unter Waldmanns Regierung ward Zürich sehr verschönert; die Wasserkirche ward neu und schön aufgebaut und mit den Bannern geschmückt; an die Vollendung der Großmünsterthürme wurden 19,000 Pfund verwendet, und die Stadt zeichnete sich nun durch hohe, steinerne, wohleingerichtete Häuser aus. Zu seiner Zeit blühte das Land, besonders um den See, durch Acker- und Weinbau herrlich auf. Die italienischen Feldzüge aber brachten wieder großen Volksverlust, Vernachlässigung des Landbaues, des Handels

und der Gewerbe in der Stadt. Die Aufruhren, welche nach dem Unglück im Mailänderkrieg ausbrachen, wurden durch Bestrafung einiger Verräther gestillt. Gegen das Verderbniß der Sitten eiferte schon 1492, bei Gelegenheit der jährlichen großen Prozession der Bürgerschaft auf den Hof, der Barfüßerprediger Henteler, wie später der biedere Hofmann. Der Rath zürnte darüber und ließ ihm durch beide Bürgermeister sein Mißfallen bezeugen und ihn ermahnen, „in Zukunft nicht aufzureizen, sondern zu predigen, was zu Ruhe und Gutem diene.“ — Doch rächte sich die Empfindlichkeit der durch die Kanzelfreiheit bestraften Gewalthaber nie mit Entsetzung. Gegen den Bischof aber behauptete der Rath das Strafrecht über die Geistlichkeit. Wie die Stadt Zürich durch ihren Rath, an der Stelle des östreichischen Hauses und des deutschen Reiches selbst, immer umfassender die Macht der Oberherrlichkeit über ihre Landschaft und deren Grundherren übte: so bildeten sich nun auch die Gemeinden zu Ganzen in Land- und Herrschaften, und in dem waldmannischen Aufstand die Landschaften, sogar die „ganze Gemeinde vor der Stadt Zürich,“ freilich als „die Ihrigen“ und Unterthanen noch, zu einem Ganzen, das mit der „Gemeinde der Stadt Zürich“ über Uebung der Herrschaftrechte einen Vertrag schließt und demzufolge wieder Gehorsam schwört.

Bern.

Zürich und Freiburgerkrieg. Bündnisse. Gebiet.

Eifrig verwandte sich die Regierung von Bern für Beilegung des Streites über das tokenburgische Erbe. Sie berief Abgeordnete aus ihrem Gebiete, „weisen und guten Rath zu geben, wie wir uns gegen beide Theile halten sollen;“ sie zögerte mit der Kriegserklärung gegen Zürich so lange als möglich, und verbot bei schwerer Strafe den von einer Schaar Jünglinge aus dem Oberland beabsichtigten eigenmächtigen Zuzug für

Schweiz. Schon war Berns Regierung im Aargau so beliebt, daß ihr alle Städte feste Treue zusicherten und Oestreich keinen Eingang mehr fand. Im Oberland dagegen regte sich ein unruhiger Geist. Das Kloster Interlaken rief 1445 um Hülfe gegen einen beschlossenen Ueberfall. Der Rath von Bern schrieb selbst an seine Hauptleute: „Wir müssen in diesen Läufen viel vertragen.“ Diese Landschaften schlossen 1446 sogar ein Bündniß, nicht mehr ohne gemeinsames Einverständniß zu Feld zu ziehen oder Steuern zu geben. Eidgenössische Schiedrichter aber erklärten diese Verbindung für rechtswidrig und ungültig. Eben so verheerend, wie im Zürichgebiet, ward auch der Krieg zwischen Bern und Freiburg 1446 geführt. Die Kriegskosten Berns stiegen so hoch, daß das Unteraargau für 20,000 Gulden an die Eidgenossen verpfändet werden mußte; aber Bürger und Unterthanen übernahmen willig eine schwere Steuer, daß das Land bald wieder eingelöst werden konnte. Der Spruch des Berner Schultheißen, Heinrich von Bubenberg, hob dann den zürich-östreichischen Bund auf und gab Zürich der Eidgenossenschaft wieder.

Bern suchte und erhielt eine mächtige Bundsgenossenschaft mit Fürsten, Städten und Ländern. Dem altverbündeten Savoien ward 1454 in dessen gefahrvoller Lage Zuzug gegen Frankreich gesandt. Durch die Bubenberg vermittelte Bern für sich und die Eidgenossenschaft 1467 ein Bündniß mit Burgund, dieser Mittelmacht zwischen Frankreich und Oestreich, und wandte damit eine den Eidgenossen gefährliche Verbindung dieser Macht mit Oestreich ab. Seit 1452 hatten sich Frankreich und die Eidgenossenschaft durch einen Vertrag gute Nachbarschaft und freien Verkehr zugesichert. Um das Jahr 1470 gewann dann König Ludwig XI. durch die Pension erst Bern und durch diesen mächtigsten Ort bald die übrigen Eidgenossen für seinen Kriegsdienst, dann zu einem Bündniß und endlich zum Krieg wider Burgund. In ihrem Entstehen erschien die Pension unschuldig und rechtmäßig als billige Belohnung für den Staats- und Kriegsdienst und für die Bewilligung zur Volkswerbung. Die Herren von Adel gingen in Hof- und Kriegsdienst nach

Frankreich wie nach Burgund, und erhielten dafür Jahrgeld oder Pension. Der Rath von Bern hatte 1465 andere eidgenössische Orte ersucht, das Reislaufen (das auch ohne Pensionen längst geübt worden) zu verbieten, wie er es gethan. Aber drei Jahre später schreibt er „demüthigen Dank“ an den König von Frankreich, „daß er Niklaus und Wilhelm von Dießbach, Ritter, mit einer jährlichen Pension mildiglich begabt und deren Verwandte in seinen Dienst aufgenommen,“ und empfahl sie in dessen Gunst. Man sieht dann bald auch die eifrigsten Vaterlandsfreunde, die Bubenberge, Fränklin, Tschachtlan, Frikhard, selbst den Adelsfeind Kistler, an den Pensionen Theil nehmen, jedoch, wie sie erklärten, ohne sich damit des Königs Wünschen zu verkaufen. In dem Kriegsdienst sah man eine Pflanzschule kriegsgeübten Volkes zum Schutz des Vaterlandes. Wohl lachte aber der listige König, als die Berner ihm beim Ausbruch des Krieges schrieben: „Er soll ihrer nicht vergessen, wenn Herzog Karl sich mit ihm vergleichen wolle, wie sie auch, als er Versuche dazu bei ihnen machte, nichts zu des Königs Schaden nachgaben, und eingedenk des Versprechens zu sein, mit ihnen zu sterben und zu genesen, das sie nie vergessen werden.“ — Er schloß Friede, ohne ihrer zu gedenken. Die Absicht, welche Bern zeigte, seine Herrschaft durch Burgund zu vergrößern, weckte die Eifersucht der Länder gegen dessen und der Städte Uebermacht. Nach dem Burgunderkrieg erneuerte Bern seine Verbindung mit Savoien, und schickte dem Herzog mehrmals Hülfsvolk. Räthe und Bürger nahmen zwar 1477 des Königs Pension nur mit dem Vorbehalt der Freiheit für ihre Beschlüsse an; aber der listige König gab auch geheime Jahrgelder. Nun jagte Jeder darnach, und die Bedingung stand bei dem Verleiher derselben, so wie er solche nach Willkür geben, mehren, mindern oder entziehen konnte, und andere Fürsten ahmten das Beispiel nach. Später (um 1492) wendete sich Bern dem Kaiser zu und wünschte, sich und die Eidgenossen wieder enger dem deutschen Reiche anzuschließen, und ging ungern und zögernd in den Schwabenkrieg. Seit 1505 stand es wieder meist unter französischem Einfluß. Beim Anblick der schauderhaften

Folgen der Pension in Schlachten, Zwietracht, Aufruhr, Verrath, Volksverwilderung, wo Sünde und Strafe gleich groß waren, ward sie auch zu Bern oft verboten, aber bald siegte die habgierige Partei wieder, die Bestraften wurden begnadigt und Laster und Elend erneuerten sich wieder. Anshelm sagt: „Für viel köstlich Geld, viel köstlich Blut — aus viel thätigen Arbeitern müßige Junkern. — In 15 Jahren haben Viele beim Tausend gewonnen, ohne Erbe oder erworbenes Gut.“

Bern erneuerte oder erweiterte auch seine Bündnisse mit den Städten und Landschaften in seiner Nähe, und bildete so die westliche Eidgenossenschaft. In Verbindung mit Solothurn, dem unveränderlich treuen Bundsgenossen, schloß es 1141 ein zwanzigjähriges Bündniß mit Basel, erneuerte das mit Biel, Neuenburg und Valangin; nach langen Kriegen (1453) auch mit Freiburg (nun für immer), und 1475 mit Wallis. Saanen dagegen, das früher in dem Burgrecht mit Bern Schirm seiner Freiheiten gegen seine Herren von Greierz gefunden, seit 1445 aber sich zu fast unbeschränkter Freiheit losgekauft hatte, wollte das Burgrecht mit Bern aufgeben, weil es die Zuzüge lästig fand, und Bündniß mit den Oberländerthälern schließen. Da hieß es: „Meines Gesellen Gesell ist nicht mein Gesell; der Sohn ist nicht zu des Vaters Burgrecht zu zwingen.“ Die Waldstätte sprachen aber als Schiedrichter; das Burgrecht sei ewig. — Ein Wahlstreit zwischen zwei Bewerbern um die Propstei im Münsterthal, worin Bern für seinen Bürger gegen den Bischof von Basel die Waffen ergriff, führte zum Burgrecht mit dieser Landschaft und dem Tessenberg, wo nun Bern eine Art Mitherrschaft erhielt.

In diesem Zeitraum erweiterte Bern sein Gebiet theils durch Eroberung, theils durch Kauf. Im Thurgauerkrieg, 1460, erhielt es die Herrschaft Schenkenberg, durch den Burgunderkrieg Erlach und Aelen. Da die Saaner bei der Eroberung von Aelen mitgeholfen, machten sie Anspruch auf die Mitregierung; Bern gestattete sie nicht, gab ihnen aber den dritten Theil der herrschaftlichen Einkünfte. Durch Kauf wurden erworben: die Herrschaften Brandis, Lands-

hut, Niedersimmenthal, und auf der Nordseite des Jura Urgis; hiezu kamen noch einige kleinere Herrschaften. In einer Theilung mit Solothurn blieb Bern die Herrschaft Bipp. Mit der Aufnahme von Landes- und Gerichtsherren ins Burgrecht, erhielt Bern die Oberherrlichkeit über ihre Herrschaften, und schützte auch derselben Volk, wenn es etwa gedrückt ward; so mahnte der Rath den Herrn von Rheinach, die Seinigen zu Schinznach, Veltheim, Gauenstein besser zu halten. Die Unterthanen dieser Dörfer wies er, in Kriegsnoth die Schlösser Kastelen und Wildenstein mit Wächtern zu versehen; die Junkern aber sollen ihnen, nach Herkommen, ihr Essen, Muß und Brot geben.

Regierung.

Das Gemeinwesen von Bern ward von Schultheiß, Räthen und Bürgern im Kleinen und Großen Rath, wie früher, verwaltet; nur ward die Gemeinde immer seltener versammelt, was man um so weniger für nöthig hielt, weil ungefähr je der dritte Bürger in den Räthen saß. Als lange Zeit in hohen und niedern Aemtern keine Veränderung vorgenommen worden und sich darüber Mißvergnügen unter den Bürgern erhob, ward 1438 die Satzung gemacht, daß alle Aemter inner und außer der Stadt je am dritten Jahr sollen geändert werden. Auch sollten die Venner und von diesen die Sechszehner — die Wahlbehörde — nicht nur aus den vier Handwerken, sondern frei aus jedem Viertel die Tüchtigsten erwählt, und zu den Zweihundert kein Anderer ernannt werden, als wer eigen Haus und Hof in der Stadt habe. Doch gab es noch öftere Aenderungen in der Wahlordnung. Das Bürgerrecht war noch leicht zu erhalten, denn man hatte nöthig, den durch Seuchen und Kriege erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. Gewöhnlich zog der vierte, oder auch der dritte Theil der Bürger ins Feld. Die Bürgerschaft war zwar auch in Zünfte, nach Handwerken genannt, abgetheilt, die aber durchaus auf das Regierungswesen keinen Einfluß hatten.

Der Gerichtsherren-Streit.

1470.

Zur Bürgerschaft von Bern gehörten mehrere vornehme adelige Geschlechter mit vielen Herrschaften, die neben ihrem Bürgerrecht ihre urkundlichen Herrschaftrechte ungeändert beibehielten, aber mit Land und Volk der Stadt zu Schutz und Hülfe verpflichtet waren, so ihre Macht begründeten und ihre Landeshoheit anerkannten. Venner Peter Kistler, ein ehr- und habsüchtiger junger Mann, der vom Metzger zum Venner emporgestiegen war, wollte unter Landeshoheit eine über allem Recht stehende und davon unabhängige Oberherrlichkeit und Gewalt der Stadt verstehen. Darüber kam es zuerst mit Niklaus von Dießbach zum Streit, als der Freiweibel auf Kistlers Befehl in dessen Herrschaftsrecht zu Worb Eingriff that, dabei vom Ammann Widerstand erfuhr, denselben dann schlug und dafür vom Herrschaftsgericht bestraft ward. Dießbach's Urkunden nicht achtend, ward vom Rath mit geringer Mehrheit beschlossen: der Freiweibel dürfe die Sache vor Rath zum Entscheid ziehen. Dießbach widersprach und sagte: „Der Rath kann nicht in eigener Sache Richter sein; Kaiser und Könige thun es nicht; auch Bern hat früher nicht so gehandelt. Die alten Räthe mögen zeugen.“ Da sprach der 90jährige Seckelmeister Fränklin, ein Kürschner: „Diese Geschlechter haben die Stadt groß gemacht, und ihr mehr bewilligt, als sie fordern durfte. Leichter verlöre sie die nützlichste Herrschaft, als solche Personen. Ihr müßt ihnen zum Recht stehen und nicht in eigener Sache Urtheil sprechen. Freilich gewinnen wir im Recht nur Schande und Kosten, weil wir weder Brief noch Siegel haben.“ Es erhob sich heftiger Streit. Die Alten folgten Fränklin, die Jungen Kistler. Dieser sprach viel von seiner Liebe zur Stadt und deren Nutzen, womit er aber sich verhaßt mache. Man habe ihn zwar im Verdacht, daß er gern Schultheiß wäre — er nehme das aber auf seinen Eid und weinte, sprach dann heftig wider den Adel, der die Freiheit der Stadt hindere, und gegen den man das Herz nicht habe, ihr Recht zu schirmen. „Ihr,“ ruft er, „seid die höchste

Oberkeit! Stellt das ganze Gericht von Worb vor's Recht, als Verletzer der höchsten Herrschaft!" Dieß ward das Mehr. Dießbach erklärte: daß er den Spruch, der Brief und Siegel nicht mehr gelten lasse, nicht annehme. Die andern Twingherren fragten: Ob man's mit ihnen auch so halten wolle? Dießbach mit ihnen tritt wieder ab. Nun entstand im Rath solcher Zank und Lärm, daß man meinte, die Räthe seien handgemein geworden. Da öffnete Schultheiß von Scharnachthal die Thüre, und rief ihnen zürnend zu: „Ihr Herren, handelt ehrbar!" Es ward stiller. Die Mehrheit folgte Kistlers Meinung: Man wolle alle Twingherren wie den zu Worb halten. Da sprach Herr Adrian von Bubenberg im Namen Aller: „Wem ward bei Stiftung der Stadt befohlen, dieselbe zu regieren? Wer hat sie in Aufnahme, und so viel Land und Volk ihr zugebracht? Wer hat die erkauften Herrschaften bezahlt? Nicht der gemeine Bürger, oder doch nicht viele. Die Stadt hatte noch wenig Gut. Wer hat die langwierigen Kriege getragen? Nicht der Stadtseckel; die Stadt hatte keine Landschaft, und der gemeine Bürger und Handwerksmann das Vermögen nicht: der Adel that dieß mit seinem Gut und Land, der zu der Stadt Nutzen, Ehre und Aufnung, Leib, Gut und Unterthanen nicht gespart hat. Doch will man die um die altererbten Rechte bringen, die der Stadt Nutzen mit ihrem Schaden gefördert, da jetzt viele, die ihnen zuwider, von der Stadt leben und reich werden, die kürzlich arm waren. Wenn diese nur einmal nach Höchstetten gehen und draußen essen, muß Alles wohl bezahlt sein; aber in Frankreich, zum Kaiser, nach Burgund u. a., wozu, meiner Herren wegen eine ehrliche (ehrenhafte) Ausrüstung gebührt, müssen wir reiten. Ich könnte Rechnung geben, daß ich seit meines Vaters Tod, das nicht lange ist, von der Stadt wegen über 500 Gulden verritten habe; so haben Andere auch ihren Theil gethan. Das erkennt man nicht; wohl aber dürfen etliche sagen: es wolle ein neuer muthwilliger Adel aufstehen, der Stadt und Land wolle überlegen sein; ihre Vordern haben sie nicht mögen dulden, sondern vertrieben, man soll es noch also machen: so doch Bern keinen Adel vertrieben, aber mit

ihm obgesiegt Fürsten und Grafen. Wer der neue muthwillige Adel sei, kenne ich nicht; es müßten sie denn derselbe sein. Sind aber nicht in wenigen Jahren etliche aufgestanden, die arme, geringe Gesellen und Handwerksleute gewesen, Meister Peter, Meister Rudolf u. s. w., die jetzt ihre Handwerke nicht mehr treiben, denen man eine halbe Meile Wegs mit entdecktem Haupt entgegen kommen, und sie Junkern und gnädige Herren anreden soll? Womit haben sie das überkommen, so sie es doch nicht ererbt haben und vor Kurzem arm gewesen sind? Jetzt fangen sie an muthwillen, wollen unser Erb nehmen, Brief und Siegel nicht gelten lassen. Lieber! wenn man solche Sachen von einem großen Fürsten sagte, würde man nicht sagen: O was großer Tiranu! und sie thun es selber! Sie sagen: wir seien der Bürgerschaft überlegen. Nun — wir führen unser Korn und Wein aus Bitte der Handwerksleute herein, und geben sie wohlfeiler als die Landleute, und bezahlen das Umgeld vom Wein. Wie viel wohlfeiler würden wir auf unsern Herrschaften leben, statt hier durch unsere Dienste arm zu werden! So sind wir einer Gemeinde überlegen! Wollen sie sagen: Wenn nicht in der Stadt, doch auf dem Lande; da will ich sie gebeten haben, daß sie uns einen Einzigen anzeigen, mit dem gemuthwillt sei, oder der da klage, es sei dann etwa ein Lecker (böser Bube) so nach bekannter Urtheil von uns und doch gnädig gestraft worden; sonst geh' Einer hervor, der da klagen könne, daß wir irgend Einem das Seine unterstehen zu nehmen, oder Weib und Kind schmähen. Es wird sich nicht erfinden. Wie können wir aber unsere Ehre und Erb vor dergleichen aufsätzigen Leuten bewahren, welche beide unerträglich sind zu verlieren? Das Regiment wollen wir nicht in Gefahr bringen; das Ruhigere an die Hand nehmen und diesen Räublingen um ihre Neuerungen ein ziemliches Recht bieten vor frommen, unverleumdeten Männern in oder außer dem Lande, oder im Rath dieser Stadt, nur die ausgeschlossen, welche schnell unser ererbtes Gut nehmen wollten. Was jene dann bei Ehre und Eid erkennen, nachdem wir verhört sind, dabei wollen wir in guten Treuen bleiben; bis dahin aber bei dem Unsrigen bleiben, wie bisher." —

Auf diese scharfe Rede antwortete Kistler: „Ich lasse mich nicht durch Drohen schrecken. Die Stadt hat nicht jedem zu Recht zu stehen; kein Ort der Eidgenossenschaft würde dieß leiden.“ Fränklin: „Eine übel gerathene Sache soll man ändern. Macht Vertrag; mit Recht erhält die Stadt nichts; besser aber ist's mit Recht verlieren, als es verweigern. Baut nicht auf die Bauern; sie sehen nur auf ihren Vortheil. Würden die Herren wegziehen, das Burgrecht aufgeben und den Bauern sagen, sie seien nicht mehr zu Steuer, Fuhren und Reisen pflichtig, so hätten sie dieselben auf ihrer Seite. Laßt uns nicht mit Großmachen verführen!“ Die Herren zogen aus der Stadt auf ihre Edelsitze. Nur zur Regimentsbesatzung kamen sie zurück. Kistler ward Schultheiß, weil sich die nicht für ihn Stimmenden auf Mehrere vertheilten. Er stellte sich (wegen seiner frühern Aeußerung), als ob er die Wahl ausschlagen wollte, weinte — und nahm sie an. Da sprach Dr. Thüring Frikhard: „Die haben der Stadt Nutzen und Ehre wohl betrachtet, da sie den unerfahrnen Metzger an Scharnachthals, des fürstlichen Mannes, Statt gesetzt haben!“ Auch unter der Bürgerschaft war Unwillen. Die Edlen gingen wieder aufs Land. Der neue Schultheiß wollte nun seinen Willen bei den Landgerichten durchsetzen, fand aber nicht Folgsamkeit. Auch die geistlichen Gerichtsherren suchte man vergeblich mit dem Versprechen zu gewinnen, daß man ihnen Besseres geben wolle. Die Bauern sagten: „Wir lassen uns nicht zwei Mal strafen.“ Man berief die Herren und fragte: „Ob sie gehorchen wollen?“ und sie antworteten: „Wir fordern Recht und wollen bis dahin im Besitz bleiben.“ Nun will Kistler Gewalt brauchen, sie gefangen setzen und die Thore schließen. Fränklin erhebt sich dagegen: „Das ist unberathener Rath, woraus Aufruhr entsteht. Nur Uebelthäter setzt man vor dem Recht gefangen; und Ihr wolltet das mit denen thun, die immer um Recht schreien? Wie würde Euch die Gemeinde lohnen! Ihr wißt ja, welcher Unwille zu Stadt und Land herrscht. Klagte nicht der Schultheiß mehrmals, wie ihm die Weiber fluchen und sagen: es würde ihm besser anstehen, Fleisch zu hacken. Ich will das Rechtbot annehmen.“ Nach heftigem Streit

erhielt doch Fränklin's Meinung, keine Gewalt zu brauchen, das Mehr. Der Unwille gegen Kistler ward bei den Handwerkern, denen bei der Abwesenheit der Vornehmsten der Verdienst abnahm, immer größer. Dann machte er sich durch Unkunde in den Rechten lächerlich, und Fränklin hielt ihm seinen schmutzigen Eigennutz vor. Endlich wollte Fränklin nicht mehr den Rath besuchen. „Wenn das Recht aufhört," sagte er, „muß jedes Regiment zu Grunde gehen." Man wollte doch den Rath des weisen Greises nicht entbehren, und als er die Rathstube verlassen wollte, verhielt man ihm die Thüre. Er ließ sich bewegen, blieb, und hielt nun dem gewaltthätigen Schultheißen eine strenge Strafrede. „Ich will," sagte er, „die vorgehaltene Larve vom Stadtnutzen einmal abziehen, hinter der nichts als Eigennutz und Ehrgeiz verborgen liegt. Man schreit: Stadtnutzen! Stadtnutzen! Wir wissen aber Alle, daß mein Herr Schultheiß nichts ererbt, noch viel minder mit Werken überkommen hat. Soll man jetzt, um ihn zu erhalten, andern Ehrenleuten das Ihrige nehmen? Wenn ich so ehrgeizig wäre, daß ich Schultheiß zu Bern möchte werden, so wollte ich auch viele Fünde erdenken, die noch mehr Schein hätten, als diese, als wenn's der Stadt Nutzen wäre. Z. B. die alten Kaiser haben geboten, den Zehenten zu geben. Nun sind wir Könige und Kaiser (wie wir solche Worte hören, deren sich unsere Vordern geschämt hätten) — darum so gehören uns alle Zehenten im Land. Das Ausgeben läßt er der Stadt; Bußen und Fälle in diesen Zänken kommen ihm zu. Ja, spricht man, dieser bedarf's, und wollen thun wie der Schuhmacher, der das Leder stahl und die Schuhe um Gotteswillen gab. Solche Gesellen wollen von der Stadt leben, ersinnen allerlei Ränke und haben stets im Maul: der Stadtnutzen! das gibt nachhin treue Schultheißen! und die weisen Männer fliehen ein solches Regiment. — Man heißt mich den Leutpriester (Prediger) auf dem Rathhaus. Nun ja, ich muß eben predigen. Ich bin immer der Gleiche; Kistler auch, vor dem Niemand in der Stadt sicher ist, wohl aber der Feind im Feld, wie man ihm vor Jahren vorgehalten hat."

Ueber diesen Streit wurden die Eidgenossen unruhig.

Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Solothurn schickten Gesandte zur Vermittlung. Kistler gab den Rath, sie abzulehnen: „Denn," sagte er, „die Stadt muß zur vollen Herrschaft über die IV Landgerichte kommen, weil sie von ihnen umgeben ist. Kommt aber die Sache vor die Eidgenossen, so ist sie verloren. Sie pochen auf Brief und Siegel, sind bei den Eidgenossen beliebt, und diese mißgönnen Euch Euere Macht. Welch' böses Beispiel, wenn die Unterthanen merkten, daß 33 (Twingherren) Euch gemeistert haben? Ihr verliert Euern gefürchteten Namen! Die Sache geht doch mit der Zeit durch; wenn schon Etliche noch Feuer speien, mit der Zeit wird's wohl erlöscht. Ein Milderer folgt auf den Rauhen, Kinder, die Euer bedürfen. Unsere Stadt hat Fürsten ausgeharrt; die Edlen bedürfen auch der Stadt. Was sie für die Stadt gethan, geschah aus Eigennutz. Sie hatten Schirm von der Stadt, sind Herren draußen geblieben und Herren in der Stadt geworden. Würdet Ihr ihnen die Stadt verbieten, sie gäben Alles hin, um wieder hineinzukommen. Man wird die Handwerker und die Bauern berichten und zufrieden stellen können. Lieber will ich mit den Twingherren handeln; wir behalten da was uns gefällt, das uns die Eidgenossen abstricken würden. Der Fleischhacker ist dann kein unnützer Schultheiß gewesen. — Dann macht Dießbach oder Bubenberg zum Schultheiß, und der Zorn ist vorüber!" Fränklin wollte die Mittlung der Eidgenossen annehmen. „Fürchtet sie nicht," sagte er, „durch sie kommt die Sache zu Ruhe und Recht. Es ist großer Unwille zu Stadt und Land, und ein Jahr lang rathschlagen wir schon, daß es eine Schande vor Gott und Menschen ist. Wo Führer, wenn Krieg kommt? Zürnet nicht; ich sehe keine hier. Die Eidgenossen wollen ja nur Mittler, nicht Richter sein; wären sie dieß, ja, dann würden wir verlieren; bekennt ja der Schultheiß selbst: wir mögen die Sache nicht rechtlich erhalten. Ich muß sagen, daß mir ab diesem neu verkehrten Regiment grauset. Geb' uns Gott den Verstand wieder!" Nur mit zwei Stimmen hatte Kistler das Mehr, und das Anerbieten der Eidgenossen, so wie das nachfolgende von Freiburg, ward abgewiesen, unter dem Vorwand, der Streit sei nicht so groß.

Eine neue Gewaltthat Kistler's zu Worb verursachte endlich dessen Sturz. Peter Dietrich aus dem Hasli, der vor 24 Jahren am Aufstande daselbst Theil genommen, und seither das Land meiden mußte, und nun von dem Parteikrieg in Bern hörte, kam ins Land zurück und fand Aufnahme bei einem Bauer zu Worb. Kistler, als er dieß vernommen, schickte den Freiweibel mit Stadtknechten verkleidet dahin, die um Mitternacht ins Haus brechen, Dietrich und den Bauer gebunden nach Bern liefern sollten. Die durch das Geräusch der Einbrechenden aufgeschreckten Hausleute erheben Mordgeschrei. Dietrich entflieht. Die Nachbaren laufen zusammen und schlagen die Häscher, ihrem Bezeugen, daß sie Stadtknechte seien, nicht glaubend, bis der Ammann kommt und ihr Leben rettet. Grimmig tobte Kistler darüber im Rathe. „Mit dem Tode nur," sagte er, kann die That gestraft werden. Man soll Morgen, Sonntags, 400 Mann in aller Stille nach Worb schicken, und Alle zusammen bei der Messe überfallen und nach Bern führen; doch dabei sagen: „Nur die Urheber wolle man erkundigen, die Uebrigen aber friedlich wieder heimschicken." Fränklin: „Gemeiniglich folgen auf närrische Thaten unweise Rathschläge, wie man jetzt sieht. Nächtliche Ueberfälle geziemen Euch nicht, meine Herren. Wider Recht und früher gegebenes Versprechen habet Ihr gehandelt. Aus einem Ueberfall gibt's neue Händel. Fragt den Ammann, den weisen, erfahrnen Mann, und handelt dann nach Bericht." Das ward mit großem Mehr beschlossen. Als nun der Ammann vor Rath erscheint, fordert der Schultheiß Kistler von demselben erst einen Eid, und dieser erwiedert: er dürfe nur seinem Herrn und dem Gericht zu Worb schwören. Nach dessen Abtritt fährt Fränklin den Schultheiß an: „Warum er auch alles verkehre und willkürlich handle; es sei eine Schande, daß ein Bauer ihren Schultheißen lehren müsse." Kistler: „Ich kann doch dem Seckelmeister nichts recht thun; es ist Gift und Galle bei ihm." Fränklin: „Ich hasse weder Euch noch Andere, aber die Willkür; daß Kistler, nun auf der höchsten Stufe, sich mit dem Herkommen nicht begnüge, sondern Alles nach

seinem Gefallen regiere. So bedarf es Raths und Rathhauses nicht mehr. So er zu Bern, wie Etliche sprechen, Julius Cäsar sein will, mag er in seinem Haus Alles mit einem Finger regieren." Kistler: „Wer sagt das?" Fränklin: „Ich stell' Euch Einen, der mehr sagt: Ihr seid der Tirann von Bern." Kistler staunt und schweigt. Fränklin: „Doch was haben meine Herren mit unserm Zank zu schaffen; fertigt die Geschäfte!" Kistler entschuldigte sich gegen den Ammann: er sei seit Kurzem im Amt. Der Ammann meldet nun, wie der Herr von Dießbach, um Unruhe zu verhüten, das angesetzte Landgericht abgestellt habe. Als Kistler fragte: „Wer sind die Urheber des Aufstandes?" antwortet der Ammann: „Das wissen meine Herren am besten, die ihre Diener geschickt — warum? weiß ich nicht; von Dietrich weiß ich nichts, als daß ich ihn dreschen und in der Kirche gesehen habe." Kistler zog die Sache wieder vor den Großen Rath, und sprach hitzig: „Strafen will ich sie (Dießbach und die Bauern), daß alle Unterthanen ein Exempel daran nehmen sollen, oder mich fürhin schämen, ein Berner zu heißen." Fränklin, nachdem er Thränen aus den Augen gewischt, bat Gott um Beistand und sagte: „Das Gewissen heißt mich vor des Schultheißen ungerechtem Anschlag warnen. Gott hat dieses Mannes Weisheit in Thorheit verkehrt und will uns mit ihm strafen. Er will Dießbach strafen und hat doch heut gesagt, wie er froh sei, daß derselbe das Landgericht abgestellt habe. Er will die Leute in der Kirche überfallen und zum Gericht herführen. Meint Ihr denn, wenn man die Leute eines großen Dorfes ohne Rechtspruch gefangen nimmt, die andern Dörfer werden still zusehen, wie man gegen ihre Rechte handelt? Und warum? Es ist ja nicht erwiesen, daß sie den Schelm aufenthalten haben, und hätte er nicht auch hier unerkannt sich lange aufhalten können? Der Schultheiß sagt: „Wenn sie nicht gestehen wollen, müsse der Henker sie beichten machen." Ist das nicht fein nach Form Rechtens gehandelt? Keiner kennt Dietrich, als die im Hause, wo er war, und der Schultheiß will Alle fangen und martern! Nicht der dritte Theil der Worber hat Hand an Euere Diener gelegt; etliche mit dem Ammann

und Kirchherrn geschieden und sie errettet; den Schelm hat Niemand beschützt. Sie meinten Nachbaren gegen Räuber zu schützen. Wer kann ihnen das übel deuten? Was wären Unterthanen werth, die sich bei einem nächtlichen Ueberfall nicht wehren, einander nicht retten dürften? Herr Schultheiß hat kaiserliche Rechte so viel gelesen und studirt vor seiner Fleischschaal', als ich in meiner Werkstatt ob den alten Pelzen. So kann Neid und Geiz einen weisen Mann verblenden! Ich hab's zu manchem Berner gesagt: hätte er allzeit wahrgenommen, wer und woher er wäre, und wär' er nicht so geizig gewesen, so hätte er den Preis an Weisheit und Wohlredenheit vor allen Bernern. Aber er hatte keine Ruhe, bis er gar in den Stuhl gekommen; darum mußte er darauf denken, die herrlichen Männer unwillig zu machen, daß sie die Stadt verlassen, damit er auf seinem Stuhl nicht verrückt werde — das kann er äugeln als die vier Schultheißen, die draußen sind." Kistler setzte seine Meinung nicht mehr durch. Endlich, besonders durch der Eidgenossen Boten bewogen, willigte der Adel in Verträge wegen der Gerichtsherrlichkeit und trat Vieles gütlich ab, was das Recht nicht hätte absprechen können.

Neben dem Streit über die Rechte der Gerichtsherren entstand noch ein anderer zwischen dem Adel und Kistler sammt der Mehrheit des Rathes. Es waren fünf Jahre früher die damals Mode gewordenen großen Schweife an den Frauenkleidern und die langen Spitzen an den Schuhen, die man mit Edelsteinen, Gold und Silber verzierte, verboten worden; doch wurde den edeln Frauen Perlen, Seide, Edelsteine, Gold zu tragen gestattet. Um den Adel zu necken, ward nun die nicht mehr beachtete Satzung erneuert und von den Kanzeln verlesen. Der Adel sah darin eine Beleidigung; sprach, von den Frauen dazu aufgereizt: die Auszeichnung in der Kleidung sei ein Vorrecht, das er überall habe; der Unterschied der Stände sei in Gottes Ordnung, im kaiserlichen und im Stadtrecht gegründet; darum sei er nicht schuldig, dieser Verordnung zu gehorchen. Daraus entstand Unruhe, so daß Gesandte von Eidgenossen und andern zu mitteln kamen. Der Große Rath erklärte: diese Satzung sei beschworen, und

man könne Ehren halber nicht von derselben lassen. Wer vom gemeinen Volk dieselbe übertrat, wurde gestraft. Sonntags, den 25. Wintermonat, kamen etliche vom Adel mit ihren langen Schuhspitzen und Kleiderschweifen in die Kirche zu Bern. Das verursachte großen Unwillen. Der eitle Hochmuth ärgerte Jedermann. Es wurde allen diesen vor Rath verkündet. Sie entschuldigten sich; dieß sei Niemand zu Leid geschehen; zu diesen Satzungen haben sie aber ihren Willen nicht gegeben und sie nicht beschworen; sie verlangen deßwegen ein unparteiisches Gericht. Das wurde bewilligt und der Adel durch dasselbe in die Strafe verfällt, der sich nun Ritter und Frauen unterwarfen; sie mußten schwören, einen Monat aus der Stadt zu gehen, und gehorchten. Nachher wurde die Sache gütlich verglichen und dem Adel Auszeichnung, ohne Beleidigung des Anstandes, gestattet. Der Adel kam wieder nach Bern zurück, und die Handwerksleute waren besonders froh, weil sie besorgten, ihren Verdienst zu verlieren. Mit Stolz sah auch der alte auf die Eitelkeit neuern Adels herab. Einst erhielt ein reicher Berner einen Adelsbrief. Nun nennt er einen Freiherrn: „Du.“ „Warum so?“ fragt der Freiherr. „Ich habe einen Adelsbrief,“ sagte jener. „Ich und meines Gleichen haben keine Adelsbriefe,“ erwiedert dieser. Kistler ward nicht mit Gewalt entfernt, aber nach Verfluß seines Regierungsjahres nicht wieder gewählt. Der Sohn dieses Adelsfeindes, der immer vom Stadtnutzen sprach, war Propst zu Zofingen, Pfarrer zu Ins und Röthelen und endlich Dekan zu Bern! — Als 1480 der Verdacht allgemein ward, der größere Theil des Raths sei von König Ludwig XI. erkauft, erschien der Schultheiß Wilhelm von Dießbach mit dem ganzen Rath vor der Bürgerschaft, das Regiment abzugeben. Die Bürger aber baten es zu behalten, und versprachen Beistand mit Gut und Blut. — In der Sturmzeit der Mailänderkriege wurden einsmals (1512) die ältesten Glieder des Kleinen Raths abgesetzt, „als des Alters halb unbrauchbar geachtet — erfahrne, weise Männer, gesund und guter Vernunft, die einer Stadt Bern, jeder über 40 Jahre, in Aemtern und Rath ehrlich und wohl gedient hatten; deßhalb Viele große Verwunderung und

Mißfallen nahmen, und für einen Unfall hielten." Man schämte sich und berief sie wieder. — Dieß waren immer bald vorübergehende Störungen.

Landesverwaltung.

Berns Regierung gewährte vor und nach Kistler, dem tirannischen Reuerer, gewissenhaften Schutz des Rechts und unparteiische Fürsorge für alle Stände. Als man 1438 Klagen über Willkür von Vögten bei Bußen und Härte gegen Arme dabei vernahm, ward verordnet: Jeder Vogt soll schwören, alle Bußen einzuschreiben, Frevelthaten, die große Buße erfordern, in Monatfrist mit Bericht an den Rath zu leiten und dessen Urtheil zu erwarten, und alle Bußen über 3 Pfund demselben zu verrechnen. Die Städte behielten die freie Regierung und Verwaltung ihrer Gemeinwesen. In den wichtigsten Angelegenheiten wurden von Stadt und Land Abgeordnete in den Rath berufen und mit ihnen ein gemeinschaftlicher Schluß gefaßt, oder Räthe zur Belehrung und Verständigung aufs Land geschickt. In gefährlicher Zeit, wie 1489, forderte der Rath selbst das Volk zu Eingabe seiner Beschwerden auf. Aber mit ernstem Unwillen wies er auf der Tagsatzung den Antrag von Schweiz zurück: Gemeindversammlungen zu gestatten, um der Untreue von Beamteten nachzuforschen. „Wir wissen von keiner Untreue, wir wollen unsere Biedermänner nicht durch mißtrauische Untersuchung kränken und die Verstorbenen verdächtigen. Wollen die Eidgenossen Pensionen abschaffen, so bieten wir die Hand dazu, wie zu Allem, was Nutzen und Ehre der Eidgenossenschaft fördert. Jenes Verbot aber soll bestehen; es ist nach langer Prüfung für und wider beschlossen worden." Vielfach sind die Proben von väterlicher Sorgfalt für das Volk in jeder Beziehung. Verbanden sich Handwerker, durch verabredete Preiserhöhung die Bürger zu drücken, so wurden sie ernstlich bestraft, Freikauf gestattet, und die Ungehorsamen zum Gedächtniß in ein schwarzes Buch geschrieben. Genaue Aufsicht schützte die Armen vor Betrug in Maß und Gewicht. Mit Abgeordneten aus dem Gebiete ward 1441 eine Wirthsordnung

berathen, und der Müllerlohn 1482 im ganzen Lande um die Hälfte herabgesetzt. Die Sauer wurden ernstlich zu Vergütung von Rechtsverletzung angehalten, aber auch hinwieder gegen zu schwere Bußen ihrer Herren von Greiers geschützt. — Als auf den Burgunderkrieg fünf schwere Jahre folgten, führte die Regierung viel Frucht ins Land, die sie dann um billigen Preis verkaufte; Eidgenossen gab man auch für den Hausgebrauch; Vorkauf ward bestraft. Stifte und Klöster mußten Fruchtvorräthe in die Stadt liefern; Amtleute erhielten den Befehl, den Armen für Zinse und Bußen Frist zu gestatten, durch Bauten und Straßenarbeit Verdienst zu verschaffen. Im Simmenthal und Hasli ward verboten mehr Zinse auf die Güter zu schlagen. Man schützte gleich sorgfältig die Sicherheit der Gläubiger und die Schuldner gegen zu kostspieligen Schuldbetrieb. Als 1491 die Stadt Lenzburg abbrannte, half ihr Bern mit viel Frucht und Bauzeug, mit Anleihen und Erlaß von Zinsen und der Weisung an die Nachbaren, Frohnden beim Wiederaufbau zu thun. Zur Verbesserung des Tuchgewerbes ward 1467 ein fremder Meister berufen und er hob sich. Auch der Adel trieb Handel. Die Straßen wurden verbessert, Wirthen befohlen, sich mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und Bern hatte zwischen Nürnberg und Lyon das beste Wirthshaus (1478). Man fing an, Aerzte zu berufen; seit 1466 bestand eine Apotheke und später besoldete man auch einen Apotheker. Viele und oft reichliche Vergabungen wurden den Armenanstalten zu Theil. Die Beute zu Dornach, zu 800 Pfund Werth, gab man den daselbst Verwundeten. Die Leibeigenschaft ward loskäuflich erklärt und wirklich meistens losgekauft.

Kirche. Schule. Bildung.

Mit Ernst suchte der Rath auch Verderbnissen in der Kirche zu wehren. Die Deutschordensherren am Münster zu Bern waren so unwissend, daß sie nicht einmal selbst mehr den Gottesdienst halten konnten, und so roh unsittlich, daß die Bürgerschaft sie verachtete. Da bewirkte die Regierung bei dem Papst, daß 1185 an ihre Statt ein Chor-

herrenstift gesetzt, und demselben noch die Güter mehrerer anderer geistlichen Stiftungen im Gebiete einverleibt wurden. Der Prior und die Mönche des Predigerklosters zu Bern klagten sich gegenseitig vor dem Rath eines sittenlosen Lebens an. Das Kloster Interlaken, das so großen Reichthum an Herrschaften, Gütern, Zehnten und Zinsen hatte, war durch Mangel an Ordnung und Zucht in Schulden versunken. Mehrere Frauenklöster wurden wegen zuchtlosen Lebens aufgehoben, oder leichtfertige Aebtissinnen entsetzt. Zu dem vom Papst mehrmals zu Gunsten des Münsters zu Bern bewilligten Ablaß strömte so viel Volks zu, daß 80—100 Beichtväter beschäftigt wurden; jede Sünde fand da gegen eine bestimmte Taxe Lossprechung. — Durch List entwendete Johannes Bali zu Köln das Haupt des Schutzheiligen St. Vinzenz für das Münster, und man verweigerte die Rückgabe, da Köln sonst so reich an Reliquien sei. Nachdem Bali auch von Rom heilige Gebeine brachte, ward ihm, „weil er das größte Gut der Stadt damit erworben," wie er sagte, ein reichliches Leibgeding geordnet. Als die Engerlinge großen Schaden im Lande verursachten, sandte der Rath 1479 den gelehrten Stadtschreiber Thüring Frikhard zum Bischof von Lausanne, mit der Bitte, dieselben durch das bischöfliche Gericht, nach dem geistlichen Recht, aus dem Berngebiet zu verbannen. Dieß geschah. Nach förmlichem Rechtbieten wurden sie verflucht und beschworen: „ab allen Orten zu weichen, wo Nahrungen der Menschen und Thiere entspringen, und solchen fürhin weder heimlich noch öffentlich mehr Schaden zu thun." Die Regierung befahl, über den Erfolg zu berichten; man habe aber nichts vernommen, sagt der Chronikschreiber Schilling, „um unserer Sünden willen." Dem scheußlichen Aberglauben jener Zeit folgend, rechtfertigte sich der Rath 1467 beim Bischof von Wallis, daß man nicht, wie man sage, die Unholden nur an Geld strafe, sondern daß man sie verbrenne. Um einen Salzbrunnen zu Rüggisberg heraufzuzaubern, berief man den Kirchherrn zu Stanz, einen berühmten Teufelsbeschwörer, mit vielen Kosten. „Man lernte aus Thorheit Witz (Verstand)," bemerkt Anshelm;

Auch unterhielt man einen Sterndeuter, Glück oder Unglück anzukünden; der Herzog von Burgund gab ihm Geschenke. „Wegen der sorglichen und widerwärtigen Läufe der Gestirne, die dieß Jahr (1487) viel Uebels drohen," ward ein Bettag im ganzen Gebiet angeordnet. In Kriegszeit bat man die Klöster, Gott um Frieden und Schutz zu bitten. Als die Luzerner vernahmen, daß im Kloster Thorberg Messen für den Herzog Karl gelesen werden, drohten sie es zu verbrennen; ernstlich wehrten dieß die Berner und schrieben ihnen: Da es Pflicht der Mönche sei, für ihre Wohlthäter zu beten, so haben sie dieß auch im Krieg mit Oestreich zu Königsfelden nie gewehrt; „es wäre auch nicht christlich." Schultheiß und Rath mit viel Volk that 1439 eine Kreuzfahrt zur Beatushöhle ob dem Thunersee, um Abwendung einer befürchteten Pestseuche zu bitten. In schweren Zeiten befahl der Rath fleißiges Halten und Besuch des Gottesdienstes, Gebete um Abwendung der Sündenstrafe und Versöhnung, und wiederholte die Verbote unsittlichen Lebens, und besonders der Unfugen bei den Volksfesten. Das Gedächtniß der Murtenschlacht ward jährlich in den Kirchen erneuert. Zu Ende des XV. Jahrhunderts wurden die Nidek und heil. Geistkirche neu erbaut.

Die Schulbildung hob sich nach und nach. Die ernsten Predigten und Vorstellungen des Dr. Johann von Stein, der früher berühmter Professor der Philosophie an der Pariser Hochschule (Sorbonne genannt) und zu Basel gewesen, und seit 1480 Prediger zu Bern war, bewirkten, daß ein neues Schulhaus erbaut ward. Hans Best, der Schulmeister, sollte auf oberkeitliche Kosten sich auf Hochschulen zum Lehramt ausbilden, folgte aber dem Rückrufe nicht mehr. Sein Nachfolger, der Mönch Niklaus Widenbosch, trieb zugleich die Arzneikunst, und auf ihn folgten die vorzüglichen Gelehrten, Heinrich Wölfli und Michael Rothli. Brugg hatte schon eine recht gute, umständliche Schulordnung und zwei Lehrer, die zwei arme Schüler unentgeldlich unterrichten mußten, und schon 1442 schrieb sein Schulmeister, Clevi Frya von Waldshut, die Chronik von Königsfelden. Zofingen hatte eine Schule von mehreren Klassen und das

Stift eine Bücherſammlung; der Schulmeiſter zu Saanen überſchickte der Regierung eine Landeschronik. Die Amtleute im Oberland erhielten 1517 Befehl, ſich der Schulen anzunehmen. Schon 1467 waren zwei Papierfabriken bei Bern, und bald hatten Burgdorf und Rougemont in Saanen Buchdruckereien Zur Verzierung des Münſters mit Glasmalerei und Bildwerk ward Friedrich Walter von Nürnberg berufen, der eine berühmte Malerfamilie nachließ. Niklaus Manuel malte den Todtentanz an die Kirchhofmauer des Predigerkloſters. Tſchachtlan, Dittlinger, Frikhard, Schilling, Ludwig von Diesbach u. a. ſchrieben Berns oder der Eidgenoſſen Geſchichten, vorzüglich die Ereigniſſe ihrer Zeiten.

Sittenzüge.

Im Ober-Simmenthal lebte Heinrich Jenneli, ein denkwürdiges Beiſpiel glücklichen Lebens. Er war Venner des Landes. Mit ſeiner Gattin hielt er 75 Jahre Haus, und beide waren immer geſund. Von dem Beſitze zweier Kühe kam er ſo weit, daß er der reichſte Mann im Oberland geſchätzt ward. Er hatte einen einzigen Sohn, Chriſtian; der war aber ſo unhauslich, daß er über 30,000 Pfund verſchwendete, und wurde von ſeinen Gläubigern von Haus und Hab vertrieben. Der Vater ſetzte ihn dann doch wieder in ſein Hausweſen. Alle drei waren friedliche, liebe Leute. Der Vater wurde über 90, die Mutter und der Sohn über 100 Jahre alt. Der Vater gab den Platz zur neuen Kirche und zum Kirchhof an der Lenk, worin ein 115jähriger Landmann, Peter Tanner, geſtirmt, Jenneli aber war der erſte, der 1505 daſelbſt begraben wurde. Die habgierigen Erben aber mußte der Rath zwingen, dem Lande die Erbſteuer mit 800 Pfund zu entrichten.

Die Frutiger beſuchten 1505 die von Hasli in der Faſtnacht. Sie wurden von Vorſtehern und Volk vor Meiringen, dem Hauptort, feierlich mit einer Anrede empfangen, „wobei zu beiden Theilen die Augen vor Freuden naß wurden,“ dann in die Kirche zum Gottesdienſt geführt, hierauf

ihnen das Landbanner gezeigt und es dem Landesvenner von Frutigen zu tragen gegeben und aus der Landeschronik vorgelesen, wie sie von gemeinschaftlichen Voreltern aus Schweden herstammen. Frauen und Töchter brachten ihnen nach dem Tanz Kuchen und Maienziger, und die Zehrung ward geschenkt. „Dessen wollen wir nie vergessen," schrieben die Frutiger, „und Gott den Herrn bitten, daß unsere lieben Brüder von Hasli und wir mit ihnen lang in Ehren und Gottes Huld leben mögen. Amen."

Aus dem berner Adel ging ein Musterbild deutscher Ritterschaft hervor. Konrad von Scharnachthal, am savoischen Hofe erzogen, fühlte als Jüngling einen unwiderstehlichen Trieb, viele Länder, ihre Könige und Krieger zu sehen und Ritterschaft bei ihnen zu erwerben. Erst begab er sich (1437) an den französischen Hof, und zog in Karl VII. Krieg gegen die Engländer; dann reiste er nach Spanien, sah am mohammedanischen Hofe zu Granada die Ritterspiele, stritt gegen die Araber, wallfahrtete dann durch Portugal zu St. Jakob von Compostell, „am Ende des Erdreichs;" von da ging er mit einer Flotte in die britischen Reiche, die er durchwanderte, und dann über Dänemark nach den Niederlanden, wo er Tischgenosse und Knappe des Herzogs war; hierauf durchreiste er Deutschland und Ungarn, und kehrte mit dem Ruhme eines tapfern Ritters und mit Orden geschmückt wieder an den savoischen Hof zurück. Noch war seine Reiselust nicht gesättigt; „die Länder gegen Sonnenaufgang wollte er sehen;" er reiste nach Sizilien, den „brennenden Berg" zu sehen; auf den griechischen Inseln sah er die Denkmäler ihrer alten Geschichte; in Candia freute er sich des Vaterlandes des Malvasierweins; zu Rhodus half er den Rittern gegen die Türken streiten; dann besuchte er andachtsvoll Jerusalem und das heilige Land, und begab sich über Griechenlands und Italiens Staaten wieder nach Savoien, wo der Herzog ihm Zeugniß über seine Reisen und Thaten ausstellte, ihn zum Ritter schlug und zu seinem Rath ernannte. Seit 1455 ruhte er im Vaterlande aus, und lebte bald zu Bern, bald zu Thun, in seinen Zimmern Denkmale seiner Reisen erhaltend. Er starb 1472.

Berns Regenten.

Vor allen eidgenössischen Räthen glänzte in diesem Zeitraume der Bernische durch Männer, deren Heldenmuth und Staatsweisheit die Tugend wahren Werth verlieh. — Dreißig Jahre regierte Rudolf Hofmeister als Schultheiß. Er war der Berner Feldherr beim Zug ins Eschenthal und bei der Einnahme des Aargau's; er vermittelte den Frieden zwischen Zürich und den Eidgenossen, und unter ihm ward das herrliche Münster erbaut. Er, der oberste Richter in Bern, sprach das Wort: „Sicherer und göttlicher ist's, zehn Schuldigen Barmherzigkeit beweisen, als Einen Unschuldigen an Ehre und Leib verletzen," und wollte kaum zulassen, einen mit der Marter zu fragen. — Dieß zu jener Zeit!

Der Schultheiß, Freiherr Heinrich von Bubenberg, Nachkomme Kuno's, des Erbauers, und Johanns, des Retters von Bern, war ein mächtiger Twingherr am Thunersee und im Oberland, angesehen am burgundischen Hof und Feldherr der Berner im Zürcher- und Freiburgerkrieg. Er vollendete Hofmeisters Vermittlungswerk durch den Spruch, der Zürichs Bund mit Oestreich aufhob. Adrian, sein Sohn, ward am burgundischen Hof zum Kriegsdienst gebildet, und erwarb daselbst die Ritterschaft, zog dann auf eine Wallfahrt zum heil. Grab, und ward 1468 Schultheiß und Feldherr im Mühlhauserkrieg. Im Rathe widerstand er dem Adelsfeinde Kistler mit einer Beredtsamkeit, deren überzeugendste Kraft in der Berufung auf die erwiesene Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit lag, die auf das Zeugniß der Unterthanen hinweisen konnte, daß sie vom Adel gerecht und gütig regiert werden. Als er sich einmal vom Adelstolze verleiten ließ, das Kleidergesetz zu übertreten, so beugte er ihn doch unter Rechtspruch und gesetzliche Strafe. Vergeblich war sein Widerstand gegen König Ludwig XI. Einfluß. Zwar half er den Frieden zwischen Oestreich und den Eidgenossen vermitteln, aber suchte auch, statt Krieg, Bündniß mit Burgund als Gegengewicht gegen das umsichgreifende Frankreich. Als der Krieg ausbrach, ward er, der mit ernster Geradheit (ein Charakterzug seines Geschlechtes) sich

gegen die herrschende Partei ausgesprochen hatte, aus dem Rathe gestoßen, und zog sich auf seine Herrschaft Spiez zurück, bis ihn, den frühern Parteihaß bereuend, der Rath zum Befehlshaber von Murten ernannte, und er hinwieder der Ungerechtigkeit und des Undanks vergessend, dem Rufe folgte und mit dem höchsten Heldenmuth die Stadt gegen alle Stürme von Karls ungeheuerm Heere schützte und erhielt. Seine redliche Heldenseele widerstand eben so unerschütterlich der Schmeichelei und dem Golde König Ludwigs, womit ihn derselbe auf zwei Gesandtschaften verführen wollte, und dann solchen Haß auf ihn warf, daß er sein Leben gefährdet sah, und in der Kleidung eines pilgernden Harfners nach Bern zurückkehrte (Nov. 1477). Noch führte er 1478 das Bernerheer in den Bellenzerkrieg; dann starb er in der Vollkraft seines Lebens an einer Seuche im Sommer 1479. In seinem letzten Willen bat er, doch alle seine Schulden zu bezahlen, „angesehen, daß mancher arme Mann mir das Seinige anvertraut hat und damit meine Seele dadurch nicht leiden und bekümmert werden müsse.“ Seine Großmuth hinderte ihn, sorgfältiger Hauswirth zu sein. Er, wie manche vom Adel, opferte in den Kriegen für die Stadt und die Eidgenossenschaft sein Vermögen auf. Aber nicht die Armen störten seine Ruhe im Grabe, sondern ein reichbepfründeter, habsüchtiger italienischer Pfaffe, Garriliati, der die verruchte Forderung an den Rath stellte, den Leichnam des Schultheißen, des Helden, des Retters von Bern, des unbescholtenen Biedermanns ausgraben und auf den Schindanger werfen zu lassen, weil er eine Schuldansprache, die er auf ihn hatte, nicht bezahlt habe, und deßwegen im Bann gestorben sei. Statt dieses Scheusal auf der Stelle aus dem Lande zu jagen, war die Furcht vor dem Bann so groß, daß man durch eine Gesandtschaft an den Papst für Geld und demüthige Bitte den Befehl an Garriliati auswirkte, den Schultheißen in seinem Grabe ruhen zu lassen, da Vermögen genug sei, die Schuld zu tilgen, und daß man jenem Schändlichen doch die Anwartschaft, die ihm der Papst auf die Propstei Rüggisberg gegeben, gewährte. Mit Ritter Adrian, dem Sohne, starb 1506 das edle Geschlecht aus; so arm, daß

nur der Verkauf all' seiner Herrschaften die Schulden bezahlte.

Ein halbes Jahrhundert hindurch war das Geschlecht der Dießbach das mächtigste zu Bern. Das Leinwandgewerbe hatte Reichthum in dieses Haus gebracht und dieser ward zu Ankauf von Herrschaften verwendet. Niklaus ward schon als junger Mann von 34 Jahren Schultheiß, und begab sich mit seinem Vetter, Wilhelm, 1468 als Gesandter nach Frankreich und ward des Königs Kammerherr und Rath, erhielt Pension, gewann Bern und dann die ganze Eidgenossenschaft zum Bund mit Frankreich und zum Krieg gegen Burgund. Wie er mit Festigkeit seine und des Adels Herrschaftsrechte vertheidigte, so verhütete seine Mäßigung auch den Aufstand der Unterthanen gegen Kistlers Gewaltstreiche. Mit seiner Freundlichkeit, Gastfreiheit, Beredtsamkeit und Würde gewann er die Liebe und Ehrfurcht der Bürger und Landleute. Er starb 1475 im kräftigsten Lebensalter auf einem Heerzuge gegen Burgund. Sein Vetter, Wilhelm, folgte ihm in der Schultheißenwürde und als Haupt der Partei, welche an Frankreich sich anschloß. Auch Anshelm, der strenge Tadler der Pensionen und des französischen Kriegsdienstes, nennt ihn „einen Mann, deßgleichen an viel menschlichen Tugenden nicht leicht zu finden.“ Als Feldherr bewies er Menschlichkeit und Edelmuth im Krieg. Auf einem Zug nach Frankreich raubte seine Mannschaft in einer französischen Stadt; er entschädigte die Einwohner aus seinem Gut. Jahre lang speiste er bei hundert Hausarme und dürftige Schüler. Er war Freund der Kunst und Wissenschaft, doch vermochte ihn diese nicht vor dem Aberglauben an Alchemie zu bewahren, womit Betrüger in schweren Verlust ihn brachten. Die Vereinigung von Huld und Würde in seinem Wesen machte ihn bei Fürsten und Bürgern beliebt. Er war der reichste Berner; führte aber auch so fürstlich kostbares Hauswesen, daß bei allen großen Gütern und Einkünften seine Söhne doch noch über 20,000 Gulden Schulden zu bezahlen hatten, und als diese bald nach ihm starben, seine großen Besitzungen in der Gläubiger Hände fielen. — Wie hochgeachtet und geliebt war der

Schultheiß Rudolf von Erlach, der neben Wilhelm von Dießbach regierte. Bei einer langwierigen Krankheit berief der Rath selbst einen fremden Arzt für ihn, und durch einen Abgeordneten ließ er um die Ehe bei der reichen Wittwe von Mülinen, Barbara von Scharnachthal, für ihn werben. Sein Vater war in Schulden versunken; er hob sein Haus wieder zu Reichthum und Ehre empor. Neben diesen, mit ihnen wetteifernd, und in vollem Sinn dem Titel entsprechend, „großmächtige, edle, strenge, fromme, fürsichtige, weise, gnädige Herren," saßen im Rathe die Feldherren und Schultheißen: Ringoltingen, Scharnachthal, Stein, Wabern, Matter (Sohn des bei St. Jakob an der Birs gefallenen Feldhauptmanns der Bernet). Die Hallweil, Mülinen, Effinger vom unteraargauischen habsburgischen Adel, nachdem sie Oestreichs Haus mit aufopfernder Treue Gut und Blut dargebracht, so lange es Landesherr gewesen, traten nun mit ihren Herrschaften ins Burgrecht zu Bern, nahmen sogleich Theil an den Heldenthaten des Burgunderkrieges, vor allen Hans von Hallweil, und verbanden sich mit den vornehmsten Häusern; so auch die von Bonstetten, welche das bubenbergische Erbe von Zürich nach Bern zog. Am Schlusse dieses Zeitraumes, noch in der durch die Pensionen so verdorbenen Zeit, regierte der vortreffliche Schultheiß, Jakob von Wattenweil, der in der Sturmzeit nach der Schlacht bei Novara durch seine Entschlossenheit die Stadt vor dem Verderben durch eine eingedrungene Aufrührerrotte rettete, und mit Hans von Dießbach und einigen Freiwilligen zu Marignan bei den treuen Eidgenossen blieb, nachdem er seine Landsleute vergeblich an ihre Pflicht gemahnt hatte. Aber neben solchen vortrefflichen Regenten fanden sich in der spätern Zeit auch sogenannte Kronenfresser, denen Ehre, Recht und Vaterland feil war, wie Albrecht von Stein, der zwar in jenem Aufruhr den Schultheißen von Wattenweil die Vaterstadt retten half, aber dann, von Frankreich erkauft, einen Theil der Eidgenossen verführte, den Herzog und ihre Miteidgenossen treulos zu verlassen. Früher verarmt, ward er nun so reich, daß er und sein Weib mit einer in Bern unerhörten Pracht prangten, das

öffentlich: Elend gleichsam höhnend. Er und Ludwig von Erlach begünstigten den Schurken Furno bei dem falschen savoischen Vermächtniß. Stein endete sein Leben in der Schlacht zu Bicocca. Der Reichthum war bei seinem Tode wieder verschwendet; sein Weib kehrte nach Zürich zurück, und sie, „die vorher in goldenes und silbernes Gewand sich gekleidet," mußte nun Brot zu erwerben suchen; sein Sohn aber lebte und starb als armer Söldner in des Königs Dienst.

Neben jenen Männern, die innerer Adel des äußern würdig machte, saßen in Berns Rathe Männer aus dem Bürgerstande, die ihr geistiger Adel jenen gleichstellte. Zwei Männer von gemeinem, bürgerlichem Herkommen: Hans Fränklin, ein Kürschner, und Dr. Thüring Frikhard, waren es vorzüglich, welche den Staat retteten, als er eben im Zeitpunkte des Aufschwunges zu Macht und Glück in Gefahr war, durch innere Zerrüttung und Verachtung des Rechts unter die Schreckensherrschaft Kistlers zu fallen, der sich von der Metzgbank zum Schultheißenthron emporgeschwungen und schon die Mehrheit des Großen Rathes gewonnen hatte. — Fränklin war als Geselle in viele Länder gereist, bis ihn nach neunjähriger Wanderschaft sein Vater heimrief. Bald kam er in den Rath. „Da," sagte er, „schämte ich mich, daß ich als junger unerfahrener Mann sollte bei so trefflichen Männern sitzen; lieber hätte ich mein Handwerk getrieben, was mir auch nützlicher gewesen wäre;" doch trieb er es durch Gesellen fort und erwarb sich beträchtlichen Reichthum. Nur mit Widerstreben nahm er die Stelle eines Landvogts zu Lenzburg erst, dann des Seckelmeisters an. „Als Ihr, meine Herren," sprach er einst im Rath, „mich anfinget zu Tagen schicken und Euere Eidgenossen hörten, daß ich Seckelmeister sei, und mich nun junkern wollten, machten sie mich schamroth, und ich sagte ihnen: ich sei nur ein Kürschner. Ich habe mit dem Amte meiner Kinder Nutzen nicht geschafft. Mein Handwerk ertrug mir wenig, weil ich selten zu den Gesellen kam; doch trieb ich es fort, damit ich meine Söhne werken lehrte, auf daß sie nicht Stadtkälber würden und hernach Stadt und Land überlegen wären, wie es der Brauch

werden will. Wenn Ihr heut oder nach meinem Tode findet, daß ich mehr Guts verlassen, als ich an das Amt gebracht, so habe ich's dem gemeinen Wesen gestohlen und all' mein Gut sei der Stadt verfallen!" So vertheidigte er sein Amtsleben dem habsüchtigen Schultheiß Kistler gegenüber. Zwar schien sein Widerstand eine Zeitlang vergeblich; er wollte den Rath verlassen, weil man das Recht untertrete, man entließ ihn aber nicht. Endlich siegte doch die Stimme des Rechts, und er sah seine Weisheit und seine muthige Standhaftigkeit durch Erfolg belohnt. Er starb 1478, 98 Jahre alt. — Dr. Thüring Frikhard von Brugg war ein in Geschichte und Recht sehr gelehrter Mann, bieder und fromm, an altem Glauben und Aberglauben hangend. Sonderbar! der gelehrte Mann, der in seiner Beschreibung des Twingherrenstreites ein Meisterstück von Geschichtschreibung gab, war's auch, der den Bischof von Lausanne um Beschwörung und Bannung der Engerlinge bat, und die Lügenwunder der Mönche zu Bern glaubte er, der sonst so weise Staatsmann. Er ward vorzüglich zu Gesandtschaften gebraucht; besonders half er den Frieden bewirken, der den Schwabenkrieg endigte. Auch er war einer der Greise, welche 1512 aus dem Rathe gestoßen wurden, aber bald wieder eingesetzt. Sein Leben beschloß er in seiner Vaterstadt Brugg, wo er im höchsten Greisenalter noch heirathete, Kinder erhielt und 90 Jahre alt starb. — Auf der Grundlage eines glücklichen Bergwerkbaues erhob sich mit Peter, das edle Geschlecht der Steiger.

Luzern.

Kriege. Innere Bewegungen.

In vertraulicher Eintracht zogen Bürger und Bauern von Luzern in die schweren Kriege dieses Zeitraums; auch erhielt den innere Ruhe ward nur durch kurze Aufwallungen gestört. Den blutigen Sieg am Hirzel erkämpften vorzüglich die Entlibucher. Ihr Banner ward von hundert Schüssen durchlöchert und Viele fielen mit ihrem Hauptmann, dem

Schultheiß Petermann von Lütishofen. Im Burgunderkrieg erwarben sich die Feldherren und Schultheißen Haßfurter und Hertenstein Heldenruhm, und dankbar sorgte der Rath für die Wittwen und Waisen der gefallenen Krieger und machte solche Fürsorge zu einem „ewigen Gesetz." Jost von Silenen, Propst zu Beromünster, von großem Einfluß auf König Ludwig XI., der Bischof zu Grenoble und königlicher Gesandter zu den Eidgenossen war, gewann Luzern durch die Pension zum französischen Kriegsdienst, und kein Ort der Eidgenossenschaft blieb Frankreich eifriger und ausharrender zugethan. Hier wurden auch die Reisläufer so frech, daß sie sich zu Sempach 1487 der Verhaftung mit bewaffneter Hand widersetzten. Ein Sempacher, dem man in des Königs Dienst nicht Wort hielt, drohte mit Fehde gegen den König, d. h. jeden seiner Unterthanen gelegentlich zu berauben, so daß man ihn zu einem Eid nöthigte, ohne Erlaubniß seiner Herren nichts vorzunehmen. — Peter am Stalden, Hauptmann der Entlibucher, aufgeregt durch angesehene Verwandte in Obwalden, faßte den Anschlag zur Empörung gegen Luzern. Bei dem feierlichen Umgang an der Kirchweihe (1481), wozu das Landvolk in die Stadt strömte und man beim frohen Mahl aller Gefahren und Sorgen vergaß, sollten viele Entlibucher und Unterwaldner schon bei Tage, und dann Nachts vom Alpnachersee her noch mehrere, in die Stadt kommen; dann wollte man plötzlich Schultheiß und Räthe überfallen, umbringen, die Thore ausheben, Thürme und Mauern zerstören, Luzern zum Dorfe, und sammt dem Gebiet zum freien Lande machen. Auf verdächtige Reden, die demselben entfielen, forschte der Rath nach und erhielt überzeugende Beweise von der Verschwörung. Um einem Aufstande vorzubeugen, ließ man Peter durch den Landvogt im Entlibuch, gesellschaftsweise in die Stadt führen. Dieser, nicht entdeckt glaubend, geht mit, wird alsbald gefangen gesetzt, verhört, ihm Zeugnisse vorgehalten; er staunt, schamroth, bekennt, zeigt seine Wundennarben aus dem Burgunderkrieg, bittet um derselben willen um Gnade und bezeugt Reue über seine Verblendung durch Ehre und Herrschsucht. Die beschuldigten Obwaldner widersprechen und fordern sicheres Geleit

zu und vom Recht; jenes wird bewilligt, dieses nicht, für den Fall der erwiesenen Schuld; da weigern sie sich zu erscheinen, und behaupten ihre Unschuld; Am Stalden aber bleibt bei seiner Aussage bis in den Tod. Die Gerechtigkeit der Strafe erkennend, duldet er den Tod durchs Schwert, voll Reue und Ergebung. Das Land aber hatte in dieser Zeit der Stadt allen Beistand zugesagt. Der allgemeine Aufstand gegen die französisch Gesinnten (1513) brachte der Stadt Luzern große Gefahr und schwere Strafe den Schuldigen; selbst den Schultheiß Feer schützte kein dankbares Andenken an den Sieg zu Dornach.

Gebiet. Regierung.

Die Stadt mehrte ihr Gebiet durch Kauf einiger Herrschaften. So erwarb sie Malters, Littau und Triengen. Wykon verkaufte ihr Thüring von Büttikon, dessen Sohn Hans, zu Luzern wohnend, so arm ward, daß ihn der Rath wöchentlich mit 5 ß. unterstützte. Hans Truber, ein Schneider, ward durch den Kauf der Gerichtsherrlichkeit zu Ebikon ein Gerichtsherr, verkaufte sie aber bald wieder an einen Rathsherrn und dieser an die Stadt Luzern. Das Dorf Hasli im Entlibuch löste 1452 seine Dienstpflichten ab. Die Stadt selbst aber kaufte sich erst 1179 von allen Herrschaftsrechten ihres Stiftes los. Die Wäggiser, immer noch störrisch, weil sie sich nicht ganz frei kaufen konnten, wurden 1465 mit Gewalt zum Gehorsam gebracht. — Luzerns Gebiet zu Stadt und Land enthielt um 1478 9000 waffenfähige Einwohner.

In diesem Zeitraume wurden viele, zum Theil kostbare, Bauten ausgeführt. Die Stadt ward 1455 zuerst mit Steinen besetzt, Thürme, Zeughaus, Archiv- und Schatzgebäude, das Rathhaus, der Spital, Zunfthäuser erbaut; sie erhielt den ersten steinernen Brunnen, den gewölbten Abzugskanal, den Löwengraben. Als 1475 der Kriensbach durch ein außerordentliches Unwetter so anschwoll, daß er viel Land verheerte und die kleine Stadt mit Untergang bedrohte, hielt dieß der Aberglaube für eine Wirkung des in den Pilatussee gebannten

Geistes des Pilatus, der durch Bewegung des Wassers aufgereizt worden, und es ward bei Leib- und Lebensstrafe verboten, sich, ohne Bewilligung des Raths, zu diesem See zu begeben.

Luzern war der Markt für die Länder, wohin sie die Erzeugnisse ihrer Viehzucht brachten und dafür Korn und andere Bedürfnisse holten. Auch Bürger in der Stadt trieben viel Viehzucht. Es ward 1153 das Eigenthal mit seinen herrlichen Bergwiesen und Alpen erkauft, in Höfe vertheilt und von Bürgern gepachtet. Handel und größere Gewerbe in Eisen, Stahl, Salz, Tuch, Leder, sollten nach einem Gesetz von 1472 nur in den Städten getrieben werden dürfen; aber jeder konnte in eine Stadt ziehen, um sie zu treiben. „Wollte aber Einer zu viel treiben, mochte ihn der Rath still stellen." Ungekränkt blieb den freien Städten die Verwaltung ihres Gemeinwesens, wenn nicht Mißbräuche demselben Verderben drohten; in solchem Falle berathschlagte 1485 der Rath, ob er Sempach nicht bevogten wolle. Als 1461 die Stadt Surse größtentheils abbrannte, schickte ihr Luzern eine Steuer von 1500 fl., übernahm ihre dringenden Schulden, befreite sie von jährlichen Zinsen, lieh ihr Geld zum Wiederaufbau. Dafür bezeugten die Bürger Surse's die innigste Dankbarkeit mit dem feierlichen Versprechen unauslöschlicher Treue und Anhänglichkeit.

Von der grausamen Uebung des Strafrechtes zu dieser Zeit, gab auch Luzern traurige Beispiele. Ein armer Mann ward 1498 als Mörder eines Lenzkirchers angegeben. Die Folter preßt ihm das Bekenntniß aus und er wird verurtheilt, gerädert zu werden. In der Beichte aber bestand er immer auf seiner Unschuld. Er wird auf die Richtstätte geführt, um das Urtheil an ihm zu vollziehen. Indessen hatte Diebold Schilling, der Geschichtschreiber, ein Priester, von seinem Bezeugen, daß er unschuldig sei, vernommen; er bewirkt Aufschub; der Unglückliche wird ins Gefängniß zurückgeführt; man schickt nach Lenzkirch um Erkundigung, und Niemand weiß da etwas von einem Mord. Da ward der Arme losgelassen. — Ein noch junger Knabe, der aber schon viel gestohlen hatte, ward 1473 zum Tode durch den

Strick verurtheilt; man bat für ihn um seiner Jugend willen, und nun sollte er ertränkt werden — aus Gnade sagte man! Der Scharfrichter warf ihn in den Fluß und zog ihn am bestimmten Orte heraus, zerschnitt seine Bande und ließ ihn als todt liegen. Die Stadtknechte legten ihn in einen Sarg, der einen Spalt hatte; Knaben blickten durch denselben und fanden, daß der Mund sich bewege; Frauen hörten dieß, eilten hinzu, brachen den Sarg auf, fanden Leben im Knaben und trugen ihn in den Spital; da kam er zu sich selbst, lebte lange, ward ein Biedermann, nahm ein Weib und hatte schöne Kinder. — Schauerlich war die Lasterbahn eines Reisläufers, Hans Spieß von Ettisweil. Nach seiner Heirath lief er in den Krieg und führte ein ausgelassenes Leben, während sein armes Weib Hunger und Mangel litt. Als er heim kommt, bittet ihn das Weib freundlich, mit ihr nun Haus zu halten und sie nicht mehr darben zu lassen, und Nachbaren reden ihm auch zu. Er verspricht es; — „sie soll genug haben," sagt er in schrecklichem Sinn; des Abends soll sie ihn erwarten. Das gute Weib, voll Freude, geht heim, meldet Nachbaren ihr Glück, kocht dem Mann das Beste, was sie haben kann. Er kommt — ißt mit ihr — und erstickt sie in der Nacht mit Kissen. Des Morgens sehen ihn die Leute auf der Straße ins Berngebiet. Nun war's Sitte, daß die Frau, deren Mann zurückkehrte, am folgenden Morgen den Nachbaren ein Weinwarm (Weinsuppe) gab; darauf warteten die Nachbarinnen; aber es regt sich Niemand im Hause; man steigt ein und findet die Frau todt ohne Wunde; sie wird begraben. Dennoch geht das Murmeln durch das Volk, sie sei ermordet; die Oberkeit vernimmt es und gebietet Schweigen, damit Spieß sich gesichert meine und nicht entfliehe; bei der Rückkehr wird er verhaftet. Spieß, obgleich gefoltert, bekennt nichts. Die Richter beschließen nun: Die Frau soll ausgegraben werden, und Spieß, die Hand auf den Leichnam legend, schwören, daß er unschuldig sei; thue die Frau dann ein Zeichen, soll man ihn richten, wo nicht, ihn loslassen. Man ermahnt ihn noch zuvor, daß er bekenne, während man noch gnädiger mit ihm handeln könne. Er trotzt auf seine Unschuld. Nun wird die, zwanzig Tage schon

im Grabe liegende, Frau ausgegraben. Ein gräßlicher Anblick! Neun ehrbare Männer sollen Zeugniß geben, was geschehe; auch viel Volks kommt hinzu. Geschoren und nackt (daß kein Zauber Statt haben könne — nach der Einbildung jener Zeit), wird Spieß vom Scharfrichter mit einem Strick am Fuß hingeführt. Er tritt hinzu. Aus dem Munde des Leichnams geht Schaum hervor, und als er schwören will, quillt Blut hervor und rinnt die Bahre ab. Zitternd fällt nun der Mörder auf die Kniee nieder, bekennt den Mord und bittet um Gnade. Auf dem Rade mußte er die Gräuelthat büßen. Reuend starb er (1503). — Für Verbrecher, besonders auch die ungehorsamen Reisläufer, ward zu Luzern ein Schelmenbuch geführt, worin sie mit ihren Frevels verzeichnet wurden; es ward in den Gemeinden vorgelesen. Die Oberkeit verbot auch einen das Recht gefährdenden Gebrauch auf dem Lande, daß die Richter vor den Sitzungen zu Gast geladen wurden.

Sitten. Kirche. Bildung.

Bruder Fritschi an der Halde, ein Krieger aus den Zügen wider Oestreich und Burgund, der ein kleines Gut bei seiner Vaterstadt baute, hatte die Gabe, bei den allgemeinen Freudentagen Alles durch seinen Witz und Frohsinn zu erheitern und zu belustigen. In seinem letzten Willen (1480) stiftete er einen jährlichen Freudentag durch das Vermächtniß eines großen silberverzierten, hölzernen Bechers, der Fritschikopf genannt. Diesen trug jährlich ein vornehmer, geharnischter Jüngling im Gefolge eines Paares, den Fritschi und seine Hausfrau vorstellend und wie sie gekleidet in der Stadt herum, und jedem Begegnenden einen Trunk daraus darbietend. Solcher Zug ging auch in andere Städte und Länder; so 1508 selbst nach Basel. Zu Luzern ward er geübt bis 1784. Auch die Geistlichkeit des Waldstättenkapitels bereitete 1475 dem Volke in Luzern einen Freudengenuß mehr geistiger Art, durch Einführung von Schauspielen, meist biblischen Inhalts, zu denen eine unzählige Volksmenge hinströmte, deren Kosten mit der Zeit von 4 ½ Pfund bis auf 2000 Gulden anstiegen.

Das in Unwissenheit und Ausgelassenheit versunkene

Stift zu Luzern ward (1455) mit Bewilligung des Papstes aus einem Benediktinerkloster in ein Chorherrenstift umgewandelt. Zu Doppischwand und Rormoos im Entlibuch, hatten die Pfarrer noch viele Herrschaftsrechte. Das reiche Stift Beromünster war durch Brand, Krieg und Betrug sehr erarmt. Die Regierung trug Sorge für Herstellung bessern Haushalts und von den reichen Lütishofen erhielt es Vermächtnisse. Da entstand 1470 die erste Buchdruckerei in der Schweiz, und der gelehrte Kaplan Zeller von Brugg bereicherte dessen Bibliothek mit den ersten, seltenen Druckschriften u. a. So mehrte der gelehrte Abt und Chronikschreiber Seemann den Bücherschatz seines Klosters St. Urban. Um 1500 suchte der Propst Dr. Heinrich Vogt den Studien in Luzern aufzuhelfen; und eine beträchtliche Anzahl Jünglinge aus guten Häusern begaben sich um den Anfang des XVI. Jahrhunderts auf die Hochschulen, besonders nach Basel und Paris. Merkwürdig sind die vielen Stadt- und Gerichtschreiber zu Luzern, die tapfere Krieger, Gelehrte und Geschichtschreiber zugleich waren. Die beiden Etterlin, Egloff und Petermann, von Brugg; die beiden Melchior Ruß, Ritter, Vater und Sohn; Ludwig Feer, des Schultheißen Sohn, der in Paris studirt hatte; Niklaus Schradin, der den Schwabenkrieg in einer Reimchronik beschrieb, und die beiden Schilling, Hans, der Vater, von Solothurn gebürtig, der das Stanzerverkommniß schrieb und zu Murten ein Banner eroberte, Diebold, der Sohn, der weise, menschenfreundliche Priester, der jenen Unglücklichen vom Rad errettete und der die große, prächtige Chronik schrieb und dem Rath zum Neujahrsgeschenk gab. Die Luzerner, Ower und Viol, besangen die Schlachten von Ragaz, des Bellenzer- und Burgunderkriegs, wo sie selbst die Siege erfechten halfen. Zu Sursee erschienen um 1500 die ersten gedruckten, eidgenössischen Chroniken des Etterlin und Schradin.

Die drei Länder.

Wie früher, stritten die drei Länder Uri, Schweiz und Unterwalden, auch in den großen Kriegen dieses Zeitraumes wie ein Mann, und waren der Schrecken der Feinde wie die Stütze ihrer Eid- und Bundsgenossen. Uri und Unterwalden suchten so lange als möglich Schweiz und Glarus mit Zürich zu versöhnen; endlich entschieden sie sich gegen Zürich, weil es das Recht nach dem Bund verweigerte. Ihre Treue und Eintracht, wie ihr Heldenmuth, erwarben dem kleinen Volke einen unvergänglichen Ruhm in den Burgunder-, Schwaben- und Mailänder-Kriegen, worüber die Welt und sie selbst zu sehr vergaßen, wie ein Theil des Volkes durch Habsucht und Zügellosigkeit den Ruhm befleckte. Den heftigen, gefährlichen Zwist, der sich zwischen diesen Ländern und den Städten, wegen der einseitigen Verbindungen dieser letztern erhob, versöhnte das heilige Ansehen des Niklaus von Flüe und die darauf folgenden eidgenössischen Freudentage, und selbst auch gesetzliche Verordnungen, wie die Abzugsbefreiung vom Erb zwischen den Ländern und Luzern. Von dem innern Leben dieser Länder weiß man wenig, da hier fast Niemand die Zeitgeschichte schrieb und man über den großen, ruhmreichen Thaten der häuslichen, stillern Ereignisse wenig achtete.

Uri.

Dieses Land erwies unwandelbare Festigkeit in dem Bestreben, durch die Erwerbung von Livenen und Bellenz die Herrschaft über beide Seiten der Gotthardstraße zu behaupten, und nöthigte die Eidgenossen, wenn auch widerwillig, zur Unterstützung; denn die Urner erklärten dem König von Frankreich: „Eher müsse ihr Land fallen, ehe sie Bellenz lassen, dem sie Schutz geschworen.“ Daß ein Mann, der keine Gefahr im Kampfe scheut und sein Leben muthig wagt, in anderer Art Ehre und Treue feige vergessen kann, bewies Imhof von Uri, der Held bei Murten, der sie König Ludwigs XI. Schmeichelei und Gold opferte. Das biedere Volk hingegen strafte den Verräther des Herzogs von Mailand,

Turmann, mit dem Tode, weil es sich dadurch selbst für beschimpft hielt, und achtete der dringenden Fürbitte des französischen Gesandten nicht. Die Kaufleute Peter und Heinrich Wolleb brachten 1498 ihre Landsleute in eine stürmische Wallung. Da jenen im Florentinischen Waaren geraubt worden, wollten sie zum Schadenersatz florentiner Kaufleute in der Eidgenossenschaft berauben, wurden aber mit einem Eide gebunden, das zu unterlassen. Nun ziehen sie mit einem Haufen Freiwilliger ins savoische Gebiet, wo sie Kaufleute aus Florenz plündern. Mehrere von jener Freischaar wurden ergriffen und einige aufgeknüpft; die Wolleb aber entflohen und klagten bei Hause; alsbald wollten die Länder einen rächenden Einfall in die Waadt thun; das wehren die andern Orte, besonders Bern, und bewirken, daß der Herzog von Savoien bewilligt: die Gehenkten ehrlich zu bestatten, die noch Gefangenen loszulassen und den Wolleb 5000 Gulden zu bezahlen. Der Heldentod Heinrich Wolleb's bei Fraxtenz söhnte das Uebel, das sein wildes Gemüth dem Vaterlande verursachte. Unter den Helden der Urner zeichneten sich drei Püntiner in den Schlachten bei Arbedo, am Hirzel und bei Marignan aus, und Johann beschrieb die Geschichte seiner Zeit. Auch der Held in der Schlacht bei Novara, Jakob Mutti, war ein Mann von Bildung, und aus Altdorf kamen in diesem Zeitraume zwei berühmte Maler. Von der Bildung der Jugend in Uri zu eidgenössischer Freundschaft zeugt: daß die Knaben daselbst in drei Briefen ihre Altersgenossen zu Luzern 1507 auf einen Schießet einluden. Von einer Rathsbotschaft begleitet, kamen diese und wurden vom ganzen Lande, jung und alt, ehrenvoll empfangen und gastfrei gehalten, und zwei Jahre nachher erwiederten sie den Besuch ihren jungen Freunden zu Luzern.

Schweiz.

In dem Streite mit Zürich über Uznach, Gaster und Tokenburg vereinigten gleiche Besorgnisse und Wünsche die seit Alters in freundschaftlichem Verhältniß zu einander lebenden Orte Schweiz und Glarus zu gemeinschaftlichem Kampfe

gegen Zürich, den sie in ausharrender Eintracht führten. Sie schlossen Landrecht mit Tokenburg und erwarben Gaster und Uznach zu gemeinschaftlicher Beherrschung. Schweiz erhielt vom Grafen von Tokenburg besonders als Vermächtniß dessen Theil an der Landschaft Mark, und ließ sie im ungekränkten Besitze ihrer großen Freiheiten. Im Frieden mit Zürich behielt es Pfäffikon und die Höfe, und durch Kauf von Engelberg vermehrte es das Gebiet des innern Landes mit Merlischachen. Die beiden Ital Reding, Vater und Sohn, waren die Führer des schweizerischen Volkes im Zürichkrieg, nur zu ähnlich Rudolf Stüßi, dem Führer der Zürcher; beide entschlossen, tapfer, reich und beredt, aber auch stolz, rachsüchtig und grausam; ließ ja der jüngere Ital, der Weiber und Kinder und selbst des Henkers flehentliche Fürbitte höhnend, die 60 Burgknechte zu Greifensee vor seinen Augen schlachten! Ulrich Wagner, der Landammann, und Hans Freund, der Landschreiber von Schweiz, beschrieben als Augenzeugen den langen schrecklichen Krieg. Aber der Enkel jener Reding, der Landammann Rudolf Reding, stritt wieder neben den Enkeln der Zürcher, die Stüßi gegen die Schweizer geführt, in der Schlacht bei Granson, und empfing sie 1483 mit eidgenössischer Traulichkeit und Freundschaft auf einem Freudenfeste zu Schweiz. Landammann Kägi, ein greiser Held von 80 Jahren, kämpfte zu Marignan noch, als schon Pfeile in seinem Leibe steckten, bis mit dem Blute das Leben schwand. Felix Hämmerlin, ein bitterer Feind der Schweizer, aber wahrhafter Mann, gibt ein richtiges Bild von ihnen. „Sie zeichnen sich aus durch Größe und Stärke; rechtlich und treu betragen sie sich gegen ihre Bundesgenossen und Nachbaren; aber auch stolz, wild und grausam sind sie“ — und dieß hatten sie im Zürichkrieg nur zu sehr bewiesen.

Zwei Männer aus den ältesten, mächtigsten Geschlechtern zu Schweiz, Hans Ulrich und Werner ab Iberg, hatten so tödtlichen Haß auf einander, daß jener an diesem in der Fastnacht 1464 zum Mörder ward. Die Iberg drangen auf strenges Recht gegen den Thäter; die Ulrich glaubten, daß die Umstände Gnade erlauben. Es entstand eine

Parteiung, die großes Unglück drohte. Die Eidgenossen, um Rath und Hülfe von der Oberkeit gebeten, schickten ihre Boten zur Vermittlung. Es ward beschlossen: eine Landsgemeinde, wozu auch alle Unterthanen als Unparteiische berufen wurden, sollte das Urtheil sprechen. Ulrich ward für ewig über den Rhein verbannt; betrete er wieder den Boden der Eidgenossenschaft, so soll er mit dem Leben büßen. Aber schon im Herbst trieb das Heimweh den Unglücklichen, den Bann zu brechen. Er kam ins Uznacherland, ward entdeckt und gefangen; seine Partei ließ nun ruhig dem Recht seinen Gang, und er ward zu Uznach enthauptet.

Als die Kastvogtei über Einsiedeln von Kaiser Siegmund dem Lande Schweiz übertragen worden, schien das berühmte Stift eingehen zu müssen, da dasselbe nur Mönche von hohem Adel aufnehmen wollte, solche aber nicht unter der Oberherrlichkeit der Landleute von Schweiz leben wollten. Es blieb nur noch der Abt und ein Stiftherr übrig, und man mußte für Beichte und Gottesdienst Mönche aus andern Klöstern herbeirufen. Dennoch blieb die Wallfahrt ungeheuer groß und brachte unmäßigen Reichthum; dieser aber erzeugte ein leichtfertiges Leben im Kloster. Diebe brachen einst in die Kirche und raubten Reliquien und Kirchengeräthe; jene ließen sie auf der Straße nach Zürich liegen, die dann von den Zürchern mit Prozession eingeholt und nur auf dringende Fürsprachen wieder zurückgegeben wurden. Es war auch Gesetz in Zürich, daß alljährlich aus jedem Hause der Stadt eine Mannsperson die Wallfahrt nach Einsiedeln thue, und Verbrecher wurden zu Beichte und Büßung dorthin gewiesen. Als 1465 Kloster und Kirche mit großem Gute verbrannten und der Abt für Wiederaufbau nicht sorgen wollte, that dieß Schweiz mit Beihülfe reichlicher Steuern aus der Eidgenossenschaft. Das Unglück wiederholte sich 1509. — Höchlich freute sich das Volk von Schweiz, als König Ludwig XI. ihrer Kirche Reliquien vom heil Martin, dem Schutzheiligen des Landes, zukommen ließ. Aber so frommgläubig dieß Volk auch war, so hielt es doch auch gegen Geistliche streng auf den Rechten und Freiheiten seines Landes. Es war verboten, liegende Gründe an Stifte zu

verkaufen; Geistliche wurden auch zu Landessteuern angehalten, bei Strafe der Versagung bürgerlichen Schutzes und Rechtes, und ihre Verbrechen mußten im Lande bestraft werden.

Unterwalden.

Kein Ort der Eidgenossenschaft äußerte so lange Widerwillen gegen den Krieg mit Burgund, als Unterwalden; sein Volk zog nicht mit den andern Eidgenossen nach Hericourt. Nur auf die dringenden Bitten seiner Eidgenossen trat es endlich auch in den Bund mit Frankreich und half zu den großen Siegen. Ein zweiter Arnold von Winkelried war dem ersten an Heldenmuth (nur in den Mailänderschlachten nicht für eine so heilige Sache) ähnlich, aber auch an Edelmuth im Schwabenkriege; Oswald von Roz und Jordin theilten seinen Heldenruhm.

Niklaus von Flüe.
1417—1487.

Niklaus Leuenbrugger, geboren den 21. März 1417, war der Sohn eines Bauers auf dem Flüeli bei Sarnen in Unterwalden, daher er sich nachher von Flüe nannte. Er wurde als Hirtenknabe erzogen. Von seinen Kinderjahren wird erzählt, daß man ihn nie unzufrieden sah, und nie eine Lüge oder ungesittete Rede aus seinem Munde vernahm. Er zog mit seinen Landsleuten in den Zürich- und Thurgauerkrieg, und zeigte sich da nicht nur als Krieger, sondern auch als gefühlvoller Mensch. „Schonet," sagte er zu seinen Mitkriegern, „schonet des überwundenen Feindes; verwüstet das Land nicht; erbarmet euch der Wittwen und Waisen; behandelt Gefangene nicht grausam; raubet nicht; laßt die Kirchen unbeschädigt." Die geängsteten Nonnen in St. Katharinenthal bei Dießenhofen schützte er vor Mißhandlung. Nachher diente er seinem Lande im Rathe; nur die Landammannstelle weigerte er sich anzunehmen, da er Mißbräuche sah, die er nicht glaubte verbessern zu können. Er war

Vater von zehn Söhnen und Töchtern. Bis in sein 50stes Jahr lebte er als Hausvater, Bauer, Krieger und Gemeindsvorsteher. In diesen Zeiten hielt man es für besonders heilig und Gott gefällig, wenn man, von Menschen abgeschieden, in Gebet und frommen Betrachtungen einsam lebte. Zu solchem Leben hatte Niklaus von Flüe innern Trieb. Sein Spruch war: „Herr Gott! nimm mich mir und gib mich zu eigen dir; nimm Alles von mir, was mich wendet von dir, und gib mir, was mich führt zu dir.“ Im Jahr 1467 verließ er endlich die Seinigen, suchte eine Einsiedelei, und wählte endlich unfern von seiner Heimath, in dem Ranft, einem Tobel des Melchthals, seinen Aufenthalt, wo ihm seine Landsleute eine Hütte sammt einer Kapelle bauten. Da wohnte er, in Fasten und Beten und frommen Betrachtungen Gott dienend nach der Art seiner Zeit, so daß er sich endlich der Speise entwöhnte. Ein Brett war sein Lager und ein Block sein Kissen; ein rauher, wollener, grauer Rock sein Kleid. Sein Gemüth war heiter, und sein Umgang freundlich. Häufig wurde er von Einheimischen und Fremden in seiner Zelle besucht, und er gab ihnen dann weise Lehren, wie sie Seligkeit durch die Tugend suchen müssen. „Liebe,“ sagte er, „ist die Mutter aller Tugenden; sie zeigt sich durch Thaten, bei Unterthanen durch Gehorsam, bei den Obern durch Gerechtigkeit. Jeder übe Treue und Fleiß in seinem Berufsgeschäft.“ Wollte man ihn über Verstand der Schrift befragen, so wies er die Leute an ihre Gelehrte und Pfarrer — denn er sei nicht gelehrt, und empfahl Achtung gegen sie, um der Lehre willen, auch gegen weniger Würdige: „Denn,“ sagte er, „Quellwasser ist gut, ob es durch Gold oder Blei rinne.“ Er selbst fragte die benachbarten Geistlichen um Rath und Belehrung, und besuchte den Gottesdienst in seiner Pfarrkirche Christi Leiden hielt er für des Menschen größten Trost an seinem Ende. Er ward auch über Angelegenheiten des Vaterlandes befragt. In wenigen Worten gab er gewöhnlich Rath und Lehre. Er ermahnte die Eidgenossen, sich vor fremder Herren Diensten und Pensionen zu hüten und in nachbarlicher Freundschaft mit einander zu leben; sie sollen sich an ihrer Voreltern einfaltige Gottesfurcht, Gast-

freiheit, Gerechtigkeit und Mannheit halten, und ihre hart erlangte Freiheit behaupten, Gott, seine Diener und die Kirche ehren, treulich Wittwen und Waisen schirmen, und den Armen; Rathlosen helfen; so werde ihr Wesen, Lob und Ehre bestehen und zunehmen, anders aber würde es bald abnehmen und zergehen. „Liebe," sagte er, „richtet alles zum Besten; Unfriede zerstört alles. Durch Eintracht habt ihr die Feinde überwunden; sie hat euch groß gemacht; Eigennutz allein kann euch trennen. Seid zufrieden, und danket Gott dafür, daß sich euer Glück mehret. Fanget nicht Krieg an, aber der Gewalt widerstehet; macht den Zaun euerer Freiheit nicht zu weit, noch öffnet ihn einem jeden, der anderswo verjagt wird. Meidet fremde Herren und ihre Gaben. Glaubt meinen Worten, ehe sie unnütz sind." Er hielt auch Unterwalden und Schweiz eine Zeitlang vom Eintritt in das französische Bündniß ab. Im Jahr 1481 ward er dann der Versöhner der ganzen Eidgenossenschaft, und im Besondern auch Luzerns mit seinem Lande, wo man die Entlibucher zur Empörung aufgereizt hatte. — Von ihm, als heiligem Einsiedler, erwartete man, daß sein Gebet Wunderkraft habe. Als Sarnen (1468) in Gefahr war, von einem Brand verzehrt zu werden, flehte man um seine Fürbitte. Er stieg auf einen Hügel, wo er den Brand übersah, betete, und als nun das Feuer nicht weiter um sich griff, schrieb man es seinem Gebete zu. — Am 21. März 1487, seinem 70sten Jahrestage, starb er, nach einem achttägigen schmerzhaften Krankenlager, das er geduldig von Gott annahm, umgeben von Weib und Kindern und Freunden. An seinem Leichenbegängniß standen alle Werkstätten und der Gottesdienst im ganzen Lande still, denn alles Volk mit seinen Priestern begleitete ihn zum Grabe; die ganze Eidgenossenschaft trauerte. Der Jahrestag seines Todes wurde nun immer gefeiert, und noch der letzte hundertjährige Gedächtnißtag 1787 von den katholischen Eidgenossen mit großer Festlichkeit begangen. Noch steht Haus und Zelle des heiligen Mannes, und sein Grab ist in der Pfarrkirche zu Sarnen. — Hänsli von Flüe, sein Sohn, ward Landammann, und später auch ein zweiter Sohn, Walther, so wie dessen Sohn und

Enkel; Niklaus, ein anderer Sohn, studirte zu Basel und Paris, ward Doktor der Theologie und Philosophie, und Pfarrer zu Sarnen. Dorothea, die älteste Tochter, ward die Mutter des Landammann Konrad Scheubers ab Altsellen, der, wie sein Großvater, Einsiedler ward. Aehnlich dem Bruder Niklaus, erscheint auch sein Knecht, Hänsli. Dieser „ehrsame Knecht," wie er ihn nennt, war ihm in seine Einsiedelei gefolgt und 13 Jahre Siegrist an seiner Kapelle im Ranft. „Ihm ward nie etwas zu Lohn, weil er nichts genommen hätte," da er das Gut der Kapelle vermehrt wünschte. Niklaus bestimmte ihm dann 1482 jährlich aus ihrem Gute 8 Pfund zu Lohn. „Hätte er daran nicht genug, und möchte er sich mit Arbeit, oder was ihm Biederleute geben, nicht ernähren, so soll man ihm aus dem (Opfer-) Stock so viel geben, daß er seine Nahrung haben möge; auch soll man ihn nicht vertreiben; doch daß er den Kilchnern thue, was billig sei." Hänsli, der Knecht, verspricht dagegen, was er erspare und an seinen Tod bringen möge, solle der Kapelle wieder zufallen.

Zu gleicher Zeit lebten in Unterwalden Melchior Andacher, der von Kaiser Maximilian I. einen Adelsbrief erhielt, „wegen seiner Ehrbarkeit, Redlichkeit, guten Sitten, Tugend und Vernunft" — und Balthasar Spenzinger, Kirchherr zu Stanz, der, wie sein Sohn, ein berüchtigter Teufelsbanner und Zauberer war; dafür gab Bern dem Sohne Chorherrenpfrunden!

Die Unterwaldner benutzten die Lage der von Schulden gedrängten Stifte Luzern und Engelberg. Von jenem kauften sie 1457 alle Rechte und Einkünfte, die es in ihrem Lande hatte, um 500 Pfund los; von diesem erhielten sie, nebst dem Wahlrecht der Pfarrer, den Zehnten für die Kirchen. Eine Ehestreitigkeit, die nach Rom gezogen worden und den Bann über das Land gebracht hatte, verursachte große Bewegung, so daß 1470 eine Landsgemeinde beider Landestheile in Gegenwart eidgenössischer Boten gehalten ward. Sie beschloß: Wer, dem alten Herkommen zuwider, solchen Streit dem bischöflichen Gericht entziehe, habe alle Folgen zu tragen; der Bann soll ohne Kosten der Landleute gehoben

werden und die Oberkeit in weltlichen Dingen auch über die Geistlichen richten. Man verbot auch „üppige Kleidung, die langen Schnäbel an Schuhen und Stiefeln, und zu kurze Kleidung, die den Leib nicht ehrbar decke;“ aber bald waren jene Schnäbel in Absätze gleich Geißfüßen, und die zu kurze in zu lange Schweifkleidung verwandelt, die man eben so unanständig fand.

Das Kloster Engelberg hatte von 1421—1465 nachlässige, sittenlose Aebte, wodurch es so verarmte, daß es viele Güter und Rechte zu verkaufen genöthigt war, und als das Frauenkloster daselbst 1449 verbrannte, die Nonnen hülflos in der Welt herumlaufen mußten. Dieß verursachte solchen Unwillen, daß unter einem bessern, aber unthätigen Abt, Ulrich Stalder, eine Empörung entstand, zu deren Unterdrückung das Stift die Schirmorte Unterwalden, Luzern und Schweiz aufrief. Als die Mahnung zu Ruhe und Gehorsam vergeblich war und zur Antwort gegeben ward: „Sie, die Engelberger, wollen in ihrem Thal selbst Herren sein,“ besetzten 300 Mann aus jenen Orten bei Nacht das Thal, entwaffneten die Einwohner, verhafteten die Schuldigsten und straften sie an Ehre und Gut; der Hauptstifter aber ward zum Tode verurtheilt. Der Abt, als Landesherr, sollte das Todesurtheil unterschreiben; da sprach er, zu einem Bild des Gekreuzigten sich wendend: „Mein Heiland hat dem Mörder am Kreuz verziehen; wie könnte ich als sein Jünger vor ihm bestehen, wenn ich um meines und des Gotteshauses willen Blut vergießen ließe?“

Zug.

In der Geschichte des kleinen Zug begegnet uns in vielfachen Beispielen das Edle und Rohe der Zeit. Der edelmüthigste Held seiner Zeit war ohne Zweifel der Hauptmann Ulrich Holzach von Menzingen, der, nicht achtend Ital Redings-Zorn und die Wuth der verwilderten Krieger, für die Begnadigung der tapfern Besatzung zu Greifensee sprach. — In hohem Grade herrschte der leichtfertige, wilde Kriegergeist in Zug seit dem Burgunderkrieg. Von der

Fastnacht zu Zug brach die Freischaar des thörichten Lebens nach der Waat auf. Als muthwillige Klingnauer dem Läufer der Zuger 1482 die Büchse wegnahmen und in den Koth warfen, und Junker Martin von Staufen dabei eine Spottrede äußerte, wollten sie alsbald mit dem Banner aufbrechen, die Schmach zu rächen. Die benachbarten Orte und selbst Oestreich mittelten, und der Junker mußte mit 600 Gulden die Kosten ersetzen, die ihm Oestreich zu schneller Bezahlung lieh. Dem Aufrührer, Jakob von Mugern von Wädisweil, der im hörnernen Rath zu Zürich gesessen, gab man das Bürgerrecht in der Stadt Zug und wählte ihn viermal zum Obervogt zu Risch. — Im Schwabenkriege übten die Zuger mit den andern Eidgenossen das damalige Kriegsrecht des Raubes im Feindesland; doch was über die Bezahlung des Soldes hinaus blieb, schickten sie als gemeines Gut nach Hause. In der Schlacht bei Dornach nahm ihr Pfarrer, Hans Schönbrunner, im Priesterkleid Theil an dem Kampfe. Zur Zeit der Mailänderkriege stand in großem Ansehen bei den Eidgenossen und im Auslande der Ammann Hans Schwarzmaurer, Hauptmann der Zuger im Burgunder- und Mailänderkrieg, ein reicher und gelehrter Mann, der mehrere Sprachen verstand und bei der Einsetzung des Herzogs Maximilian Sforza in Mailand durch die Eidgenossen die lateinische Anrede an ihn hielt. Am ruhmvollsten war das Geschlecht der Steiner. Ulrich fiel in der Schlacht bei Granson. Sein Sohn, Werner der ältere, Ammann, half den Sieg bei Dornach erkämpfen und führte die Vorhut der Eidgenossen in der Schlacht bei Marignan, die er mit dem Zuruf begann: „Tapfer dran! Vergeßt der Heimath und der Ehren nicht! Hier soll unser Kirchhof sein! Betet zu Gott!“ Zwei seiner Söhne fielen im Kampf; der dritte, Werner der jüngere, war ein eben so gelehrter als wohlthätiger Mann: er beschenkte die Kirche, stiftete das Armenhaus zu Zug, studirte mit Eifer die Bibel und schrieb eine Chronik der Begebenheiten jener Zeit. Zug hatte aber auch Reisläufer der wildesten Art, besonders die Brüder Thomas und Jakob Stokar.

Jener erstach den Helfer in Zug; dieser schlug Nonnen, höhnte den Gottesdienst und des Papstes Bann.

Stadt und Land blühte in diesem Zeitraume zu Wohlstand auf. Aegeri kaufte sich 1464 mit 3000 Gulden von allen Rechten und Einkünften, die Einsiedeln daselbst hatte, los, und auf gleiche Weise Menzingen 1512 mit 2500 Gulden von Kappel. Ein schönes Beispiel von Gewissenhaftigkeit gaben Schiedrichter von Aegeri 1491, als sie in einem Rechtsstreit ihrer Gemeinde mit der Stadt Zug für diese das Urtheil fällten. Die Stadt Zug kaufte Herrschaftrechte, Zehnten und Kirchensätze zu Steinhausen, Risch und Cham. Die gute Haushaltung setzte sie in den Stand, neben jenen Käufen auch viele Bauten, wie des Rathhauses, des Spitals, der Stadtmauer u. a. auszuführen; auch ward viel an fromme Anstalten vergabt. Als 1457 die Pfarrkirche St. Michael abbrannte, baute sie die Bürgerschaft schöner und größer wieder auf. M. Eberhard, Pfarrer zu Zug, wandte all' sein Vermögen an die ganz aus gehauenen Steinen 1478 erbaute und prächtig verzierte Kirche St. Oswald, wozu auch König Karl VIII., die Herzoge von Oestreich und Lothringen beisteuerten. Der wohlthätige Mann war auch ein Gelehrter und stiftete eine Bücherſammlung; 1200 Pergamenthäute kaufte er zu Melodien für den Kirchengesang in der Stadt. In der Gemeinde Aegeri konnte noch Niemand schreiben; Baar aber stiftete Schulen.

Glarus.

Durch den Zürichkrieg erwarb sich Glarus mit Schweiz die Herrschaft über Gaster und Uznach, schloß das Landrecht mit Tokenburg zur Freiheit des Verkehrs im Frieden, zur Hülfe im Krieg, und gewann so freie, sichere Handelsstraße nach Bünden, Zürich und an den Rhein. Diesen ganzen Krieg hindurch führte Landammann Jost Tschudi die Glarner als Feldherr. Sie erwiesen in demselben eine unermüdliche Ausdauer. So z. B. war das Banner am 30. November 1444 Abends 10 Uhr von einem Zuge gegen die Oestreicher von Uznach herauf zurückgekehrt; da kamen um

Mitternacht Absagbriefe von Sargans, und auf der Stelle, vor Tagesanbruch noch, ziehen die einige Stunden zuvor aus dem Felde Heimgekommenen gegen den 6000 Mann starken Feind aus, schlagen dessen Anfälle zu Quarten ab und treiben ihn über den Rhein. Ueberall nahmen sie Theil am Kampfe, und sie hauptsächlich gewannen die letzte Schlacht bei Ragaz. So in allen folgenden Kriegen mit Oestreich, Burgund, dem Kaiser und Frankreich. Aber auch sie nehmen Theil an den Gemeinsünden der Eidgenossen ihrer Zeit, an dem Pensionshandel und dem wilden Reislaufen, am Vereine des tollen Lebens, an der Begünstigung des waldmannischen Aufruhrs und am Betrug des Furno.

Dankbar gegen die alte, milde Landesherrschaft, weigerten sich die Glarner immer, Sekingen im Kriege friedlich zu behandeln. Freundlich verwandte sich nach dem Brande, der 1477 den Hauptflecken mit großem Gut zerstörte, der neu versöhnte Herzog Siegmund von Oestreich bei Kardinälen um Ablaß für Wiedererbauung der Kirche. Als Glarus, mit Schweiz einverstanden, 1484 die Gesandten der Venetianer, welche in des Papstes Bann waren, und bei den Eidgenossen Volk gegen ihn warben, gegen das Völkerrecht auf ihrer Reise zu Wesen gefangen setzte, zürnten ihnen die Eidgenossen und verwendeten sich nicht, als Venedig zur Wiedervergeltung ihre Landsleute verhaftete und die Zölle gegen sie erhöhte. — Im Lande war immer ungestörte Eintracht. Nach dem Zürichkrieg wurden 1450 die beschränkenden Bedingungen im ersten Bunde von den Eidgenossen aufgehoben. Auch ward alsbald das Landesregiment bestimmter geordnet, und die Sammlung der nöthigsten und wichtigsten Landesgesetze veranstaltet. Alles Andere war Rath und Richtern durch den Eid aufs Gewissen gebunden, nach Herkommen, Sitten und Rechtsgefühl zu regieren und zu richten. Ein Beispiel solchen Herkommens ist das sogenannte Friedabtrinken. „Ein Rathsherr läßt sich ein Glas Wein einschenken, mahnt die in Friede Gesetzten (d. h. bei hoher Strafe, Friede zu halten, Gebannten) zur Versöhnung, und setzt sie hierauf aus dem Frieden, läßt sie das Glas Wein mit einander trinken, behält sich aber oberkeitliche Strafe für Gesetzesverletzung vor. Dann gibt

jeder zur Versicherung, des Vergangenen im Bösen nicht zu gedenken, dem Rathsherrn die Hand." Aus dem Antheil an der Geldsumme, womit König Franz I. den Frieden mit den Eidgenossen erkaufte, verwandte Glarus (1517) 21,500 Gulden an den Kauf der Grafschaft Werdenberg und Herrschaft Wartau.

Auch Glarus hatte einen Heldenadel. Landammann Hans Tschudi, der Feldherr seines Volkes bei Granson und Murten, war der Sohn Jost Tschudi's, des Siegers zu Ragaz, und von ihm stammten wieder Söhne und Enkel, die ausgezeichnete Krieger, Staatsmänner und Gelehrte waren. Zu diesem Adel gehört: der Landammann Werner Aebli, der einzige seiner Landsleute, der von dem Schlachtfelde an der Birs wieder erstand, wo er aus sieben Wunden blutete, und der später in einem Gefechte sieben Feinde erschlug, Vater des Friedensstifters Hans Aebli und Bruder der Mutter der aus 11 Söhnen und 4 Töchtern bestehenden merkwürdigen Familie Ludwig Tschudi's des ältern; der Landschreiber Rudolf Küng, der inner den Mauern Zürichs fiel, nachdem er dem Bannerherrn die Fahne entrissen hatte; Hans Wala, genannt Schuler, der mit 20 Reitern einen Kampf bestand, und die Retterin ihres Gemahls bei der Eroberung von Blumenfeld. — Kurze Zeit vor der Reformation regte sich in Glarus mächtig der Trieb nach Bildung. Die Pensionen für Studirende, welche die Mächte gaben, wurden an Jünglinge verwandt, die zu Paris, Wien, Pavia u. a. studirten. Heinrich Loreti von Mollis, Glarean genannt, einer der vorzüglichsten Hersteller der Wissenschaften, Erasmus und Zwingli's vertrauter Freund, bildete eine Schaar von Glarnerjünglingen zu Paris und Basel. Durch die Erwählung Huldreich Zwingli's, des nachmaligen Reformators, zum Pfarrer von Glarus (1506), behauptete die Gemeinde ihre Wahlfreiheit gegen einen Bewerber, der ihr von Rom aus aufgedrungen werden sollte. Zwingli war der Glarner Feldpriester in den Mailänderkriegen, stiftete eine höhere Schule zu Glarus, und wich endlich der Verfolgung der Franzosenfreunde nach Einsiedeln.

Basel.

Die Stadt Basel half mit der größten Anstrengung den Krieg gegen den Herzog von Burgund führen; und in der Schlacht von Granson erwarben Arnold von Rothberg und Hans Schlierbach als Preis ihrer Tapferkeit die Ritterwürde. Nach dem Krieg ergriff sie die Gelegenheit, durch Käufe von den verschuldeten Eptingen und Mönch nochmals ihr Gebiet mit Mönchenstein, Muttenz, Prattelen u. a. zu erweitern. Ueber Mönchenstein kam es 1483 zur Fehde mit Solothurn, weil es dessen Herr zuerst an Basel und dann nochmals an Solothurn verpfändet hatte. Die Eidgenossen vermittelten bald den kleinen Krieg; Solothurn that Verzicht und gab Schadenersatz; hingegen begünstigte Basel bald hernach Solothurn durch Geldanleihen beim Erwerb der benachbarten Herrschaft Dornek. — Froh wurden die Pratteler u. a. der mildern Herrschaft Basels, die sie von den Frohnarbeiten auf den Schloßgütern befreite, und ihnen in der Zeit des Mangels Brot in mäßigem Preis verschaffte. — Die Mönchensteiner zogen an der Auffahrt mit Kreuz und Fahnen in den Spital zu Basel, der in ihrem Bann eine Schäferei hatte, und wurden da bewirthet. Später gab man's ihnen an Brot und Käse zu Hause. — Die von Muttenz u. a. Dörfern sammelten sich in Sommertagen auf den Inseln der Birs zu lustigem Leben; schlugen Hütten auf, aßen, tranken, tanzten, jubelten — endlich so, daß die Oberkeit, statt nur die Ausschweifungen zu ahnden, die Lustbarkeit verbot.

In der Zeit, da Basel so sehr an Wohlstand, Macht und Bildung seiner Bürger stieg und hier, wie in andern Städten, das Domstift immer abhängiger werden mußte, schloß dieses doch 1475 in thörichtem Stolze alle Bürgerlichen von Domherrenstellen aus, und verbot auch seinen Kaplanen den Besuch bürgerlicher Gesellschaften. Damit verlor Bischof und Stift zu ihrem größten Schaden Hülfe und Schutz der Stadt. Mit Verachtung behandelte man den Bischof, als dieser im Zorn darüber, daß der von ihm Vorgeschlagene nicht zum Oberstzunftmeister gewählt worden, Anspruch auf

die verblichene Oberherrschaft über die Stadt machte, Einlösung aller Pfandschaften und 100,000 Gulden für die lange Benutzung derselben forderte. Nicht einmal die Nonnen im Klingenthal, die ein zügelloses Leben führten, vermochten die geistlichen Obern mehr zur Ordenszucht zurückzuführen, weil sich mit jenen auch deren adelige, mächtige Verwandten widersetzten. Man ließ sie endlich wie sie waren. So verdarb auch das Kloster Schönthal, das einer lieblichen Wundersage seinen Ursprung verdankte. Ein Jäger des Grafen Adelbert von Frohburg soll in den Wildnissen des obern Hauenstein bei einer Quelle die Mutter Jesu mit ihrem Kind im Arm auf einem Wagen, der von einem Löwen und einem Schafe gezogen ward, gesehen haben. Die Frohburger stifteten an der Stelle (1145) ein Mönchskloster. Mehrmals wechselten im Besitz desselben Mönche und Nonnen. Um 1508 waren die Mönche so verdorben, daß sie die Oberkeit als unverbesserlich fortjagte. Die Nonnen, die nun an deren Stelle kamen, wurden dann in den Reformationsstürmen von den rohen Bauern, die das Kloster verwüsteten, vertrieben.

Der Burgunderkrieg hatte Basel schon mit schwerer Schuldenlast beladen, die dann 1498 so groß war, daß ihre Zinse jährlich bei 10,000 Pfund erforderten. Es ward nun ein Ausschuß zur Berathung über Einnahmen und Ausgaben und zu Verbesserung von Gebrechen im Regiment verordnet, der 36 Jahre lang bestand.

Dem gewaltthätigen Adel, wenn er Beleidigungen übte, flößten die Basler mehrmals Achtung und Furcht ein. Der Graf Rudolf von Werdenberg, Johanniterordensmeister zu Heitersheim, überfiel 1489 mit einer Rotte das Hochzeitbegleit des Bürgermeisters von Bärenfels auf der Rückkehr aus dem Breisgau; der Bürgermeister von Andlau ward verwundet, Andere weggeführt. Da zogen 3000 Bürger von Basel mit Banner und Geschütz gegen den Frevler, Heitersheim zu. Oestreich mittelte. Der Graf mußte Bürgschaft fürs Recht stellen; die Basler besetzten seine Stadt und bezogen dessen Einkünfte, bis volle Genugthuung geleistet war.

Die Gesetze schieden zu Basel den Handwerks- von dem Gewerbs- und Handelsstand: Ein Handwerker durfte kein

Gewerb und kleinen oder großen Handel, die Meßzeit ausgenommen, treiben, konnte aber jenen Stand verlassen und zu diesem übergehen. — Ein Sittenmandat legte Buße auf Verletzung guter Sitten, der Feiertage, auf Spielen, Zutrinken, Fluchen; wer das Gesehene nicht anzeigte, ward auch bestraft, und Eltern für ihre minderjährigen Kinder. Meineidigen wurden zwei Finger an der rechten Hand abgehauen, wenn sie die schwere Geldbuße nicht bezahlten; für ewig waren sie von Amt und Ehre ausgeschlossen, ihr Zeugniß galt nichts, und man schrieb sie zu ewigem Gedächtniß ins Todbuch. Eine sonderbare Anstalt war das sogenannte „Kohlenbergergericht," worin Bettler und Landläufer über Ihresgleichen Gericht hielten, und zum Lohn ein Viertel Wein zu vertrinken hatten. Der Vorstand desselben hatte die Befugniß, Presthaften, Blinden und Lahmen drei Tage den Bettel zu erlauben, oder sie wegzuweisen.

Die Hochschule blühte immer mehr auf. Unter ihren Lehrern war der geistreiche Prediger Geiler von Kaisersberg um 1471. Ein berühmter griechischer Sprachgelehrter lehrte die alte Sprache seines Landes 1479, und nach ihm Joh. Räuchlin und Johann Wessel; Sebastian Brand, der im „Narrenschiff" die Thorheiten und Laster der Zeit züchtigte, lehrte das Recht; Thomas Wittenbach, Zwingli's Lehrer, Capito und Pellikan die Theologie. Erasmus, Glarean u. a. kamen am Schluß dieses Zeitraumes, und durch sie ward dann Basel eine Hauptstadt der Wissenschaften. Seit 1474 kam durch Richel die Buchdruckerei daselbst in Aufnahme, und durch die Amerbache und Andere wurden die basler Pressen in der ganzen gebildeten Welt berühmt. Der Bischof Philipp von Utenheim war Freund der Wissenschaften und der Gelehrten.

Wie Basel in den Bund kommt.

Stadt und Bischof nahmen keinen Theil an dem Schwabenkrieg; sie standen zu dieser Zeit mit keiner der kriegführenden Parteien in Bündniß. Die beiden Bürgermeister, das Stift, der Adel überhaupt waren dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde günstig; der größte Theil der Bürgerschaft aber den

Eidgenossen. Die Metzger waren für die Eidgenossen wegen des Viehhandels, die Bäcker für die Oestreicher wegen des Fruchthandels. Die Basler fanden sich mehrmals von beiden kriegführenden Theilen durch die Forderung, sich für sie zu erklären, in Verlegenheit gesetzt; immer wußten sie aber die Entscheidung hinauszuschieben, bis Friede ward; sie hatten auf dem Lande treue Vögte und treues Volk. Den östreichischen Nachbaren öffnete man die Thore zum Schutz vor den raubenden Eidgenossen, und auf dem Lande erwies man den Eidgenossen alle mögliche Dienstfertigkeit. Als das kaiserliche Heer gen Dornach zog, bereitete der Dompropst eine Abendmahlzeit auf dem Münsterthurm, um im Brand von Dornek ein Freudenfeuer zu sehen. Beiden Parteien wurden von ihren Freunden Lebensmittel zugeschickt. Basel ward in den Frieden eingeschlossen. Aber noch am Tage nach dem geschlossenen Frieden brach die östreichische Besatzung aus Rheinfelden ins Baselgebiet, wo sie Dörfer verbrannte. Eben waren die Gesandten im Münster versammelt, um Gott für den wiederhergestellten Frieden zu danken, als man die Feuer erblickte. Die Bürger schrieen voll Grimm: „Zu den Waffen!“ Es entsteht Gewirr und Geläuf; man glaubt die Stadt verrathen. Im Getümmel erheben sich Stimmen, alle Kaiserlichen in der Stadt niederzumachen. Die Botschafter des Kaisers kommen in Schrecken. Das Ansehen des Raths stillte aber bald den Auflauf. Wegen der Neigung, welche die Bürger zu Basel für die Eidgenossen zeigten, waren sie im benachbarten Lande nicht mehr sicher. Dieß verstärkte ihren Wunsch, in den eidgenössischen Bund aufgenommen zu werden. „Wir müssen einen starken Rücken suchen,“ sagten sie. Viele vom Adel zogen aus der Stadt; die beiden Bürgermeister wurden abgesetzt, und von dieser Zeit an saß keiner vom vornehmen Adel im Rathe von Basel. Auf dem Tage zu Luzern, den 9. Brachmonat 1501, ward Basel in den ewigen Bund aufgenommen. Man hielt diese Stadt für ein Bollwerk der Eidgenossenschaft, wichtig für den Paß ins Elsaß und Breisgau und für einen sehr vortheilhaften Marktplatz; auch gedachte man, wie die Bürgerschaft immer günstig für die Eidgenossen gewesen. Doch hielt es bei den Ländern

schwer, wieder eine Stadt in den Bund aufzunehmen. Wegen des Alterthums der Stadt und der Berühmtheit ihrer Hochschule ward ihr der erste Rang unter den neuen Orten, obwohl anfänglich mit Widerwillen von Freiburg und Solothurn, eingeräumt. Als der Eidgenossen Boten kamen, um den Bundesschwur zu vollziehen, zog ihnen die Bürgerschaft mit Jubel entgegen; die kleinen Kinder schrieen auf der Gasse: „Hier Schweizer Grund und Boden, und die Steine in der Besetze!“ Am 13. Heumonat wurde der Bundeseid geleistet. Vom Gottesdienst aus der Kirche zogen alle Zünfte mit Trommeln und Pfeifen auf den Kornmarkt, wo die Boten der Eidgenossen, und Bürgermeister und Rath, auf einer Bühne standen. Da wurde zuerst der Bundesbrief vorgelesen. Dann sprach der Bürgermeister von Zürich der Bürgerschaft den Eid vor, und alle Bürger, die 14 Jahre alt waren, und die Vögte und Amtspfleger im Namen der Landleute, beschworen den Bund, und hierauf der Eidgenossen Boten denen von Basel im Namen der gemeinen Eidgenossen. Sobald der Eid geleistet war, fing man an, mit allen Glocken Freude zu läuten, und dann ging's zu einem Freudenmahl. Es wurden nun die vorher geschlossenen Thore geöffnet; man schickte die Hüter in Wehr und Harnisch bei denselben weg und setzte an deren Statt eine Frau mit der Kunkel, die spann und den Zoll forderte. Einige Verwiesene erhielten auf die Bitte der eidgenössischen Gesandten Begnadigung. Die eidgenössischen Gesandten vertraten auch Pathenstelle bei dem ersten Kinde, das nach dem Bundesschwur geboren wurde; der neugeborne Knabe wurde, als erstgeborner Eidgenosse von Basel, mit Trommeln und Pfeifen zur Taufe getragen. Die Basler nahmen nun mit ihren Eidgenossen an den italienischen Kriegen Theil und stritten neben ihnen in der Schlacht bei Marignan.

Freiburg.

Unter Savoiens Schirmherrschaft erhob sich Freiburgs Wohlstand wieder; es blühten nun wieder, wie früher, Tuchfabriken und Gerbereien; alte Familien, welche der Unruhen wegen ausgewandert waren, kehrten wieder zurück, und neue

erhielten das Burgrecht. Mit Bern verbündet, zogen die Freiburger in die eidgenössischen Kriege. Bündniß und Pension König Ludwigs XI., die ihnen von Bern empfohlen worden, lehnten sie mit der edeln Antwort ab: „Wir wollen uns nicht Fürsten verpflichten; wir haben nicht genug Volk, um es für Geld wegziehen zu lassen, und begnügen uns mit der Freundschaft Berns und der Eidgenossen, und wünschen nur mit diesen Bund zu haben.“ Lieber hätten sie den Frieden mit Burgund erhalten gesehen. Als aber der Krieg entschieden war, führten sie ihn mit Anstrengung aller Kraft. Schrecklich war die Eroberung von Stäffis, am Neuenburgersee. Die Eidgenossen forderten die Uebergabe gegen Zusicherung der alten Rechte und Freiheiten; die Besatzung und Bürgerschaft aber wiesen sie mit Spottworten und Schüssen ab; da ward das Städtchen in der Zornwuth mit Sturm erobert und 1300 Mann ermordet. Aber eben diese Wüthigen waren es, die den hungernden Weibern und Kindern der Männer und Väter, die sie so eben gemordet, Brot gaben, und einige fremde Söldner, die der Scharfrichter hätte ertränken sollen, als sie vom Strick sich losmachen konnten, begnadigten. Die Freiburger stritten in den Schlachten von Granson und Murten, den Zügen in Waadt und Burgund; Fegeli war im Sturm auf Orbe und in der Murtenschlacht; Affri neben Bubenberg in Murten; Gottrau erstieg zuerst die Burg Illingen. Im Frieden erhielt dann Freiburg gegen Erlaß der 25600 fl., die der Herzog der Stadt schuldete, volle Unabhängigkeit von Savoien. Nun gab auch Freiburg dem König von Frankreich Volk für Pension und reichlichen Sold. Mit den eidgenössischen Städten hatte Freiburg schon 1477 Burgrecht geschlossen, und nachdem Niklaus von Flüe den eifersüchtigen Widerstand der Länder gehoben, folgte 1481 die Aufnahme in den ewigen Bund.

Kampf der französischen und päpstlichen Partei.

Das Reislaufen für Frankreich ward hier nach dem Schwabenkrieg sehr stark; als die Oberkeit einst dasselbe mit Gewalt hindern wollte, zog das aufrührische Volk zur Stadt (wie auch zu Solothurn geschah) und erzwang sich die

Freiheit dazu „Wir haben dem Waldwasser seinen Gang müssen lassen," schrieb der Rath. Der Kampf zwischen der französischen und päpstlichen Partei, welche Wallis entzweiten, verpflanzte sich auch nach Freiburg, wo jede ebenfalls ihre Anhänger hatte, als Georg auf der Flüe sich 1511 dahin flüchtete und Kaspar Schinner, des Kardinal Bischofs Bruder, seine Verhaftung forderte, weil er Verräther an seinem Herrn und dem Lande sei, der heimlich Bündniß gemacht und Geldsummen empfangen habe, Volk für Frankreich gegen den Papst, zuwider dem Beschluß der Tagsatzung, zu werben. Der Rath verhaftete erst Kläger und Beklagten, bald aber gab er jenen frei. Da Niemand freiwillig Flüe's Fürsprech sein wollte, bestellte er den Schultheiß Arsent dazu, der sich dann seiner eifrig annahm. Die päpstliche Partei, deren Führer der Venner Peter Falk, Arsent's bitterer Feind war, erhielt die Oberhand. Als alle Verwendung für den auf der Flüe vergeblich war und man durch Folter Geständnisse von ihm auszupressen suchte, gelang es seiner Frau und Tochter, ihm mit Hülfe eines bestochenen Wächters zur Flucht zu helfen, die Arsent, durch Verschweigen des ihm bekannten Vorhabens, begünstigte; er floh nach Neuenburg. Als hier dessen Auslieferung verweigert ward, wollte man ihn mit den Waffen holen. Neuenburg ließ ihn dann nach Bern gehen, wo man ebenfalls die Auslieferung verweigerte, und einen Rechtstag zur Beurtheilung ansetzte. Nun rief der von Falk erhitzte Pöbel zu Freiburg: „Arsent muß für den auf der Flüe sterben!" Arsent war in der Kirche, als der Aufruhr ausbrach, und er blieb in derselben als einer Freistätte. Auf die Fürbitte des Schultheißen Wilhelm von Dießbach, seines Tochtermanns, und dessen Verwandtschaft zu Bern, versprach man, mit Recht und nicht mit Gewalt zu handeln, und führte Arsent in sein Haus. Aber nach der Berner Abreise entstand ein neuer Aufruhr, Arsent ward in das ärgste Gefängniß geworfen, sein Gut in Beschlag genommen, sein Haus durchsucht und Weib und Kinder daraus vertrieben. Es kam eine zweite Botschaft von Bern, und mit ihr baten seine Familie, seine Freunde, die Schuljugend. Dießbach erinnerte an dessen Verdienste um sein

Vaterland bei der Befreiung von Savoiens Oberherrschaft, der Aufnahme in den Eidgenossenbund u. a., und bat um unparteiisches Gericht. Arsent selbst entschuldigte sein Schweigen zur Befreiung des auf der Flüe damit, daß man Schinner auch, ohne Recht, der Gefangenschaft entlassen habe. Es kamen auch Boten von den Eidgenossen mit Fürsprachen. Der Rath der 200 gab Hoffnung auf eine günstige Wendung der Sache, da Falk abwesend war; aber als dieser zurück kam, regte er das Volk wieder auf. Es ward Blutgericht gehalten, und Arsent auf den Fall, daß Bern den auf der Flüe nicht ausliefere, zum Tod verurtheilt. Bern schlug die Auslieferung ab, und Arsent ward enthauptet. Bern setzte dann Auf der Flüe in Freiheit. — Bald nachher gewann doch die französische Partei auch in Freiburg die Oberhand. Merkwürdig ist's aber, daß den Schultheiß Falk der Bruder und der jüngere Sohn Arsents, an dessen Tod jener schuld war, auf seiner Reise nach Jerusalem 1519 begleiteten.

Die Freiburger erwarben in diesem Zeitraume theils durch Kauf, theils durch Eroberung: Plafeyen, Montenach, Favernach, Bellegarde, Chatel St. Denis, einen Antheil an Stäffis, Illingen, Arconciel, und mit Bern gemeinschaftlich: Tscherliz, Orbe, Granson und Murten.

Von einem Streben nach Bildung in Freiburg zeugt der Wunsch eines Junker Buniet 1481, der seinen Freund, den gelehrten Stadtschreiber Hans vom Stall zu Solothurn, ersuchte, ihm eine Bibel zu verschaffen, und daß dieser ihn hinwieder bittet: weil er vernommen, daß von Rothweil „ein gar guter Schulmeister" nach Freiburg gekommen, sich zu verwenden, daß derselbe seinen Knaben aufnehmen möge. Peter Falk war Freund der Wissenschaften und der vaterländischen Gelehrten: Glarean, Zwingli, Tschudi u. a. Er bot Zwingli für ein Paar Jahre sein Landgut bei Pavia an. Später sagte ein fremder Gelehrter, der sich zu Freiburg aufhielt, wohl in böser Laune übertreibend: Es sei ein Ort, wo von allen Wissenschaften auch nicht Eine getrieben werde.

Solothurn.

So eifrig, wie jedes andere Ort der Eidgenossenschaft, half Solothurn als Bundesgenosse Berns die Kriege der Eidgenossen führen und auch ihre Streitigkeiten vermitteln, noch ehe es ein Bundesglied war. Mit dem Ausdrucke der höchsten Freude meldete der Rath die Aufnahme in den ewigen Bund (1481) allen Bundesgenossen, und verordnete dafür in allen Kirchen eine Dankfeier, als für einen großen Gottessegen über Stadt und Land. — Mit der Nachbarstadt Basel trübte sich mehr als einmal das friedliche und freundliche Verhältniß, meist aus Eifersucht auf Erwerbung von Herrschaften, die beiden Städten wohlgelegen waren, wie z. B. 1486 wegen Mönchenstein. Unter der Führung ihres Schultheißen, Niklaus Konrad, erfochten die Solothurner vorzüglich den großen Sieg bei Dornach.

Die Reisläufer.

Seit dem Burgunderkrieg war Solothurn ein Hauptsitz der Pensionen und des Reislaufens, und Frankreich aufs Eifrigste zugethan. Man ging in niederträchtiger Ergebenheit gegen den König so weit, daß man ihm die Tagsatzungsverhandlungen mittheilte. Für den Zug 1480 mußten die Vögte aus den Aemtern eine bestimmte Anzahl rüstiger, gut gekleideter und bewaffneter junger Leute schicken, die man bei dem überaus großen Sold leicht erhielt.

Der Venner Urs Steger war im Dienste des Königs reich geworden. Mit seinem Gelde prahlend, kam er 1481 nach Hause und wollte ein Schloß kaufen. Aber Gerüchte von falschen Kriegsrödeln, als Ursache seines Reichthums, machten ihm solche Angst, daß er das Bürgerrecht aufgab und mit Drohungen die Stadt verließ. Ein Mitverbrecher gestand die von Steger und zwei Andern gemachten Fälschungen, und wie er ihnen den Rath gegeben, daß sie mit einem Meineid — den sie ja zu Viel, wo sie unbekannt wären, dann beichten können — solche verläugnen sollen. Bern und Frankreich nahmen den Verbrecher freundlich auf und schickten Fürbitten für ihn ein. Obwohl Solothurn dem König

sagen ließ: Er sei keiner Ehre werth, und dessen Verbrechen meldet, behält ihn doch der König am Hofe. Nach einiger Zeit kam Steger in die Eidgenossenschaft zurück und verwendete sich bei den angesehenen Reisläufern um Fürbitte, und er fand so viel Gönner, daß selbst die Tagsatzung sich schändete, Solothurn eine gütliche Vergleichung mit ihm zu empfehlen. Solothurn antwortete: Sie haben Steger nicht vertrieben; er habe sich selbst Ehre, Guts und Gewalts entsetzt und sich geflüchtet, ohne dazu genöthigt worden zu sein. Dennoch ward Stegers Wunsch 1492 gewährt, und er mit zwei Söhnen wieder als Bürger angenommen. Bald beging er wieder einen Frevel in Iferten, und verlor in einem Streithandel mit Zürchern zu Baden einen Arm. Auf Solothurns Fürsprache nahm ihn selbst (1494) Kaiser Maximilian an seinen Hof. Endlich verarmte er, und 1501 wurde all' sein Gut in seiner Gegenwart verkauft und aus demselben auch Entschädigungen für Ungerechtigkeiten bestritten, die er als Landvogt begangen hatte. — Martin Aregger kam 1497 auf dem Rückzuge aus Frankreich mit seiner Compagnie durch die damals savoische Stadt Iferten, wo ein Bürger dessen Bruder in einem Schlaghandel ermordet hatte. Aregger, von dem Rathe zu Solothurn unterstützt, fordert Bestrafung des Mörders, die ihm aber verweigert wird. Dieser wirbt nun einen Haufen von 500 Mann, mit dem er Iferten belagert. Es eilen Gesandte von mehreren Orten zur Vermittlung. Aregger aber weicht nicht, bis der Mörder mit dem Tode bestraft und seinem Volke ein Monat-Sold bezahlt ward. — Als Schultheiß Konrad 1498, einige Monate vor dem Ausbruche des Schwabenkrieges, noch mehr Zuzug von Reisläufern verlangte und Geld zum Sold schickte, überschreibt ihm der Rath einen ernstlichen Verweis, und sagt ihm: „Unsere Stadt und Land ist ganz erödet, daß wir kaum so viel Männer haben, daß man einen Todten mag zur Erde tragen und läuten. Schickt einen Theil der Leute ins Land zurück, so lieb Euch unsere Huld ist, und was aus Verzögerung für Schaden erwachsen würde, steht Euch zu verantworten." Eben dieser Schultheiß Konrad, der Held bei Dornach, bot sich 1507 im März dem König von Frank-

reich, und im Brachmonat dem Kaiser Maximilian zum Dienst an. — Die Solothurner nahmen auch Theil an dem verrätherischen Frieden zu Galera. Nach der Schlacht bei Marignan sagte man dem Solothurnergesandten auf der Tagsatzung: Man werde ihnen Sitz und Stimme versagen, wenn sie die Franzosenfreunde nicht strafen.

Solothurn mehrte auch in diesem Zeitraume sein Gebiet durch Kauf und erwarb einen Theil der Vogteien Flumenthal und Dornach, die Herrschaften Thierstein, Büren und Rothberg. — Eine Partei in den Räthen machte 1488 einen Versuch zu Veränderung der Staatsverfassung. Schultheiß und Venner sollten nicht mehr, wie bisher, durch die Bürgerschaft ernannt, sondern alle Wahlen dem Großen Rathe übertragen werden, und der Kleine Rath bei wichtigen Geschäften 30 vom Großen Rathe zuziehen. Der Antrag ward verworfen. Klagen über Rechtsverzögerung im Schuldenwesen hatten 1517 zur Folge, daß eine neue Gerichtsordnung gegeben ward, nach welcher die Richter, bei eigener Verantwortlichkeit und Schadenersatz, das Recht ohne Aufzug sollen walten lassen. — Von der solothurner Schule hat man keine Nachrichten; aber davon, daß der Rath 1482 einem Seiltänzer, als einem Meister der freien Künste, wegen seiner kunstreichen Sprünge einen Empfehlungsbrief und den solothurner Schild gab. Söhne „gut königisch gesinnter,“ vornehmer Väter wurden vom Rathe dem König in Frankreich auf die pariser Hochschule empfohlen; Andere, wie der weise, menschenfreundliche Landvogt und Stadtschreiber Ulrich Küffer, studirten in Deutschland.

Schaffhausen.

Die Stadt Schaffhausen hatte einen zahlreichen und zum Theil sehr begüterten Adel, wie die von Fulach, Imthurn, Mandach, Cron, Randek, Am Stad u. a. Wie mäßig oft die Frohndienste der Dienstleute für ihren Herrn waren, zeigt ein Vertrag (1483) mit der Gemeinde Herblingen, demzufolge man auf einen Pflug eine Juchart für Winter- und Sommersaat bauen, und wer keinen Pflug führte, 4 Tage im Jahr Frohndienste thun mußte; dafür

war das Schloß der Gemeinde für Nothzeit offen. Das Kloster gab den Bürgern die Reben bei der Stadt um den Drittheil des Ertrages in Pacht. — Mehr noch als andere eidgenössische Städte, blieb Schaffhausen, seiner Lage wegen, in Verbindung mit Kaiser und Reich, und bezahlte Reichssteuer. Mehrere Herren vom Adel hatten die Verbindung mit den Eidgenossen nicht gerne gesehen, und waren eifersüchtig auf die Uebermacht der bürgerlichen Geschlechter. Als der Rath sie zu Steuern und Wachgeld anhielt, zogen einige weg. Die Fulach suchten für ihre Herrschaften durch ein 50jähriges Bürgerrecht zu Zürich Schutz gegen Heudorf und den östreichischen Adel, der die Schaffhauser noch lange fehdete, so daß in der Umgegend vor dem Raubadel keine Sicherheit war, bis die Eidgenossen ihn vertreiben halfen. Die Mißhandlung ihres durch Friedbruch gefangenen Bürgermeisters Am Stad, der sich mit seinem ganzen Vermögen lösen mußte, rächten die Schaffhauser 1468 durch Plünderung und Verheerung auf dem Schwarzwald und im Hegau; die Feinde dagegen verbrannten Buch und Merishausen. Endlich verschaffte der Waldshuterfriede und die Verbindung der Eidgenossen mit Oestreich gegen Burgund der Stadt Ruhe. Schaffhausen nahm Theil an dem Burgunderkrieg. Die Knechte aber, welche den schändlichen Zug gegen die Stadt Dole mitmachten, wurden, obgleich sie Heiligthümer nach Hause mitbrachten, ehr- und wehrlos gemacht. Nach dem Kriege erneuerte Schaffhausen den Bund mit den Eidgenossen auf 25 Jahre. — Viel Gefahr und Noth brachte der Schwabenkrieg. Die Feinde brachen plündernd und brennend ins Klekgau ein; da schlagen Hallauer und Eidgenossen ein zehnfach stärkeres Heer. Nach dem Rückzuge der Eidgenossen von Stockach fallen die Schwaben vor Thaingen, wo die Bauern auf die Aufforderung zur Uebergabe antworteten: „Lieber sterben wir wie fromme Eidgenossen.“ Mit der Uebermacht kämpfend, müssen sie sich auf den Kirchhof zurückziehen und werden endlich in den Kirchthurm gedrängt, wo sie sich noch auf's Aeußerste wehren. Die Feinde aber bringen Pulver hinein. Ein Theil der Thainger ersticken und verbrennen, andere springen von dem Thurme hinab und fallen

in die Spieße. Da springt auch ein Vater mit seinem Knäblein hinab; er fällt in den Tod; das Knäblein aber bleibt unversehrt. Endlich verbrennt der Feind das geplünderte Dorf. Ein Zuzug von Schaffhausen kam zu spät. Nach dem Kriege bittet Schaffhausen die Eidgenossen um ewigen Bund, der den 6. Augstmonat 1501 geschlossen wird. Die Schaffhauser nehmen dann auch Theil an den Pensionen, dem Reislaufen, den Mailänderzügen, wo der Hauptmann Trüllerei und der noch einzige Imthurn, der nur einen unmündigen Knaben hinterläßt, in verzweifelter Gegenwehr fallen.

Die Stadt erweiterte ihr Gebiet durch Kauf von adeligen Bürgern, von dem Kloster Allerheiligen und dem Spital, welche, nebst dem Domstift Konstanz, den größten Theil des jetzigen Gebiets besaßen. Mit besonders großer Freude traten beide Hallau unter die Schirmherrschaft der Stadt, und die Thäinger sagten: „Lieber todte Eidgenossen, als lebendige Schwaben!“ So groß war der Haß der Nachbaren. Noch lange aber stand die Landschaft unter den hohen Gerichten von Sulz und Oestreich.

Der letzte Abt des Klosters Allerheiligen, Michael Eggenstorf, war zwar ein gelehrter und frommer Mann und mancher Klosterbruder mit ihm; aber ein Theil der Geistlichkeit und des Adels führte ein rohes, ausgelassenes Leben. Pilger, die vom heil. Grabe zurückkehrten, fanden an der Enge bei der Stadt eine dem Oelberg bei Jerusalem ähnliche Gegend, und man beschloß, daselbst eine auch so genannte Kapelle zu errichten, an welcher Adelige und Bürger, Männer und Weiber eigenhändig arbeiteten und dafür Ablaß erhielten; sie ward dann ein Wallfahrtsort. Doch noch mehr mag uns gefallen, was zu Schleitheim geschah. Da stifteten der Leutpriester Winz, Richter und Gemeinde eine ewige Jahrzeit zum Trost der gläubigen Seelen, die Almosen und Steuer zu ihrer Kirche gethan haben oder noch thun werden; wenn aber viel arme Leute in der Gemeinde wären, so solle der Kosten der Jahrzeit dann zum Besten der Armen verwendet werden. Die Hauptkirche zu St. Johann ward 1517 mit zwei kunstreich gewölbten Bogengängen erweitert. —

In der Stadt war eine Schule, welche auch von Fremden besucht ward. Der Abt schickte von seinen Mönchen auf Hochschulen und mehrte die Büchersammlung. An Johann Adelphi hatte die Stadt einen gelehrten und berühmten Stadtarzt, der auch Schriftsteller war.

Ein anmuthiges Beispiel, wie bürgerliche Familien zu Reichthum, Ehren und Würden aufstiegen, gibt die Geschichte des Hufschmieds Hans Peier zum schwarzen Weggen. Dieser Mann war ein kräftiger Handwerker, als Biedermann geachtet und geliebt, und blieb dabei bescheiden. Seine Zunftgenossen wollten ihn zu ihrem Zunftmeister wählen. Er schlug die Stelle aus, weil er von Jugend an zu solchem Stand nicht gebildet worden, um würdig diese Stelle versehen zu können, und habe auch nicht Lust, sein erträgliches Gewerbe aufzugeben, und bezahlte lieber 100 Gulden Buße für seine Weigerung. Er blieb Hufschmied und beschlug täglich die Pferde vor seiner Schmiede. Sein Vermögen nahm zu; er sah das Glück seines Hauses blühen. Kam die Stadt in Geldverlegenheit, so machte er ihr Anleihen. Zur Bildung seiner zwei Söhne verwandte er gerne einen Theil seines Gutes; beide wurden wissenschaftlich gebildete Männer. Heinrich, der jüngere, ward Lehrer an der lateinischen Schule zu Ende des XV. Jahrhunderts. Hans, der ältere, ward Bürgermeister in der Zeit der Reformation, die er beförderte, und Stammvater einer äußerst zahlreichen Nachkommenschaft.

Thomas Thöning aus Baiern hatte 1470 die Eisenschmiede im Laufen als Erblehen und auch das Bürgerrecht zu Schaffhausen erhalten. Sein Sohn, Mang, befand sich 1488 im Dienste des Königs Maximilian in den Niederlanden, wo Aufruhr sich erhob und der junge Fürst durch Verrath in der Stadt Brügge gefangen ward. Thöning sann auf dessen Befreiung, und erfand einen Reisewagen, dessen Decke aus verborgenen, eisernen Bogen bestand, die so stark waren, daß sie den Fallgatter in seinem Sturze aufzuhalten vermochten. Mit Kriegern, als Mönche gekleidet, fährt er dann in diesem Wagen zur Stadt, und da man Mönche darin sieht, wird das Thor ohne Verdacht geöffnet.

Unter dem Thore hält aber der Wagen still; der Gatter fällt, aber wird aufgehalten; so bleibt das Thor offen und eilig rückt die verborgen gehaltene Mannschaft an, dringt neben dem Wagen in die Stadt, gewinnt sie ohne Schwertschlag, Maximilian wird befreit und in Thönings Wagen jubelnd herausgeführt. Dafür wird dieser vom König zum Ritter geschlagen und erhält, um seinen Adelstand behaupten zu können, einen schönen Jahrgehalt und für seine Nachkommen zwei Stipendien auf der Hochschule zu Freiburg. Maximilian, als Kaiser, rief ihn noch 1495 zu einem Triumphzug. Er hinterließ das Eisenwerk seinem Sohne Wilhelm, der es 1502 aus einem Brande wieder herstellte.

Hans Imthurn, vom ältesten, vornehmsten Adel der Stadt, war noch der Einzige seines Geschlechts und der Erste desselben, der außer dem Adel sich seine Gattin wählte. Sie war Anna, des Zunftmeisters Hans Webers Tochter, von ausgezeichneter Schönheit, Verstand, Rechtschaffenheit und Herzensgüte; Wohlthäterin der Armuth, der Kirche und Schule. Scheel sah der Adel erst auf sie; aber ihr Benehmen zwang zur Achtung und zum Wohlwollen. Ihr Gemahl fiel in der Schlacht von Marignan. Ihr erster Sohn starb kinderlos. Ihr zweiter Sohn, Beat Wilhelm, war als Kind immer kränklich und man gab alle Hoffnung zur Genesung auf. Schon lag das Kind einst als todt im Sarge und alles wurde zum Leichenbegängniß veranstaltet. Eben sollte der Sarg zugenagelt werden. Die Mutter gibt dem Kinde noch einen Abschiedskuß — da spürt sie noch etwas Wärme, einen leisen Athem. Ein freudiges Entsetzen durchschauert sie. Sie nimmt das Kind im Todtenkleide auf den Schooß, erwärmt es durch sanftes Reiben mit warmen Tüchern und flößt ihm stärkende Arznei ein. Das Kind erholt sich und wird gesund. Beat Wilhelm Imthurn, auch wieder der Einzige seines Geschlechts, erreicht ein hohes Alter, wird der Stammvater des bis auf den heutigen Tag blühenden Geschlechts und schaut seine Nachkommen bis ins vierte Glied. Einer seiner Nachkommen ist heute noch das Haupt dieses Staates.

Appenzell.

Nach der Beendigung des Zürichkrieges, in welchem die Appenzeller einen Anfall der Oestreicher auf ihr Land zurückschlugen, ward 1452 zwischen den Appenzellern und den Eidgenossen ewiges Bündniß geschlossen. Diesem zufolge waren jene verbunden, allen oder auch einzelnen Orten auf geschehene Mahnung im Kriege beizustehen; ohne Bewilligung der Mehrheit der Eidgenossen sollten sie weder Krieg anfangen, noch Bündniß schließen, und das Rechtbieten auf die Eidgenossen annehmen; bei Streitigkeiten zwischen den Orten sollten sie mitteln, und wenn dieß nicht gedeihe, der Mehrheit folgen.

Zwischen Appenzell und den Peiern, Herren des Rheinthals, die dieses Land von den tokenburgischen Erben gekauft hatten, war beständiger Streit. Viele Rheinthaler waren nämlich von den Appenzellern in ihr Landrecht aufgenommen worden, und diese weigerten sich dann, ihren Herren die alten Abgaben zu entrichten, und fanden bei den Appenzellern Schutz. Der Streit brach endlich in Fehde aus. Rheinek ward von den Appenzellern eingenommen und verbrannt; dafür kamen sie in die Reichsacht, der sie aber wenig nachfragten. Endlich, müde des Streits, verkauften ihnen die Peier (1460) das Land um 6000 Gulden. Der Abt von St. Gallen, der viele Gerichtsherrlichkeiten und Güter im Rheinthal besaß, wünschte, daß die Appenzeller diese Herrschaft wieder an ihn verkaufen möchten, und als sie sich weigerten, plagte er sie nun mit unaufhörlichen Prozessen über Marken, Einkünfte, Rechte, wozu sie ihm freilich auch Veranlassung genug gaben: Er forderte mehr von ihnen, als ihm gebührte; erhielt aber auch von ihnen noch viel weniger, als ihm gehörte. Ein eidgenössisches Gericht sprach endlich über die Streitsachen, aber zu keiner Partei Wohlgefallen. Höchlich zürnten die Appenzeller, daß sie „spruchbrüchig“ genannt, und deßwegen in 800 Gulden Kosten verfällt wurden. Die Landsgemeinde erklärte: daß sie diesen Spruch nicht annehme; nicht am Gelde hange sie, aber die Ehre müsse unangetastet bleiben; und die Eidgenossen ver-

mochten endlich den Abt, daß der ehrbeleidigende Ausdruck getilgt werden konnte. Doch ward nicht Ruhe, bis die Eidgenossen 1467 endlich mit Strenge drohten. Auch zur Entrichtung von Gefällen, die andere Herrn in ihrem Land besaßen, mußte sie das Recht zwingen. Anderer Streit entstand daraus, daß die Appenzeller Unterthanen des Abtes von St. Gallen und des Bischofs von Konstanz im Thurgau in ihr Landrecht aufnahmen; die Eidgenossen, Vormünder dieses so heftigen Volkes, nöthigten sie dann durch ihren Richterspruch, dieses Landrecht aufzuheben. Wie man bei diesen Zänkereien etwa mit einander sprach, vernimmt man bei Anlaß eines Streites im Jahr 1474. Da sagte der Abt zu dem Appenzeller Gesandten: „Ihr Appenzeller seid mir so aufsätzig, aber es wird einer nach mir kommen, für den ihr mich wünschtet.“ Der Appenzeller erwiederte: „So müßt' es der Teufel gar sein“ — worüber der Abt laut auflachte. Viele Lehen, Zinse, Zehnten, die der Abt im Lande hatte, wurden nun ausgekauft; auch mehrere Pfarreien gestiftet und Kirchen erbaut. Wie Appenzell an dem 1489 über die Versetzung des Klosters St. Gallen entstandenen Kriege Theil nahm, wird die Geschichte desselben bei St. Gallen erzählen. Die treue Mithülfe der Appenzeller in den Kriegen der Eidgenossen belohnten diese dann im Jahr 1500 mit der Gemeinherrschaft im Rheinthal, und endlich im Jahr 1513, ungeachtet der Entgegenwirkung des Abtes, mit der Aufnahme in den Eidgenossenbund. — Welche langwierige und gefährliche Umtriebe die Berufung auf die Reichsgerichte verursachte, zeigt der Handel mit Ulrich Himmeli von Appenzell. Dieser ward in einem Streit mit Landammann Häch von dem Richter im Lande verfällt. Unter dem Vorwand erlittenen Unrechts klagte er dann bei dem kaiserlichen Hofgericht zu Rothweil, das aber auf gemachte Vorstellungen die Sache fallen ließ. Mit Hülfe eines andern Bösewichts ermordete nun Himmeli den Landammann 1437 auf der Straße durch einen Wald. Hierauf flohen die Mörder aus dem Lande und fehdeten Appenzell, St. Gallen und die Eidgenossen. Das Gericht zu Rothweil sprach sie in die Acht. Aber bei zwei schwäbischen Raubrittern und Schweizerfeinden fanden sie

Schutz und Hülfe. Diese klagten bei dem Landgericht zu Nürnberg, man habe Himmeli rechtlos gelassen, und als die Appenzeller die Vorladung abwiesen, wurden sie sammt den Eidgenossen in die Acht erklärt. Nun wurden Eidgenossen beraubt und sie übten Vergeltung. Endlich vermittelte 1440 die Ritterschaft im Hegau den Handel; das Urtheil der Appenzeller ward bestätigt. — Von der Landesverfassung in diesen Zeiten ist nichts Näheres bekannt, als daß die Landsgemeinde die höchste Gewalt hatte und übte. Der Landammann zu Appenzell heirathete eine Person, die mit ihm als Pathin eines Kindes zur Taufe gestanden war, nachdem er dafür, gegen eine Geldbuße, von Rom Erlaubniß erhalten hatte; da beschloß die Landsgemeinde: was dem Landammann für Geld erlaubt worden, soll hiefür jedem Landmann ohne Geld erlaubt sein. — Der Leutpriester und der Frühmesser zu Herisau hatten 1453 so wilden Streit mit den Bauern, daß sie mit Messern sich herumschlugen, wobei mehrere verwundet wurden.

Eine appenzellische Bauernhochzeit damaliger Zeit wird folgendermaßen beschrieben. Die Verlobung geschah vor beidseitigen Verwandten. Als Heirathsgabe erhielt die Braut: drei Bienenstöcke, eine Stute, einen Bock, ein Kalb, eine Kuh; der Bräutigam schenkte ihr ferner: eine mit Flachs angepflanzte Juchart Feld, ein Malter Haber, zwei Schafe, einen Hahn und vierzehn Hühner, und ein Pfund Pfenninge. Des Abends war das Hochzeitmahl, wozu alle Nachbaren eingeladen waren. Je vier ward ein Kübel voll Hirsmuß vorgestellt; es kam ferner eine Schüssel Rüben mit Speck, das Brautmuß, Braten, Würste, hiezu Weißbrot und das Weinsaufen ging, bis man einander nicht mehr kannte. Der Spielmann mußte indessen tapfer pfeifen. Endlich ward die Braut, die sich widersetzlich geberdete, in die Kammer geführt. Des Morgens erschienen die Verwandten wieder mit Trommeln und Pfeifen, und man brachte den Verlobten das Frühstück zum Bett. Der Bräutigam schenkte seiner Braut noch ein Schwein. Dann geschah die Trauung und ihr folgte noch ein Schmaus. Man gab der Braut Geschenke an Hausgeräthe und Geld bis auf 30 Schillinge. Der

Vater der Braut dankte, hieß den Spielmann wieder einen Tanz pfeifen, dem die Gäste dafür alte Kleidungsstücke, Lebensmittel, Geld zuwarfen. Dann zog man unter die Linde zum Tanz; es kam die Dorfjugend, und der Schluß war — eine Rauferei.

Die gemeinen Herrschaften.

Baden und die Freiämter.

Nach der Eroberung des Aargau's (1415) regierten die VI Orte: Zürich, Luzern, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus, diese zwei Herrschaften. Bern aber ward schon 1426, und Uri, — das erst keinen Theil nehmen wollte, weil es deren Besitz für unrechtlich hielt, — 1445, während des Krieges mit Oestreich und Zürich, in die Mitregierung von Baden aufgenommen. Diese, wie die andern gemeinen Herrschaften, wurden durch Landvögte regiert, die jedes Ort, für zwei Jahre, der Reihe nach ernannte. Die Tagsatzung beurtheilte jährlich die Landesverwaltung und hielt Jahrrechnung. Der Landvogt von Baden wohnte im untern Schlosse der Stadt, das die Orte 1488 herstellten. Der Landvogt für die Freiämter hingegen begab sich nur zu der Zeit, wo die Gerichte gehalten wurden, ins Land. Die Städte Baden, Bremgarten und Mellingen waren freie Städte unter der Oberherrlichkeit der Orte. Der Bischof von Konstanz besaß unter ihrer Landeshoheit die Vogteien Klingnau, Zurzach, Kaiserstuhl, und Klöster, Städte, Herren, eine Menge niederer Gerichtsherrlichkeiten; Bremgarten aber unter der Landeshoheit von Zürich, das Kelleramt.

Beim Ausbruch des Zürichkriegs wollte die Stadt Baden parteilos bleiben; als aber die Eidgenossen mit Belagerung drohten, ergab sie sich, und nach geleistetem Huldigungseid ward der Bürgerschaft selbst ihre Vertheidigung überlassen. Beinahe ward sie 1444 durch eine Kriegslist von den Zürchern gewonnen. Durch einen Nebel begünstigt, rückte ein Heerhaufen unbemerkt an die Stadt. Beim Oeffnen des Thores

erscheint eine Rotte, sich für Eidgenossen ausgebend, drängt sich ein, und ihr folgen 1500 Reiter; schon halten sie die Stadt für erobert, als die Bürger aus den Häusern über sie herstürzen und sie aus der Stadt treiben. Der Schultheiß Johannes Müller fiel als Opfer seiner Treue. Im folgenden Jahr ward ein ähnlicher Versuch eben so fruchtlos gemacht. Die Bäder litten durch Brand. — Obgleich der Rath zu Baden 1443 in einem Rechtsstreit mit Oestreich, als Richter, wider die Eidgenossen sprach, zeigten diese weder dem Rath noch der Stadt einigen Unwillen. Darüber hingegen, daß die Stadt Baden 1483 die Zürchermünze herabsetzte, wurden die Zürcher so entrüstet, daß sie den Verkehr aufhoben und die Badenfahrt verboten, so daß in der Angst, sie möchten noch weiter gehen, die Bürger von Baden Vertheidigungsanstalten machten und die Eidgenossen um Hülfe ansuchten. Schultheiß und Rath versöhnten dann Zürich durch persönliche Abbitte. Fest behaupteten sie aber die Wahl eigener Kriegsbeamteten zu ihren Feldzeichen, als die Eidgenossen im Feldzuge 1510 jene setzen wollten, und erhielten auch Brief und Siegel dafür. — Baden war der Ort, wo regelmäßig die Tagsatzungen gehalten wurden. In den Bädern war der Zusammenfluß der Mächtigen in der Schweiz; hier unterhandelten oft die Gesandten der fremden Mächte, besonders Frankreichs, um Volkswerbung, und theilten Pensionen und Geschenke aus; daher war hier der Sitz der größten Pracht, Ueppigkeit und Ausgelassenheit — denn alles Volk von allen Ständen, besonders aber leichtfertige Krieger und Weiber, strömten da von allen Seiten zusammen. Aber auch für die Bessern war hier die Hauptstadt des Vergnügens, der Sammelplatz der Freundschaft. Hier fand man Gesang und Tanz und Spiel und fröhliche Mahlzeiten, und was das Leben erheitern und Sorgen verscheuchen konnte. — Bremgarten, genauer mit Zürich durch besonderes Burgrecht verbunden, erklärte sich im Zürichkrieg gegen die Eidgenossen, und ergab sich erst, als nach heftiger Beschießung die Mauern Einsturz drohten; dennoch erhielt sie ihre alte Freiheit. Auch die Landschaft litt viel durch Streifzüge mit Raub und Brand. — Niklaus von Weil, aus Bremgarten, war ein Zögling des

berühmten Felix Hämmerlin, dessen Leben er auch dankbar beschrieb. Er förderte das Aufblühen der Wissenschaft in Deutschland durch Uebersetzung vieler Schriften der vorzüglichen italienischen Gelehrten, und führte als Schriftsteller, Lehrer und Stadtschreiber in Zürich, Nürnberg, Eßlingen, und endlich als Kanzler zu Stuttgart, ein vielfach nützlich thätiges Leben.

Sargans.

Viel litt Sargans im Zürichkrieg durch Schuld des Herrn und des Volkes. Graf Heinrich hatte die Abneigung des Volkes durch harte Regierung seiner Herrschaften in Bünden verdient; und an seinen, ihn rettenden Bundesgenossen, Schweiz und Glarus, ward er untreu. Der herrsch- und habsüchtige Peter Weibel aber verführte das Volk zu Aufruhr und Gewaltthat. Dieß brachte mehrmals verheerende Kriegszüge der Zürcher, der Schweizer und Glarner, und der Oestreicher ins Land. Noch nach der Schlacht bei Ragaz (1446) verfolgten sich die Parteien so bitter, daß viele Einwohner arm das Land verließen. Im Krieg mit Oestreich (1460) bemächtigten sich die Eidgenossen der östreichischen Besitzungen im Sarganserlande. Durch Schulden gedrängt, verkaufte endlich Graf Georg 1483 seine Stammherrschaft Sargans um 13000 fl. an die VII alten Orte, die nun auch die Oberherrlichkeit über das Kloster Pfäfers und dessen Unterthanen erhielten. Als zwei leichtfertige Aebte das Vermögen des Stifts in Gefahr setzten, übernahmen die Orte 1508 die Vormundschaft und stellten bessern Zustand wieder her. Ungekränkt blieb das Land im Besitz seiner vielen, alten Freiheiten. — Das wilde Calveiserthal war in diesen Zeiten noch bis in die Alpen hinauf bewohnt; die Einwohner hatten viel Kampf mit Raubthieren; sie starben endlich aus; nur eine Kapelle für die Hirten blieb übrig. — Noch 1464 ward eine Blutrache durch den Grafen und den Abt vermittelt. Der Mörder mußte durch zehn Priester Messen lesen lassen, 400 Kerzen opfern, ein steinernes Kreuz aufstellen, drei Mal nach Einsiedeln und ein Mal nach Rom

wallfahrten, dort beichten, hier Buße thun und drei Gulden Kosten bezahlen.

Gaster, Uznach und Sams.

Es geschah mit gutem Willen dieser Landschaften, daß die Herrschaft über sie an die Orte Schweiz und Glarus kam. Die Pfandherrschaft über Gaster ward 1438 von Oestreich um 3000 fl., die über Uznach von Petermann von Raron, Erbherrn des Tokenburg, erst als Pfandherrschaft 1438 um 1000 fl., dann als völliges Eigenthum 1469 um weitere 2550 fl. erkauft. Beide Landschaften behielten ihre Freiheiten und Rechte, die so groß waren, daß sie fast völlige Selbstregierung gewährten. Die Einkünfte der regierenden Orte waren so gering, daß sie in zwei Jahren vom Gaster nur 165, von Uznach nur 217 Pfund betrugen. Auch die Regierung war so milde, daß die Stände selbst die Gerichtskosten für die Armen trugen. Die Landvögte wohnten nicht im Lande, sondern kamen nur zu bestimmten Zeiten dahin. — Das Städtchen Uznach kam durch den Brand, der es 1495 verzehrte, so in Abnahme, daß die Orte das Volk ermahnten, „doch den Markt daselbst zu versehen, daß es nicht also verachtet würde.“ Aus den Steinen der Burg Uznaberg ward 1503 die Kirche neu erbaut.

Sams, die große Dorfgemeinde, kaufte sich 1497 von dem Herrn von Bonstetten völlig frei und unabhängig. Um 4920 fl. erhielt sie Gericht, Zehenten, Schloß und Güter, Steuer u. a. Aber im nämlichen Jahr nahm die Gemeinde, mit Vorbehalt all' ihrer Freiheit, Schweiz und Glarus zu Schirmherren, welche für sie die Loskaufsumme bezahlten, und dafür jährlich den Zins und zwei Kreuzer von jeder Haushaltung, statt einer Fastnachthenne, bezogen.

Rapperswil.

Als diese Stadt 1458 die Schirmherrschaft der Orte Uri, Schweiz, Unterwalden und Glarus annahm, versicherten ihr diese Schutzherren die völlig freie Selbstregierung ihres Gemeinwesens und die Herrschaft über ihr kleines Gebiet, das in den Gemeinden Bußkirch, Bollingen und Jonen bestand.

Um sich für die an Oestreich vergeblich geforderte Schuld bezahlt zu machen, nahmen die Rappersweiler 1464 den Grafen Eberhard von Sonnenberg, der auf die Tagsatzung nach Zürich reisen wollte, gefangen, und ungeachtet der ernstlichen Abmahnungen anderer eidgenössischen Orte, gaben sie, unterstützt von Uri und Unterwalden, ihn nicht los, bis 8000 fl. bezahlt waren. Der Wohlstand von Rappersweil sank nach und nach; der Markt ward verlassen; adelige Familien starben aus, andere waren weggezogen, die dann von 1484—1512 durch 184 neue Bürger ersetzt wurden. Ihr Stadtschreiber Eberhard Wüst beschrieb den Zürichkrieg.

Thurgau.

Durch die Herrschaft der Eidgenossen änderte sich in dem Zustande des Landes nichts. Städten und Gemeinden, Klöstern und Edlen ward der Schutz für ihre verschiedenartigen Rechte und Freiheiten von den neuen Landesherren zugesichert und treulich gewährt; dieß galt dem fremden, wie dem heimischen Besitzer. Es waren bei 70 Gerichtsherrlichkeiten in diesem Lande. Das Volk war den Eidgenossen in Treue zugethan; es schützte im Krieg die Grenze und gab bereitwillig seinen Herren Zuzug. Außerordentlich groß war bei diesem Volke die Lust zum Reislaufen. Wenn in den regierenden Orten die Werbung auch verboten war, so ward doch hier geworben, und so viel Volk lief in die Kriegszüge, daß, wie in Solothurn, das Land erödet ward und gegen einen Ueberfall das Volk nicht mehr Widerstand hätte leisten können; auch strenge Strafen vermochten das Reislaufen nie ganz zu hindern. Auf die Klage des Volkes über den das Land erarmenden Wucher der Juden, wurden diese dann ausgewiesen. Tapfer stritten die Thurgauer neben den Eidgenossen im Schwabenkrieg und rächten in der Schlacht zu Schwaderloch den Brand von Ermatingen, Triboltingen und Mannenbach. Im Frieden trat die Stadt Konstanz den X Orten der damaligen Eidgenossenschaft das Landgericht ab; die Landvogtei aber blieb bei den VII Orten; was zu manchem Zwist Anlaß gab. Ein 1509 von den regierenden Orten mit den Gerichtsherren geschlossener Vertrag erörterte

die vielfachen Rechte dieser und ihr Verhältniß zur Landesherrschaft. Die Thurgauer zogen theils unter eidgenössischen, theils unter eigenen Hauptleuten in die Mailänderkriege. Auf ihre Beschwerde, daß ihnen nichts von den Pensionen zu Theil werde, gaben ihnen die Eidgenossen auch Antheil an den Summen, die Frankreich bei Gelegenheit des ewigen Friedens bezahlte.

Wie auch Dörfer und Landleute oft wichtige Rechte und Freiheiten besaßen, zeigen die Offnungen (die Sammlung von Rechten, Pflichten und Gesetzen eines Ortes). So z. B. wählten die Angehörigen des Gerichtes Güttingen selbst ihre sechs Richter, und in Engweil waren drei Geschlechter, die so frei waren, daß sie keinen Herrn und volle Freiheit für Gewerb und Verkehr hatten; von ihren Richtern appellirten sie an den Bischof von Konstanz, in dessen Schirm sie sich, nach Verbriefung ihrer Freiheit, begeben hatten. — Zu Romishorn büßte ein Weib nur ein Drittel dessen, was dem Manne aufgelegt ward. — Wenn viel und guter Wein wuchs (wie 1516), gab's unter dem rohen Volke so blutige Streithändel, daß in einem Jahr 14 im Rausch verübte Mordthaten bestraft werden mußten. — Die Landvögte wohnten noch nicht im Lande, sondern kamen nur von Zeit zu Zeit dahin; doch ward schon über ihre Habsucht geklagt, die mit Geschenken befriedigt werden müsse. — Von Bischofzell, Dießenhofen, Frauenfeld ging eine Schaar von Jünglingen um den Anfang des XVI. Jahrhunderts auf die Hochschulen, und sie zeigten sich in späterer Zeit als gebildete Männer. In Ittingen, wo nun die Karthäuser das Kloster aus der Armuth erhoben, ward eine Bücherſammlung angelegt. Das Kloster Rheinau suchte und erhielt 1462 den Schutz der VII, das Thurgau regierenden, Orte.

Rheinthal.

Die Landschaft Rheinthal, eine östreichische Pfandschaft, war 1415 tokenburgisch geworden, kam dann als Pfandlehen an die Edlen Peier von Rorschach und ward von diesen 1460 den Appenzellern verkauft, die sie nach dem Klosterkrieg 1490 den VII alten Orten abtreten mußten; nach dem

Schwabenkrieg aber wurden sie in die Mitregierung aufgenommen. In dieser Landschaft besaß der Abt von St. Gallen sehr viele Gerichtsherrlichkeiten und große Güter. Als er und andere Klöster und Herren durch Güterkäufe die Einwohner zu sehr beschränkten, machten die vier Höfe im Rheinthal: Altstetten, Marbach, Balgach und Bernang ein gemeinschaftliches Gesetz: daß Niemand in ihrem Bann einen ewigen Kauf thun möge; daß jeder Kauf ablösbar sei, die Einwohner nach einer Schatzung von fünf unparteiischen Männern das Zugrecht haben sollen, und ein dieser Verordnung zuwider gemachter Kauf ungültig sei. Die Eidgenossen bestätigten dieß als ein Grundgesetz des Landes mit Brief und Siegel; nur gaben sie nicht zu, daß es für frühere Käufe gelten dürfe. Ebenso ward zum Gesetz gemacht: daß alle, auch an geistliche Stifte verkauften Güter, Steuern und Anlagen wie zuvor zu entrichten schuldig seien, die Geistlichen in weltlichen Dingen ans weltliche Gericht kommen müssen. Würde ein Geistlicher sich dessen weigern, dem soll man auch nicht verpflichtet sein, den Frieden zu halten, sondern „er mag sich selbst behüten, so fern er sich traut, dessen zu genießen."

Die bern-freiburgischen Gemeinherrschaften.

Die Vogteien Murten, Orbe und Tscherlitz, Granson und Schwarzenburg.

Sechs Jahre nach dem Frieden zwischen Savoien und den Eidgenossen erwarben Bern und Freiburg von diesen gegen die Summe von 20,000 Gulden die Abtretung der Herrschaften Murten, Orbe mit Tscherlitz und Granson zur gemeinschaftlichen Beherrschung, und ließen nun dieselben, so wie das früher erkaufte Schwarzenburg, wechselweise durch einen auf 5 Jahre gesetzten Landvogt regieren.

Murten wird schon im VI. Jahrhundert als Hof, im IX. als Festung genannt. Ein Herzog von Zäringen stellte die Stadt aus der Zerstörung wieder her und begabte sie mit den Freiheiten einer Reichsstadt. Als solche kam sie

unter die Oberherrschaft von Savoien, und Graf Peter machte sie durch Befestigung zu einer Vormauer seiner Lande. Seit 1240 schloß sie Bündnisse mit Bern, Freiburg u. a. Städten, und zog mit ihnen in Fehden. Aus einem Brande (1414) erstand sie nur langsam wieder, obgleich der Herzog ihr durch Erlaß von Steuern und Schenkung einer Herrschaft (Lugnorre) aufzuhelfen beflissen war. Im Burgunderkrieg ward sie von Bern und Freiburg durch Ueberraschung eingenommen, durch die Belagerung und die Schlacht vor ihren Mauern berühmt, und blieb nun unter Oberherrschaft jener Städte mit Beibehaltung der freien Selbstregierung, des besondern Banners, des großen Gemeindgutes und des eigenen Gebietes. In Kerzers leben noch Bauern, die Nachkommen alter Mitherren dieser Gegend sind. Einen Aufruhr, der sich 1794 des Regiments wegen zwischen Rath und Gemeinde erhob, stillten alsbald die regierenden Stände, die auch 1514 die Guggisberger bestraften, als diese unter dem Vorwand, Wucherer und Vorkäufer zu bestrafen, Häuser in der Umgebung von Murten plünderten. Zu dem reichbegabten Spital legte schon 1239 der Schultheiß Peter von Oleyres den Grund.

Orbe war schon zu Anfang des VI. Jahrhunderts eine Königsburg im Juravaß; burgundische Könige wohnten bisweilen daselbst. Kriege zerstörten sie. Durch die Herren von Montfaucon erstanden Burg und Stadt wieder aus dem Schutt (1255), und von diesen kam sie an das burgundische Haus Chalons. Die Stadt ergab sich 1475 den anrückenden Eidgenossen; die Besatzung der Burg aber vertheidigte sich und zündete die Stadt an, fand aber, im Sturm von den Eidgenossen überwältigt, schrecklichen Untergang. Orbe blieb den Eidgenossen und behielt seine großen Freiheiten. Die kleine Stadt hatte 7 Kirchen und 2 Klöster.

Die Herren von Montfaucon hatten auch dem (erst 1351 von ihnen erbauten) Flecken Tscherlitz Stadtfreiheiten wie Milden gegeben. Hier war solches Vertrauen auf den Eid, daß wenn Jemand im Verdacht stand, einen Diebstahl oder Frevel verübt zu haben, der Beschädigte ihn vor Gericht rufen ließ, wo der Verdächtigte schwören konnte, ob er die

That begangen oder Kenntniß davon habe. Schwur er, daß er unschuldig sei und den Thäter nicht kenne, so ward ihm der Taglohn bezahlt und er der Klage enthoben, konnte aber keine Genugthuung fordern.

Granson am Neuenburgersee. Von dieser Stadt hatte ein mächtiges Herrengeschlecht den Namen. Eine Feindschaft zwischen den Herren Gerhard von Stäffis und Otto von Granson führte 1399 einen Zweikampf herbei, in welchem Otto, der letzte seines Stammes, getödtet ward. Da nahm Savoien Burg, Stadt und Herrschaft in Besitz, und gab sie als Lehen an das Haus Chalons, welches sie nach dem Sieg der Eidgenossen vor den Mauern der Stadt an die Eidgenossen verlor.

Schwarzenburg ist ein Bergland, das sich von der Sense an die Gebirgskette des Stockhorns hinaufzieht; wozu das vorzüglich schöne Hirtenland Guggisberg gehört. Schon 1330 schlossen die freien Leute dieser Landschaft Bündniß mit Bern; sie behielten nur Kaiser und Reich vor. Später gab der Kaiser das Land den Grafen von Savoien zu Lehen. Von diesen kam es 1424 an Bern, das dann, mit Vorbehalt des Blutgerichtes und der Appellation, auch Freiburg Mitherrschaft gab.

Stift und Stadt St. Gallen.

Das Stift unter Abt Ulrich Rösch.

Ulrich Rösch, Sohn eines Bäckers von Wangen im Allgau, kam als Küchenjunge ins Kloster; der Abt bemerkte seine vorzüglichen Anlagen, ließ ihn studiren, und schon im Alter von 25 Jahren ward ihm die Verwaltung des Stiftes übergeben. Er war ein an Körper- und Geisteskraft gleich ausgezeichneter Mann, freundlich und freigebig, unermüdlich thätig, ordnungsliebend, unternehmend und listig, überall und immer auf die Rechte und den Nutzen seines Stiftes, aber nicht immer auf gerechtem Wege, bedacht. In einem

Scherzworte zeichnete Ulrich selbst einen Hauptzug seines Charakters: „Ich mach' es wie die Buben, die mit Bengeln in den Baum werfen; fällt etwas, so nehmen sie es; fällt nichts, so verdrießt sie die Mühe nicht." So gab es manchen Streit mit der Stadt St. Gallen und dem Lande Appenzell; wo man in solchem Sinne handelte. Auf ihn erbittert, brachen einst St. Galler Bürger, selbst während der Anwesenheit einer eidgenössischen Gesandtschaft, ins Kloster, verfolgten ihn, bemächtigten sich seiner im Kirchthurme, und gaben ihn erst nach einigen Wochen auf Zürichs Fürbitte heraus. Beim Antritt seiner Regierung bestätigte er den Unterthanen die früher ertheilten Freiheiten mit der wichtigen Zusage: daß er keine neue Steuer ihnen auflegen wolle. Dagegen forderte er streng die vernachlässigten Dienstpflichten und Einkünfte, und warf Widersetzliche in den Kerker. Auch die Appenzeller nöthigte er mit Hülfe der Eidgenossen zu Entrichtung der vertragsmäßigen Gefälle. Die Gotteshausleute hielten aber auch so streng auf ihrem urkundlichen Recht, daß sie 1485, als der Gerichtsherr Giel auf Glattburg, demselben zuwider, einen Schuldner nicht auf Bürgschaft losgeben wollte, das Volk aufbrach und ungestraft dessen Burg zerstörte. Mit ernster Sorgfalt wachte Ulrich übrigens auf Erhaltung des rechtlichen Zustandes in seinem Gebiete. Seine Versuche, von den Appenzellern die Oberherrschaft des Rheinthals zu erhalten, waren vergeblich. Hingegen erwarb er 1468 von Petermann von Raron und mit Einwilligung von Schweiz und Glarus, dem Stifte um die Summe von 14,500 Gulden die Grafschaft Tokenburg, wo es schon große Besitzungen hatte. Die Tokenburger waren dessen auch zufrieden, da ihnen der Abt alle ihre Freiheiten bestätigte, wobei sie auch ihr Landrecht mit Schweiz und Glarus schützte, und zu deren Beschirmung das Volk auf einer Landsgemeinde, wie früher 1435, sich durch den Landeid verband. Der Abt erneuerte auch von seiner Seite das Landrecht der früheren Herren mit jenen zwei Orten, welches ihm den Schutz für seine Herrschaftsrechte zusicherte. Die Schirmorte setzten einen Landeshauptmann als ihren Stellvertreter und Befehlshaber der Mannschaft beim Abt. Der Abt ernannte die Richter

aus den vom Lande, oder das Land aus den vom Abte vorgeschlagenen Landleuten. Die gute Staatswirthschaft setzte Ulrich in den Stand, sein Stift von den großen Schulden zu befreien, eine Menge von Gerichtsherrlichkeiten, Zehnten, Zinsen, Gütern zu kaufen und viele Pfandschaften wieder einzulösen. In der Stadt Weil suchte er Handel und Gewerbe zu heben und Wetteifer mit St. Gallen zu beleben, aber er vermochte nicht, den Thätigkeitstrieb der Bürger zu erwecken. In den Kriegen der Eidgenossen erfüllte der Abt treu seine Bundespflichten. Von den 100 Mann in Panzer und Bekelhaube, die der Abt 1468 zur Belagerung von Waldshut schickte, hatten 3 Schießgewehre, 35 Spieße, 11 Halmbarten und 35 Armbrüste. In zwei Fässern wurden ihnen gebranntes Habermehl, Thurthalerkäse und Glarnerzieger nachgeführt. Der Zug der St. Galler nach Granson, unter dem heldenmüthigen Varnbühler, brachte eroberte Fahnen und Geschütz heim; die Toggenburger zogen mit Schweiz und Glarus. Großherzig, aus Rücksicht auf sein Stift, lehnte Ulrich die Kardinalswürde, zu der ihn der Papst erheben wollte, ab. Er war so einsichtsvoller Wirthschafter, daß er selbst Vorschriften zu Bewirthschaftung der Klostergüter ertheilte; im Geistlichen aber nahm er's mit seiner Pflicht nicht so genau. Er liebte Gesellschaft, Karten- und Würfelspiel, und besuchte selbst die Gesellschaft der Vornehmen in der Stadt, und schenkte auf Zunfthäuser Wein, Wildpret und Geflügel.

Stadt St. Gallen.

Durch den Handel, das Leinwandgewerbe und den großen Markt blühte diese Stadt in großem Wohlstand. Man baute eine neue Kirche im Linsebüel, einen neuen Thurm, eine künstliche Brücke über den tiefen Schlund des Martintobels. Auf einem Schützenfeste 1485, wozu Eidgenossen und Schwaben eingeladen wurden, kamen bei 3000 Schützen zusammen. Von der Oberkeit wurden Preise, nicht nur für die Schützen, sondern auch für Wettlaufen, Steinstoßen und in den Glückshafen gegeben.

Die reichen Mötteli.

Wie durch Handel und Gewerbe, so zeichnete sich die Stadt St. Gallen auch durch edle u. a. alte angesehene Geschlechter aus. Reichthum erhob auch zum Adelstande. Ein solches Haus war das der Mötteli, von einer Burg im Stiftlande von Rappenstein genannt. Ihr Reichthum war so groß, daß er zum Sprichwort ward. Sie verheiratheten sich in vornehme Adelsgeschlechter, erwarben sich in mehreren Städten Burgrechte und besaßen mehrere Burgen und Herrschaften im Stiftlande und im Thurgau. Leutfried, Rathsherr zu St. Gallen, kaufte Burg und Herrschaft Forstek. In dem dazu gehörigen Dorfe Sennwald wohnte Hans Bek, genannt Hotterer, ein daselbst angesessener Appenzeller, der seine Feindschaft gegen Mötteli auch auf dessen Mitbürger zu St. Gallen übertrug, einige Häuser in Sennwald verbrannte und mit Gehülfen St. Galler Bürger plünderte. Als die St. Galler dessen Auslieferung von dem Herrn von Ems, in dessen Herrschaft er sich aufhielt, vergeblich verlangt hatten, brachen 200 St. Galler über den Rhein nach Luftnau auf, fingen zwar Hotterer nicht, aber führten die, welche ihn beherbergt hatten, gefangen weg und verbrannten zwei Häuser derselben. Nun fand er im Appenzellerland bei dem nachmaligen Landammann Schwendiner Unterschlauf, wo er geschützt ward, bis die Eidgenossen drohten. Dann floh er nach Baiern. Hier ward er durch einen Bürger von Kempten, dem man dafür 100 Gulden und lebenslänglichen Unterhalt versprochen hatte, ausgespäht, verhaftet und auf die Klagen und Beweise einer Gesandtschaft von St. Gallen und Zürich, die Gebeine von verbrannten Personen mitbrachten, als Räuber, Brenner und Mörder mit dem Feuertode bestraft. — Jakob Mötteli, der auch das Landrecht in Unterwalden besaß, ward um's Jahr 1482 zu Lindau verhaftet, weil er seiner unehelichen Schwester durch peinliche Mittel das Geständniß ausgepreßt hatte, ihm eine Geldsumme entwendet zu haben. Bürgermeister Waldmann in Zürich verwandte sich eifrig für ihn, durch Fürsprache und Geld, bei den Eidgenossen, besonders

in Unterwalden, wo man Lindau, als es die Auslieferung verweigerte, sogleich befehden wollte. Die Eidgenossen wiesen den Streit ans Recht. Als aber der Rath von Konstanz das Urtheil fällte: Mötteli sei nicht an ein eidgenössisches Gericht auszuliefern, sagten die Unterwaldner Lindau Fehde an, und legten Gesandte dieser Stadt in Bande; sogar Brenner sollen sie gedungen haben, Lindau u. a. benachbarte Städte anzuzünden. Der Freiherr von Sax, Mötteli's Neffe, aber faßte den Anschlag, den Kaiser auf einer Fahrt nach der Reichenau gefangen zu nehmen; ergreift aber aus Versehen nur den Schatzmeister, der dann gegen Mötteli ausgewechselt ward; dieser aber mußte Bürgschaft für 15000 Gulden geben, sich vor's Recht zu stellen, wogegen der Kaiser Versicherung ausstellte, den Friedensbruch an Niemanden zu rächen. Mötteli, um seine Freiheit nicht in Gefahr zu setzen, ließ die Summe fahren und versäumte das Recht; dem Kaiser war das Geld auch lieber als der Prozeß, und ließ nun Alles gut sein. Mötteli zog dann auf das von ihm erkaufte Schloß und Gut Pfyn im Thurgau. Durch Prozesse und Verschwendung brachte er sein Vermögen größtentheils durch, und gab zu dem Sprichwort Anlaß: „Auch des Mötteli's Gut kann vergeudet werden.“

Klosterbruch zu Rorschach.

Abt Ulrich, nachdem er den Wohlstand und die Macht seines Stiftes hergestellt hatte, faßte den Plan, dasselbe auch von der Abhängigkeit zu befreien, in welcher es von der Stadt durch seine Lage sich befand, indem es von der Stadtmauer umschlossen, und nur durch einen Zaun von derselben getrennt war. Mit dem Versprechen, auf eine andere Weise nützlich zu sein, bat er 1479 um Einwilligung, daß das Kloster durch eine Schiedmauer von der Stadt getrennt und ein eigenes Thor in der Ringmauer gestattet werde. An dem tapfern Varnbüeler, der 1480 Bürgermeister ward, fand der Abt den entschlossensten Gegner seines Planes, der darin die größte Gefahr für die Sicherheit der Stadt sah. Varnbüeler war ein durch Rechtschaffenheit und Weisheit gleich vortrefflicher Mann, den der Abt, selbst während des Streites

mit der Stadt, dafür ehrte, daß er ihm Rechtsprüche übertrug. Das Begehren des Abtes ward erst von der Stadt, dann auch durch einen Rechtspruch der Eidgenossen abgewiesen. Daraus entstand feindliche Stimmung und unaufhörlicher Streit. Der Abt beschloß nun, sein Stift von St. Gallen nach Rorschach zu verlegen, und gewann (1483—1485) die Zustimmung der Stiftherren, des Landes, des Papstes und des Kaisers, durch die Vorstellungen von der damit zu gewinnenden Unabhängigkeit des Stiftes, leichtern Erhaltung der Klosterzucht, bessern Lage für Zufuhr und Sicherheit. In St. Gallen sollte eine Propstei bleiben und beide Klöster unter Einem Abt stehen; Rorschach sollte Handels- und Gewerbsstadt werden und St. Gallens Flor sich dahin verpflanzen. Am 2. März 1487 begann er den Bau, den er nun aufs Eifrigste förderte. Als derselbe schon zur Hälfte emporgestiegen war, fordern die Stadt und Appenzell (im Heumonat 1489) dessen Aufhebung, und drohen mit Entziehung aller Gefälle ans Stift. Der Abt beruft sich auf päpstliche und kaiserliche Bewilligung, und läßt die Stadt durch Gesandte seiner Schirmorte (Zürich, Luzern, Schweiz und Glarus) zum Recht mahnen. Die Zerstörung des Klosterbaues war aber schon beschlossen, wozu man die Zeit benutzen wollte, in der die Eidgenossen mit dem waldmannischen Aufruhr zu schaffen hatten, und hoffte, wenn die That einmal geschehen, werde man sich wenig mehr darum kümmern.

Auf ein verabredetes Feuerzeichen sammeln sich in der Nacht vom 27. auf den 28. Heumonat 350 St. Galler und 1200 Appenzeller, ohne Befehl, aber nach dem Wunsche ihrer Oberkeiten, in der Grub, verbinden sich mit einem Eide zu Ausführung des Anschlages, und ziehen unter dem Geschrei: „Wohlauf, thut dem heil. Gall einen Ehrtagwen!“ den Berg hinab, Rorschach zu. Mit ihnen vereinigen sich einige hundert Rheinthaler und Stiftländer, während auf den Landsturm auch viel Volk für den Abt auszieht, das aber zu spät kommt. Durch jene Schaaren wird der neue Bau verbrannt, die Mauern niedergerissen, die zwei neuen Wirthshäuser geplündert. Des folgenden Tages kehren die

Stürmer mit vieler Beute heim, und die St. Galler geben den Appenzellern eine Mahlzeit. Nun reitet der Abt zu den Eidgenossen und bittet sie, ihm zu Recht, zu Ersatz, zu Strafe der Frevler zu helfen; seine Gegner eilen ihm nach, von Ort zu Ort, um guten Willen zu werben, und handeln indessen wie Herren des Klosters und seines Gebietes, ziehen Gefälle ein, setzen Amtleute ab, strafen u. s. w. Auf die freundliche Mahnung der eidgenössischen Orte, sich durch Annahme des Rechtes vor größerem Schaden zu bewahren, antwortete der rohe Schwendiner, Landammann der Appenzeller: „Es ziemt den Kuttenmönchen nicht, solchen Hochmuth zu treiben, und da sie geistlich sind, so hat man ihnen um solcher Sachen willen nicht zu Recht zu stehen.“ Der Ammann Steiner von Zug erwiedert ihm: „Herr Ammann, wir wissen wohl, daß der Abt ein Klostermönch ist; aber man darf dennoch Recht Recht sein lassen und das Niemand abschlagen.“ Auf dem Gange ab dem Rathhaus sagte Steiner zu Schwendiner: „Herr Ammann, Ihr habt einen rauhen Rock an.“ „Ja,“ antwortete er, „aber der Mann darunter ist viel rauher, als Etlichen lieb ist.“ Auch ließ er Drohungen von Errichtung einer neuen Eidgenossenschaft fallen. Der St. Galler Pöbel bedrohte nun den Abt, der sich nach Weil begab, übte Gewalt an Stiftherren, tobte und prahlte: „Wenn alle Schweizer kommen und tausend Teufel mit ihnen, so wollen wir's mit ihnen aufnehmen.“ Auch unter den Stiftsleuten verbreitete sich der Aufruhr allgemein; sie entsetzten Beamte, versetzten Marksteine und trieben allerlei Unfugen. Die Schirmorte riefen alle Parteien nach Baden, um sie zu einem gütlichen Vergleich zu leiten. Es war vergeblich. Der freche Schwendiner brach einst, als die Boten lange rathschlagten, die Thüre auf und rief: „Wenn habt Ihr's doch einmal errathen; es wäre längst genug gewesen!“ Die Schirmorte des Stiftes zürnten endlich über die Nachsicht der andern Orte, und rüsteten zum Kriege. Auf einer Landsgemeinde zu Waldkirch (21. Sept.) beschwor das Stiftland mit St. Gallen und Appenzell ein Bündniß. Sie suchten Hülfe beim schwäbischen Bund. Den Schirmorten machte der Abt Hoffnung auf Abtretung der Ober-

herrlichkeit über sein Land; sie wollten nun den übrigen VI Orten nicht mehr den Rechtsentscheid überlassen und bei ihrem Bundesrecht beharren. Im Stiftlande aber war keine Uebereinstimmung; es gab Streit auf Gemeinden bis zum Blutvergießen. Den Hagenwilern drohten die Aufrührischen mit dem Verbrennen der Häuser, wenn sie es nicht mit ihnen halten. Weil und die meisten Rorschacher blieben treu. In Appenzell standen sich Schwendiners Partei, die nichts nachgeben, und diejenige Zidlers, die das Recht annehmen wollte, einander entgegen. Jene ward Meister. Papst und Kaiser erklärten die Zerstörer des Klosterbaues in Bann und Acht. Im Schlosse zu Rorschach lag während des Klosterbruchs eine kleine Besatzung von Schweizern und Glarnern, die bei der Zerstörung lachend sagten: „Werket redlich, liebe Gesellen!“ Die Schirmorte verstärkten nun die Besatzung; sie ward von den St. Gallern und Appenzellern belagert und die dem Abte treuen Rorschacher geplündert.

Am 25. Jenner 1490 beschlossen die Schirmorte den Auszug und mahnten die übrigen VI Orte zum Zuzug, die vergeblich den Ausbruch aufzuhalten suchten. Jene brachen am 2. Hornung mit 8000 Mann gegen Goßau auf, und ihnen folgten dann, doch meist mit Widerwillen, die andern Orte. Die Stiftleute und St. Galler mahnten nun die Appenzeller um Hülfe; diese aber wollten nicht über ihr Land hinaus gehen. Voll Schrecken darüber, sich verlassen und den Angriff der Eidgenossen vor sich sehend, werfen die Stiftsleute die Waffen weg und ziehen mit Kreuz und Fahnen und dem Sakrament den Eidgenossen entgegen, um Frieden und Gnade bittend, und schwören unbedingt Gehorsam und Ergebung in die Strafe. „Die St. Galler und Appenzeller“ sagen sie, „haben uns verführt und betrogen, und uns das Rechtbieten der IV Orte nicht bekannt gemacht.“ Am 8ten ziehen die Orte nach Rorschach und bedrohen nun St. Gallen und Appenzell. Plötzlich werden nun die wilden Appenzeller zahm; die Friedenspartei wird Meister und will Schwendiner verhaften, der aber entflieht. Ihr Anerbieten zum Recht wird aber nicht angenommen. Da erscheint am

Morgen des 9. Hornung Landammann Zidler im Lager der Eidgenossen mit einem Bittschreiben um Frieden und Verzeihung. Schon am folgenden Tage wird der Friede geschlossen. Die Appenzeller treten Rheinthal und Sax an die IV Orte ab und überlassen ihnen den Ausspruch wegen des Klosterbruchs; sie versprechen die Auslieferung Schwendiners, wenn er betreten werde, und die Bestrafung der übrigen Anstifter; sie erneuern den Bundeseid und versprechen, den St. Gallern keine Hülfe zu leisten; dagegen wird ihnen für Ehre, Leib und Gut Sicherheit zugesagt. Die IV Schirmorte geben den Orten Uri, Unterwalden und Zug, deren Banner sich mit ihnen vor dem Abschluß des Friedens vereinigt hatten, die Mitregierung im Rheinthal.

Schon am 8. Hornung bemerkten die St. Galler an den Appenzellern Untreue. Zum Schein hatten diese einen Zuzug von 400 Mann verlangt, voraussetzend, er werde in Erwartung der Belagerung verweigert und ihnen damit ein Vorwand zum Abfall gegeben. Aber der Zuzug bricht wirklich in der Nacht, da die Appenzeller den Frieden unterhandeln, nach Herisau auf. Diese mahnen ihn heim. „Nein," sagt Hauptmann Iselin, „wir haben Befehl, zu unsern lieben Nachbaren Ehre, Leib und Gut zu setzen," und rückt weiter vor. Noch ein Bote heißt sie umkehren. Iselin aber will ins Klare kommen, nahet sich Herisau und sagt nun den Appenzellern: „Liebe Freunde, uns will bedünken, Ihr habt etwas, das Ihr nicht auslassen wollt Ihr habt unsere Hülfe begehrt, und wir wollten bei eigener Gefahr doch als biedere Leute handeln; nun wollt Ihr uns nicht zuziehen lassen. Die Sage geht, Ihr habet einen Bericht von den Eidgenossen angenommen; sagt's heraus, so wissen wir uns zu richten." Da sprach ein Appenzeller: „Ja, wir sind mit den Eidgenossen verrichtet; wir lassen das Rheinthal fahren und müssen Schwendiner herausgeben; von Euch will man den Varnbüeler haben." Ein St. Galler fragt: „Habt Ihr aber unser nie gedacht?" „Nein," antwortet jener. Da will der St. Galler ihn erstechen. „Warum habt Ihr uns dann ins Feld gerufen?" fragen die St. Galler. Darauf haben die Appenzeller keine Antwort mehr, wenden die Pferde und

sagen: „Liebe Freunde, geht und thut das Beste, wir wollen's auch thun," und die St. Galler kehren heim. An dem Tage der Friedenshandlung ließen die Appenzeller die Rheinthaler fragen: „Wessen sie sich zu ihnen zu versehen haben?" Diese antworteten treu und klug: „Die von Appenzell sind unsere Herren; wollen sie an die Feinde, so sind wir willig, Leib und Gut zu ihnen zu setzen und sie nicht zu verlassen; wollen sie aber die Herrschaft den Eidgenossen übergeben, wie man sagt, so müssen wir's geschehen lassen."

Das eidgenössische Heer erschien nun am 11. Hornung vor St. Gallen. Varnbüeler rieth zur Mäßigung; aber die Hitzigen wurden Meister. Ein vorausgeschickter Harst der Eidgenossen ward zurückgeschlagen. Eifrig rüsteten die Bürger sich zur Gegenwehr; sie hieben die Bäume um die Stadt herum nieder und verbrannten die Vorstädte; die Frauen hielten auf einen Sturm siedendes Wasser bereit. Als Varnbüeler vernommen, daß die Eidgenossen auf seine Auslieferung dringen, stellte er der Bürgerschaft seine treuen Dienste vor, bat, daß man ihn nun nicht dafür büßen lasse und ausliefere, und bedauerte, daß man von keinem Frieden hören wollte, Zusagen gab und sie nun nicht halte; „doch," sagte er, „will ich lieber Schaden leiden, als daß man mit Wahrheit solche Schmach an mir erfinden sollte." Die Thränen traten ihm in die Augen. Man tröstete ihn. Bald vernahm er aber verschiedenartige Reden und erkannte nahe Gefahr. Manche wollten den äußersten Widerstand leisten. Bei Andern hieß es: „Warum sollte man nicht eine Stadt durch Uebergabe eines einzigen Mannes retten?" u. dgl. Als ein Bote gekleidet, verließ er des Abends die Stadt. Die Bürger machten Ausfälle. Der Rath, der einsah, daß die Stadt sich nicht lange halten könne, verbot den Bürgern zu feuern, um die Eidgenossen nicht zu erbittern. „Das ist doch erbärmlich," riefen die hitzigen Bürger, „des Feindes sollen wir schonen, der doch unser nicht schonen will." Man mußte sie feuern lassen und manche Eidgenossen wurden getödtet. Es erschienen am 14ten Vermittler. Von Uebergabe der Stadt wollten die Bürger nichts hören; auch bestanden die Eidgenossen nicht darauf. Bald kam ein Vergleich zu

Stande. Abt und Stadt sollten von den IV Schirmorten das Recht nehmen; Barnbüeler ward verbannt und verlor sein Gut; das Bündniß mit Appenzell und dem Stiftlande ward aufgehoben. Mit Raubgut beladen, zog das eidgenössische Heer am 16ten ab. Auf dem Rechtstage zu Einsiedeln schloß ein gütlicher Vergleich den Streit zwischen Abt und Stadt. Der Abt durfte zwar bauen, wo und was er wollte, aber das Stift mit dem Hofe und Pfalzgericht und Heiligthümern nicht versetzen; die Stadt mußte ihm 4000 Gulden Entschädigung geben und sollte keinen Gotteshausmann mehr zum Bürger annehmen. Uebrigens blieben die alten Sprüche und Verträge gültig, und die Stadt behielt Freiheit und Bund mit den Orten. Kriegskosten und Schadenersatz an die Eidgenossen wurden auf 13,000 Gulden bestimmt, wofür einige Gerichtsherrlichkeiten abgetreten wurden, welche diese um 8000 Gulden dem Abt verkauften. Das Stiftland bezahlte dem Abt 3000 Gulden Entschädigung, an die aber die Gehorsamen nichts bezahlen sollten. Alle Gemeindsversammlungen, ohne Bewilligung des Abtes oder der Schirmorte, wurden verboten, die alten Freiheiten aber bestätigt. Die Eidgenossen erließen die Kriegskosten, weil das Land durch den Krieg viel gelitten hatte. Nur diejenigen, welche Aufruhr gestiftet, Marken ausgerissen u. a. Gewaltthaten verübt, wurden bestraft, die Uebrigen erhielten Verzeihung. Den Appenzellern wurden 4500 Gulden Schadenersatz an den Abt und 4000 Gulden Kriegskosten an die Eidgenossen auferlegt, die letzten aber geschenkt. In Allem herrschte nun ein Geist der Mäßigung und Milde. Abt und Stadt erneuerten ihre Bündnisse mit den Eidgenossen. Der Abt versprach: sein Volk soll den Schirmorten kriegspflichtig sein und ihr Landeshauptmann zu Handen derselben die Hälfte der Bußengelder beziehen; auch wolle er ohne deren Wissen und Willen nichts von Gütern und Herrschaften des Stiftes entäußern. Dem Kaiser mußten die Appenzeller 600 Gulden Buße bezahlen. Der Papst belobte die Eidgenossen. „Hätte man," sagt Joachim von Watt zum Schluß der Geschichte, „hätte man des Rechtes sich nicht gewidert, so wäre

man mit leichtem Schaden davon gekommen. Recht verweigern schlägt selten gut aus.“

St. Gallen, wie Genf, auf seine Stadtmauern beschränkt, ersetzte den Mangel an Gebiet durch die lebhafteste Thätigkeit in Gewerb und Handel, war und blieb eine blühende reiche Handelsstadt. Vergeblich war alle, auch Berns, Verwendung zur Begnadigung Varnbüeler's bei den Eidgenossen. Er starb, wie der unwürdige Schwendiner, in der Verbannung. Sein Geschlecht blühte aber in Oestreich und Würtemberg fort, angesehen bis auf unsere Zeit hinab. Abt Ulrich VIII. starb bald nach dem Frieden den 13. März 1491. Billig ehrte ihn das Kloster wie einen zweiten Stifter. Sein Nachfolger baute zwar 1497 zu Rorschach wieder ein Kloster, aber zu einem andern Zwecke; es ward eine höhere Schule daselbst errichtet.

Der unsinnige Donstag und der Bloktag.

Die Kriegskosten nebst den Geldsummen, welche die Stadt, dem Friedensvertrage zufolge, an den Abt und die Eidgenossen zu entrichten hatte, nöthigten die Oberkeit, eine schwere Steuer auf die Bürger zu legen. Das verursachte Unzufriedenheit, welche Aufruhrstifter benutzten, die Verwaltung des gemeinen Gutes zu verdächtigen. Statt Klage zu führen, machten sie zu Anfang des Jahres 1491 den Anschlag, durch einen Ueberfall den Rath zu stürzen. Dem Amtsbürgermeister kommt durch einen reuigen Verschworenen Anzeige zu. Er ruft am 10. Hornung den Großen Rath zusammen und zeigt die große Gefahr, die schleuniges Handeln erfordere, nennt keinen Verschworenen, deren drei im Rathe saßen, verbietet aber beim Eid, die Sitzung zu verlassen. Der Rath überträgt ihm nun sammt vier Räthen die Vollmacht, sich der Verschwörer zu bemächtigen. Da springt Ambrosius Spengler, einer derselben, vom Sitze auf; man will ihn halten; er dringt aber hinaus, ruft auf dem Markte seine Mitverschworenen hervor, legt einen Harnisch an und kehrt im Begleit von 38 Aufrührern bewaffnet zum Rathhaus zurück. Es sammeln sich die Bürger in Haufen. Verschworene

rufen: „Den Thoren zu! Wer ein guter St. Galler ist, stehe zu uns! Wir müssen die Böswichte suchen.“ Nun entsteht wilde Verwirrung. Die meisten Bürger ergreifen die Waffen, ohne zu wissen, wer Feind oder Freund sei. Die Einen halten es mit den Aufrührern, Andere mit dem Rath. Es war nahe daran, daß die Bürger einander selbst umbrachten. Da erscheint der beliebte Alt-Bürgermeister Leonhard Merz, springt auf ein Faß vor dem Kornhause und ruft: „Biedere Leute, fromme St. Galler, nicht also! Wollt Ihr heute Euch und die ganze Stadt zu Grunde richten? Das wolle Gott nimmermehr! Haltet Friede! Versammelt Euch unverzüglich zu einer friedfertigen Gemeinde! Wer unehrlich handelte und wer sich dem Recht entzieht, dem werde dann sein Lohn. Legt die Waffen ab!“ Man folgt ihm, obgleich Aufrührer noch hetzen und lärmen. Noch an diesem Tage kam die Gemeinde in der St. Laurenzenkirche zusammen. Da schwur man vorerst, Frieden zu halten und nur nach Recht zu handeln. Ein Aufrührer erhebt Klagen gegen den Rath, und versichert, die Verbundenen wollen nur Ehre und Nutzen der Stadt fördern. Die Gemeinde erwählt 84 unparteiische Männer, 12 von jeder Zunft, die Sache zu untersuchen, aus welchen dann 15 als Richter sprechen sollen. Die Verschworenen schickten am folgenden Tage 24 Klagpunkte, welche dem Rathe zur Beantwortung vorgelegt wurden; aber keiner wollte sich nennen und zum Beweis stehen. Das benimmt ihnen allen Glauben. Furcht ergreift sie nun, sie flüchten sich in die Freistätte. Den Meisten wird Verschonung mit Leibes- und Lebensstrafe verheißen, und sie ergeben sich; 17 aber werden, auf Erlaubniß eines kaiserlichen Fiskals, aus der Freistätte genommen und gefesselt. Am 19. wurden dann 6 Anstifter vor ein aus den Räthen und der Bürgerschaft gewähltes unparteiisches Gericht gestellt, von demselben zum Tode verurtheilt, und dann auf dem Marktplatze auf einem Block enthauptet. Spengler aber, der Hauptverbrecher, war entflohen. Die Andern wurden an Ehre und Gut gestraft. Auch sollten alle Jahre am Huldigungstage vor der ganzen Gemeinde die Namen der Aufrührer, als die wider Ehre und Eid gehandelt, abgelesen

werden. Der Rath hielt nun auch scharfe Untersuchung über die Verwaltung der Amtleute, und da der Salzverwalter untreu erfunden ward, traf auch ihn Todesstrafe. Im Schwabenkriege hielten sich einige der Aufrührer in der Schlacht bei Frastenz ausgezeichnet tapfer, und baten dann die Oberkeit um Aufhebung der Ehrlosigkeit. Das geschah; ihre Namen wurden nicht mehr verlesen und ihnen Ehre und Waffen wieder gegeben. Mit einem solchen Abscheu gedachte man des Aufruhrtages, daß man von nun an den 10. Hornung den unsinnigen Donstag nannte und an demselben keine Rathssitzung hielt. Den Tag aber, wo die Uebelthäter ihre Strafe empfingen und die Ruhe wiederkehrte, feierte die Bürgerschaft als Rettungstag. Man hieß ihn den Blocktag, und um von Kindheit an Abscheu vor Aufruhr einzuflößen, ließ man die Kinder an diesem Tage kleine Blöcke durch die Straßen ziehen. Noch nach drei Jahrhunderten ward die Erinnerung an den Rettungstag Abends in den Häusern durch eine Mahlzeit gefeiert, und den Kindern erzählt, wie die Aufrührer Oberkeit und Stadt verderben wollten.

Bünden.

Die verschiedenen Theile des Rhätierlandes hatten sich von 1423—1436 in drei ewige Bundesgenossenschaften (daher der allgemeine Landesname Bünden) vereinigt. Diese drei Bünde schlossen dann auf einer gemeinschaftlichen Tagsatzung zu Bazerol im Zehngerichtenbunde 1471 einen allgemeinen ewigen Bund, worin die Hauptbestimmungen der besondern Bünde alle umfassend gemacht wurden. Bündnisse, Krieg und Frieden durften fürhin nur vom Gesammtbunde beschlossen werden. — Jeder Bund war in Hochgerichte abgetheilt, welche kleine Freistaaten waren, die sich selbst in ihren Gemeinwesen regierten und ihr Gericht besetzten. Diese theilten sich wieder in besondere Gemeinden und Gerichte. In einem Streit zwischen zwei Gemeinden war eine nächstgelegene, unparteiische, Richter; von da ging die Appellation an den Bundestag. Die Hochgerichte jeden Bundes hielten

für die besondern Angelegenheiten desselben einen Bundestag. Auf den allgemeinen Bundestag schickten dieselben Boten mit ihren Aufträgen, und die meisten Stimmen entschieden. Der obere Bund hatte 28, der Gotteshausbund 23, der Zehngerichtenbund 15 Stimmen. Die meisten Beschlüsse des Bundestages wurden wieder zur Genehmigung an die Gemeinden gesandt, deren Mehrheit entschied.

Ein vorübergehendes, großes Unglück, das 1464 Chur durch einen Brand traf, der die ganze Stadt bis auf 7 Häuser und den bischöflichen Hof verzehrte, brachte derselben ein dauerndes Glück. Der Kaiser verlieh nämlich der verarmten Stadt: Freiheit von allen fremden Gerichten, Uebertragung des obersten Gerichtes an den Rath, eine Zunftverfassung mit Bürgermeister und Rath; Zuzug der geistlichen Güter zur Besteuerung, Erlaß der Hälfte der Bodenzinse und des Umgeldes, und Befugniß, die Reichsvogtei von dem Bischof zu lösen, welches 1489 geschah. — Disentis erhielt von der Güte des Abtes 1477 mehr bürgerliche Rechte; der Abt wollte nun selbst vor Ammann und Gericht daselbst zu Recht stehen, mit der Befugniß zur Appellation an ein Bundesgericht.

Das Gebiet der Bünde erhielt bis zum Ende des XV. Jahrhunderts beträchtliche Vermehrung durch neue Bundesglieder. Johann Jakob Trivulzio, ein reicher Mailänder, erkaufte 1481 von dem verarmten Grafen Peter von Sax die Landschaft Misox um 16,000 Gulden, und trat dann 1496 mit dieser Herrschaft als Glied in den obern Bund. Von den Grafen von Brandis und Sulz kauften 1509 die III Bünde die schönen Herrschaften Maienfeld und Aspermont für 22,000 Gulden. Die Herrschaftleute gaben auch ihren Theil an die Summe, und wurden ein Hochgericht des Zehngerichtenbundes, herrschend und beherrscht zugleich.

Die Herren und der Knecht.

Graf Georg von Werdenberg, nachdem er Sargans den Eidgenossen verkauft, hatte sich auf seine zahlreichen Besitzungen in Bünden zurückgezogen und saß seit 1483 zu

Ortenstein. Er war in Schulden versunken. Schon früher (1456) verkaufte er seine Herrschaft in Schams und Oberval, dann 1473 das rhäzunsische Erbe: Tusis, Heinzenberg, Tschapina, dem Bischof von Chur, und 1493 noch Rheinwald und Savien an jenen Trivulzio. An Viktor Büchlin, der sein Kammerdiener und Koch war, hatte Graf Georg einen eben so verständigen als treuen Knecht. Als dieser sah, daß sein verschwenderischer Herr sich endlich um Alles bringe, wußte er ihn zu einem Vertrage mit seinen Erben, den Grafen Truchseß-Waldburg, zu bewegen, demzufolge er von seinen noch übrigen Gütern nichts mehr veräußern durfte, dafür aber seinen lebenslänglichen, standesmäßigen Unterhalt erhielt. Nach Georgs Tod (1501) verwaltete Viktor für die Erben die Herrschaft Ortenstein 20 Jahre lang, bis sie an Ludwig Tschudi von Glarus verkauft ward. Für diesen bezog er dann den Bruckzoll zu Reichenau. Endlich verkaufte auch Tschudi diese Herrschaft den Unterthanen selbst. Sie fanden sich aber zu arm, die Schuld ganz abzutragen, begnügten sich mit dem Abkauf der Herrschaftrechte, und verkauften das Schloß sammt den Gütern eben dem alten Knecht und Verwalter Viktor, der nun als Burgherr auf Ortenstein saß und Burg und Güter durch seine Tochter, Apollonia, auf Jakob von Travers, ihren Gemahl, brachte, dessen Nachkommen bis auf unsere Tage im Besitze derselben blieben. Viktor ward auch bündnerischer Landeshauptmann zu Sonders im Veltlin, wo er, vom Schlage eines Pferdes getroffen, 1529 starb.

Die Kriege um Puschlav und Engadin.

Unter den Herzogen Sforza bestanden zwischen Mailand und den angrenzenden bündnerischen Landschaften für beide Theile nützliche Verträge; diesen war freie Getreide- und Weinausfuhr bewilligt, und sie schützten hinwieder die Grenzen des Herzogthums. Ludwig Moro aber entzog ihnen diese Freiheiten, und machte sich damit die Bündner zu Feinden. — Das Thal Puschlav war einst mit Worms dem Bisthum Chur durch die Herzoge entrissen worden; die

Einwohner wünschten Bünden anzugehören. Der Bischof und die erzürnten Gemeinden ließen nun 1186 durch Ulrich Maßol, einen Engadiner, von Eisermundo, dem mailändischen Vogt zu Worms, beide Thäler an Bünden zurückfordern. Höhnisch antwortet dieser dem Boten: „Krieg oder Friede mit Euch kümmert mich weniger, als dieser Wein im Glas.“ Maßol erwiedert: „Wohl möchtet Ihr bald gerne den Frieden um viele Fässer Wein kaufen!“ Eisermundo läßt das Volk auf dem Platze versammeln und sagt zu Maßol: „Meinst Du nicht, daß ich mich halten könne, bis der Herzog mich befreit?“ Indessen war aber der Herzog anderswo in Krieg verwickelt. Die Engadiner fallen über's Hochgebirg ins Wormserthal, und schreckenvoll flieht mit allem Volk auch Eisermundo. Nun wird auch Pusclav eingenommen. Die Macht der Bündner mehrt sich aus andern Hochgerichten und zieht nun Cläven zu. Graf Balbiani geht ihnen mit der Besatzung entgegen. Die Bündner stürzen mit wildem Geschrei von den Höhen hinab in die Feinde, und diese fliehen vor ihnen, „wie Rehe und Hasen vor den Löwen;“ Cläven wird eingenommen und verbrannt, und Plurs sollte auch brennen. Das erwehrte Bertold Fontana von Oberhalbstein. „Der Ort soll nicht brennen,“ sagte er, „wo ich so viel Gutes genoß, als mein Bruder da an seinen Wunden lag und geheilt ward,“ und der Ort blieb verschont. Im folgenden Jahre brechen die Bündner verheerend ins Veltlin ein. Jetzt zieht der Herzog mit Macht gegen sie, bietet ihnen aber Frieden an. Er kam zu Stande, denn der Herzog ließ den Bündnern Pusclav, gab ihnen überdieß 14,000 Gulden und schloß selbst Bündniß mit ihnen. Pusclav trat nun als Hochgericht in den Gotteshausbund, und löste nach 50 Jahren die Rechte des Bischofs aus.

Die Vermischung der Güter und Lehen, welche das Bisthum Chur und die Grafen von Tirol im Unter-Engadin besaßen, verursachte viele Streitigkeiten, besonders über Zölle und Bergwerke, die endlich, 1475, zu einem kurzen Kriege führten. Die tirolischen Castlane von Schlandersberg und Nauders brachen unversehens über die Martinsbrücke ins Engadin ein. Mit anbrechendem Tage geht das

Schloß Tschanuff bei Remuß in Flammen auf, und die Einwohner hören den Feind rufen: „Auch keiner Henne im Lande wollen wir schonen!“ (Daher der Name: „Hennenkrieg.“) Die Engadiner ergreifen die Waffen und eilen dem Feinde entgegen. Ein riesengroßer Tiroler, Martihans, ruft prahlend einen Engadiner zum Zweikampf heraus. Gebhard Wilhelm von Remuß tritt aus der Ordnung hervor zum Kampfe mit dem Riesen, ringt mit ihm, wirft ihn nieder und tödtet ihn; dann springt er auf und in die Schaar der erstaunten Feinde, dringt tief in ihr Heer, bis er das Banner der Stadt Hall ergreift und zerreißt; aber umringt, fällt er unter den Streichen der Feinde. Alles Volk der Engadiner hatte sich indessen zum Schutz des Landes gesammelt, und schlägt die Tiroler aus dem Lande. Ein gütlicher Vergleich endete den Krieg. Der Erzherzog trat die Kastvogtei des Klosters Münsterthal dem Bischof ab; Unter-Engadin blieb unter Oestreichs Herrschaft. Die Heldenthat Wilhelm's besangen die Bündner in Liedern.

Graf Wilhelm von Montfort, Erbe von Tokenburg, verkaufte die VIII Gerichte im Prätigau an Erzherzog Siegmund von Oestreich, der sie 1471 lehensweise dem Grafen Ulrich von Mätsch und dieser seinem Sohne, Gaudenz, mit Einwilligung der Landleute, übergab, nachdem ihnen die alten Freiheiten und Bündnisse versichert worden. Gaudenz versprach auch, keinen Vogt zu setzen, der ihnen widrig sei, und selbst unter ihnen zu wohnen, „damit sie in Nöthen ihn zu finden wissen, und sie nie ohne ihren Willen seinem Hause zu entfremden.“ Aber schon im Jahr 1477 löste der Erzherzog die Pfandschaft; die Einwohner widerstrebten, bis ihnen die Zusage ihres früheren Herrn bestätigt ward, wozu Siegmund noch die Zollfreiheit in seinem Gebiete hinzufügte. Sie blieben nun 175 Jahre im Besitz ihrer Freiheiten unter Oestreich. Auch die Herrschaft Rhäzuns kam 1497 an das Haus Oestreich.

Nachdem Erzherzog Siegmund alle seine Lande dem Kaiser Maximilian 1490 übergeben, erneuerten sich, gegen den Willen des friedfertigen Kaisers, durch seine streitsüchtigen Beamteten die alten Zerwürfnisse mit dem Bischof und dem

Gotteshausbund, und die Bündner suchen bei den Eidgenossen Schutz gegen das übermächtige Oestreich, und der Obere und der Gotteshausbund schließen 1497 und 1498 mit den VII alten Orten ewiges Bündniß, jedoch ohne genauere Bestimmungen. — Hierauf folgte der Schwabenkrieg, den die Bündner in Gemeinschaft der Eidgenossen, wetteifernd mit ihrer Tapferkeit, führten. Aber auch mit ihnen nehmen sie am Pensionenwesen, dem Reislaufen, den italienischen Feldzügen Theil. In den Mailänderkriegen machten sie die alte Schenkung der Landschaften Veltlin, Worms und Cläven ans Bisthum geltend und eroberten sie, nachdem die Franzosen, die eine Zeitlang dieselben beherrschten, das Volk durch tirannische Behandlung zur Empörung getrieben hatten. Die Bündner sicherten diesen Landschaften alle Rechte und Freiheiten zu und empfingen dann ihre willige Huldigung. Herzog Maximilian Sforza trat sie 1513 den Bünden ab; Kaiser Maximilian, als Oberlehensherr, bestätigte ihnen den Besitz, und König Franz I. von Frankreich erneuerte die Abtretung derselben 1516 im ewigen Frieden.

Wallis.

Beim Ausbruche des Burgunderkrieges sahen sich Wallis und Bern auch von Mailand und Savoien bedroht. Sie erneuerten am 7. Herbstmonat 1475 ihr altes Bündniß und schlossen es nun auf ewig. Indessen erhob Ruff Asperling von Raron, der Ansprüche auf Güter der alten Raron erworben hatte, Unruhe in Wallis und rief Savoien zu Hülfe. Dieß ward als Vorwand zum Kriege benutzt. Der Bischof von Genf, Johann Ludwig aus dem savoischen Hause, sammelte ein Heer von mehr als 10,000 Mann, mit welchem er sich der Herrschaft über Wallis bemächtigen und für die Mailänder den Paß gegen die Eidgenossen öffnen wollte. Er führte das Heer unvermerkt durch die Gebirge, brach über den Bernhardsberg ein und stand mit demselben am 12. Wintermonat bei Anbruch des Tages vor der Stadt Sitten. Nun geht der Sturm das Land hinauf, und es

sammeln sich 4000 Walliser, durch einige Oberländer und Bündner verstärkt, um den Feind aufzuhalten; sie müssen aber, da sie schlecht bewaffnet waren, dem übermächtigen und wohlgerüsteten Heere weichen. Die Dörfer um Sitten gehen in Flammen auf und Schrecken geht durchs Land. Da erscheinen vom Sanetsch her 3000 aus dem Oberland, von Bern und Solothurn zur Hülfe, das Volk wird ermuthigt und zieht dem Feinde wieder entgegen. Dieser, im Glauben Alles gewonnen zu haben, ist zerstreut, in Unordnung und wird vom Angriffe überrascht. Vergeblich ist der tapfere Widerstand des savoischen Adels, von welchem 300 und mit ihnen tausend gemeine Krieger in der Schlacht fallen; das Heer flieht dann ohne Aufenthalt aus dem Lande; Ruff Asperling, der Landesverräther, mit ihm. Groß ist die Beute; das Unterwallis wird eingenommen; keine Burg widersteht und 17 derselben werden gebrochen. Der Siegestag ward zum jährlichen Dankfest bestimmt. Die Walliser schenken den Bernern Schloß und Herrschaft Gundis, die später mit Aelen vertauscht ward. Im folgenden Jahre bricht nochmals ein Hülfsheer von Lombarden für Herzog Karl über den Bernhard ein. Die Walliser schlagen sie mit Verlust von 1800 Mann über das Gebirg zurück, und ziehen nun erobernd auch ins savoische Land. Beim Friedensschluß gab Wallis das eroberte Chablais zurück, behielt aber die Herrschaft über das Unterwallis, das, in 7 Vogteien abgetheilt, durch alle zwei Jahre wechselnde Landvögte aus den 7 Zehnten des Oberwallis regiert ward.

Auf die Fürsprache Berns und der Eidgenossen ward 1482 Jost von Silenen, von Luzern, Bischof von Grenoble, vertrauter Rath König Ludwig des XI. von Frankreich und dessen Gesandter an die Eidgenossen, zum Bischof gewählt. Er war ein vorzüglicher Regent. Silenen stellte die Domkirche her, baute Burgen, Brücken, Kirchen, betrieb das Silberbergwerk im Banienthal und brachte das Leukerbad in Aufnahme. Als er die Gewaltthat eines vornehmen mailändischen Herrn, an einem walliser Pferdehändler begangen, für welche man Genugthuung versagte, durch einen Fehdezug von Wallisern und Luzernern 1487 rächen wollte,

hatte das Unternehmen einen unglücklichen Ausgang. Die Walliser, von denen viele auf Raub zerstreut waren, wurden im Eschenthal durch eine große Uebermacht von drei Seiten her plötzlich angegriffen; keiner ergab sich; 500 Walliser und 300 Luzerner fielen in der Schlacht. Dieses Unglück ward benutzt, den Bischof verhaßt zu machen. Georg auf der Flüe erhob die Matze gegen ihn, und er ward vertrieben (1496). — In den Schwabenkrieg schickten die Walliser ihren Eidgenossen einen Zuzug von 800 Mann.

Nun erhob sich im Lande Wallis für lange Zeit der heftigste Parteikampf, weil die Führer der Parteien gerade die zwei mächtigsten und kräftigsten Männer des Landes waren. Der Eine, der Bischof Matthäus Schinner, nachher Kardinal, war der ausharrendste, entschlossenste Feind der Franzosen, treuer Anhänger des Papstes und des Kaisers, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, bei manchen Verirrungen der Leidenschaft; der Andere, Georg auf der Flüe, erst Schinners Gönner, dann sein heftigster Feind, war ein äußerst thätiger, listiger, aber treuloser und gewaltthätiger Mann, erst auch Franzosenfeind, dann ihr erkaufter Freund, der für Eigennutz und Herrschsucht alles Schändlichen fähig war, so daß er z. B. eine falsche Urkunde unter Berns Siegel verfertigte, um einem Schweizer die Ehre zu rauben. Unsäglich viel Unglück brachte dieser Mann über Wallis und Freiburg. Daß er Schinner, wie Silenen, durch die Matze aus dem Lande trieb, brachte das Land in Acht und Bann. Auch er ward verjagt und verbannt. Schinner und Flüe starben außer dem Vaterlande, jener in Rom, dieser zu Vivis. Eine dritte Partei machte sich endlich 1517 zum Meister von Wallis; sie ließ zwar Landesfrieden ausrufen, nannte sich unparteiisch, und dennoch nahm sie Schinners Gut weg. Langsam stillte sich das Wogen des Parteiwesens im entzweiten Volke.

Die Städte: Biel, Mühlhausen und Rothweil.

Unter dem Schutze alter Bündnisse mit Bern, Freiburg und Solothurn genoß die Stadt Biel seit ihrem Wieder-

erstehen aus der Zerstörung im Jahr 1388 die Freiheiten einer Reichsstadt, obgleich sie den Bischof von Basel für ihren Oberherrn erkannte, und derselbe einen Stellvertreter seiner Hoheit aus dem Adel, oder dem Kleinen Rathe der Stadt als Meier ernannte, der zwar der Erste im Rath, aber ohne eigenthümliche Gewalt war. Mit den Bernern zogen die Bieler auch in die eidgenössischen Kriege; besonders hatten sie eifrig an dem Burgunderkrieg Theil genommen. Foster, ihr Anführer bei Murten, fragte Hallweil: „Wo sollen die Bieler stehen?“ „Bei den Bernern,“ antwortete dieser, „denn Berner und Bieler waren immer beisammen.“ Sie eroberten mehrere Banner in dieser Schlacht. Die Botschaft von Biel wohnte nun der Tagsatzung 1478 bei, und die Stadt ward als zugewandter Ort in den Bund aufgenommen, schickte nun ihre Boten auf die Tagsatzungen, als ein Glied der Eidgenossenschaft, nahm an allen ihren Kriegen Theil, und ward in den ewigen Frieden und Bund mit Frankreich eingeschlossen. — Schon Bischof Johann von Venningen hatte ihr 1468 die hohe Gerichtsbarkeit verliehen, und Bischof Kaspar Ze Rhein trat ihr den Zoll, später auch die Burg u. a. ab. Als ein Rathsherr von Biel ihn schmähte, erschien er persönlich vor Rath, seine Ehre zu vertheidigen. Der Schmäher ward mit fußfälliger Abbitte und 200 Gulden Geldbuße bestraft, diese ihm aber, auf des Bischofs Fürsprache, zur Hälfte erlassen. Auch Biel hatte ein kleines Gebiet von einigen Dörfern in der Umgegend.

Als Herzog Karl von Burgund das von Oestreich ihm verpfändete Elsaß in Besitz nahm, erließ er an die Stadt Mühlhausen die Aufforderung, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, mit dem Versprechen, ihre Stadtschulden zu bezahlen, und andern schönen Hoffnungen begleitet. Die Stadt weigert sich, ihre Selbstständigkeit und den Bund mit Bern, Freiburg und Solothurn aufzugeben. Nun behandelt sie der Landvogt Hagenbach feindlich, läßt den Bürgern das Vieh außer den Thoren rauben, das Feld verheeren, Bäume und Reben abhauen und droht mit Zerstörung und Vertilgung der Einwohner, wenn sie sich nicht in Zeit von zwei Tagen auf Gnade ergeben. Die Thore werden geschlossen.

In der Angst zieht Alles, was gehen kann, vom Kinde bis zum Greise, in alle Kirchen und Kapellen; da werfen sie sich auf die Kniee, beten unter Weinen, Seufzen, Händeringen: „Herr, erbarme dich unser!“ Nach dem Gottesdienste gehen Weiber und Kinder heim; die Bürger bleiben in der Kirche, sich zu berathen. Siehe, da kommen Eilboten vom Pfalzgrafen Friedrich zum einen, von Bern und Solothurn zum andern Thor herein, und ihnen folgen Rathsboten von den Eidgenossen mit Verheißung von Beistand. Jetzt wird jeder Bürger um seine Meinung gefragt, und einhellig ist der Schluß: „Wir wollen bei unsern Rechten und Freiheiten bleiben und unsern Bundesgenossen Treue halten — aufs Aeußerste!“ Des Herzogs Volk bricht gegen die Stadt auf. Da schwillt in der Nacht die Ill an, tritt aus, die Stadt steht in einem See, das Kriegsvolk zieht ab und Mühlhausen ist gerettet. Durch Anleihen und Geschenke erleichtern die verbündeten Städte auch die Schuldennoth der Stadt; die Basler erlassen ihr einige tausend Gulden an Zinsen, und die Wohlhabenden schenken ihren ärmern Mitbürgern zwei Jahrzinse an Geld und Früchten. — Aber auch nach dem Kriege drückten die dadurch wieder angeschwollenen Gemeinschulden die Mühlhauser bis zur Verzweiflung, so daß man anfing, vom Verlassen der Stadt zu sprechen. Die Bundesgenossen versprachen nochmals Hülfe, wenn die Stadt ewig zu ihnen schwöre, dann wollen sie ihr einen Schultheißen oder Vogt setzen, sie bei allen Freiheiten und Einkünften schützen, für sich aber nur die Einkünfte des Schultheißenamtes behalten. Mühlhausen antwortete: Man wünsche, wie mit Bern und Solothurn, so mit allen Eidgenossen ewigen Bund; das Schultheißenamt behalte man sich vor, wieder einzulösen; von einem Vogt aber wolle man nichts wissen, bei alter Freiheit bleiben und sich auch den Bund mit elsaßischen Reichsstädten vorbehalten. Auch Kaiser Maximilian versprach wiederholt Geldsummen für die Anerkennung der Oberherrlichkeit seines Hauses; das Anerbieten ward ausgeschlagen, und ein Bürgermeister, der es empfahl, abgesetzt. Endlich ward Mühlhausen 1516 von den Eidgenossen in ewigen Bund aufgenommen. In Zeit eines Menschenalters war sie von

Schulden nicht nur befreit, sondern der König von Frankreich war ihr für 600 Gulden jährlichen Zinses Schuldner geworden.

Rothweil, eine durch das kaiserliche Hofgericht angesehene schwäbische freie Reichsstadt, suchte Schutz vor der sie umgebenden Macht des würtembergischen Hauses in einem 1463 auf 15 Jahre mit den VIII Orten geschlossenen Bündniß, nahm dann Theil am Burgunderkrieg, wie an den italienischen Feldzügen, und ward endlich 1519 von allen Eidgenossen, mit Ausnahme Basels, in ewigen Bund aufgenommen. Später zeigte sie aber nur selten Theilnahme an eidgenössischen Angelegenheiten. Bern erhielt von daher in Valerius Anshelm, Michael Röthlein und Berchtold Haller seine vorzüglichsten Lehrer.

Genf.

Stadt und Bischof bis zum Schluß des XV. Jahrhunderts.

Das uralte Genf liegt an dem Westende des von ihm benannten See's, dem da die Rhone entfließt, im Schooße einer Gegend, wo Natur und Kunst noch alle Schönheit des herrlichen Landes vereinigt, das dieses kleine Meer umgibt. Genf war erst Grenzstadt des Allobrogerlandes gegen Helvetien, blühte dann in römischer Kultur, fiel durch die das Kaiserreich zerstörenden Barbarenhorden in Schutt, erstand aus demselben wieder unter den burgundischen Königen, ward eine der Hauptstädte ihres Reiches und ging mit demselben an die Franken über. Wahrscheinlich war hier schon im IV. Jahrhundert eine Christengemeinde und ein Bischoffitz. Die Lage machte diese Stadt zu aller Zeit in Beziehung auf Krieg und Handel wichtig. Durch sie gingen Kriegszüge aus dem Frankenreich nach Italien, und Karl der Große stiftete wahrscheinlich die hiesigen Messen. Sie war eine Hauptstadt des zweiten Burgunderreichs. Im Mittelalter stritten sich auch hier die Grafen des Landbezirkes, die aus Beamteten

Erbherren, und die Bischöfe, die aus Pfarrern Fürsten wurden, um die Hoheits- und Herrschaftsrechte. Die Bischöfe siegten, weil sie zugleich vom Kaiser, der die Grafen zu ihren Vasallen machte, und von der Bürgerschaft, die unter ihrer Regierung mehr Freiheit und Sicherheit fand, begünstigt wurden. Kaiser Friedrich I. machte (1162) den Bischof zum Reichsfürsten und Herrn von Genf, der sammt der Stadt unmittelbar unter dem Kaiser stehen solle; nie aber und auf keine Weise sollte er sie veräußern dürfen. Der Graf von Genf war der Kastvogt des bischöflichen Stiftes, und empfing sein Land zu Lehen von ihm. In des Bischofs Namen ward vom Vidome (Vizthum, Statthalter) mit den 4 Syndiks (den von den Bürgern erwählten Häuptern der Stadt) das Recht verwaltet; die Appellation ging an den Bischof; auch hatte dieser alle herrschaftlichen Einkünfte aus der Stadt. In den frühesten Zeiten ward der Bischof von der Geistlichkeit und der Bürgergemeinde erwählt. Der bischöfliche Hof bestand aus 32 Domherren, welche Edelleute oder Doktoren (Gelehrte) sein mußten. Für den treuen Schutz des Bischofs und des Stiftes erhielt die Stadt fortschreitende Vermehrung der Rechte und Freiheiten; sie aber ward, besonders durch ihre Messen, immer reicher, und dadurch mehrten sich auch die Einkünfte des Bischofs. Indessen hob sich das bisher auf ein kleines Gebiet beschränkte Haus von Savoien schnell zu Macht und Ansehen. Schon gewann Graf Peter wichtige Besitzungen vom Grafen von Genf, die Herrschaft über die Waat, Schirmherrschaft über Bern. — Gegen Ende des XIII. Jahrhunderts traf es sich, daß der Bischof und der Graf von Genf Brüder waren und die Freiheiten der Stadt bedrohten; da trat sie mit Graf Amadeus von Savoien zu Beschützung ihrer Rechte und Freiheiten in Bündniß, und listig genug wußte dieser die günstige Gelegenheit zu seinem Vortheil zu nutzen. Der Bischof schloß nun (1290) auch einen Vertrag mit Amadeus (durch den er sich nun an den Genfern rächte), und gab diesem das Lehen der Vizthumei, d. h. die Befugnisse des Grafen. Aber noch im gleichen Jahre hatte sich der Bischof zu beklagen, daß Amadeus nicht nur das in Besitz nahm, was bisher zu diesem Amte gehörte,

sondern sich alle Gerichtsbarkeit anmaße, Richter und Beamtete ein- und absetze und des Schlosses sich bemächtige. So kam Savoien zu Besitz von Macht und Gewalt in Genf. Die Eifersucht der beiden Grafen verursachte 1307 einen Parteikampf in der Bürgerschaft. Während der Streitigkeiten zwischen dem Bischof und den savoischen Grafen erhielt die Stadt ihre Freiheiten, da beide Herren ihre Zuneigung zu erhalten suchten. Die uralten Freiheiten und Rechte der Stadt faßte Bischof Ademar Fabri 1387 in eine von ihm bestätigte Urkunde zusammen. Prozesse sollten vor dem Vizthum nicht schriftlich, sondern mündlich, nicht im Latein, sondern in der Muttersprache geführt werden; über Verbrechen aber die Syndiks neben dem Vizthum richten; die Appellation ging dann an den Bischof, der auch begnadigen konnte. Kein Bürger durfte vor ein fremdes Gericht gezogen werden. Der Preis von Brot und Wein ward vom Bischof, 2 Domherren und 4 Bürgern bestimmt. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne hatte der Bischof, vom Untergang der Sonne aber bis zu ihrem Aufgang die Bürgerschaft die Wache und die Gerichtsbarkeit. Die von den Bürgern jährlich gewählten 4 Syndiks ernannten noch 16 und später 20, welche mit ihnen den Kleinen Rath ausmachten. Die Bürgerschaft war dem Bischof nur zum Schutz seiner Person und seiner Herrschaftsrechte in der Stadt Kriegsdienst schuldig. Beim Antritt des Amtes schwur der Bischof Erhaltung und Schutz der Freiheiten und Rechte der Stadt. Gegen Kaiser und Reich hatte die Stadt keine Verbindlichkeit, als, wenn der Kaiser persönlich dahin kam, drei Tage öffentliche feierliche Gebete für seine und des Reiches Wohlfahrt zu halten. So waren die Bischöfe väterliche Beschützer und Mitverwalter des bürgerlichen Gemeinwesens. — Savoien kam endlich durch Kauf in den Besitz des Landes und der Rechte des Grafen von Genf, so daß die Stadt nun ganz von savoischem Gebiet umschlossen war. Nun suchte Amadeus, dem der Kaiser den Herzogtitel gegeben hatte, die weltlichen Rechte des Bischofs über Genf gegen anderweitige Entschädigung zu erhalten, und der Papst gab, unter Vorbehalt der Genehmigung der Bürgerschaft, die Zustimmung dazu. Als aber der Bischof

die Erklärung der Bürgerschaft verlangte, antwortete sie einmüthig: „Wir wollen keinen andern Herrn, als den Bischof, und verwahren uns für alle Zeiten gegen jede Veräußerung. Der Herzog erhielt nun auch vom Kaiser den Befehl, davon abzustehen. — Johann von Brogny ward 1423 Bischof zu Genf. Er war der Sohn eines Bauern und hütete als Knabe Schweine. Ein Kardinal bemerkte einst das ansprechende Wesen dieses Knaben, nahm ihn zu sich und ließ ihn studiren. Dann stieg der Jüngling von einem Kirchenamte zum andern bis zur Kardinalswürde hinauf, und war während der Erledigung des päpstlichen Stuhles Vorsteher der Kirchenversammlung zu Konstanz, und was ihn noch weit mehr ehrt: Niemand nahm sich des Johann Huß an, wie er. Erst im Greisenalter ward er zum Bischof von Genf gewählt. Wohlthätig verwandte er seine Einkünfte, besonders auch für die Armen, deren er täglich 30 speiste; er baute ihnen Häuser und gab ihnen Kleider; er sorgte besonders auch für seine armen Verwandten; armen Töchtern in der Grafschaft Genf gab er Aussteuer. Einen Schuster, der ihm als Knabe Schuhe, die er nicht bezahlen konnte, mit dem Scherz: „Bezahle mich, wenn du Kardinal wirst!“ geschenkt hatte, machte er zum Hofmeister. Er war Muster eines Bischofs, ächt fromm, sittenrein, gelehrt und streng in Erfüllung seiner Amtspflicht. Seiner Abkunft schämte er sich so wenig, daß er auf der Rückkehr von der Kirchenversammlung in dem Häuschen, wo er geboren worden, alle Greise seiner Bekanntschaft versammelte, mit ihnen speiste und sie reichlich beschenkte, und zur Erinnerung an seinen Ursprung ließ er sich als Knabe, der Schweine hütet, abbilden. Er wollte auch eine Hochschule in Genf errichten, die man aber, aus Besorgniß vor Unannehmlichkeiten von Studenten, ablehnte. Bald hernach aber (1429) stiftete der Rath eine höhere Freischule. — Jener Herzog Amadeus von Savoien, der die Herrschaft über Genf vom Bischof an sein Haus hatte ziehen wollen, trat später in den geistlichen Stand, ward unter dem Namen Felix V. von der basler Kirchenversammlung zum Papst erwählt, mußte aber dem Römerpapst Eugen IV. weichen und ward nun zum Kardinal und

Verwalter des Genfer Bisthums ernannt. Als solcher änderte er nun sein voriges Benehmen gegen die Stadt; er schützte die Rechte des Bischofs und der Stadt zugleich. Ueber ein halbes Jahrhundert hinab folgten sich nun, mit kurzer Unterbrechung, Bischöfe aus dem savoischen Hause. — Die Stadtregierung ward im XV. Jahrhundert von den 4 Syndiks und dem Kleinen Rathe, der aus 4 von jedem der Syndiks gewählten Bürgern, den alten Syndiks und dem Seckelmeister bestand, geführt. Bei wichtigen Angelegenheiten wurden noch einmal so viele Bürger zur Berathung gezogen, woraus dann der Große Rath entstand. Die Bürgergemeinde versammelte sich um 1460 vierteljährlich, und ließ sich ihre Freiheiten vorlesen, worauf Jeder vorbringen mochte, worin er glaubte, daß dieselben verletzt würden. Endlich gab sie dem Großen Rathe den Auftrag, als ihr Stellvertreter zu handeln. Die Stadt besoldete auch einige Gelehrte (Doktoren), die dem Rathe beiwohnten und in wichtigen Dingen ihr Gutachten zu geben hatten. Außer dem ihm als Vizthum zustehenden Antheil an der Gerichtsbarkeit hatte der Herzog kein Herrschaftsrecht in der Stadt. Er bat sie etwa um Unterstützung an Geld oder Volk, und sie ward bald mit dem Vorbehalt: „ohne Folge!“ bewilligt, bald abgeschlagen; kam er zur Stadt, so mußte er auf seine Kosten für sein Haus und Hof um Wohnung sorgen. In einem aufwallenden Zorne bemächtigte sich einst Herzog Ludwig der Stiftungsbriefe für die Messe zu Genf, und übergab sie dem König Ludwig XI. von Frankreich, der nun die Lyonermesse errichtete; was nicht nur Genf, sondern auch des Herzogs Land großen Schaden brachte. Die Genfer, unterstützt von den Eidgenossen, baten um Wiederherstellung. Der König versprach sie, wenn sie sich dem Herzog als ihrem Fürsten unterwerfen, das schlugen sie ab. Im Jahr 1512 hoffte der Herzog die Verlegung der Messe nach Genf wieder zu bewirken; er forderte aber immer dafür von der Stadt Anerkennung von Herrschaftsrechten, gewisse Abgaben und Huldigungseid. Da beschloß der Große Rath mit Zuzug vieler anderer Bürger, 300 an der Zahl, einmüthig: „daß die kostbare Freiheit allen andern Dingen vorzuziehen, und es besser sei,

keine Messe zu haben, als sie mit Knechtschaft zu erkaufen; man wolle deßwegen mit dem Herzog nicht mehr verhandeln." Der Herzog erbot sich dann, andere Forderungen aufzugeben, nur daß seine Oberherrlichkeit anerkannt werde. Neuerdings wurde beschlossen: „Besser ist's, frei und arm leben, als reich sein unter Knechtesjoch. Wir haben nie einem Fürsten auf Erde Huldigung gethan; das wollen wir noch nicht!" Dafür, daß die Genfer ihrem Bischof, Johann Ludwig, Zuzug für den Herzog Karl von Burgund bewilligten, mußten sie schwer büßen, theils durch Verlust vieler Bürger in Wallis, theils durch schwere Brandschatzung an die Eidgenossen. Schändlich lohnte ihnen auch des Bischofs Bruder, der Graf von Romont, der dafür, daß die Stadt Sicherheit von den Eidgenossen vor ihrem Rachezug erkauft hatte, mehrere angesehene Räthe und Bürger hinrichten ließ. Bischof Johann Ludwig schloß dann 1477 lebenslänglich für sich und die Stadt ein Burgrecht mit Bern und Freiburg. — Das unausgesetzte Bestreben der savoischen Fürsten, zur Herrschaft über Genf zu gelangen, erzeugte die eifersüchtigste Wachsamkeit auf die Rechte und Freiheiten und festen Widerstand gegen jeden Versuch, sie zu schmälern. Syndiks und Räthe sollten nicht Beamtete des Herzogs und des Bischofs sein. Das Rathsgeheimniß war so streng geboten, daß derjenige, welcher es brach, ehrlos und mit seiner ganzen Nachkommenschaft für unfähig zu einer Rathsstelle erklärt ward.

Die Unterdrückung. Philipp Berthelier.

Herzog Karl III. von Savoien begann seine Regierung (1501) mit Angriffen auf die Rechte der Stadt und des Bischofs; Genf sollte seine Unterthanenstadt werden. Bürger, welche ihrer Widersetzlichkeit halber sich in Gefahr sahen, begaben sich nach Freiburg, wo sie das Bürgerrecht erwarben, und aus Furcht vor dieser Stadt gab der Herzog einigen Verhafteten die Freiheit. Bald versprach er, Genf die verlorne Messe wieder zu verschaffen; bald drohte er, es zum ärmsten Dorfe seines Landes zu machen; die Syndiks verweigerten ihm den geforderten Huldigungseid. Als auch

der Bischof, Karl von Scißel, die Rechte der Bürgerschaft gegen den Herzog vertheidigen wollte, drohte er auch ihm: „Er werde ihm seine Würde rauben und ihn zum ärmsten Priester machen.“ Nach dessen Tode bewirkte der Herzog bei dem Papst Julius II., daß mit Verwerfung des rechtmäßig gewählten Johann, ein unehelicher Sohn des Bischofs Franz von Savoien zum Bischof aufgedrungen ward. Aus Furcht vor dem Bann und der Macht des Papstes und des Herzogs, willigte die Bürgerschaft in die Annahme. An ihm hatte nun der Herzog ein zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat williges Werkzeug. Willkürlich verlieh der Bischof das Bürgerrecht und zog damit viele Savoier in die Stadt. Bürger entzog er ihrem rechten Richter; er verweigerte den verhafteten Rechtsgelehrten Vanel dem Gericht der Stadt zu stellen; endlich trat er alle weltlichen Rechte des Bischofs an den Herzog ab. Papst Leo X. genehmigt die Abtretung; die Kardinäle hingegen widersprechen derselben, als einer Verletzung des Kirchenrechtes; die Bürgerschaft aber verwirft sie mit Unwillen. Als Vanels Söhne Bürgern, welche Pensionsbriefe hatten, vorwarfen: „das Geld ihres Herrn sei ihnen lieber, als die Freiheiten der Stadt,“ erschienen dieselben vor Rath, zerrissen sie in dessen Gegenwart und sprachen: „Wir sind nicht so sehr Diener des Bischofs, daß wir vergessen könnten, daß wir Kinder der Stadt seien; stellt uns auf die Probe und wir werden unser Gut und uns selbst für die Freiheit der Stadt aufopfern!“ Dieß that auch Philipp Berthelier, seit 1512 Mitglied des Kleinen Rathes, mit seiner Bestellung zum Schloßvogt. „Wenn ich,“ sagte er, „damit ein böses Beispiel gegeben habe, daß ich vom Bischof ein Amt annahm, das der Freiheit schädlich werden und dessen Nutzen mich vergessen machen könnte der Pflicht, die man dem Vaterlande schuldig ist, so zeige ich Euch jetzt, wie man es uneigennützig aufgeben müsse.“ Das Volk war unruhig geworden. Die Syndiks gehen zum Bischof und bitten ihn, den Zorn des Volkes nicht zu reizen, die Freiheiten der Stadt zu schirmen und Vanel dem Rathe zu übergeben. Der Bischof, in Furcht gesetzt, gibt Vanel los. Aber durch die grausame Mißhand-

lung eines andern Bürgers, Pecolat, erneuerte sich die Erbitterung. Bald erregte jugendlicher Muthwille Unruhe. Ein Verwandter eines bischöflichen Richters, Großi, rief in Gesellschaft mehrerer Anderer, worunter auch Berthelier war, bei Nacht Spottworte über denselben. Dafür werden sie vor das bischöfliche Gericht berufen, aber mit Ausnahme des Berthelier und einem Paar Anderer begnadigt. Berthelier, dem man nun nachstellte, begab sich nach Freiburg, wo er seit 1506 das Burgrecht hatte, und da er nicht wohlhabend war, so wurde er im Spital daselbst unterhalten. Nach Genf ließ er wissen: vor seinen rechtmäßigen Richtern wolle er zu Recht stehen, wenn er sicheres Geleit erhalte. Er arbeitete indessen an einem Burgrecht zwischen Freiburg und Genf. Nachdem er sicheres Geleit erhalten, kam er zurück, vertheidigte sich siegend gegen alle Anschuldigungen von Aufruhr u. dgl. Als der Bischof und der Herzog sahen, daß er frei gesprochen werden müsse, ließen sie ihm Vergebung anerbieten, wenn er ihre Gnade anrufen wolle. Er antwortete: „Nur Verbrecher müssen zur Gnade ihre Zuflucht nehmen, Biedermänner nicht; nach der Strenge des Rechtes will ich verurtheilt oder losgesprochen werden.“ Freiburg sprach für ihn durch Gesandte. Nun wurden auf savoischem Gebiet zwei junge Genfer gefangen, gefoltert, ohne allen Erweis eines Verbrechens enthauptet, und ihre Leichname zum Hohn und Schrecken vor der Stadt aufgehängt. Jetzt ward eilig das Bündniß mit Freiburg geschlossen, worin die Rechte des Bischofs und des Herzogs vorbehalten wurden. Vergeblich ließ der Herzog durch die Eidgenossen Freiburg von diesem Bund abmahnen, und ebenso vergeblich forderte er von Genf die Auslieferung Bertheliers und 12 Anderer. Der Prozeß Bertheliers ward von dem rechtmäßigen Gericht entschieden. Für jenen Muthwillen wurde er mit einer Geldstrafe belegt; alle andern ihm vom Bischof angeschuldigten Vergehen aber falsch befunden. — Durch Ueberraschung der nicht gerüsteten Stadt gelingt es dem Herzog, daß sie ihm auf die Bedingung, nur mit 500 Mann einzuziehen und keine Rache zu üben, geöffnet wird, und sie gibt den Bund mit Freiburg auf. Aber der Tirann zieht mit seinem Heer über die nieder-

gerissene Stadtmauer ein und macht Anstalt, 60 Bürger hinrichten zu lassen, als er vernimmt, daß Freiburg mit aller Macht aufbricht, die Waat einnimmt und gegen Genf anrückt. Das schreckt ihn. Es kommen auch eidgenössische Gesandte zur Vermittlung. Der Herzog verspricht, die Stadt ohne Beschädigung zu räumen, ihre Freiheit unverletzt zu lassen und eine Entschädigung von etlichen tausend Kronen an Freiburg zu bezahlen, die Streitigkeiten aber sollen durch das Recht entschieden werden. Auch dieses Mal hält er sein Versprechen nicht; die Genfer mußten die Entschädigung an Freiburg bezahlen; das Bündniß durften sie nicht erneuern; der Bischof zog nun, statt des Herzogs, Soldaten in die Stadt.

Berthelier, der sich in Genf aufhielt, wurde nun der Tod zugedacht. Man warnte ihn. Er ahnete sein Schicksal ohne Kummer und bezeugte, daß er den Tod nicht fürchte; nach den Widerwärtigkeiten, die er ausgestanden habe, sei er ihm erwünscht. Beinahe täglich ging er in einen Garten vor der Stadt. Ein Paar Tage nach dem Einzug des Kriegsvolkes, den 23. Augstmonat 1519, war er eben auf dem Wege dahin, ein Kaninchen im Busen tragend und mit ihm spielend. Da kam ihm der Amtmann des Bischofs mit Soldaten entgegen, ergriff ihn im Namen des Bischofs und nahm ihm seinen Degen. Berthelier sagte ihm darüber mit Nachdruck: „Behaltet ihn wohl, denn Ihr sollt Rechenschaft davon geben.“ Man führte ihn auf die Insel in Gefangenschaft. Die Wache sagte zu ihm: „Bitte den Herrn um Gnade!“ „Welchen Herrn?“ fragt Berthelier. Die Wache: „Den Herrn von Savoien, unsern und Euern Fürsten.“ „Er ist nicht mein Fürst,“ antwortete Berthelier, „und wenn er es auch wäre, so würde ich ihn nicht um Gnade bitten, denn ich bin unschuldig. Verbrecher und nicht brave Leute haben darum zu bitten.“ Aber — erwiederte man ihm mehrmals — „so mußt Du sterben.“ Er schweigt und schreibt an die Mauer des Kerkers: „Non moriar, sed vivam, et narrabo opera Domini,“ d. i. „Ich werde nicht sterben, sondern leben und Gottes Thaten preisen.“ Man schickte zu seinem Verhör einen besonders dazu verordneten Profosen, einen armen, schlechten

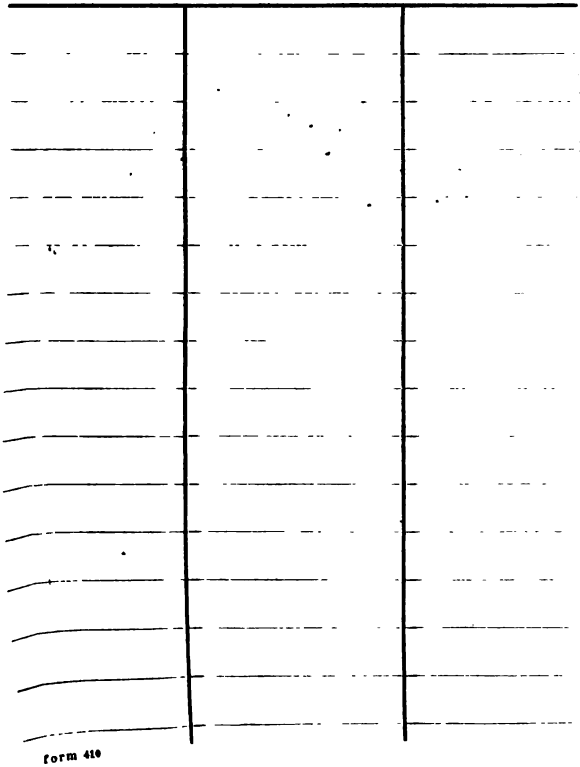
kerl, da sich kein Biedermann dazu gebrauchen ließ. Dieser fordert einen Eid von ihm, die Wahrheit zu gestehen. Berthelier antwortet: „Wenn die Herren Syndiks, welche meine Richter sind, mich fragen, so werde ich ihnen antworten, und nicht Dir, dem dieß nicht zusteht.“ Die Syndiks verlangen Bertheliers Auslieferung; der Bischof schlägt sie ab. Am folgenden Morgen kommt der Profos mit Soldaten, mit einem Beichtvater und mit dem Scharfrichter ins Gefängniß. Der Profos befiehlt Berthelier, ihm zu antworten. „Das werde ich nicht thun,“ sagte er. Der Profos: „Ich befehle es Dir bei Verlust deines Kopfes.“ Berthelier wiederholt die Weigerung. Nun spricht ihm der Profos das Urtheil: „Da Du, Philipp Berthelier, dich dadurch und sonst immer als ein Rebell gegen meinen und deinen Fürsten betragen, des Verbrechens der beleidigten Majestät und anderer todeswürdigen Dinge dich schuldig gemacht hast, so sollst Du enthauptet werden.“ Hierauf weist er ihm den Beichtvater, mit dem sich Berthelier nicht lange unterhielt. Dann wurde er dem Scharfrichter übergeben, der ihn auf dem Platze vor dem Gefängniß hinrichten sollte. Heitern Muthes ging Berthelier hinaus, verrichtete ein kurzes Gebet und wollte eine Rede an seine Mitbürger halten. Das gab der Profos nicht zu und befahl seine Hinrichtung. Der Scharfrichter heißt ihn niederknieen. Berthelier kniet, ruft: „O meine Genfer....“ Da fällt sein Haupt. Auf einem Wagen führt der Scharfrichter nun dessen Leichnam durch die Stadt, den Kopf aber hält er in seiner Hand und ruft: „Seht den Kopf des Verräthers Berthelier! nehmet ein Exempel daran!“ Die fremden Soldaten und einige vom Pöbel riefen Beifall; die Guten durften nicht laut athmen. Bertheliers Kopf wurde neben die zweier anderer Genfer aufgesteckt. Was aber die Genfer noch nicht thun durften, das thaten Freiburger-Soldaten, die durch die Stadt zogen; sie nahmen den Kopf ab und begruben ihn mit Ehrerbietung in geweihte Erde. Einer, Bertheliers heldenmüthige Standhaftigkeit bewundernd, machte auf ihn die Grabschrift:

„Was denn schadet der Tod mir? Die Tugend blüht auf nach dem Tode. Weder mit Marter noch Schwert tilgt sie der wilde Tirann.“

Im Jahr 1526 verlangten mehr als hundert Bürger vor Rath, daß an dem Tage und zu der Stunde, da Berthelier vor sieben Jahren, wegen der Vertheidigung ihrer Freiheit enthauptet worden, die Geistlichen, der Rath und alle Bürger unter dem Geläute aller Glocken der Stadt zur Kirche gehen und seine Jahreszeit feiern sollen. Der Rath beschloß: es soll die Jahreszeit für Berthelier und Alle, so für die Stadt gestorben sind, mit einer Messe begangen werden; der Besuch aber soll frei stehen. Zwei Tage nach Bertheliers Hinrichtung mußte die Bürgerschaft, die entwaffnet worden war, andere dem Herzog und Bischof gefällige Syndiks wählen; auch einige Rathsglieder wurden ausgestoßen. Durch eine Gesandtschaft läßt sich der Herzog bei der Tagsatzung rechtfertigen. Levrery, ein Rathsherr, der im Rathe gesagt: „der Herzog sei nicht Herr der Stadt," ward gefangen weggeführt, und aller Fürsprache ungeachtet, hingerichtet. Noch mehreren Räthen, welche Levrery's Meinung getheilt hatten, droht das nämliche Schicksal, und sie fliehen nach Freiburg, wo man sich nun der Verfolgten mit ausharrendem Eifer annimmt, und auch Berns und Solothurns Fürsprache für sie gewinnt. Der Herzog verspricht zwar rechtliche Behandlung, aber untersagt den Geflohenen die Rückkehr nach Genf, so daß sie nur auf seinem Gebiet parteiisches Gericht hätten finden können. Sie kehren nicht zurück. Noch eine kurze Zeit liegt der Schrecken des Tirannen auf Genf, bis es dann im Burgrecht erst mit Freiburg, dann mit Bern die ersehnte Rettung und Herstellung seiner Freiheit findet.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



form 410

B'D MAY 4 1915